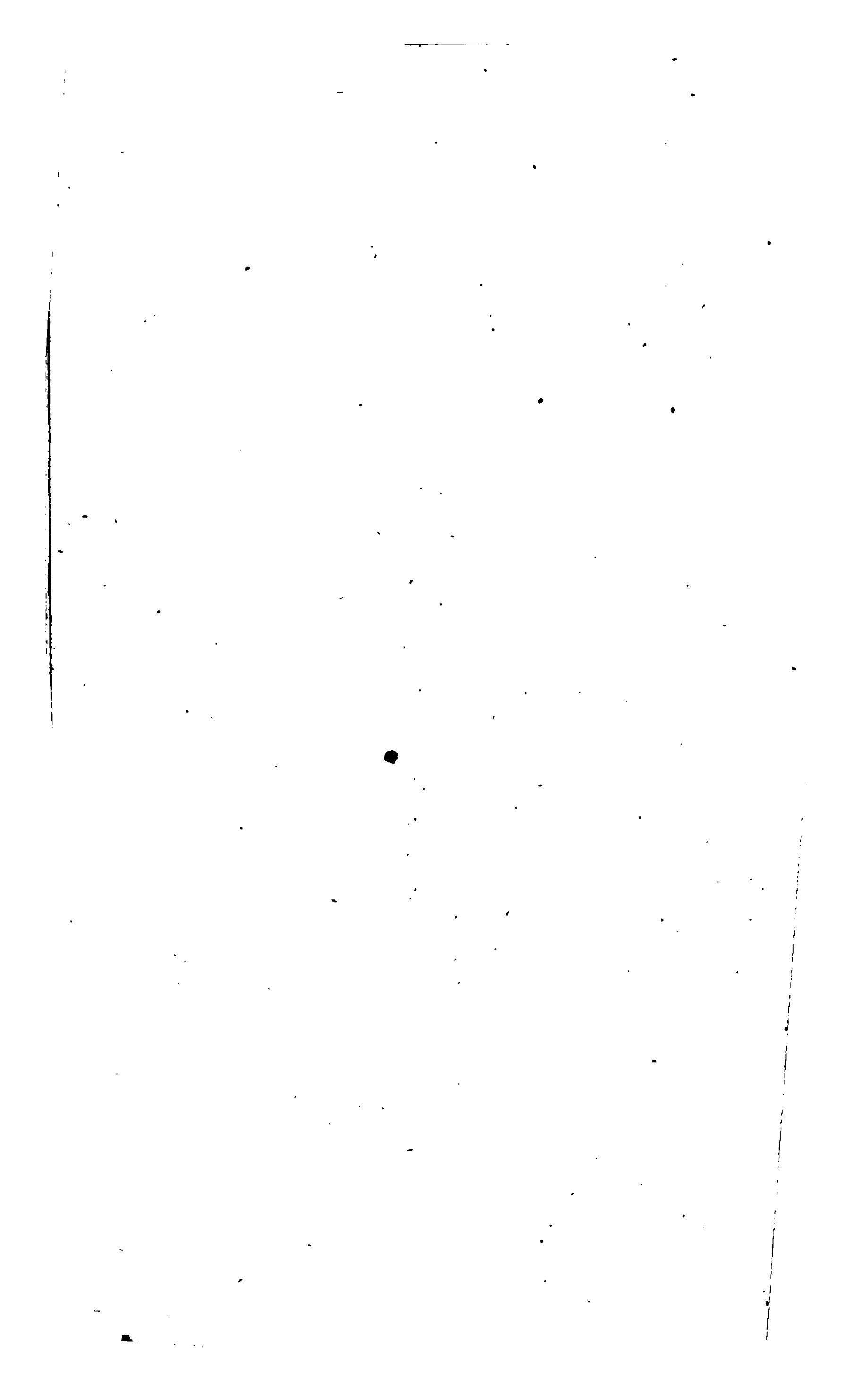
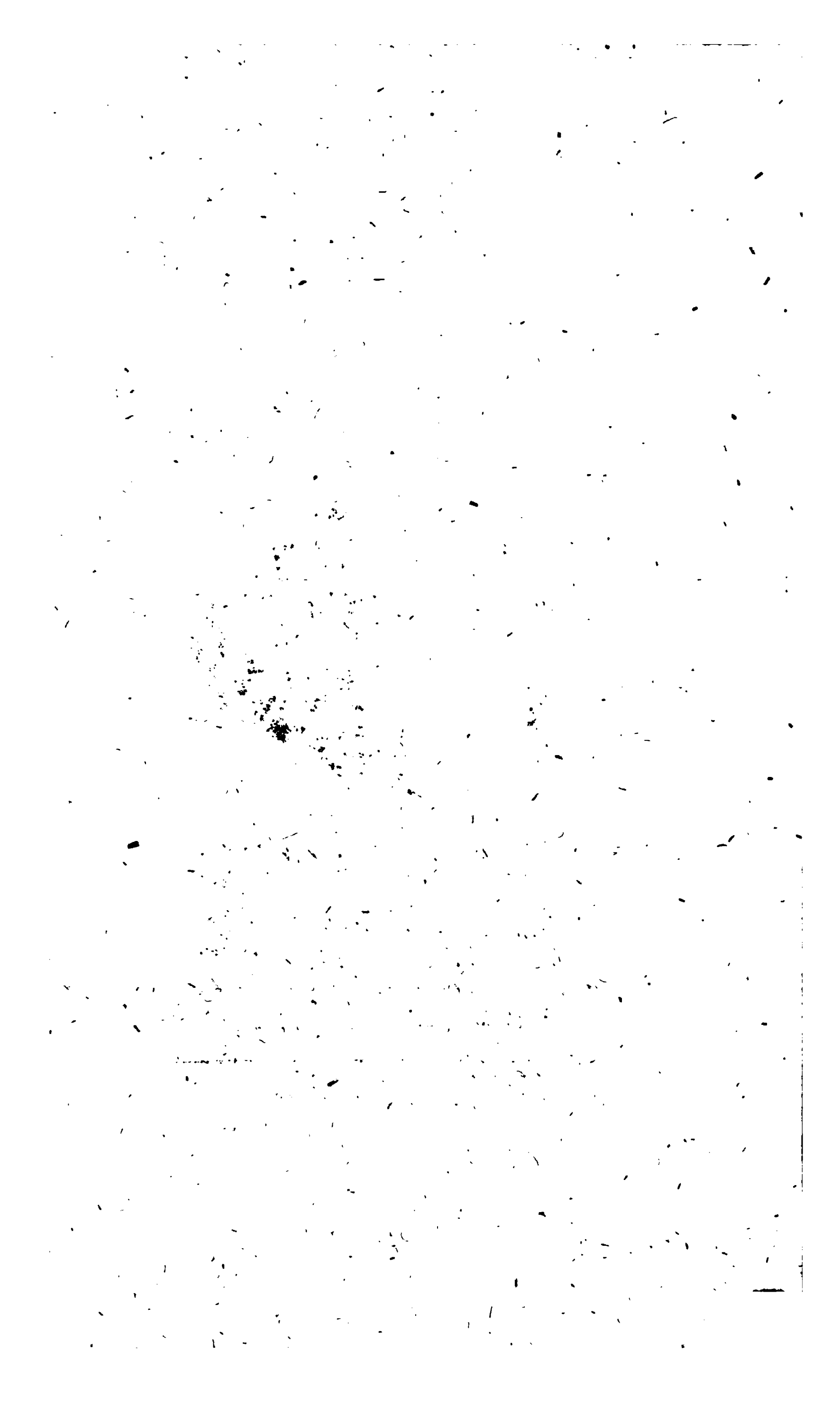








August Hennings

Königl. Dänischer Kammerherr
und Oberbeamter der Aemter
Ploen und Ahrensböck

geb. zu Pinneberg 1746. d. 19. Julius.



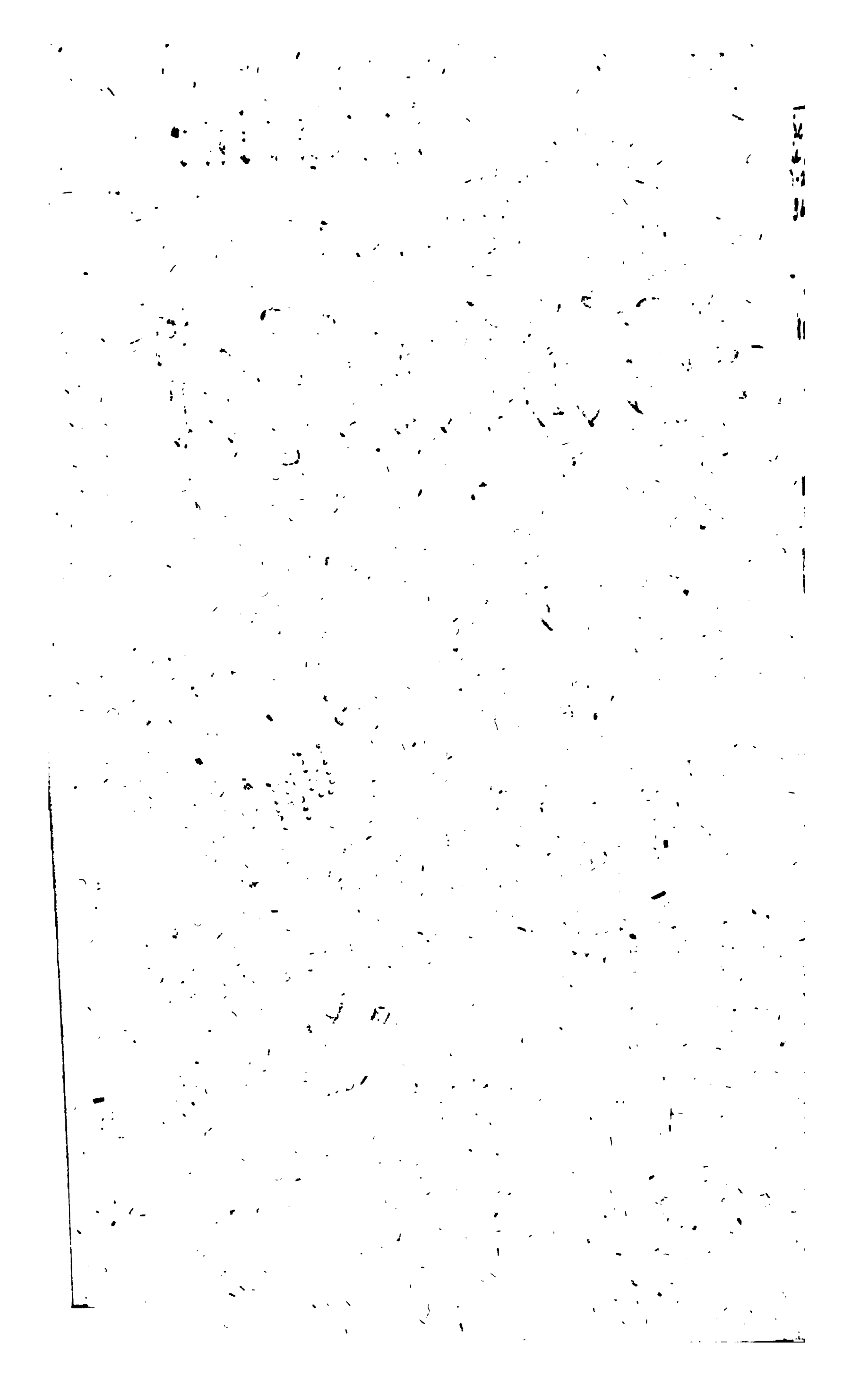
Neue allgemeine deutsche Bibliothek.





Des LVII. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1801.



Verzeichniß

der

im 1. Stücke des sieben und funfzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften.

VI. Theater.

VII. Romane.

2) Saint

VIII. Schöne Künste.

IX. Weltweisheit.

X. Mathematik.

XI. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

XII. Geschichte.

XIII. Gelehrtengeschichte.

XIV. Erdbeschreibung.

XV. Erziehungsschriften.

Anwa.

XVI. Vermischte Schrifften.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Geschichte der Sittenlehre Jesu. Von Carl Friedrich Stäudlin, D. und Prof. der Theologie zu Göttingen. Erster Band. Göttingen, im Vandenhöck- und Ruprechtischen Verlage. 1799. Vorrede S. V—XX. Inhaltsanzeige S. XXI—XXXIV. die Geschichte 833 S. 8. 2 Rg. 4 gr.

Auch unter dem Titel:

Johann David Michaelis Moral. Dritten Theils Erster Band.

Der zweyte Titel, den die obige Schrift erhalten hat, bezieht sich darauf, daß der Verf. die Moral des sel. Michaelis herausgegeben, und bereits damals (1792) das Versprechen gethan hatte, mit derselben als dritten Band eine Geschichte der christlichen Moral zu verbinden. Indessen war ihm ein jüngerer Schriftsteller mit dem Versuch einer Geschichte der christlichen Moral, Ascetik und Mystik, vorzüglich in literärischer Rücksicht, wovon der erste Band Dortmund 1798 erschien, zuvorgekommen. Hr. St. erkennt selbst in der Vorrede, daß der Verf. des letztern Buchs, fleißig gesammelt und wohl geordnet, wenn auch keinen engern Gesichtspunkt gefaßt habe. Doch sah er zugleich sehr richtig ein, daß sein gewählter Gegenstand erst dann mit Glück bearbeitet werden könnte, wenn die Geschichte der Sittenlehre unter den Ebräern vor Jesus mehr aufgeklärt worden wäre. Nun hatte er bereits der Michaelisschen Moral Bemerkungen über Plan,

Inhalt und Zweck einer Geschichte der christlichen Sittenlehre vorgesetzt. Allein, wie er schon in seiner Götting. Bibl. d. theol. Lit. bey Gelegenheit einiger Aeußerungen über die Bearbeitung der Kirchengeschichte nach höhern Prinzipien (Bd. 3 St. 2) manches genauer bestimmen mußte: so arbeitete er sich auch für die Darstellung der chr. Sittenlehre durch mehrere Programmata vor, in denen er einzelne Parthien seines Gegenstandes behandelte. Im J. 1794 gab er schon einen allgemeinen Umriß in dem Progr. Theologiae moralis Ebraeorum ante Christum historia, welchen er 1795 in den Commentt. theol. ed. a Velthusen etc. Vol. 2. wieder erscheinen ließ. Darauf erst gieng er auf das Einzelne. Im J. 1796. 1797 gab er ein Progr. de Mosis disciplina morum heraus, welches einen Theil seiner Comm. de legum mosaicarum momento ausmacht. Im J. 1798 endlich sein Pr. de prophetarum Ebraeorum doctrina morali. — Alle diese Gelegenheitsschriften sind, ihren Hauptmomenten und Resultaten nach, durch das jetzt anzuzeigende Werk ziemlich entbehrlich gemacht worden; nur etwa hie und da ausführlichere Erläuterungen einzelner Stellen sind in den letztern Einladungsschriften enthalten. Doch sagt der Verf. selbst S. 185 von der zweyten, daß in der gegenwärtigen deutschen Bearbeitung Alles ausführlicher und schärfer untersucht ist, und daß er auch über manche Punkte seine Meinung schon geändert habe. Es versteht sich, daß man über die Moral Jesu in des Verf. Grundrisse der Tugendlehre. Th. I. Götting. 1798 gr. 8. ebenfalls bereits Belehrungen finden konnte. Mit diesem, welchen er auch (nach S. 539 Anmerk.) absichtlich dieser Geschichte unmittelbar voranschickte, steht die letztere überhaupt in erläuternder Verbindung.

Der allgemeine Umriß dieses Werks ist folgender: Eine doppelte Einleitung geht voran. Die erste führt zur Geschichte der Sittenlehre Jesu, S. 1—56; die zweyte zur Geschichte der Sittenlehre unter den Ebräern, S. 57—70 ein. Darauf folgt die Geschichte der Sittenlehre unter den Ebräern selbst, S. 71—536. Die Sittenlehre Jesu und der Apostel, S. 539—809. Die Einleitung in die Moral der Kirchenväter überhaupt, S. 810—833.

Schon aus dieser Einrichtung des Ganzen erhellet, daß die eigentliche Geschichte der christlichen Moral selbst

in diesem Bande kaum angefangen, und daß der Geschichte der ebräischen Moral, ein sehr beträchtlicher Theil des Buches eingeräumt worden. Es wäre zu wünschen, daß die letztere Geschichte entweder eine besondere Schrift ausgemacht, oder doch abgesondert von der Geschichte der christl. Moral hätte verkauft werden können. Der Verf. verspricht in der Vorrede S. XIX, bey einer etwanigen zweyten Auflage, für das letzte zu sorgen. Für jetzt aber hätte das Werk wohl den allgemeinen Titel: Geschichte der Moral unter den Ebräern und Christen, erhalten sollen.

In der ersten Einleitung finden sich allgemeine Bemerkungen über die Idee, das Prinzip, die Theile, den Umfang, Pragmatismus, Nutzen, die Quellen, Hülfsmittel und Schwierigkeiten einer zweckmäßigen Geschichte der Moral Jesu, die viel Gutes und Treffendes enthalten. Mehreres davon läßt sich passend auf eine, auch nach Meiners allg. krit. Gesch. der Ethik (Th. 1, 1800) noch fehlende Geschichte der Moral überhaupt anwenden, und giebt ein gutes Seitenstück zu Ewerbeck's noch immer brauchbare Schrift super doctrinae de moribus historia, eius fontibus, u. s. w. ab. Zu einer Geschichte der Sittenlehre Jesu rechnet der Verf. eine Gesch. der moral. Begriffe, Grundsätze und Lehren, der Form und Methode ihres Vortrags, der Sitten und Sittlichkeit unter den Christen, und noch specieller: des Einsiedlerlebens, der Mystik, des geselligen Lebens, der Bußübungen, der Sekten und Gegner. Zu dem Pragmatismus einer solchen Geschichte will er nicht sowohl das Streben mancher jungen Philosophen unserer Zeit gerechnet wissen (Vorrede S. XV), die Geschichte an empirischen Thatsachen ärmer und an Spekulationen reicher zu machen; als vielmehr den streng moral. Geist, der sie belebet, die ursprüngliche Idee derselben, die sie leitet, die Rücksicht auf die jedesmal herrschende Moralphilosophie, auf die Ursachen ihrer Veränderungen. auf ihre Fortschritte und Rückschritte, endlich auf ihre Wirkungen, die sie zu begleiten pflegten. Als ein hier zu fassender Hauptgesichtspunkt wird S. 27 der einer geoffenbarten Moral genennt; insofern nämlich die christliche als solche als ein Mittel betrachtet werden kann, die reine Vernunftmoral nach und nach herbeyzuführen, und man eine Offenbarung des Gottes in uns, unsrer Vernunft, annimmt. Als Quellen jener

Geschichte werden die öffentl. Koncilienakten, die Liturgieen, Bekenntnißschriften, obrigkeitliche Verordnungen, und die Schriften der einzelnen Religionslehrer und Kirchenschriftsteller aufgeführt; wornach die Literatur der Hülfsmittel mit vieler Vollständigkeit angegeben ist.

In der zweyten Einleitung werden ähnliche Gegenstände in näherm Bezug auf die Geschichte der Moral unter den Ebräern auseinander gesetzt. Es werden die leitenden Ideen in dieser Geschichte, wie von Einem Gott, von einem Messias, von dem mosaischen Gesetz, die bisherige Weise ihrer Bearbeitung, ihre Quellen und Hülfsmittel dargestellt. So vollständig auch die Literatur in der Nähe einer Göttinger Bibliothek werden konnte: so hat doch Rec. einige Schriften vermißt. Er nennt hier nur Sam. *Bohlii* Ethica Mosaica. Hanoviae 1613. Fleury Sitten der Israeliten. Henr. *Scharbau* de fatis studii moralis in gente iudaica. Lipf. 1712, Io. *Franckii* Ethica divina ex דברי קהלת. Brandenb. Meclenb. 1724. Uebrigens war Erhard Schmid in Jena der erste, der in seiner Gelegenheitsschrift de Theologia biblica zuerst von einer biblischen Moral und einer biblisch-moralischen Polemik (1788) sprach. Der in dem Oster-Meßkatalog von 1800 angekündigte kurze Abriß einer Geschichte der Moral der Ebräer von L. R. ist, wenn er Einen Verf. mit den ebenfalls 1799 angefangenen Moral-Beyspielen, d. h. S. A. T. exeg. und psychol. erläutert und praktisch bearbeitet, hat, erst durch die Stäudlinsche Arbeit möglich worden (denn er ist ein schaamloses Plagiat derselben, dessen Verf. ganze Seiten aus der Stäudlinschen Geschichte abgeschrieben hat); indeß jenem Hrn. R. eben da vielleicht die auch 1799 begonnene praktische Einleitung ins A. T. von Berger zur Benutzung zu statten gekommen seyn könnte.

Die Geschichte der Sittenlehre unter den Ebräern eröffnen einige (obgleich sehr dürftige) Bemerkungen über die Beschaffenheit der Quellen der ältesten Geschichte der Moral jenes Volks. Diese findet er in der Genesis; doch fühlt er selbst, daß ihr Gebrauch nur unter gewissen Einschränkungen bestehen konnte. Er mußte die Ungewißheit eingestehn, in der wir noch über das Alter der in jenem Buche enthaltenen Urkunde schweben, und eine wahre

Thatsache von der Einkleidung zu unterscheiden, noch so sehr außer Stande sind.

Gerade hier war nun der Ort, historische Kritik anzuwenden; aber eben diese Seite ist eine der schwächsten des Buches. Zuerst ist es schon eine ganz eigene, wahrhaft seltsame, Vorstellung des Verf., die er noch dazu an mehr als einem Orte geäußert hat, daß vor Moses, ja selbst, wie es scheine, vor Abraham (S. 78) ein Zeitalter unter den Ebräern (die doch erst NB. mit Abraham anfiengen!!) vorhanden war, in welchem eine Art von Philosophie(!) über Religion und Moral rege war, welches in der Folge wieder verschwand, und besonders durch das mosaische Gesetz sehr lange gehindert worden sey, wieder einzutreten. »Man bemerkt es unter mehreren Völkern,« setzt Hr. St. hinzu, »daß mit dem ersten Erwachen der Bildung die »menschliche Vernunft auf die wichtigsten Gegenstände fällt, »und einige glückliche Griffe thut; nachher aber bald durch »politische Anstalten, bald durch Kriege, bald durch Staats»veränderungen, bald durch gelehrte Systeme, wieder zu»rückgeworfen, oder auf Gegenstände geworfen wird, die ih»rer minder würdig sind.« S. 121 ist diese Meinung wiederholt: »Wissen wir genau, wie alt die Welt zur Zeit »Mosis war,« schreibt der Verf. »und ob nicht selbst unter »den Israeliten ein Zeitalter der Kultur vorher»gieng, von welchem uns nur noch wenige Spuren »übrig geblieben sind?« Rec. wäre begierig, die zwingenden Bestimmungsgründe und die passende Analogie zu kennen, wornach eine solche Hypothese weniger ungereimt erschiene; obgleich noch Michaelis in s. Einl. in das A. T. die Menschheit im frühen Weltalter in einer großen Erleuchtung dachte. Eckermann in s. theolog. Beytr. V. 251. Nr. 172 behauptet etwas Aehnliches. Wohl gemerkt, unter den Ebräern oder Israeliten vor Mose, ja vor Abraham, soll, nach unserm Verf., ein solches Zeitalter höherer Kultur vorausgegangen seyn. — Von den Urkunden der Genesis sagt er S. 149: daß sie ohne Zweifel vor Moses existirt haben, oder, wie es S. 74 heißt, lange vor M. verfaßt seyen; wenigstens gewisse Vorstellungen enthielten, welche lange vor M. unter den Israeliten bekannt waren, und von gewissen Weisen verbreitet wurden. Sodann kann sich kein Schriftsteller unserer

Zeit über die Aechtheit der in den folgenden Büchern von Moses befindlichen mosaischen Gesetze, stärker und unbedingter ausdrücken, als es unser Verf. that. Er nimmt zwar nicht den ganzen Pentateuchus; wohl aber (S. 128) die Gesetze, und diese ganz und durchaus (vergl. S. 123) als ächt an; ja er läßt sie den Moses nicht nur selbst gegeben, sondern auch aufgezeichnet, geschrieben und gesammlet haben (S. 118. NB. wenn er beydes wirklich konnte!), und dieß in einem solchen Umfange, als es kaum Hr. Ackermann zu behaupten wagte. Die Gesetze seyen (nach S. 124. 125) überhaupt nach der Ordnung der Zeit, in welcher sie Moses gab, gereihet. »Nur wenn wir Moses als Urheber und Redakteur dieser Gesetze annehmen, »läßt sich bey den meisten ein Grund angeben, warum sie gerade an diesem Orte stehen. Moses zeichnete sie nach und »nach auf, so daß allmählig das Gesetzbuch unter seinen »Händen entstand.« (Auf so manche Einwürfe, wie, daß der Gesetzgeber, Heerführer, Volksberather, nicht Zeit hatte, so viel zu schreiben; daß er selbst in Aegypten damals keine bequeme Schrift und Schreibmaterialien vorfand; daß die sogenannte mosaische Sprache mit der der spätern heiligen Bücher nicht wenig gleich ist; daß nach der Analogie aller Gesetzgebungen ein grosses Gesetzbuch nur sehr allmählig und erst in verschiedenen Generationen entstehen konnte; — auf Alles dieß findet man hier gar keine befriedigende Berücksichtigung und Zurechtweisung.) Nur allgemein heißt es S. III. in der Anmerk.: »Dem Moses schreibe ich aus »vielen Gründen, die hier nicht ausgeführt werden können, »weit mehr Antheil an der Abfassung und Anordnung »des Pentateuchs zu, und setze auch die Erfindung der »Schreibekunst früher, als man nach neuern Untersu»chungen glauben möchte.« Nicht wenig neugierig muß der V. mit dieser Aeusserung alle die machen, welche keinen entscheidenden Grund erblicken. Billig hätte er uns mit seinen besondern und neuen Gründen vor allen andern bekannt machen sollen, da sie auf die folgende Untersuchung von Einfluß waren. Und dennoch giebt der Verf. selbst das Rhapsodische, Planlose und Ungeordnete jener Gesetze (S. 124) zu; dennoch gesteht er (S. 188) ein: »wir können nicht alles mit »Gewißheit auf die Rechnung Mosis schreiben, was ihm »im Pentateuchus beygelegt wird. Es wird durch »neuere Untersuchungen wenigstens immer zweifel»haf-

»hafter, ob die historischen Theile des Werks von Mo-
»ses selbst sind, oder wie viel etwa von ihm ist. Gesetzt, daß
»er keinen oder nur wenig Antheil an den historischen Ab-
»schnitten hätte: so könnte es seyn, daß manche seiner Hand-
»lungen von dem spätern Verf. oder den Verf. in ein falsches
»Licht gestellt worden wären; und in eben diesem Falle müß-
»ten wir die Moral des Verf. des Pentateuchus noch
»von der Moral Mosis unterscheiden.« (Warum hielt Hr.
St. diese Unterscheidung nicht fester? Warum unterschied er
auch vorher und nachher so wenig die Denkart des Histori-
kers — und — der Menschen, die er schildert?) »Aber
»wer will hier die Grenzen ziehen?« (Antwort: nur der
kann sie ziehen, der mit eines Ilgens Scharfblick und Ge-
duld, erst a posteriori, von der Ansicht der Urkunden, ihrer
verschiedenen Sprache, Ansichten, u. s. w. ausgeht und
schließt, ehe er durch Machtsprüche a priori entscheidet.)
S. 118 heißt es: »die historischen Theile des Buchs erre-
»gen freylich schon (?) dadurch (?), daß alles so sehr ins
»Wundervolle ausgemalt ist, Verdacht wider sich, und
»sind in manchen Stellen so beschaffen, daß sie entweder erst
»lange nach Moses geschrieben oder stark interpolirt seyn
»müssen.« — Doch auch die Abschiedsreden Mosis in dem
letzten Buche von ihm, erklärt er (S. 127. 128) für ein
ächtes Werk Mosis, namentlich, weil aus K. 31, 24—26
erhelle, daß sie noch als ein Theil des Gesetzbuchs betrach-
tet würden, und weil spätere ebräische Propheten und Dich-
ter (nach David?) sie benutzten. — Bey allen von S.
117—128 vorgebrachten Gründen für die von Moses selbst
geschehene Aufzeichnung der Gesetze, ist das relative Alter der
Aeußerungen in den erstern und den spätern Büchern von
Moses, der wahre Sinn von נו zur Zeit der schriftlichen
Abfasser des Pentateuchus, das Zeitalter der schriftlichen
Abfassung des Josua, ganz aus der Acht gelassen. — Da
wir hier die kritischen Vermuthungen des V. zusammenstellen
wollten: so fügen wir gleich hinzu, daß sich dessen früheres, so
beengte Ansicht des Buchs Hiob, als könne nur Salomo
sein Verf. seyn, jetzt S. 283 f. dahin modificirt hat, daß
es ein Produkt des Salomonischen Zeitalters sey.
»Wenn Salomo auch das Buch nicht selbst geschrieben hat:
»so ist es doch der von ihm am meisten angeregte, empor-
»gebrachte und kultivirte Geist und Ton, der in diesem Bu-
»che herrscht, und vor diesem Könige waren die Kenntnisse,
»war

» war die ganze intellektuelle und ästhetische Kultur, welche
» dieß Buch voraussetzt, unsers Wissens unter dem ebräi-
» schen Volke noch nicht vorhanden. Uebrigens ist es höchst
» wahrscheinlich, daß in diesem Buche ältere poetische
» Urkunden benutzt sind, welche vielleicht aus den Prophe-
» tenschulen herstammen.« — Bereits 1794 erneuerte be-
kanntlich die alte Meinung des Gregorius von Nazianz,
der auch den Salomo zum Verf. macht, nur bescheidner
modificirt, Nachtigall im Henkischen Mag. f. Rel. Bd. 2.
S. 484: » es sey jetzt wohl ausgemacht, daß das Buch H.
» nicht vor Salomo geschrieben wurde, « wobey er sich na-
mentlich auf K. 9, 9. berief. Vergl. Eckermanns theol.
Beytr. 5, 243. Hr. Stäudlin behauptet also auch 1797
nichts ganz Neues. Bemerkenswerth ist Eichhorns gleich-
zeitiges Urtheil in s. Literärgeschichte: » Ein Gedicht, völ-
» lig einzig in seiner Art, das uralt seyn muß, wenn es ei-
» nen wirklichen Hebräer zum Verf. hat; aber jünger seyn
» kann, wenn es von einem hebräischen Seitenverwandten
» gedichtet ist.«

So viel und dasjenige glaubt unser V. doch immer aus den Urkunden des ersten Buchs von Moses zu ersehen, was für Vorstellungen sich vormosaische Weise und Israeliten von dem Zustande, den Sitten und moral. Begriffen der ältesten Menschen und der Vorfahren des israelit. Volks gemacht haben. (S. 74) Nur findet es Rec. immer bedenklich, im Allgemeinen Aussprüche eines Weisen in Stellen anzutreffen, ehe man die Stufe schärfer bestimmt hat, auf welcher dieser Weise mit seiner Weisheit stand. Sonst kann man eben sowohl eine sinnliche Sprache für arme Vorstellungen, als eine arme Sprache für tiefe Begriffe angewendet glauben und finden. Auch hier also muß die Kritik strenger gebraucht werden. S. 92 spricht Hr. St. gar davon, daß die, von denen Abrahams Geschichte in der Genesis herkomme, alte genialische und fühlende hebräische Weise gewesen seyn müssen. — Bey den ersten Menschen (S. 75) hätte es nicht übersehen werden sollen, daß es immer nur die Menschen waren, welche sich der Verf. jenes Dokuments, bey seinen Vorkenntnissen, als die ersten dachte — Sollte ferner nicht schon zu viel Spekulation dem unbestimmt sogenannten alten Weisen von dem Herrn Doktor Stäudlin geliehen seyn, wenn er ihm zutrauet, er habe nicht bloß den Menschen mit einem Hange zum Verbotenen behaftet geglaubt

glaubt (S. 79), sondern er wolle es auch (S. 80) zu verstehen geben, daß jener Hang sich von den ersten Menschen auf alle ihre Nachkommen fortgepflanzt habe. — Bey Kain wird S. 81 bemerkt: »Schon hier der Gedanke, daß bloß die Frömmigkeit des Opfernden seine »Gabe Gott angenehm mache. Schon jetzt Opfer,« u. s. w. Diese Vorstellung hat allerdings auch schon Heinrichs zu Hebr. 2, 4 noch kürzlich aufgestellt; allein, daß Kain durch sein ganzes Leben moralisch böser, und Hebhel moral. besser gewesen sey, davon hat die Urkunde nichts; wenigstens stellt sie die Gesinnung der Brüder nicht als die nächste Ursache des Mißfallens der Gottheit auf. Nur Gott angenehmer wird Hebhel dargestellt. Die Ursache der bessern Aufnahme suchte aber, nach Rec. Ermessen, schon Michaelis sehr richtig in der gewählten Lebensart des Einen und des Andern. Daß schon jetzt Opfer waren, hätte aber Hrn. St. nicht bloß auffallen, sondern auch befremden und zu der Frage führen sollen, welchen Antheil wohl der Referent daran haben dürfte, der hier erzählt. Ilgen läßt bekanntlich die eine Urkunde gar nicht von Opfern sprechen. — S. 82 erwartete Rec. vor Henoch noch einen Blick auf die erfindungsreiche Familie des doch vertriebenen Kains, wie auf den allmählig gestiegenen Uebermuth in eben diesem Familienzweige der Ackerbauer; ein Umstand, der in einer Geschichte der Moral, seines Umfangs wegen, eben so wichtig war, als er ohne Gewalt auch schon aus den dürftigen Nachrichten abstrahirt werden konnte. — S. 84 ist wieder übersehen, was Ilgen bereits andeutete, daß die reinen Thiere von der Einkleidung des levitisch gesinnten Jehovisten herrühren. Aber Hr. Stäudlin läßt überhaupt sehr oft den Jehovah sprechen, wo doch nach den Urkunden genauer die Gottheit Elohim reden sollte. — S. 85 heißt es: »Noahs Opfer hat eine grosse Wirkung, Noah erhält von Jehovah Gesetze.« Des Opfers Wirkung war dieß wohl gerade in der Seele der Verf. nicht; zudem hat nur der Jehovist das levitische Opfer, und nur der eine Elohist die Gesetze. — Bey der Erwähnung des Menschenmordes S. 88 hätte der Verf. auf Ilgens Erklärung von 9, 6: »durch Menschen sollen Menschenmörder fallen« prüfende Rücksicht nehmen sollen, indem dann hier keine Ahnung der Blutrache, geschweige ihre Einführung, zu finden wäre. — S. 91 dürfte man etwas über den sogenann-

nannten babylonischen Thurmbau, über die Quellen von Abrahams Moral, über den Ursprung der Abgötterey, berührt erwarten. — In Abraham werden auch hier zu reine Begriffe vorausgesetzt. So heißt es S. 92, er müsse sich um die Verehrung Jehovahs (den doch Moses erst einführte) wirklich große Verdienste erworben haben; seine Seele sey stets voll von dem Gedanken Jehovahs gewesen; er habe sich (S. 99) berufen geglaubt, die Verehrung Jehovahs auch bey Andern auszubreiten (in Luthers Uebersetzung steht nämlich: er predigte von dem Namen des Herrn), u. s. w. Auch fragt es sich überhaupt, wiefern wohl, ohne einen besondern Entschuldigungsgrund anzugeben, eine ausführliche Exposition des Privatbetragens und der Charakteristik einzelner Ebräer, in die Geschichte der Moral der Nation gehörte?

Da man gerade in Jakobs Geschichte dem Geschichtschreiber die Absicht beygemessen hatte, in Jakob einen gemeinen und unedlen Charakter darzustellen: so bemerkt Hr. St. S. 101 gerade das Gegentheil: »er, der Geschichtschreiber, habe ihn »vielmehr überall als den Liebling Jehovahs dargestellt, und »nehme sich wohl in Acht, auch nur in die Manier und den »Ton etwas Mißbilligendes einfließen zu lassen.« Hr. St. hätte nur noch hinzusetzen sollen, daß in den von ihm angeführten Stellen vorzüglich der Jehovist rede. Uebrigens bemerkt er S. 102 selbst, daß Esau nach unsern Begriffen wirklich ein besserer Mensch, gerade, offen, jähzornig, aber doch versöhnlich und großmüthig; Jakob aber, nach den Vorstellungen des damaligen (?) Zeitalters und — des Geschichtschreibers, der vorzüglichere sey, den Jehovah vorgezogen habe. Mit Recht wird auch Josephs Charakter S. 109, in dessen Kultur man, wie in der Kultur Mosis, die Frucht zweyer Länder entdeckt, von seiner vortheilhaften Seite ausgezeichnet. Maaßregeln eines scheinbaren Despotismus, die sich Joseph gegen die Aegyptier zu Schulden kommen ließ, hätten auf den Geist des Landes, in dem dieser Ebräer sich zuerst ansiedelte, führen und die Geschichte hier pragmatischer machen können.

Bey Moses Moral S. 111—189 wird, in Hinsicht auf Kants Ansichten der mosaischen Konstitution, bemerkt, daß das mosaische Gesetz selbst mehrere Spuren zeige, wel-

che die Absicht Mosis verrathen, den Charakter seines Volks zu bessern, und die Verehrung Jehovahs durch ein frommes Herz zu befördern. Auch der Begriff von Einem Gott, so unvollkommen er übrigens noch ausgedrückt sey, enthalte manches Erhabene und Wahre. Auch daraus, daß das mosaische Gesetz nichts vom Glauben an ein künftiges Leben verrathe, folge noch nicht, daß es gar keine Religion enthälte. »Wirklich kann man (S. 153) fast nicht »zweifeln, daß nicht Moses und die Israeliten zu seiner »Zeit diesen Glauben an ein andres Leben hatten. Nur »Glaube an Unsterblichkeit darf man bey ihm nicht suchen, »d. i. an eine Vergeltung und an ein Fortschreiten in moral. »Vollkommenheit.« Moses lehre doch eine, wenn gleich hienieden beschränkte Vergeltung. (Wohl hätte hier Warburtons bekannte Hypothese berühret werden sollen.) Moses wollte zwar keine Verbindung der Israeliten mit den abgöttischen Völkern; wohl aber wollte er die letztern allmählig durch Annahme des israelit. Glaubens mit dem Volke Gottes vereinigen. Der ganze mosaische Kultus war symbolisch; auch die Opfer sollten gewisse reinere moralisch-religiösere Vorstellungen begründen. Moses vermischte Moral und Politik, was ein Fehler seines Volkes war. Dennoch könnte die Hauptabsicht Mosis auf Beförderung der Religiosität gegangen seyn. »Es ist überhaupt eine Schwäche der »Menschen (S. 170), daß sie zur bürgerlichen Verfassung »der Religion bedürfen, und daß sich Religion und Moral »nicht wohl ohne bürgerl. Verordnungen erhalten und fort-»pflanzen kann.« Und S. 175: »Ein bürgerl. Gesetzbuch »wollte M. liefern; die Moral ließ er sparsam und in allge-»meinen Grundsätzen einfließen, und suchte selbst durch po-»litische Gesetze auf Beförderung der Sittlichkeit hinzuwir-»ken. In einem Staate, wo Religion und Politik so enge »vereinigt waren, war es nothwendig, daß auch die Prie-»ster eine große weltliche Macht hatten... Es hat sich »aus diesen mosaischen Einrichtungen nach und nach »ein schrecklicher hierarchischer Despotismus, ein so »grausamer Verfolgungsgeist, ein so drückendes, Geist »und Herz einengendes und lähmendes Pfaffenthum, »eine so unbeugsame Intoleranz, ein so qualvoller Gewissens-»zwang im Judenthum und Christenthum entwickelt, »daß der Freund der Menschen und der freyen Religiosität »und Sittlichkeit, es nicht ohne Seufzer über das Loos und

»die

»die Beschaffenheit der Menschengattung, und kaum ohne »Thränen lesen kann.« — — Der Verf. geht darauf zu den Wirkungen dieses Gesetzes fort, S. 179—184. Er sucht die Gründe des Enthusiasmus der Israeliten für jenes Gesetz, außer dem Genie des Gesetzgebers, auch in der Beymischung vieler Keime der wahren Religion. (Nur hätte Hr. St. erst historisch nachweisen sollen, wie früh oder vielmehr wie spät jener Enthusiasmus begann, und aus wie verschiedenen Gründen zu verschiedenen Zeiten?) Von S. 185—189 versucht er Schlüsse aus Mosis Handlungen und seinem Charakter auf dessen Moral. Doch wagt er das Individuelle in den moral. Begriffen des Gesetzgebers bey weitem nicht gehörig herauszuheben, indem er S. 188 die Gränzen zu finden verzweifelt, wo der Verf. des Pentateuchus sich verrathe, und wo der unverfälschte Moses spreche. Eben so unbestimmt bemerkt er bald darauf S. 191 bey den moral. Vorstellungen der Richter, es sey der Mühe werth, auf einige Handlungen dieser Männer aufmerksam zu machen, »weil daraus die moral. Vorstellungen des Zeital»ters, freylich vielleicht auch hie und da des Geschicht»schreibers, hervorleuchten.« (Wer wünscht hier nicht eine Ilgensche Kritik?)

Samuel und die Prophetenschulen. S. 197 f. Der Geist und Charakter von jenem wird zwar gehoben; jedoch auch bemerkt, daß er zuweilen, und zwar nach dem mosaischen Gesetze ganz konsequent, hart und grausam handle. — Davids Charakter und Einfluß S. 208. Zu viel ist es gesagt (S. 211), daß alle, auch noch so späte Psalmen in seiner Manier, alle ihm nachgeahmt, alle seinen Liedern an Inhalt, Geist und Ton ähnlich sind — was durch den Zusatz, daß sich merkliche Verschiedenheiten unter denselben finden, noch nicht wahrer wird. Auch hätte Rec. statt des aufrichtigen Bekenntnisses S. 212: »ich will »nun ohne weitere bestimmte Ordnung Beyspiele der »verschiedenen Gattungen (?) von Psalmen — — anfüh»ren, die in Rücksicht auf die Moral merkwürdig sind« — lieber eine Trennung der verschiedenen Gattungen und noch mehr eine auf diese Trennung gebauete gedrängte Uebersicht der darin herrschenden Hauptbegriffe gewünscht. Auch wird S. 227 aus dem spätern 103. Psalm, wie aus andern, für Davids Vorstellungen bewiesen. — Kein vorhergehender

Israelit

„Israelit hatte so sehr als Weiser die Fesseln der Auctorität zer„brochen, als Salomo. Hier lehrt nicht der Jude für den „Juden; sondern der Mensch für den Menschen Moral.“ Wir können jedoch, sagt der Verf. S. 244 von dessen Buch der Sprüche, auch hier nicht mehr genau Salomo's eigene Moral von der Moral früherer oder späterer Weisen trennen. Den Koheleth betrachtet er S. 260 f. als einen Abdruck der Gemüthsstimmung Salomo's gegen das Ende seines Lebens, welche vielleicht dieser Fürst selbst in einzelnen Aufsätzen schilderte; die denn ein späterer Ebräer zu diesem Ganzen zusammensetzte. Er findet es also unerweislich, daß das Buch erst nach dem Exil geschrieben sey, hört auch darin einen Mann, der die Unsterblichkeit weder geradezu verwirft, noch annimmt; vergl. S. 549—551, wo man unerwartet eine nochmalige Erklärung über das Buch findet. Uebrigens findet er auch in dem Hohenliede S. 282 Moral. — Die Trennung des Staats hatte traurige Folgen für Sittlichkeit. S. 297 f. Die Stimme der Propheten wird wichtiger, ihr Einfluß größer, ihre Geistesentwickelung sichtbarer. Als vier klassische Stellen aus der Propheten-Moral hebt er wieder die bereits in einem Programm erläuterten Stellen Jes. 1, 11—20. Amos 5, 22—24. Mich. 6. Jes. 58. 59 aus, und bringt dann von S. 312 an, Einiges über die Moral der einzelnen Propheten bey. Von der Sammlung unter des Jesaias Namen urtheilt er S. 318, daß ihm entweder alles nachgeahmt, oder unter seinem Namen gedichtet sey. „Deswegen und weil wir doch nicht mehr ge„nau unterscheiden können, wem und welchem Zeitalter je„des Stück angehört: so wollen wir sogleich auf den ganzen „Inhalt des Buchs Rücksicht nehmen.“ Die charakteristischen National-Erwartungen eines messianischen Zeitalters leitet er ursprünglich von der erhabenen Idee eines einigen Gottes her; daher sie unter keinem heidnischen Volke entstehen konnten. —

In der Angabe des Einflusses des Exils auf die Denkart der Nation S. 347 f. hat Herr St. auch manche eigne, nur nicht immer gehörig begründete, Behauptungen. Man muß sich, meint der Verf., die Veränderungen nicht so groß vorstellen, als gewöhnlich geschieht. Der Einfluß ward eigentlich mehr in der Sprache, der Manier und den bildlichen Vorstellungen ihrer Propheten und Dichter, als

in der ganzen Denkart der Nation sichtbar. Schon vorher glaubten die Israeliten an gute und böse (?) Engel; jetzt lernten sie mehr von ihrer Natur, ihren Gestalten, Gattungen und Wirkungen. Der Glaube an magische Künste, setzt er jedoch selbst hinzu, wurde eben durch die Engellehre, und zwar erst nach dem Exil, durch den Zusammenfluß anderer Umstände genährt. — Der Geist der Prophezeyhung (?) erlosch. (vergl. S. 405.) Propheten konnten nur so lange bestehen [und geduldet werden], als der Glaube an stets fortgehende göttl. Offenbarungen, und unter der Nation wenig Kultur Statt fand.

Unter den ägyptischen Juden Mönchsgeist, Mysticismus und allegorische Deutung. Das Buch der Weisheit schreibt er S. 375 nur Einem Verf. zu, der außer dem A. T. fast die ganze morgenländische Philosophie benutzte. Wie er bey ihm den Glauben an Vergeltung nach dem Tode finde, so in seiner Moral einen schon sehr gemilderten Particularismus. S. 375 f. werden die historisch-moral. Schriften und moral. Dichtungen in Palästina ebenfalls wieder einzeln durchgegangen. — S. 417 f. handelt der Verf. die Moral der jüdischen Religions-Secten ab. Er bemerkt von der Stelle des Josephus Ἀρχαιολ. 13, 10, 6, daß da von einer nichtgeschriebenen Ueberlieferung die Rede sey, gegen Woltmann. Er nahm zugleich auf die pharis. Moral des Talmud Rücksicht. Mit Recht erklärt er es S. 447 für eine zu rasche Folgerung, daß der Sadducäismus aus dem Koheleth darum entstanden sey, weil sich Sadd. bey der Bestreitung der Unsterblichkeit auf Stellen desselben berufen. Vorzüglich breitet sich Herr Stäudlin über die Secte der Essener aus, S. 456—488. Er selbst sagt S. 466: „Ich habe die Beschreibung derselben aus den Nachrichten des „Josephus und Philo, wie es denn auch nicht (?) an„ders (?) seyn konnte, zusammengesetzt.“ Allein Rec. giebt dem Verf. zu erwägen, daß eine gute Kritik nicht zu rasch vereinigt, und das Verhör jedes Zeugen besonders anstellt, um Verschiedenheiten derselben für das Lokal eines Jeden desto schärfer zu bemerken. Daraus übrigens, daß eine Verschiedenheit zwischen praktischen und kontemplativen Essenern Statt fand, will er nicht gefolgert haben, daß die Therapeuten keine Essener waren; es aber doch auch nicht für unmöglich halten, daß die Therapeuten sich unabhängig von den

Essenern bilden konnten. Zu den Schriftstellern S. 477 welche mit Eusebius und Hieronymus die Therapeuten für Christen hielten, gehörte auch Jos. Just. Scaligers Schrift: Serarii Delirium fanaticum, quo Essenos Monachos Christianos fuisse contendit. Noch bemerkt der Verf. S. 495, daß vielleicht die Behandlung der allegorischen Deutungen als Mysterien, zur Entstehung geheimer Orden unter den Juden Gelegenheit gegeben. Rec. sucht vielmehr den Grund in dem herrschenden Mysticismus des Zeitalters und Landes. Nur hätte der Verf. statt der weitschweifigen Beschreibung der Essener, die meistens Uebersetzung der alten Aussagen selbst ist, lieber sich an die Hauptstellen halten sollen. Anstatt die Stelle aus Josephus Ἀρχ. 18, 1, c. 9. bloß abzuschreiben, hätte er sie lieber genauer und befriedigend interpretiren sollen; was sie noch mit andern zu bedürfen scheint. Eben so konnte man vom Verf. eine Zurückweisung des argen Vorwurfs des Tacitus erwarten, dessen Stelle der Verf. gleich voranstellte, und in der die Essener von dem Römer für zum Theil abgelebte Sünder erklärt wurden. — Die Charakter-Schilderung und die Darstellung der Moral des Philo S. 490 — 534 ist eine der gelungensten und treuesten Erörterungen dieses Buchs.

Die Geschichte der Sittenlehre Jesu S. 539 f. ist hier nur erst durch die Bücher des N. T. durchgeführt. Es wird die Nothwendigkeit und der Zusammenhang der Frage nach dem Ursprunge dieser Sittenlehre mit der Gesch. d. hebr. Moral gut gezeigt, auch bemerkt, was Jesus aus dem A. T. gelernt habe, und wie er zu dem Entschluß kam, eine große sittliche Revolution in der Welt zu bewirken. Des Verf. unbefangene Prüfung gereicht ihm zur Ehre; auch scheint er einen von dem von Reinhard dargestellten Plane Jesu etwas verschiedenen Weg einzuschlagen. Mit findet man hier wieder seine Lieblingshypothese: daß Jesus in dem Institute der Essener erzogen und gebildet zu seyn scheine, auch gegen Ködderwalds Zweifel ausgeschmückt; indeß der Verf. S. 593. vergl. 609 doch selbst zugiebt, daß Jesus sich zu keiner der herrschenden Religions-Secten geschlagen habe. Ueber den Geist der Moral Jesu, ob er ihn gleich erst kürzlich in s. Grundriß der Tugendlehre charakterisirt hatte, wird hier mit der Unbefangenheit des Historikers bemerkt, daß er sich zwar bis zu einem gewissen Grade über den jüd.

Partikularismus erhob; jedoch zugleich aus Gründen gezweifelt, ob Jesus eine vom Glauben an Jehovah unabhängige Tugend lehrte, und nicht überdieß wollte, daß man erst an ihn, als den wahren Messias, glauben müsse, ehe man eine Gott wohlgefällige Tugend ausüben könne. Es wird ohne Rückhalt zugegeben, daß sich Vieles von dem moral. Mysticismus in den Reden Jesu finde (S. 597 f.); jedoch auch seine Entfernung von einem müssigen Therapeuten herausgehoben. Es wird nicht ganz geläugnet, daß in seiner Sittenlehre ein Keim der Mönchs-Moral (S. 601.) enthalten war, jedoch auch sein Widerspruch gegen den Pharisäismus und die trübe Ascetik bemerkt. Von dem Stoicismus wird die Moral Jesu dadurch unterschieden (S. 608), daß in der letztern mehr bescheidene Nüchternheit und engere Vereinigung mit der Religion bemerkbar werde. Zugleich wird bemerkt, daß man nicht wohl ein höchstes Princip der Tugendlehre Jesu angeben könne, daß es (nach S. 613) auch Jesus selbst nicht aufgestellt, vielmehr von allen Grundsätzen Gebrauch gemacht habe, die je als höchste Moralprincipe aufgestellt worden sind. Eben so würde man nicht leicht ganz neue, einzelne moral. Lehren bey ihm antreffen; dagegen sey die Vereinigung und Unterordnung ihrer Theile neu [S. 551 f. dieß wird einst wohl noch eine schärfere Bestimmung erfordern]. Von S. 614 an werden einige Hauptlehren Jesu vorgetragen, welche wir nämlich ausdrücklich im N. T. erwähnt finden.

Die Moral der Apostel, ihrer ersten Freunde und Gehülfen, und der Evangelisten, so wie die moral. Denkart und die Sitten der Christen in dem apostol. Zeitalter, wird von S. 626—645 zuerst überhaupt angegeben; dann der Zustand der Sitten und moral. Vorstellungen unter den ersten Christen S. 645—677 beschrieben; eben so die Veränderungen in dem moral. Zustande der Heiden S. 678—709; zuletzt die Moral des Paulus, Jakobus, Petrus und Judas; und der moral. Zustand der Christen-Gemeinen, an welche die Briefe derselben gerichtet sind, S. 710—810. Der Verf. wird sein Resultat (S. 809), daß im N. T. weit mehr Moral als Dogmatik, und daß die letzte fast nur um der ersten willen da sey, wohl gegen eine andre neuere Behauptung, daß die ganze Moral des N. T. eine

noth-

nothwendige Folge der damaligen Dogmatik und von dieser abhängig war, zu rechtfertigen wissen.

Nach dieser historischen Darstellung der christl. Sittenlehre, setzt er für die Geschichte der Moral Jesu vorläufig noch fünf Perioden fest. Diese sind aber nicht solche, welche der christl. Moral ausschliessend eigenthümlich sind; sondern die äußern Perioden der allgemeinen christl. Kirchengeschichte, von denen der Verf. meint, daß sie die schicklichsten sind. Vielleicht gewinnt aber der Verf. im Verlaufe seiner Untersuchung selbst noch erst mehr charakteristische Perioden für diese Wissenschaft, als die, welche Konstantin und Karl der Große, u. s. w. angeben. Auf den letzten zwanzig Seiten dieses ersten Theils der Geschichte der Sittenlehre Jesu, hat der Verf. außer der Aufführung und Kritik der Schriften über die Moral der Kirchenväter, noch einige Bemerkungen über die Beschaffenheit dieser Moral überhaupt gegeben, welche die Verdienste der kirchl. Lehrer um dieselbe, ihre Erkenntnißquelle für sie und ihren Geist, im Allgemeinen berühren. Indessen hat sich der Verf. so eben durch sein Pfinastprogramm: De scriptis *patrum*, quos vocant, *apostolicorum* veris et suppositiriis, *historiae disciplinae morum christianae antiquioris* fontibus et documentis insignibus. Gott. 1800. 4. wieder vorzuarbeiten angefangen; wovon jedoch erst die Comment. I. erschienen ist.

Schon die bisherige Uebersicht dieses Werkes, in welcher Rec. ohnehin nur einige der leitenden Hauptideen ausheben konnte, und hier und da mit einem Urtheile begleiten wollte, wird zu der Einsicht unsrer Leser hinreichen, wie reichhaltig das Ganze sey. Es ist natürlich, daß sich bey jeder historischen, vollends bey einer so speciell historischen Ansicht der heil. Bücher der Juden und Christen, manche neue Gesichtspunkte über den Zusammenhang der in denselben zerstreueten Vorstellungen, manche neue Entscheidungsgründe für gewisse Auslegungen entwickeln müssen; daher auch der Exeget hier und da brauchbare Winke finden und benutzen wird, vergl. z. B. S. 229. 278. 282. Ein paar eigne Geständnisse des Verf. in der Vorrede S. VII. und XII. über sein Werk, verdienen aus mehr als einer Ursache, unter andern auch darum bemerkt zu werden, weil sie den Geist und die Tendenz seiner Schrift sprechend genug charakterisiren. „Was auch „das Schicksal dieses Werks seyn mag, schreibt der Verf.: so

„wird mich das Bewußtseyn, frey, unbefangen, gewissenhaft „und mit reinem Interesse an der Sache selbst geforscht und „geschrieben zu haben, stets erfreuen, und mich mit der Ue„berzeugung erfüllen, daß es früher oder später gewisse „wohlthätige Wirkungen nicht verfehlen wird. — Auch „in dieser Geschichte wird man vielleicht hier und da „anstößige Stellen finden, und, wenn ich bey dem Ab„drucke dieses Werks schon das Aergerniß gekannt hätte, „was verschiedene Stellen meiner Tugendlehre verursacht „haben: so würde ich gewiß hier noch mehr, als bereits von „mir geschehen ist, dafür gesorgt haben, es gänzlich abzuwen„den. Ich hoffe jedoch, daß die Bestimmungen und Ein„schränkungen [an denen es, wie Rec. versichern kann, am „wenigsten fehlt], mit welchen hier auch die freyesten Sätze „von mir behauptet werden, keinem aufmerksamen Leser ent„gehen werden. Ich glaube sogar, daß dieser Band „eine wahre, für das Zeitalter allein befriedigende Apo„logie der Bibel A. und N. T., und der Offenbarung „Gottes, zu welcher diese Bücher die Urkunden in sich fassen, „enthält." Man darf dem Vf. das Zeugniß geben, daß ein eben sowohl pragmatischer als rein moralischer Geist durch das Ganze weht, der zugleich menschlich genug ist, die bessere Seite auch unvollkommener Erscheinungen auf so verschiedenen Graden der Kultur anzuerkennen; daß der Verf. die Fortschritte der neuern Literatur nicht bloß kannte und zweckmäßig anführte, sondern auch in schickliche Verbindung mit dem zu setzen wußte, was er selbst aus den Quellen — ausheben wollte, oder eigentlicher — mehr nur abschrieb; daß ein unverkennbarer Fleiß und eine unparteyische Würdigung einzelner Haupterscheinungen seinen unversteckten freymüthigen Bemerkungen vorangieng, welche Unpartheylichkeit ihm desto mehr zur Ehre gereicht, da er sich z. B. in der Ansicht des Mosaischen Gesetzes, auch gegen Kant, dem er sein Werk zugeeignet, erklärte; daß endlich seine Schreibart, besonders wo sie sich mehr hebt, des Gegenstandes würdig, und von Trockenheit und Dunkelheit entfernt ist.

Auf der andern Seite vermißt Rec., wenn er sein Urtheil über diese Geschichte der ältern Moral kurz abgeben soll, in derselben nichts so sehr, als eben die Geschichte. Zwar ist ihre Form geschichtsmäßiger, als etwa Berger's sogenannte prakt. Einleit. ins A. T., die mehr ein Handbuch für den Ge-

Gebrauch des Predigers ist und auch wohl seyn sollte. Allein die Aufreihung einzelner, oft der Länge nach übersetzter, Stellen der heil. Bücher, meist nach ihrer gewöhnlichen Ordnung, in Verbindung mit einiger Charakteristik merkwürdiger bibl. Personen, wie Herr Stäudlin hier liefert, ist noch keine Geschichte. Noch immer ist sie bloß Materialien-Sammlung; wenn sie auch gleich minder nachgeschriebene Kompilation aus neuern Hülfsschriften, als aus den Quellen selbst ist. Aber auch eine aus den Quellen rein geschöpfte Zusammenstellung von moral. Begriffen, würde auch die treueste Uebersetzung einzelner Stellen, mit einigen Reflexionen begleitet, noch nicht heißen können, wenn sie nicht einen Schritt weiter versuchte, und das, was in den sogenannten klassischen Stellen vermischt liegt, zu sondern, die Hauptbegriffe von Nebenbestimmungen zu scheiden, den Grad der Deutlichkeit wie — des Fortschrittes zu bestimmen, und den Antheil der Einkleidung von dem Begriffe zu trennen, sich bemühte. Daß eine solche historisch-kritische Bearbeitung der Moral der Ebräer auch in diesem Werke, trotz seines beträchtlichen Umfanges, nicht geliefert sey, muß Jedem in die Augen leuchten. Wenn auch Rec. überzeugt ist, daß es leichter war, eine solche Zusammenstellung, wie der Verf. zu liefern: so ist er doch auch überzeugt, daß er mit seinen Ansprüchen an eine ächte Geschichte der Art von einem Gelehrten unsers Zeitalters, gar nichts Idealisches und Unerreichbares fordere. Es war das **Wenigste**, aus dem Texte des A. T. selbst ganze Aeußerungen zu ziehen, **wenig**, auch noch sie nach den Büchern zu ordnen und zu beurtheilen, **wenig**, auch die Moral aus jedem einzelnen Schriftsteller gedrängter zusammenzustellen; alles dieß gäbe ohnehin noch keine Geschichte. **Etwas mehr** wäre es, die Moral des Schriftstellers zu trennen versuchen von der seiner Zeiten und derjenigen der Vorzeit, welche er etwa beschreibt; **noch mehr** aber, diejenigen Aeußerungen, welche zusammen gehören, ihrem Inhalte, Geiste, charakteristischen Kultur-Grade nach, einander bey- oder unterzuordnen; aber auch so wäre die Geschichte noch immer nicht ihrem höchstmöglichen Vollkommenheitspunkte zugeführt. **Weniger als wenig**, ja zum Theil den ächten historischen Gesichtspunkt verrückend, wäre es, zu reflektiren und zu philosophiren über alte Aeußerungen, ehe man nicht etwa bloß ihre Uebersetzung, sondern auch die bereits vorher für sich vorbereiteten geprüftesten Resultate der genauesten grammati-

matischen Interpretation derselben, geschweige einer noch vorher nöthigen Kritik der Stelle und des Buchs, in dem sie vorkommen, befriedigend ausgemittelt hätte. Und — gewiß läßt sich, zur Kenntniß der ganzen und ursprünglichen Eigenthümlichkeit jener geäußerten sittl. Grundsätze der ältern Menschheit, wozu freylich ein tiefereindringendes unbefangenes Studium jedes einzelnen Schriftstellers, und Umsicht auf alle seine mehr oder minder verwandten Aeußerungen gehört, nicht wenig, noch nach der Erscheinung des obigen Werkes, wünschen. Es ist ja z. B. bey weitem nicht genug, zu sagen, Sirach sah Wohlthätigkeit, Kindergehorsam als Anlegung und Sammlung eines Schatzes an (S. 400). Es fragt sich ja nun erst: in welchem Sinne und Umfange behauptete er dieß? S. 348 äußert er: Schon vorher glaubten die Israeliten an böse Engel. Aber in welchem Sinne dachten sie sich dieselben bös? Eben daher faßte der Verf. so häufig eigenthümliche Aeußerungen viel zu allgemein, und fand zuweilen große Fortschritte schon da, wo der Begriff eines alten Schriftstellers eigentlich doch nur in einer sehr geringen Nüance, von ältern, nur minder hervorstechenden, Begriffen abgieng. Kurz man findet hier mehr einen fortlaufenden raisonnirenden, jedoch noch nicht gehörig geläuterten, Auszug aus einzelnen moral. Stellen, meist auch noch in der Einkleidung der letztern selbst, als ein daraus abstrahirtes zusammengefaßtes Bild, und eine, die Uebersicht auf die wirklichen und namhaften Fortschritte erleichternde historische Darstellung; mehr eine Art von Commentar über die moralischen dicta classica, als eine mit einem festen Totalblick durchgeführte und charakteristische, innere Perioden auszeichnende, kritische Geschichte. Bringt man nun aber überdieß die Forderungen der Kritik unsers Zeitalters an den Büchern des A. T., und eine stete Rücksicht auf ihr Zeitalter und ihre allmählige Entstehung in Anschlag: so thut Hr. Stäudlin noch weniger Gnüge. Es reichte dazu nicht hin, hier und da Bemerkungen über das Zeitalter einer Schrift einzustreuen (und wir lassen es dahin gestellt seyn, wie weit er sich mit denselben gegen die Einwürfe von Clericus an bis auf Fulda, Nachtigall und Ilgen geschützt hat); er mußte nun auch die Sprache des Schriftstellers in ihr Verhältniß zu den ältern Begriffen, die er angiebt, zu setzen wissen; mußte dann dem rein ausgeschiedenen Stoffe den gehörigen Platz in seiner Geschichte anweisen, und nicht verschie-

dene Zeitalter mehr unter einander mischen. Besonders fällt dieser Mangel der Unterscheidung der Zeitalter in den Psalmen S. 212 f. auf. Neben ächt davidischen Gesängen sind gleich spätere gesetzt und ausgezogen. Und die Bußpsalmen — eine so willkührliche und späte Unterscheidung (S. 223) — warum sollen wohl gerade sie merkwürdigere psychologische Reste darstellen als andere? — Können wir aber wirklich durch sorgfältige und unbefangene Anwendung der Kritik die Zeitalter nicht befriedigender unterscheiden: so giebt es auch keine Geschichte der Moral, wie anderer Disciplinen aus diesen Büchern; so wäre freylich alle Mühe eitel, eine neue wahre zu schreiben. Werden nun überdieß in einem solchen Werke, statt einer gedrängten und geordneten Uebersicht, ganze Stellen in extenso gegeben, oder ein ganzes Buch analysirt (z. B. S. 135 ff. oder bey Koheleths Lehren S. 263 f.), dann glaubt man desto mehr bloß ein erbauliches Lesebuch, jedoch am wenigsten eine Geschichte, vor sich zu haben, die mehr den Geist der entscheidendsten Aeußerungen ausheben muß. Nicht einmal die Folgen des Exils S. 339 f. und dann wieder S. 347 f. sind gedrängter kombinirt. Ueberhaupt findet man in dem Werke keine rechte Oekonomie; daher unnöthige Wiederholungen, und eine zuweilen fast redselige Weitschweifigkeit. So führt der Verf. z. B. erst S. 410—413 die Stellen aus dem 2. B. d. Makkab. ausführlich, und ohne weiter beygefügte eigne Erklärung an, und erst S. 413 – 415 folgen die Sätze daraus. Es war schon genug, die letztern anzuziehen, und die Hauptstellen bloß anzuführen. Selbst statt der Deklamation S. 535 hätte man eine strengere, tiefereindringende Würdigung des Geistes der Moral, von der die Rede war, überhaupt lieber gelesen. — Nicht selten vermißt man auch feste Entscheidungsgründe. So läßt es Rec. dahin gestellt seyn, wie viel von den S. 148 beygebrachten Vorstellungen über die Eine erhabene Gottheit, deren Bild nur der Mensch durch Vernunft und Oberherrschaft in der Schöpfung an sich trage, dem historischen Moses wirklich gehört haben möge. In dem Prediger sind die wahren oder scheinbaren Widersprüche ungelöst geblieben, vermöge welcher sein Verf. einmal die Menschen alle von Gott für aufrichtig geschaffen hält, und hernach doch böse annimmt; der hier eine Vorherbestimmung annimmt und dort doch Freyheit zugiebt. S. 370 sucht er zwey neuere Schriftsteller, Eichhorn und Woltmann, welche

über die Reinheit und Allgemeinheit der Moral des Buchs der Weisheit verschieden dachten, zu vereinigen. Allein eine Vereinigung konnte nur dann Statt finden, wenn Beyde ganz gleiche Ansprüche auf Kompetenz in Ausfindung historischer Resultate hatten. Allein wer schöpfte wohl mehr aus den Quellen, wer schied sie sorgfältiger? Doch wohl der Erste. Kurz, der besonders in Hinsicht der Brauchbarkeit nicht abzuläugnende Werth dieser Schrift, würde ungleich bedeutender seyn, als er es jetzt ist, wenn der Verf. einen kritischern Geist und ächthistorischen Sinn mit einer gedrängtern Darstellung Epoche machender Hauptmomente, zu verbinden gewußt hätte.

Db.

Christus-Religion soll doch allgemeinere Religion seyn! Wider Herrn Gen. Sup. Ewald erwiesen, von F. T. Schmidt, Prediger in Wehren. Neu-Strelitz, bey Michaelis. 1796. 6½ Bogen. 8. 7 Ml.

Schon vor einigen Jahren hatte Herr Ewald zu beweisen gesucht, daß die Religion, welche Jesus lehrte, keine allgemeine Religion für alle Menschen habe seyn sollen, und diesen Beweis theils aus Stellen der Schrift, theils aus einem allgemeinen Raisonnement über die Sache geführet. Der Verf. sucht nun in der gegenwärtigen Schrift das Gegentheil zu erweisen. Er erklärt die Schriftstellen, welche Herr Ewald für seine Meinung angeführt hatte, anders und richtiger, widerlegt die Beweisgründe desselben, und führt andere an, womit er darthut, daß Christus-Religion eine allgemeinere (wie er sich ausdrückt) Religion, habe seyn sollen.

In sofern der Verf. seinen Gegner widerlegt, ist er größtentheils treffend und bündig; die Konsequenzen, welche er Anfangs zum Nachtheil desselben ziehet, ausgenommen: wie denn auch Rec. darin nicht einerley Meinung mit dem Verf. ist, daß er behauptet, Herr Ewald hätte seine Meinung, wenn sie auch wahr wäre, doch nicht bekannt machen sollen. Aber nicht so allgemein überzeugend ist das, was er

nun

nun selbst für seine Behauptung beybringt. Bey dem ganzen Streit, so wie er hier geführet wird, sind die Begriffe: Vernunft-Christenthum und Gefühl-Christenthum, Religion und Darstellung der Religion, Verehrung der Person Jesu (auch wohl sinnlich) und Verehrung seiner Lehre und seiner Gesinnungen — nicht gehörig von einander gesondert. Dieser Vorwurf trifft freylich vorzüglich den Herrn Ewald; aber doch auch hier und da den Verfasser. Daß jener seine Christusreligion in einer sehr sublimen oder besondern Bedeutung nimmt, erhellet unter andern auch daraus, daß er behauptet, unter hundert Christen haben oft nur fünfe den rechten Sinn für Jesum Christum. Darin ist nun der Verf. mit Recht nicht seiner Meinung. Allein dieser schwankende vieldeutige Ausdruck verleitet doch auch ihn zu manchem unbestimmtem Raisonnement.

Was übrigens von der Christus-Religion zu allen Zeiten, und an allen Orten als wahr erkannt, verstanden, angewandt und genutzt werden kann, ist auch sicher für alle Zeiten und für alle Menschen.

Du.

Der glückliche Staat, oder apodiktischer Beweis, daß die von Gott geoffenbarte Religion nur allein im Stande ist, das Wohl der Länder und Völker zu begründen. Von P. C. Schäffer, Inspektor und Oberprediger zu Coburg im Magdeburgischen. Magdeburg, bey Creutz. 1800. 68 S. 8. 6 gr.

Wer es übernimmt, den Beweis und die Vertheidigung irgend einer Sache zu führen, und diesen Beweis und diese Vertheidigung schlecht führet: der thut wahrlich der Sache selbst, zu deren Anwalde er sich aufwirft, den Freunden derselben, ja selbst ihren redlichen Gegnern, einen sehr schlechten Dienst. — So ist es mit dem Unternehmen des Verf. in der vor uns liegenden Schrift. Der sogenannte apodiktische Beweis, den der Verf. hier liefern will, ist herzlich

schlecht

schlecht gerathen. Rec. kann nicht anders, als nach seinem Gewissen bekennen, daß er nicht leicht eine Schrift gelesen habe, die mit so vielen schwankenden, faden und seichten Begriffen, Beweisen, Vertheidigungen, Widerlegungen und Folgerungen angefüllet wäre, als die gegenwärtige. Machtsprüche, unerwiesene Behauptungen, falsche Schlüsse, ein ewiges Schimpfen auf Alles, was neu ist, Anfälle auf die natürliche Religion, hämische Seitenblicke auf alle anders Denkende, die nicht dem alten orthodoxen Systeme blindlings zugethan sind: das ist der Inhalt dieser Bogen.

Der Beweis, daß die geoffenbarte Religion allein im Stande sey, das Wohl der Länder und Völker zu begründen, sollte hier geführet werden. Man erwartet daher mit dem größten Rechte, daß hier die Pflichten und Rechte der Regenten und Unterthanen; die Verbindlichkeit beyder, ihre Pflichten einander heilig zu erfüllen, beyderseitig ihre Rechte zu ehren und zu schützen, und dergleichen, nach Anleitung der biblischen Urkunden, besonders des N. T. auf das genaueste werden ins Licht gesetzt, und daß dann die dauerhafte Glückseligkeit, welche für beyde daraus entspringen müsse, und wirklich entsprungen sey, werde gezeigt werden. — Diese Hauptsachen sind zum Theil gänzlich übergangen, zum Theil kommt davon nur hin und wieder etwas vor; da diese Gegenstände doch als Hauptsachen, recht eigentlich, und also gründlich und ausführlich hätten behandelt werden müssen. Zwar theilt der Verf. seine Schrift in gewisse Abschnitte ein; aber auch diese Eintheilung umfasset die Materie nicht; dazu kommt, daß er in der Ausführung dem nicht getreu bleibt, was er in den Ueberschriften ankündigt, sondern davon abschweift. — Von der durch die Religion gewirkten **Wohlfahrt der Länder und Völker** und also auch der einzelnen Einwohner, sollte und mußte hier die Rede werden. Daher erwartet man denn, hier werde gezeigt werden müssen, daß die Religion vornehmlich dazu beytrage, öffentliche Ruhe, innern und äußern Frieden, Sicherheit des Eigenthums, strenge Gerechtigkeit gegen den Nächsten und dergleichen hervor zu bringen, und daß sie dadurch den wohlthätigsten Einfluß auf die Wohlfahrt des Landes und der einzelnen Einwohner desselben habe. Aber der Verf. zeigt dagegen: „daß die geoffenbarte Religion in „keiner Seelennoth im Stiche lasse; daß sie Mittel habe, „durch

„durch welche der sündige Mensch die tödtlichen Bisse seines „bösen Gewissens heilen könne; daß dagegen die natürliche „Religion aller Kraft ermangele, den durch die Sünde ver„derbten Menschen zu bessern.“ u. s. w. Wie gehört das in eine Abhandlung über die Landeswohlfahrt? Es ist ja hier nicht überhaupt von der Wohlfahrt des Menschen die Rede; sondern nur von dem glücklichen Zustande, welcher aus der bürgerlichen Verfassung, in der wir leben, entspringt. — Kommt der Verf. endlich darauf, die öffentliche Wohlfahrt eines Landes und Volkes durch die geoffenbarte Religion ins Licht zu stellen: so sind seine Beweise dafür von der höchsten Sonderbarkeit. Von dem Christenthume und dem Segen, den dasselbe auf die Wohlfahrt der Länder und Völker hat, in denen es blühet, wird nichts gesagt; sondern es wird hier bloß von der jüdischen geoffenbarten Religion geredet. Um den großen Einfluß zu zeigen, den diese auf die Wohlfahrt des Staats gehabt habe: so berechnet der Verf. aus dem A. T. mit vieler Einsicht in das jüdische Finanzwesen, wie viel Gold und Silber die jüdischen Könige und die Großen des Reichs besessen haben, und wie viel das etwa nach unserm Gelde mache; ferner, daß die Juden so volle Kammern, so viele hundert tausend Schafe und Ochsen hatten; daß Salomon eine Handlungsflotte errichten, mit derselben alle drey Jahr eine Fahrt nach Ophir thun, und unsägliche Schätze daher holen konnte, u. s. f. Lauter Segen der geoffenbarten Religion!! Hier fügt der Verf. nun noch, auf eine für diesen Zusammenhang höchst komische Art, hinzu: „Auch die Preußische Monarchie hat ihren gegenwärti„gen Glanz gewisser Maaßen der schon von Alters her in „ihr blühenden (hier ist das Wort geoffenbarten! weggelassen) Religion zu verdanken.“ Das ist trefflich, wenn ein Verf. seine eigenen Beweise so schwach und elend findet, daß er ihnen durch ein eingeflicktes gewisser Maaßen einige Haltbarkeit zu verschaffen sucht. — Uebrigens werden über den Verfall der geoffenbarten Religion in unsern Zeiten, die bittersten Klagen erhoben. „Daß es so viele Freygeister, so viele „fliehende Miethlinge, so viele in Schafskleidern einherge„hende Wölfe gebe; daß die Neologen alle Buchladen in Be„schlag genommen haben, so daß kein Orthodoxe mehr etwas „gedruckt erhalten könne; sondern sein Werk zur Ehre der „geoffenbarten Religion von einer Stadt zur andern um„her schicken, und endlich noch Geld zugeben müsse, um es

„nur

„nur gedrückt zu erhalten; während daß die Neologen die
„ärmlichsten Broschüren mit schwerem Gelde“ (hier st
gewiß ein tiefer Seufzer aus des Verf. Brust) „bezahlt
„halten, und lohnsüchtige Recensenten die Schrift des orth
„doxen Theologen, wenn sie nun endlich noch, zur Freude d
„kleinen Häufleins der orthodoxen Wahrheitsfreunde, glückl
„die Presse verlassen hat, als das elendeste Geistesprodu
„verschreyen.“ — — Dieses alles ist, nach dem Ver
überzeugender Beweis von dem tiefen Verfalle der geoffe
barten Religion, und der Landeswohlfahrt in unsern Zeiten

Die natürliche Religion wird in dieser Schrift auf d
Niederträchtigste herabgewürdigt, verhöhnet und angesch
digt; ohne daß der Verf. uns sagt, was für eine Höllenb
er unter der natürlichen Religion verstehe. „Die eigentli
„natürliche Religion, die auch neumodische Vernunftreligi
„genannt wird, ist ganz untauglich, das Wohl eines Sta
„zu begründen. Auch die von so vielen großen, grundgelel
„ten, tiefdenkenden Philosophen der neuern Zeit allerdin
„gar schön aufgeputzte, sogenannte natürliche Religion, ist k
„neswegens tauglich, für ganze Völker, so wenig als für ei
„zelne Menschen, eine sichere Führerinn zum wahren Glü
„abzugeben. Aus den Mängeln der natürlichen Religion en
„stehet, wie die Erfahrung lehret, gar leicht die traur
„Folge, daß sie, wenn sie nicht durch die geoffenbarte Re
„gion unterstützt wird, sogar Unglück und Verderb
„über Länder und Völker bringen kann.“ Um Gotte
willen, wo ist das geschehen? Arme natürliche Religio
Das solltest du gethan haben? Welch eine Lästerung dein
selbst, und des Gottes, der sich und seinen Willen durch d
Natur hat zu erkennen gegeben! „In den neuern Zeiten
„die natürliche Religion, wie jedermann weiß, zu
„Schauer erregenden Umsturze ganzer Reiche gemi
„braucht worden.“ Nein, wahrlich nun wird es zu ar
Der Verf. meinet hier wahrscheinlich Frankreich. Aber w
fragen jeden, der in der Geschichte kein Ignorant ist, und d
die historische Wahrheit nicht muthwillig verletzt, ob es die n
türliche Religion, oder ob es das in Frankreich an die Stelle d
Religion getretene theologische System und äußerlich
Cerimoniel war, was dort den Verfall der Religion bewir
te, und auf das Wohl des Landes so verderblichen Einflu
hatte? — — Die geoffenbarte Religion trägt der Ver

allen

allenthalben zur Schau, ohne je bestimmt und deutlich zu sagen, was geoffenbarte Religion sey, und von welcher Offenbarung er rede. Anfänglich glaubt der Leser, der Verf. werde unter derselben nichts anders verstehen, als die religiösen Belehrungen, welche wir Jesu verdanken. Aber davon kommt man bald zurück, wenn man findet, daß er mehr von der jüdischen und chinesischen Offenbarung, als von der christlichen redet, und kein Wort von den Vorzügen dieser vor jenen sagt. Wir wollen ihn selbst hören: „So „lange die Israeliten die Gebote der göttlichen Offenbarung „befolgten, herrschte Wohlstand unter ihnen.“ Eben so, daß durch Verachtung der geoffenbarten Religion ein Staat unglücklich werde, wird bloß aus der jüdischen Geschichte bewiesen. — „Die chinesische Monarchie stehet bloß dadurch „schon seit Jahrtausenden, so unerschütterlich fest, daß „ihre ersten Gesetzgeber das gesammte Staatsrecht sehr weis„lich auf dem unzerstörbaren Fundamente der geoffenbarten „Religion erbaueten. Daher hält jeder Chinese die Landes„gesetze, als unmittelbar von Gott ihren Ursprung habende „Gesetze heilig.“ — Statt daß der Verf. seinem heiligen Eifer für die geoffenbarte Religion gemäß, hätte apodiktisch zeigen müssen, daß die geoffenbarte Religion das Wohl der Länder und Völker begründe und sichere: so ändert er in der Ausführung den ganzen Gegenstand der Untersuchung, und zeigt nur überhaupt, daß die Religion, oder daß Erkenntniß und Verehrung Gottes, und daraus entstehender Gehorsam gegen seine Einrichtungen und Befehle, das Wohl eines Staats sichere und hebe; wobey er es selbst für einerley hält, geoffenbarte Religion haben, und Gottesfurcht und Tugend haben. Aber wenn der Verf. das selbst einsieht und behauptet, warum macht er denn zwischen der natürlichen und der geoffenbarten Religion stets einen so starken, und für jene so bittern Gegensatz? Gehet denn nicht auch der Zweck der natürlichen Religion auf das große Ziel, den Menschen tugendhaft und Gott ähnlich zu machen? Bieten sich also nicht beyde auf dem Wege zu diesem großen Ziele schwesterlich die Hand, und tragen nicht beyde dazu bey, uns demselben immer näher zu führen? — Um alles recht gründlich abzuhandeln, setzt der Verf. das Daseyn einer geoffenbarten Religion nicht etwa voraus; sondern er läßt sich wirklich auf den Beweis derselben ein. Aber nie ist derselbe wohl dürftiger geführt, als hier. „Die natürliche Religion reicht

„zur Glückseligkeit der Menschen nicht zu. Ein sicheres und „zureichendes Mittel muß Gott den Menschen zur Glückse„ligkeit gegeben haben, er würde sonst weder weise noch „gütig seyn.“ Wenn doch ein schwacher kurzsichtiger Sterblicher sich heraus nehmen will, so von Gott zu sprechen: Er mußte das! sonst u. s. f.! „Es muß also eine von „Gott geoffenbarte Religion vorhanden seyn.“ Nun ist der ganze Beweis fertig! und es ist nun nichts weiter nöthig, als noch eine Weisung für diejenigen, welche an dem Apodiktischen desselben zu zweifeln sich erfrechen. Deswegen fügt der Verf. noch hinzu: „Sollte man irgend glauben, daß „der noch auf gesunden Menschenverstand Ansprüche machen „kann, der gegen die innere Richtigkeit dieser Schlußfolgen „etwas einwenden könnte!“

Das Resultat der ganzen Schrift ist nun: Die von unsern Vorfahren aus der Bibel gesammelten, und in ein System zusammengetragenen Lehrsätze können nicht, ohne die äußerste Gefahr für die Landeswohlfahrt, verändert, verstümmelt, oder gar abgeschafft werden. Die Fürsten also, welche ihre Thronen befestigen, und das Wohl ihrer Länder sichern wollen, müssen dahin streben, das alte orthodoxe System zu schätzen und aufrecht zu erhalten. — Diese Schrift ist dem K. Friedrich Wilhelm dem III. zugeeignet.

Ra.

Katholische Gottesgelahrheit.

Vorschlag zu einer Reformation der katholischen Kirche, von Peter Philipp Wolf. Leipzig und Luzern, bey Geßner, Usteri und Wolf. 1800. 6 Bog. 8.

Der Verf. geht bey diesem Vorschlage von zwey Voraussetzungen aus, die ihm freylich nicht jeder zugestehen wird. Einmal setzt er voraus, daß die katholische Kirche entweder bereits schon eingestürzt, oder doch ihrem Einsturze ziemlich nahe sey; und dann, daß man den ernstlichen Willen habe,

die

die Religion wieder zu Ansehen zu bringen. Unter diesen beyden Voraussetzungen, worunter besonders die letztere nicht geringen Zweifeln unterworfen seyn mag, schlägt er dann unter folgenden Rubriken, einige gewiß nicht undienliche Mittel zu einer solchen Reformation der katholischen Kirche vor, wodurch zugleich, nicht nur das Wohl dieser, sondern auch die Religion selbst, auf eine gründliche Art befördert werden würde. Die Rubriken sind folgende: 1) **Von dem Papste, von der Wahl und den Verrichtungen desselben.** Der Verf. will, daß es bey der Wahl eines neuen Papstes weniger auf die Wiederherstellung der päpstlichen Macht, als vielmehr darauf ankomme, der Kirche einen solchen Vorsteher zu geben, der in der lebhaftesten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer, in alle Theile eingreifenden Reformation, zur Ausführung derselben zuerst die Hand anlege; und zu dem Ende wünscht er, daß bey der bevorstehenden Wahl, von der bisher üblichen Gewohnheit, ihn durch und unter Kardinälen wählen zu lassen, abgegangen werde. Zugleich wünscht er, daß der Papst aufhöre, Territorialherr zu seyn; daß vor der Wahl vorerst die Begriffe von dem, was eigentlich ein Papst sey, so wie die Gränzen seiner Macht und seiner Verrichtungen, bestimmt und festgesetzt werden, und daß er von wahren Deputirten der katholischen Kirche, wofür die Kardinäle nicht angesehen werden können, möchte gewählt werden: wozu der Verf. vorschlägt, daß jeder katholische Staat, er möchte groß oder klein seyn, sofern er nur für sich unabhängig ist, vier Deputirte, zwey geistlichen und zwey weltlichen Standes, bevollmächtigen solle. 2) **Von den Bischöfen und Pfarrern.** Die Bischöfe sollen das geistliche Haupt einer Provinz, oder eines Landes seyn; wozu dann weder erforderlich ist, daß sie aus den Domkapiteln, (die in geistliche Räthe, wozu freylich keine Ahnenprobe nöthig wäre, verwandelt werden sollten) gewählt, noch daß sie souveraine Herren weltlicher Staaten seyen. Dagegen wäre zu bestimmen, was eigentlich ein Bischof, seinem Berufe nach, seyn soll, und was er für Pflichten habe. Dazu würde denn erforderlich seyn, daß die Bischöfe von den Pfarrherren der Diöcese in Gemeinschaft mit Abgeordneten des Volks, gewählt würden. Auch müssen vor allen Dingen die Fragen: Was sind die katholischen Pfarrherren? und was sollten sie seyn? gewissenhaft beantwortet werden. 3) **Von der Priesterehe, und den Besoldungen der Pfarrer.** Die erstere ist nicht

 nur

nur herzustellen, sondern auch dadurch zu befördern, daß de
Pfarrern, ihrer Würde und ihren Geschäfften angemessen
Besoldungen festgesetzt würden. 4) **Von dem Mönche**
wesen. Ist gänzlich abzuschaffen; jedoch so, daß man de
jetzt lebenden Freyheit geben würde, entweder in die Welt z
treten, oder im Kloster abzusterben, und dabey einige Klöst
für Unglückliche, Schwärmer, auch wohl für Gelehrte, di
sich bloß mit spekulativen Wissenschaften beschäfftigen, aufb
halten würde. 5) **Von den Kirchengütern und vo**
Verwendung derselben. Der Verf. will, daß sie no
fernerhin unter der Verwaltung der Geistlichen bleiben; abe
zu wahrhaft religiösen Zwecken, das heißt, zur Beförderun
des religiösen Unterrichts in Kirchen und Schulen, verwen
det werden möchten. 6) **Von Kirchenversammlungen**
Sie sollen alle sechs Jahre, und bey jedesmaliger Papstwal
gehalten werden. Alle Bischöfe, und von jedem Staate
viele Pfarrherren, als Landesbischöfe, auch eine gleiche Anzal
von Weltlichen, sollen dazu deputirt werden. Auf einer so
chen Versammlung sollen nur solche Gegenstände verhandel
werden, die für die Kirche von allgemeinem Interesse sind
nämlich Dogma und Disciplin; wobey der Verf. vor de
Hand wünscht, daß die katholische Dogmatik einer strenge
Revision unterworfen, und besonders auch die Bildung de
katholischen Priesterstandes, so wie seine vorzüglichste künftig
Beschäfftigung, in Beherzigung genommen werden möcht
7) Der Beschluß enthält die Beantwortung einiger Einwü
fe, besonders auch dessen, daß man sich durch eine solche Re
formation dem Protestantismus zu sehr nähern würde. Un
sere Leser sehen, wie reichhaltig der Inhalt dieser wenige
Bogen ist, und wie sehr derselbe von denjenigen zu beherz
zen ist, denen die Beförderung wahrer Religiosität am He
zen liegt.

Auch ein Beytrag zur Beförderung reiner Sittlic keit in Predigten auf verschiedene Sonn- und Fe tage das Jahr hindurch, von einem katholisch Seelsorger. Salzburg, in der Mayr'schen Buc handlung. 1800. 14 Bog. 8.

Di

Der Verleger sagt uns in einer kurzen Vorrede zu diesen Predigten, daß schon einige ähnliche Sammlungen von dem Verf. mit Beyfall aufgenommen worden seyen, und daß er auch von dieser Sammlung eben die Hoffnung hege; wobey zunächst darauf Rücksicht genommen sey, daß sie wirklich als ein Beytrag zur Beförderung reiner Sittlichkeit angesehen werden könne; in soweit nämlich darin das Bestreben, das Wesentliche der Tugend genau zu bestimmen, und sie aus den reinsten Beweggründen zu empfehlen, nicht zu verkennen seyn möchte. — Wir müssen gestehen, daß wir diese Sammlung mit vielem Vergnügen durchgelesen, und sie sowohl in der von dem Verleger angegebenen Hinsicht, als auch besonders in Rücksicht der darin herrschenden wahren Popularität, allen katholischen Predigern zum Muster empfehlen können. Ein ächt religiöser Geist, verknüpft mit einer dem Volkslehrer so nothwendigen Darstellungsgabe, ist in diesen Predigten durchgängig sichtbar, und wir wünschen, daß der Verleger in den Stand gesetzt werde, sein Versprechen, von Zeit zu Zeit ein ähnliches Bändchen von Predigten erscheinen zu lassen, zu erfüllen. In diesem Bändchen finden sich folgende Predigten: 1) Am 14ten Sonntage nach Pfingsten; Von einigen Vorzügen des Menschen vor allen übrigen Geschöpfen; unter denen der vornehmste darin besteht, daß der Mensch allein sittlich gut handeln kann. 2) Am Feste der Empfängniß Mariä; Ein reiner unbefleckter Wandel, der beste Dienst vor dem Herrn. 3) Am 3ten Sonntage im Advent; Kann es jemals erlaubt seyn, andere vorsätzlich zu täuschen? 4) Am Geburtsfest Christi; Wie wir die frommen Empfindungen der heiligen Engel bey der Geburt Christi zu den unsrigen machen sollen. 5) Am Neujahrstage; Was ist davon zu halten, wenn es heißt, daß es in der Welt nur immer schlimmer wird? 6) Am Sonntage nach dem neuen Jahre; Wir sollen auch darum nicht sagen, daß es in der Welt nur immer schlimmer wird, weil nebst dem, daß Gott die ganze Welt regiert, er gewiß die Unschuld ganz besonders in seinen Schutz nehmen wird. 7) Am 4ten Sonntage nach der Erscheinung; Auf Sturm folgt immer auch wieder Stille. 8) Am Sonntage Sexagesimä; Wann kann man von einer Gemeinde sagen, daß sie ein gutes Erdreich ist? 9) Am Feste der Apostel Simon und Judas; Vom Eifer für

Religion und gute Sitten. 10) Am ersten Sonntage nach der Erscheinung; Eine Empfehlung des öffentlichen Gottesdienstes. 11) Am Feste der Reinigung Mariä; Maria die fromme Gottesverehrerinn. 12) Am 17ten Sonntage nach Pfingsten; Warum, aus was für Beweggründen wir Gott und den Nächsten lieben sollen. 13) Am 10ten Sonntage nach Pfingsten; Gott sieht an das Herz. 14) Am 8ten Sonntage nach Pfingsten; Es ist nicht genug, bloß klug zu handeln; sondern man muß vor Allem gerecht handeln. 15) Am 21sten Sonntage nach Pfingsten; Es ist nicht genug, bloß nach dem strengsten Rechte zu handeln; sondern man muß auch auf das sehen, was der Billigkeit gemäß ist. 16) Am Feste der Geburt Mariä; Nicht Stand und Geburt, sondern nur Sittlichkeit und Tugend geben dem Menschen seinen Werth. 17) Am Feste der Himmelfahrt Mariä; Unser Wandel sey in dem Himmel. 18) Am ersten Sonntage im Jahre; Einige erbauliche Gedanken über die Getauften, Verehlichten und Verstorbenen in dem verwichenen Kirchenjahre.

Neueste Theologie des Christenthums, wie selbige von Ewigkeit im Sinne Gottes, und in der Zeit aus dem Munde des Sohnes Gottes gekommen ist. Ein Plan zur Reform der Theologie, und ein Versuch, die Lehre vom Christenthum auf die ursprüngliche Sprache, Simplizität und Schönheit wieder zurückzuführen. Der gelehrten Welt zur Prüfung vorgelegt von Bernard Galura, der Theologie Doktor, Domherrn in Linz, Stadtpfarrer und Rektor des löbl. Präsenzstiftes an der Haupt- und Münsterkirche zu Freyburg im Breisgau. Erster Band. Mit Erlaubniß der kaiserl. Censur. Augsburg, bey Kranzfelder. 1800. 2[illegible] Bog. 8.

Der Titel dieses Buchs kündiget ein neues System, oder vielmehr eine neue Einkleidung des katholischen theologischen

System

Systems an. Der Verf. wurde bey der Ausarbeitung seines Buchs — die ganze christkatholische Religion in Gesprächen eines Vaters mit seinem Sohne — auf die Lücken im katholischen Religionssystem aufmerksam, und faßte deswegen den Entschluß, die Bibel in der Rücksicht noch einmal aufmerksam durchzulesen, ob sich nicht etwa in ihr ein Princip finde, von welchem der in ihr enthaltene religiöse Unterricht ausgehe, und auf welches sich alle einzelne Lehren und Vorschriften derselben, als auf ihr gemeinschaftliches Centrum zurückführen lassen. Einen solchen religiösen Brennpunkt fand er nun wirklich in der Bibel, in der in ihr enthaltenen Vorstellung des Reiches Gottes; und er faßte daher den Entschluß, einen christkatholischen Religionsunterricht zu verfertigen, in welchem alle christkatholische Lehren, nach ihrem Zusammenhange und ihrer engern oder weitern Verbindung mit jener Hauptvorstellung des Reiches Gottes, geordnet und abgehandelt würden. Von dieser Arbeit liefert er hier nun den ersten Band; der aber eigentlich nur die Einleitung in zwey Hauptstücken zum ganzen Werke enthält, wovon das erste Hauptstück die Vorbegriffe, und das zweyte die Lehre von Gott, und zwar von dem dreyeinigen Gott liefert; weil der Verf. der Meinung ist, daß die Erkenntniß des allein wahren Gottes, schlechterdings eine Erkenntniß des dreyeinigen Gottes seyn müsse. Da der Verf. dieses Buch ausdrücklich der gelehrten Welt zur Prüfung vorlegt, und gänzlich, wie auch schon aus dem Titel erhellet, der Meinung zu seyn scheint, damit eine totale Reform der Theologie zu Stande zu bringen; obgleich aus dem Titel selbst auch wieder erhellt, daß der Verf. den so wichtigen und so wohl gegründeten Unterschied zwischen Religion und Theologie noch nicht einmal gefaßt hat, oder vielmehr das Bedürfniß dazu noch nicht in ihm dringend geworden ist: so wollen wir auch hier unser Urtheil über dieses Unternehmen ganz offen vorlegen; ob wir gleich nach den mehreren Aeußerungen desselben überzeugt sind, daß wir dadurch bey ihm in den Verdacht des Heydenthums gerathen. Für's erste erkennen wir mit Vergnügen den religiösen Sinn des Verf., der sich nicht nur auf jeder Seite dieses Buchs an den Tag legt; sondern der auch ohne allen Zweifel die erste Veranlassung, vielleicht dem Vf. unbewußt, zu dieser Arbeit war; denn gerade dieser religiöse Sinn ist es wohl, der ihn bey der Ausarbeitung seiner christkatholischen Religion in Gesprä-

chen eines Vaters mit seinem Sohne, die Lücken des kirchlichen Systems fühlen ließ, und ihn veranlaßte, mit allem Ernste nach reiner Wahrheit bey Durchforschung der heiligen Schriften zu streben. Zweytens gestehen wir gern, daß der Verf. auf dem rechten Wege zur religiösen Wahrheit sey, in sofern er die ganze christliche Religion als eine Anweisung, in das Reich Gottes zu gelangen, ansieht: denn es ist ohne allen Zweifel die Absicht, wovon Jesus immer ausgieng und worauf er auch immer wieder zurück kam, ein Reich Gottes auf Erden zu stiften, das mit einem überirdischen Reiche Gottes in der genauesten Verbindung steht. Nur müssen wir uns dabey billig wundern, daß der Verf. diese Idee für so ganz neu hält, womit er wohl seinen Mangel an theologischer Lektüre, besonders akatholischer Religionsparteyen deutlich genug an den Tag legt. Drittens dünkt uns, daß der Verf. wie dieß wohl bey jedem wirklichen oder vermeintlichen Erfinder einer Wahrheit der Fall seyn mag, von seinem Fund zu viel hoffe: wir zweifeln, ob er dadurch auch nur, welches in unsern Augen das Geringste ist, eine Reform in der christkatholischen Theologie zu Stande bringen werde; ob wir gleich gerne gestehen, daß die Theologie ein systematischeres Ansehen erhalten würde, wenn bey ihrer Bearbeitung von der Idee eines Reiches Gottes auf Erden ausgegangen, und jeder ihrer Artikel, nach dem Verhältnisse zu dieser Idee, seinen bestimmten Platz im System erhalten würde. Viertens aber müssen wir bedauren, daß der Verf. viel zu geringe exegetische Kenntnisse besitzt, als daß es ihm je gelingen könnte, den eigentlichen Geist der heiligen Schriften aufzufinden; wobey sein eigener Geist auch noch viel zu sehr mit den Fesseln der untrüglichen Kirche belastet ist, als daß er sich zum Genusse reiner Wahrheit empor schwingen könnte. Wie weit aber den Verf. sein religiöser Sinn, den wir so sehr in seinem Buche ehren, über kurz oder lang noch führen werde, können wir nicht bestimmen. Endlich aber müssen wir noch bemerken, daß der Verf. die Idee eines Reiches Gottes zum Theil unrichtig, zum Theil lange nicht vollständig gefaßt hat. Die christliche Religion ist ihm immer nur Anweisung, immer nur Mittel, zum Reiche Gottes im Himmel zu gelangen, und damit trennt er dieses von dem Reiche Gottes auf Erden. Würde er in der Idee des Reiches Gottes auf Erden, bloß ein Reich der Weisheit und der Tugend finden: so würden nicht nur gar viele Dinge

d

die ihm jetzt noch so wichtig zu seyn scheinen, gänzlich aus seinem System wegfallen; der Gegensatz zwischen Vernunft und Offenbarung würde sich nach und nach aus seinem Kopfe verlieren, und das Reich Gottes im Himmel würde ihm dann als eine bloße Fortsetzung des Reiches Gottes auf Erden erscheinen. Uebrigens ehren wir den Wahrheitssinn des Verf.; wünschen die Fortsetzung dieser Arbeit, und bitten ihn, in der Folge derselben weniger geschwätzig zu seyn; weil sonst seine Arbeit zu einer ganzen Reihe von Bänden anwachsen würde. — Noch müssen wir unsern Lesern auch die Hoffnungen mittheilen, welche dem Verf. seine vorhabende Reform der Theologie in Ansehung aller akatholischen Religionsparteyen, und ihrer Wiedervereinigung mit der alleinseligmachenden Kirche, einflößt. Er drückt sich darüber im 15. §. wo er die Vortheile erwägt, die aus seiner Reform entspringen werden, wenn in Zukunft der Unterricht im Christenthume nichts anders als ein **wahres Evangelium vom Reiche Gottes** seyn werde, folgendermaaßen aus: „Sechszehntens: die von der Wahrheit abgewichenen Sekten fangen „an, sich in einen Unglauben aufzulösen, der nie ausbleibt, „wenn man einmal von der Glaubensregel abweicht. Man „ist in unsern Tagen schon bis zum Deismus und Atheismus „herabgekommen; wo will das verirrte Menschengeschlecht „nun noch ferner hin, wenn es keinen Gott mehr hat? Man „hat schon längst verschiedene Vorschläge zu der Vereinigung „der abgewichenen Sekten mit der wahren Kirche gemacht; „daran haben immer gelehrte Männer gearbeitet. Ich „glaube, daß dieser große Endzweck nicht eher werde erreicht werden, bis nicht alle Parteyen des christlichen Namens in der Grundidee des ganzen Christenthums übereingekommen sind, und die wahre Sonne des ganzen Systems aufgestellt ist. Ist man in dem Grundgedanken übereingekommen: so wird es leicht seyn, die untergeordneten „Wahrheiten auf den Hauptgedanken anzuwenden. Erkennen „alle Parteyen am Himmel der Religion, eine und die nämliche Sonne: so werden bald alle Lehren in ihrem wahren „Lichte erscheinen, weil selbe von allen Parteyen mit dem „nämlichen Auge und unter der nämlichen Sonne betrachtet „werden. Welcher Gedanke die Sonne des christlichen Religionssystems sey, glaube ich im §. 3. so bewiesen zu haben, „daß hier nicht der geringste Zweifel übrig bleibt. Diese „Schrift enthält deswegen auch meine Vorschläge zur

„Wiedervereinigung der zerstreuten Religionspar„teyen: und ich glaube, daß man Trennungen nicht besse„hindern könne, als wenn unser Religionsunterricht ei„Evangelium vom Reiche Gottes ist. Ich hoffe, daß „Jesus Christus seinem Reiche zu Hülfe kommen, und da„Menschengeschlecht bald zur Erkenntniß der schon lange ver„kannten Wahrheit zurückführen werde. Vielleicht ist ei„nahet besserer Zustand der Religion das glückliche Alter de„Kirche, da der Herr immer näher kommt.“ — Was sol man zu dieser Gutmüthigkeit, verknüpft mit so viel Inkon sequenz des Verf. sagen? — Die verschiedenen christliche Religionspartheyen sollen in den mütterlichen Schooß der ni irrenden und allein seligmachenden katholischen Kirche zurück kehren; und doch hat diese Kirche das Christenthum bishe nach der Aussage des Verf., nicht als ein Evangelium vom Reiche Gottes gelehrt; weil ja nun eben erst er diese Ide als den Mittelpunkt der christlichen Religion aufstellt, un dadurch die ganze Theologie zu reformiren gedenkt! — Ma sieht, daß der Verf. noch manche Geisteserschütterung erfah ren muß, bis er sich zum konsequenten Denken empor schwingt.

Die heilige Schrift in der Hand des Kranken un des Seelsorgers am Bette des sterbenden Chri sten. Von Bernard Galura, der Theologi Doktor, Domherrn in Linz, Stadtpfarrer un Präsenzrektor am Münster zu Freyburg im Breis gau. Mit Erlaubniß der kaiserlichen Censu Augsburg, bey Rieger. 1800. 21 Bog. 8.

Diese Schrift enthält Bibel-Texte unter gewisse Rubrike gebracht, wovon der Seelsorger bey seinen Krankenbesuche Gebrauch machen, und sie auf die besondern Umstände de Kranken anwenden soll. Die Absicht des Verf. hierbey i lobenswerth: auch gereicht diese Sammlung gewiß zur E leichterung vieler Seelsorger; nur möchte die Anzahl derjen gen noch größer seyn, denen es schwer fällt, die jedesmalig erforderliche Anwendung davon zu machen.

Unte

Unterricht und Gebete für Mütter bey ihrem ersten Kirchgange zur priesterlichen Einsegnung nach den Kindbettwochen. Von P. Dionys Rekhofer, Cisterzienser von Kaisersheim. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Kranzfelder. 1800. 2 Bog. 12.

Zuerst giebt der Verf. einen Unterricht über die Ceremonien, welche bey Katholiken, mit den Sechswöchnerinnen, wenn sie wieder zum ersten Male mit ihrem neugebornen Kinde zur Kirche kommen, von dem Priester vorgenommen werden, und zeigt ihren Ursprung, und ihre Bedeutung; dann werden die Gebete, die der Priester lateinisch spricht, in einer deutschen Uebersetzung mitgetheilt, und noch einige andere, auf diese Handlung sich beziehende Gebete beygefügt. Da es nun überhaupt von unverkennbarem Nutzen ist, wenn das Volk über die kirchlichen Ceremonien, die von dem katholischen Priester bey verschiedenen Gelegenheiten vorgenommen werden, belehret wird; da es insbesondere auch so nothwendig ist, daß dem Volke die Gebete, die der Priester lateinisch spricht, in deutscher Sprache bekannt werden; und da sowohl die vom Verf. selbst hinzugefügten Gebete, bey aller ihrer Unvollkommenheit, doch für diejenigen, für welche sie bestimmt sind, Veranlassung zum Nachdenken und zu frommen Empfindungen enthalten; der Verf. auch hin und wieder dem gröbsten Aberglauben, der sich auch mit dieser, so wie mit andern kirchlichen Ceremonien verbunden hat, auf eine zwar nachdrückliche, dabey aber auch vorsichtige Weise, entgegenarbeitet: so mögen diese paar Bogen immer für diejenigen, für welche sie geschrieben sind, von mannichfaltigem Nutzen seyn.

De.

Rechtsgelahrheit.

Die Erbfolge in Lehn- und Stammgüter ohne den Unterschied zwischen Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung. Eine nicht unwichtige Berichtigung der

Böhmerschen Lehre von der gesetzlichen Erbfo
in Lehn. Vom Prof. Posse zu Rostock. Rosto
in der Stillerschen Buchhandl. 1800. 78 S.
5 K.

Daß der übrigens um die Kultur der Rechtswissenschaft hoch verdiente Böhmer, gerade in der wichtigsten Le des Lehnrechts, welche die gesetzliche Erbfolge ist, viel zu s romanisirt habe, und dadurch auf Abwege und Unricht keiten verleitet worden sey, ist unläugbar. Dieß Romani ren brachte ihn auf den irrigen Unterschied, den er zw schen dem Erbfolgerecht und der Erbfolgeordnung statu haben wollte; und der grobe Misbrauch, den Andere d von machten, z. B. in dem gräfl. Pücklerischen Succ sionsstreit mit der behaupteten Ascendentenfolge in Leh — gab schon damals Anlaß, das Unrichtige in der Böhm rischen Lehre näher ans Licht zu stellen. Dem Herrn Pr Posse muß man aber die Gerechtigkeit wiederfahren lasse daß er mit seiner Prüfung des Unterschieds zwisch Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung ꝛc. 1796. 8. d Erste gewesen, der in einer eigenen Schrift diesen Irrthu öffentlich gerügt hat. Indem er aber zugleich einen ande und den Unterschied zwischen Erbhoffnungsrecht und Er folgerecht dafür eingeführt wissen wollte: so verdarb er si gewissermaaßen damit sein gutes Spiel, und seine Schri fand bey weitem den Beyfall nicht, den er sich sonst dav wohl mit Recht hätte versprechen mögen. Dieß veranlaßte ih denn jetzt, mit einer nochmaligen Untersuchung dieses Er folgerechts aufzutreten, und die Böhmerische Lineal-Gr dual-Succession in ihrer Blöße darzustellen. Rec. gie dem Verf. hierin seinen vollen Beyfall. Doch will demselben vornehmlich um die Gewinnung des Beyfalls v Herrn Hofr. Runde in Göttingen zu thun seyn. Dessen U theil falle aber, wie es wolle. Der Rec. muß aufrichtig g stehen, daß er sich abermalen in die Ideen des Verf. vo dieser Unterschiedsmaterie, nicht recht zu finden gewußt h be, was die Darstellung der Sache im Ganzen betrifft denn in einzelnen Sätzen stimmt er immer mit demselbe überein. Gewöhnlicher Weise erwirbt man Lehngüter dur lehnsherrliche Investitur oder durch Erbfolge. (Pos S. 68) Oder vielmehr man erwirbt gewöhnlicher Wei

Leh

Lehn einzig nur vermittelst der Investitur. Mit dem Besitz hat es nun wieder seine eigene Bewandniß, und der Tod des letzten Besitzers setzt keinesweges den Nachfolger sogleich in den Besitz. (s. 68. Note e) Durch die Erblichkeit der Lehn ist nun aber die Succeßion zum Rechtstitel der Investitur geworden: d. i. vermöge der Succeßion kann man die Investitur vom Lehnherrn fordern, und er ist aus diesem Rechtsgrunde verbunden, sie dem Successor zu ertheilen. (Hierin dürfte nun das Longobardische Lehnrecht einer Ungescheidtheit nicht wohl zu beschuldigen seyn. (s. Hrn. Posse S. 69 in der Note.) Ist nun aber die Succeßion ein Rechtstitel zur Investitur: so giebt es dann natürlicherweise ein Ius succedendi. Wer hat denn nun aber diesen Rechtstitel für sich: oder, wer hat das Recht, vermöge der Succeßion, die Investitur vom Lehnherrn zum Erwerb des Lehns zu fordern? Es sind die **Nachkommen** oder Descendenten (von gewissen bestimmten Qualitäten) des **ersten Erwerbers**, welcher die Investitur vom Lehnsherrn ex gratia erhalten hat. Aber jetzt entsteht die weitere Frage: haben in jedem Succeßionsfall alle vorhandenen Nachkommen von den bestimmten Qualitäten — das Recht, die Investitur vom Lehnsherrn zu fordern, oder **geht hierin Einer dem Andern vor**? **Nicht alle**, die bey dem jedesmaligen Succeßionsfall von der lehnsfähigen Nachkommenschaft des ersten Erwerbers vorhanden sind, sollen das Recht haben, die Investitur vom Lehnsherrn zum Erwerb des Lehns zu fordern. **Einer soll dem Andern hierin vorgehen.** Jetzt ist also *Ordo* Succeßionis oder Ius Succeßionis *ex Ordine* da. Auf alle mögliche Succeßionsfälle muß ich also durchaus ein zweyfaches Ius Succedendi — einen zweyfachen Rechtstitel der Succeßion zur Investitur, als zu dem Erwerb des Lehns vom Lehnsherrn — annehmen: einmal das Ius ex *Successione* überhaupt, und damit schließe ich alle Extraneos davon aus; und dann, das Ius ex *Ordine* Succeßionis; und damit gehe ich den übrigen Mitdescendenten in der Erbfolge vor. Nun aber fragt sich: worauf beruht das Ius ex *Successione*? Die Antwort ergiebt sich von selbst. Bey den Descendenten ist es die Abstammung des Bluts vom **ersten Erwerber**. Und worauf beruht das Ius ex *Ordine* Succeßionis? Es kann doch wohl nichts anders als die Proximität seyn. Ob zur vollgültigen Forderung der Investitur vom ersten Erwerber ex *capite* Succeßionis, das Ius

ex

ex *Successione* von dem Ius ex *Ordine* Succedendi unterschieden und zu unterscheiden, das Eine mit dem Andern nicht zu verwechseln sey? — Wie in aller Welt mag man noc darum fragen? Ob sich aber das Letztere zum Erstern, wi das Exercitium juris zum Ius selbst, verhalte: oder o das Ius ex *Ordine* Succedendi für nichts anders, als fü das *Exercitium* juris ex Successione zu halten sey? Die Meinung des Herrn Hofraths Runde überläßt Rec. de Herrn Posse und andern zur Prüfung. In der hier ve suchten Entwickelung beruht nun noch vollends die Sache ei zig auf der nähern Bestimmung der Proximität und de rechtlichen Princips, wornach diese bestimmt werden so und muß. Daß diese Proximität schlechterdings nicht vo letzten Besitzer her bestimmt werden könne und dürfe, da von hat Herr Pr. Reichholm in Halle in seinem Versuch ꝛc. 1799. 8. den Beweis so evident und vollständig geführ daß es nun keiner weitern Ausführung bedarf. Daß da Ius ex *Successione* von dem Ius ex *Ordine* Succedendi un terschieden sey; beyderley Rechte aber, das Erbrecht und da Proximitätsrecht in der Erbfolge — auf einerley Recht princip, auf der Abstammung des Bluts, und einzig und a lein auf der Abstammung des Bluts vom *ersten* Erwerbe — beruhen müsse: das ist die Meinung des Recensente Freylich hat dann nun wohl Herr Prof. Posse vollkomme Recht, wenn er dagegen eifert, was Böhmer bis an sei Ende gelehrt: „Ordo Succedendi legitimus determinat per *proximitatem* ab *ultimo defuncto vasallo*, cui succe ditur, (nicht in der formalen, sondern bloß materialen Be deutung; nicht juristisch und rechtlich, sondern bloß, möch man sagen, physisch) etiamsi ab eo ius Succedendi no descendat." Ganz Recht hat er, wenn er diesen Rechtsle rer beschuldiget, daß er nicht allein vom ersten Erwerber, so dern auch vom letzten Besitzer ein Ius Successionis abgeleit und statuirt habe; S. 29. 27. daß sonst Böhmer Unsin gelehrt haben würde; dagegen aber doch ein vom letzten Besitz abgeleitetes Ius Succedendi nach lehnrechtlichen Begriffe für nichts anders als für ein Unding gehalten werden könn S. 27 vollkommen Recht hat er ferner, in dem, daß er de gelehrten und so scharfsinnigen Böhmer zutraut, daß es ih wohl dürfte Ueberwindung gekostet haben, (S. 55) s was zu schreiben, und so viele Jahre lang auf dem Kath der zu lehren, und daß solche seine irrige Begriffe und Leh

sätz

sätze einzig nur aus seinem Romanisiren (S. 29) möchten erklärt werden können. Vollkommen Recht hat er endlich auch mit allen den Absurditäten, die er (S. 74—76) daraus ableitet, daß Böhmer und Andere zweyerley Ius *Succ.* annehmen, das Eine, welches sie Ius *Succ.* nennen, vom Erwerber, und das Andere, das sie *Ordo* Succ. tituliren, von dem letzten Besitzer, und daß er unter denselben am Ende die von Einigen nach dem römischen Rechte behauptete Ascendenten-Folge als die größeste anführt: als welche Ascendenten nun einmal doch weder vom ersten Erwerber, noch vom letzten Besitzer, ein Ius Succ. auf gültige Weise für sich ableiten könnten.

Eu.

Ueber die Aufhebung des Lehnwesens, von Johann Ernst Gruner, Herzogl. Sachsen-Coburgischem Rath und Amtmann zu Neustadt an der Heyde. Leipzig, bey Schäfer. 1800. XIV u. 136 S. 8. 15 gr.

Ein so wichtiger Gegenstand, wie der hier behandelte ist, ist aller Aufmerksamkeit der Staats-Obern werth, und eine Schrift über einen solchen Gegenstand, die mit so vielem Interesse und Wärme, mit so vielem Fleiße, Scharfsinne und Sachkunde geschrieben ist, wie die gegenwärtige, verdient ein öffentliches Lob. Der Verf. läßt sich nicht von der Wahrheit seiner Behauptungen zu Ungerechtigkeiten und Ausfällen gegen diejenigen, die bessern konnten, und es nicht thaten, hinreißen; Alles ist in einem so ruhigen, freundlichen, aber auch zugleich ernsten Tone geschrieben, daß gewiß jeder Leser die Wahrheit des Gesagten um so lieber anerkennen wird. Hierzu gesellt sich die lobenswerthe Gewohnheit, die Gründe deutlich aus einander zu setzen, und mit Ereignissen aus der Geschichte zu bewähren. Was man an der Schrift mit Recht tadeln kann, ist dieß, daß sie nicht gedrängt genug ist; daß sie vieles enthält, was an sich betrachtet, recht lesenswerth ist, aber, wie z. B. die Geschichte der Entstehung der Lehne S. 13 u. f., auch der ganze erste Abschnitt, u. dergl. doch eigentlich nicht zur Sache gehört: daß ferner das Ganze nicht

eine

eine logischere Anordnung erhalten hat; so, daß die Vortl
le und Nachtheile der Lehnsverfassung nicht hinter einan
aufgestellt, sondern theils bey der Geschichte der Lehne, th
bey der Darstellung der Gründe für die Nothwendigkeit
Aufhebung, theils endlich in einem eigends dazu bestimm
Abschnitte aufgeführt werden. Sonst hat der Vf. allerdi
den richtigen Weg eingeschlagen, den man hierbey zu ge
hatte. Er prüft den Zweck, den die Lehnsverfassung ehed
hatte, und die Mittel, durch die derselbe erreicht werden soll
und nachdem dieß geschehen ist, stellt er eine Vergleichung
ob bey unsrer jetzigen Staatsverfassung ein solcher Zweck n
nöthig sey, und ob das alte Mittel dazu noch heute zu T
gebraucht werden könne. Was das Resultat hiervon
giebt der Titel. — In der Aufzählung der schädlichen F
gen, die das Lehnwesen hat, wollen wir dem Verf. kein
Eintrag thun, und verweisen daher unsre Leser auf die Schr
selbst; wobey wir jedoch auf das, was der Verf. von d
äblen Einflusse der Lehnsverfassung auf die Rechtspflege, i
besondere auf die peinliche, S. 72 u. f. und auf das Fina
wesen, S. 82 sagt, aufmerksam machen wollen; denn d
hat uns insbesondere sehr richtig geschienen, und hätte n
mit stärkeren Zügen gezeichnet werden können. Auch s
die Bemerkungen über die schädlichen Folgen des Lehnwes
in Rücksicht der Sittlichkeit S. 87 u. f. recht gut; nur a
zu kurz. Eben so wird jedem die Ausführung der Beha
tung, daß die deutsche Staatsverfassung überhaupt
95 u. f. und die Territorialverfassung insbesondere S. 1
u. f. das Lehnwesen gar nicht mehr bedürfe, recht wohl
fallen. Dahingegen dürften manche Mängel in unsren St
ten dem Lehnwesen nicht ganz so zugeschrieben werden,
der Verf. behauptet. Dieß gilt z. B. von dem, was
über die ungleiche Vertheilung der Güter und die daraus e
springende Armuth für andere, sagt, und wo er S. 68
der Bemerkung schließt: „es bleibt nun doch einmal für
„fühlendes Gemüth nicht gleichgültig, wenn man den So
„des um den Staat sich verdient gemachten bürgerlichen Ma
„nes, nach Brod kümmerlich gehen sieht; indessen der adli
„unbrauchbare Junker von seiner Hufe ernährt wird,
„überall den Vortritt hat." Dieß ist leider zum Theil wa
nur möchten die Ursachen davon wohl auch in andern U
ständen liegen, als in dem Lehnwesen. Wenn z. B. der fü
dem Staate unbrauchbare Junker eine Hufe besitzt, die

ernähren kann, welches fühlende Gemüth kann etwas dawider haben? Giebt es denn nicht dem Staate ganz unbrauchbare Bürgersöhne, welche 100,000 Rthlr. ererbt haben, deren Renten sie in Unthätigkeit verzehren? Kann dieß und soll dieß der Staat hindern?

Ro.

Einleitung in das gemeine Recht der königl. Preuß. Staaten von J. C. G. Werdermann, Prof. der Philosophie zu Liegnitz. Leipzig, bey Crusius. 1797. Zwey Bände. 2 Alphab. 3 Bog. gr. 8. 2 Rg. 4 g.

Das vorliegende Werk hat, bey der von dem Großkanzler von Carmer, wegen Anfertigung des zweckmäßigsten Lehrbuchs des Preuß. positiven Rechts, ausgesetzten Preisaufgabe das Accessit erhalten, und verdient diese Auszeichnung durch die getroffne gute Anordnung der Materien, Genauigkeit der Begriffe, und Deutlichkeit des Vortrages.

Es lag nicht in dem Plane des Verf., in diesem Buche eine, nach selbst gebildetem Systeme zusammengesetzte Theorie der allgemeinen Principien der Preuß. Gesetzgebung, — und eben so wenig einen bloß summarischen Abriß der, durch die gesetzlichen Bestimmungen entstandenen Abweichungen vom Naturrechte zu liefern; noch weniger beabsichtigte er eine Erklärung des allgem. Landrechts, und der in demselben enthaltenen Vorschriften. — Letztere sollte auch, unsers Dafürhaltens, eigentlich nie der Gegenstand eines für die gebildetern Klassen bestimmten Handbuches seyn; indem wir mit dem Verf. völlig darüber einverstanden sind, daß der Codex der Preuß. Gesetzgebung mit solcher Deutlichkeit abgefaßt ist, daß es zum richtigen Verständnisse desselben, keiner weitern Hülfsmittel, für einen jeden, dem die juristische Terminologie nicht ganz fremd, und der mit den Geschäfften des bürgerlichen Lebens, so wie mit den generellen Grundsätzen der Rechtsgelehrsamkeit bekannt ist, bedarf.

Der eigentliche Zweck, welchen Herr W. bey Ausarbeitung dieses Lehrbuches vor Augen hatte, war der: eine gedrängte,

drängte, jedoch vollständige Uebersicht des Wesentlichen der Preuß. Gesetze zu liefern; wobey er sich mehr die Einrichtung der Pandekten, als die der Institutionen (welcher sich das des Preises würdig erachtete Eggersche Lehrbuch mehr nähert) zum Muster nahm. Er ist der Meinung, daß die durch die ganze Beschaffenheit und zum Grunde zu legende Classifikation eines Gesetzbuchs nothwendig werdende Zerstückelung einzelner Gegenstände und Materien, deren eine durch die andere später folgende erst Licht und ihre richtige Bestimmung erhält, dem Anfänger das Studium des Landrechts aus der Quelle sehr erschwere; worin wir ihm, da nicht anzunehmen ist, daß alle oder auch nur der größere Theil der jungen Geschäfftsmänner, gute Köpfe, und an systematisches Denken gewohnt sind, vollkommen beypflichten müssen. Nicht minder finden wir die von dem Verf. in Vorschlag gebrachte Methode, nach welcher das Studium des Kompendiums des vaterländischen Rechts, mit stetem Rückblick auf die, vorher studirten Grundsätze des Naturrechts, geschehen soll, völlig ihrem Zwecke angemessen, und daher höchst empfehlenswerth.

In Betreff der in diesem Lehrbuche gewählten Anordnung der Materien, hat der Verf. die im A. L. R. beobachtete, bis auf einige Zusammenziehungen mehrerer etwas specieller Abschnitte im peinlichen Rechte, befolgt; die allgemeinen Sätze in die Paragraphen aufgenommen; die nähern Bestimmungen und speciellern Hinweisungen auf abweichende Fälle in den unter den Text gesetzten Corollarien angebracht, wo auch hier und da, mit strenger Auswahl, erläuternde Beyspiele angeführt sind.

Was die Behandlung der einzelnen Materien anlangt: so hat der Verf. die allgemeinern Grundsätze von Willenserklärungen, Eigenthum, Besitz, Kauf, Unterpfand, Pacht und das Erbschaftsrecht, ausführlich, das Lehnwesen, die Lehre von den Pfarrgütern, den kaufmännischen Geschäfften, dem Bergwerkswesen, der vormundschaftlichen Verwaltung; und das Criminalrecht, in einer gedrängtern Uebersicht dargestellt. Zu dieser Einrichtung ist er durch die Betrachtung bewogen worden, daß das Detail dieser Materien sich ins Kleinliche verliert, und der Geschäfftsmann, der dieser Abschnitte bedarf, sich mit dem wörtlichen Inhalte des Gesetzbuches bekannt machen muß.

Diese

Diese Gründe haben jedoch dem Rec. nicht Gewicht genug zu haben geschienen, um das auffallende Mißverhältniß, welches durch diese Behandlungsart in das ganze Werk gekommen ist, zu rechtfertigen, oder ihm auch nur zur Entschuldigung zu dienen. Denn was den letzten Grund anbetrifft: so sind wir der Meinung, daß kein Kompendium unter der Sonne, in irgend einer Materie, das stete Nachschlagen und zum Grunde Legen des Gesetzbuches entbehrlich machen könne; in Hinsicht des zweyten aber, dessen Richtigkeit wir übrigens in thesi nicht angreifen wollen, bürgt uns der überall in diesem Buche unverkennbar hervorblickende Scharfsinn des Verf. dafür, daß er die allerdings nicht geringen Schwierigkeiten, welche das mitunter kleinliche Detail jener Materien entgegenstellte, besiegt, und das Wichtigere vom dem minder Wichtigen, ohne so gewaltsame Abkürzung, als er sich erlaubt hat, zu sondern gewußt haben würde. Wir hegen zu der edlen Bescheidenheit, mit welcher er in der Vorrede sich über seine Arbeit äußert, das Vertrauen, daß er, bey einer neuen Auflage, deren Erscheinung wir eben so wenig bezweifeln, als wir sie aufrichtig wünschen, auf diese Erinnerung einige Rücksicht nehmen möge.

Fm.

Wem wird das Vermögen des Lüneburgischen Salzcomtoirs, bey der bevorstehenden Aufhebung desselben zu Theil? Eine rechtliche Untersuchung von E. A. A. Roscher. Von den Lüneburgischen Sultmeistern genehmigt und zum Druck befördert. Motto aus Horaz: Haud ignara ac non incauta futuri. Hannover, in Commission bey Hahn. 1799. 10 Bog. 8. 10 gr.

Diese Abhandlung enthält zwey Abschnitte; die eine Hälfte nämlich historische Notizen; die andere die Rechtsausführung. Bey dem historischen Theile benutzt der Herr Verf. ein Manuscript des Hrn. Raths Gebhardi von 1788, das den Titel hat: „Bericht von der alten und neuen Verfassung des Lüneburgischen Salzwesens.“

 Zuerst

Zuerst zeigt der Herr Verf. daß der Landesherr sehr bald sein Eigenthumsrecht an der Sulze zu Lüneburg, vergeben habe. I. An Pfannenherren oder Sulzprälaten, die Herren der Sole wurden, und einen gewissen Theil aus jeder Pfanne genossen. II. An Choralisten, Eigenthümer gewisser, in einer bestimmten Quantität Salz bestehender jährlicher Gefälle, welche ihnen aus der Pfanne bezahlt werden mußten.

Der Magistrat in Lüneburg erhielt die Aufsicht, Schutzrecht und Gerichtsbarkeit. Im Jahre 1659 ward, weil das Salzwesen in Verfall zu gerathen anfieng, indem einige Sultmeister schlecht bezahlten, durch Vereinigung Mehrerer dieses Standes, ein Comtoir errichtet. 1750 bekam die Saline zwey königliche Administratoren, die siedeten und auf dem Comtoir erschienen. Seit dieser Zeit bestand nun das Comtoir aus einem Bürgermeister als Direktor, einem Kön. Assessor, zwey Assessoren aus dem Stande der Patricier, zwey aus den bürgerlichen Sultmeistern, einem Syndikus, einem Buchhalter und einem Cassirer.

Noch ist zu bemerken, daß das Comtoir doppelten Vortheil zog, sowohl aus dem Salze, als aus Holzhandel.

Nach Aufhebung dieses Comtoirs mußte also nothwendig die Frage entstehen: ob das sehr ansehnliche Vermögen desselben, dem Könige, dem Senate in Lüneburg, den Pfannenherren, Choralisten, oder gewissen andern Besitzern zufalle, und auf welche Art es getheilt werde?

Der zweyte Theil, der die Rechtsausführung betrifft, fängt an mit den allgemeinen Grundsätzen von der Beerbung eines eingehenden Collegiums. Im zweyten Kapitel führt der Verf. den Beweis, daß die gegenwärtigen Sultmeister alleinige Eigenthümer des Comtoirs-Vermögens sind; wobey zugleich eine Definition desselben gegeben wird, nämlich: „Es ist ein Collegium, welches vom Landesherrn dazu bevollmächtigt ist, im Namen der sämmtlichen Sultmeister „den Handel des Salzes im Großen zu besorgen.“ Hier beschäfftigt sich der Herr Verf. mit der Beantwortung der drey Fragen:

I. Was ist eigentlich das Comtoir in rechtlicher Hinsicht?

II. Wem gehöret das Vermögen desselben, ehe es aufgehoben wurde?

III.

III. Welches sind, juristisch betrachtet, die Wirkungen der Aufhebung des Comtoirs und der ganzen vormaligen Handelsverfassung?

Der Verf. zeigt hier bey Nr. III., daß durch die Ankündigung der bevorstehenden Sulzreform, und durch die darin begriffene Erklärung des Landesherrn, daß die Pfannenpachtung hinfort wegfallen werde, auch ipso iure wegfalle, daß das Collegium ein collegium oder universitas sey; indem es eben dadurch in eine bloße Societät verwandelt wird. Durch diesen Punkt wird also ganz recht entschieden, daß das Vermögen den letzten Sultmeistern gehöre, und die Vertheilung desselben der freyen Disposition dieser Societät allein zufalle. Das Hospital zum heiligen Geiste, welches das 55. Sulzhaus hat, nie aber selbst Salz siedet, kann nicht zur Erbschaft gelassen werden. Bey dieser Gelegenheit wird noch weitläuftig gehandelt von Allen, die Ansprüche gemacht haben oder machen werden auf dieß Vermögen, und zugleich gründlich gezeigt, warum sie mit diesen nicht gehört werden können.

Als Beylage sind abgedruckt, die Stiftungsrecesse des Comtoirs von 1659, ferner ein recessus von 1665 und 1733, und endlich die beyden Remissionsrescripte von 1788 und 1797.

Rec. braucht schliesslich nur noch zu bemerken, daß dieses Werk dem Herrn Verf. sowohl durch seine Gründlichkeit, als auch geschickte Auseinandersetzung, Ehre macht.

Dh.

Arzneygelahrheit.

Physische und psychologische Geschichte einer siebenjährigen Epilepsie, vom vier und dreyssigsten bis ins vierzigste Lebensjahr, von dem Genesenen selbst. Nebst angehängten Beyträgen zur körperlichen und Seelendiätetik für Nervenschwache. *Erster Theil.* Reine Geschichte in chronologischer Ordnung. Zürch, bey Orell, Füssli

Füssli und Comp, 1798. 319 Seit. gr. 8. *Zweyter Theil.* Beurtheilende Zergliederung und Ergänzung der Thatsachen. Ebend. und in demselb. Iahr 414 Seit. 3 Rt.

Hat auch den Titel:

Diaetophilus physische und psychologische Geschichte seiner siebenjährigen Epilepsie, etc.

Ein Werk einer ächten und detaillirten Selbstbeobachtung, das aus dem edlen Zwecke, ähnlich Leidenden nützlich zu werden, bekannt gemacht wurde. Der Verf. ist kein Arzt, sondern ein Staatsdiener im juristischen Fache; schwerlich würde aber ein Arzt den nosologischen Theil der Krankheit, sowohl in Rücksicht der Körper- als der Seelensymptomatologie, vollständiger, genauer und lehrreicher haben beobachten, und so ohne Anmaaßung und Selbstgefälligkeit beschreiben können, als der Verf. gethan hat; dem Arzt würde mancher Zufall unabhängig oder unverbunden mit der Krankheit, wenigstens bey seiner ersten Erscheinung, vorgekommen, und darum kaum bemerkt worden seyn; einen andern hätte er durch die Brille seines Systems oder seiner Theorie beobachtet, und darum im falschen Lichte gesehen; seine Prognostik würde sich in die Beobachtung gemischt und die Ruhe derselben gestört haben; dadurch würde dieser Zufall herausgehoben, jener zurück gesetzt worden seyn, u. s. w. Die Idionosographieen sind so sehr selten, daß gewiß jede mit Dank aufgenommen und ernstlich studirt werden sollte. Die Nachrichten, welche Sydenham, **Musgrave, William**, Floyer und Andere über ihre selbsterlittenen Krankheiten ertheilt haben, lassen sich mit der von unserm Verf. bekannt gemachten Nachricht gar nicht vergleichen; **Ritters** morbona scheint dem Rec. die meiste Aehnlichkeit damit zu haben; aber Ritter beobachtete nicht so ruhig und unbefangen, und nicht so helle und rein. Einen den Inhalt darstellenden und doch kurzen Auszug, wie ihn hier der Raum erfordert, leidet dieses Werk nicht; Rec. kann also nur einiges daraus ausheben, um sowohl die Aerzte, als die Nervenkranken und die Psychologen darauf aufmerksam zu machen. Der Verf. erduldete vom August 1788 bis im Jenner 1795 fünf und sechzig Ausbrüche der Epilepsie. Der

erste Theil enthält in den ersten fünf Kapiteln, die Beschreibung und den Gang, oder die chronologische Geschichte der Krankheit im größtmöglichsten Detail; so daß der Verf. fast jede Stunde seines physischen und moralischen Lebens, freylich hier und da ein wenig zu abstrakt, darstellt. Kap. 6. beschreibt die Seelenstimmung vor und während der Krankheit, die in acht Zeitabschnitte eingetheilt ist. Allen Kapiteln, die gleichsam nur das detaillirte, jedoch chronologisch geordnete Ergebniß aus dem möglichst pünktlichen Krankheits-Tagebuche enthalten, sind gleichsam als Belege oder als Ausmahlungen einzelner Parthieen, wörtliche Beylagen aus dem Tagebuche selbst beygefügt. Ein Anhang giebt die Liste der medicinischen und chirurgischen Kunstmittel, welche binnen der ganzen Krankheit in 29 Kurversuchen gebraucht worden sind. Der zweyte Theil erörtert in dem 7ten, 8ten und 9ten Kapitel die erheblichen Symptome und Zustände der Krankheit einzeln; es wird eines jeden Beschaffenheit, Anfang, Dauer rc. und Einfluß auf das Ganze, genau dargestellt, jedoch mit möglichster Sorgfalt die Thatsachen von den gefolgerten Vermuthungen unterschieden. Im 10ten Kap. versucht der Verf. eine gedrängte Darstellung von den Hauptursachen der Krankheit, von den nächsten Ursachen ihrer Ausbrüche, und von den Ursachen der Herstellung. Der Anhang (welcher auch als einzelne Schrift zu haben ist) enthält auf 262 Seiten Beyträge zur körperlichen und Seelen-Diätetik für Nervenschwache mancher Art. Die Epilepsie, welche der Gegenstand dieses eben so weitläuftigen als lehrreichen Werks ist, hielt keine Perioden; sie brach zwar zuweilen nach kurzen Zwischenräumen, einige Mal mehrmal an einem Tage, aber auch erst nach monatlichen Zwischenräumen aus; die Tageszeit der meisten Ausbrüche war früh vor dem Frühstück, oder in späten Abendstunden, oder mitten unter nächtlichen Träumen. Der Kranke hatte von den Anfällen nur eine, ein bis zwey Minuten lange Vorempfindung; er fühlte in derselben, die allemal ohne Gehör und Sprache war, bald mehr bald weniger Dickheit vor den Ohren, Engung des Athems, und war ohne lebhaftes Gefühl der andern Theile des Körpers; der Seelenzustand dabey war oft mit tumultuarischen Ideen, die so rasch auf einander folgten, daß wenig oder gar kein Raisonnement, sondern Bild auf Bild ihm vorüber rannte, verbunden, welchen Zustand der Verf. Ideen- oder Gedankenjagd nennt;

oft behielt er anfänglich auch eine Helle des Verstandes und das Vermögen zu sehen, zu riechen, zu greifen und zu gehen; nach einer halben Minute würd ihm aber das Bewußtseyn unmerklich und schnell entzogen. Unter den Nachempfindungen des Ausbruchs äußerte sich zuerst Gedächtnißmangel, hernach Hitze und Spannung im Kopfe, und ein bey der Berührung schmerzhaftes Gefühl um die Gegend der untersten Rippen. In den Zwischenräumen hatte der Verf. gewisse Zufälle, die mit der Vorempfindung eines wirklichen Ausbruchs viel Aehnlichkeit hatten, die er unter den Benennungen, gefährliche — kleine tägliche — und langwierige Stumpfheiten, beschreibt, und deren Hauptcharakter Mangel des Gehörs und der Sprache unter einiger Betäubung war, welche er sich als wirkliche Ansätze des epileptischen Krampfes, die nur dem Grade und der schnellen Aufeinanderfolgung nach unterschieden waren. Es ist äußerst interessant und lehrreich, des Verf. einzelne Beschreibung aller seiner besondern Zufälle und Krankheitszustände, und die Beschaffenheiten seiner äußern und innern Sinne, und seiner natürlichen Verrichtungen, mit Rücksicht auf die Krankheit selbst, zu lesen; aber es ist unmöglich, hier einen Auszug davon zu liefern. Selbst den Aerzten wichtig scheinen dem Rec. des Verf. Hypothesen über die Natur der Fallsucht überhaupt; seine Fallsucht rechnet er zu der dritten der von ihm aufgestellten drey Gattungen, wo nämlich nicht die kranke Beschaffenheit im Kopf allein, nicht die allgemeine Schwäche in der Maschine, oder eine sonstige allgemeine oder partielle Verdorbenheit allein, sondern das Zusammentreffen des Kopfübels mit einem andern Uebel zusammenwirken. Er nimmt den Satz an, daß bey einer Epilepsie allemal der Kopf besonders krank, und allemal eine, wo nicht sonst fehlerhafte, wenigstens allzu schwache, heftigen Krämpfen unterworfene Membranen-Struktur nächst am Gehirn, zugegen sey. Er erklärt auch die meisten Epilepsien für heilbar; weil unter den mitwirkenden Ursachen nur eine fehlen dürfe, um den epileptischen Paroxysm unstatthaft zu machen, welches einer gehörigen Behandlung nicht leicht fehlschlagen könne. Rec. hat schon gesagt, daß dieß Werk den Aerzten vorzüglich in Rücksicht der vollständigen und deutlichen Entwickelung des kranken Zustandes eines Fallsüchtigen, nach seiner physischen und moralischen Beschaffenheit, lehrreich sey; so, daß ein Arzt der diese Schrift studiert hat, ähnliche Fälle besser einsehen, und die

Klagen

Klagen seiner Kranken besser verstehen wird, als ihn seine eigne genaueste Beobachtung dazu in Stand setzen kann. Für die therapeutische Behandlung der Fallsucht ist dieß Werk minder lehrreich; der Verf. wurde mehr empirisch, erst auf Würmer, dann auf Infarktus im Unterleibe, hernach auf Flechtenschärfe, und endlich mit den berühmtesten specifischen Mitteln behandelt, von welchen die Belladonna ihm die besten Dienste geleistet zu haben scheint; er nahm aber vom 25ten May 1793 bis im März 1794, freylich mit mehr oder minder langen Zwischenräumen, und in mehr oder minder großen Dosen, über zwey Unzen Belladonnablätter. (Sonderbar, daß unter den mancherley Mitteln, die versucht wurden, nicht an den Eichelmistel, die Pomeranzenblätter, die Zinkblumen, den Kupfersalmiak, und die Bestuschefsche Nerventinktur gedacht wurde.) Sehr interessant wird die Lektüre dieser Schrift auch den Psychologen seyn; besonders des Verf. Beobachtungen über den wechselseitigen Einfluß, welchen die Seelenstimmung und die Krankheit auf einander hatten, (Kap. 6. besonders 8), dessen Untersuchungen über die Verbindung zwischen Seele und Leib, (Kap. 10. und besonders dessen Nachtrag) und auch seine gelehrte Vertheidigung der Sömmeringischen Meinung über das Seelenorgan. Am nützlichsten und lehrreichsten ist sie aber unwidersprechlich den Aerzten, und vorzüglich auch den nervenschwachen Kranken, durch die von dem Verf. beobachteten, und hier im Anhange umständlich und genau ertheilten Vorschriften zur körperlichen und zur Seelen-Diät; den Nervenschwachen stellt sie überdieß ein Muster der anpassendsten und sorgfältigsten Selbstbeobachtung, und der zu ihrer Heilung so viel beytragenden und oft ganz unentbehrlichen Selbstbeherrschung dar, das sie studieren, und mit der thätigsten Anstrengung zu erreichen suchen sollten; zumal, da ihnen das Studium dieses Buchs ihren Muth aufrichten, und ihnen die angenehme und wohlthätige Hoffnung zur Genesung einflößen oder erhöhen wird. Einige gewiß nicht gemeine Bemerkungen aus des Verf. Beyträgen zur körperlichen Diätetik, will Rec. hier doch anführen, um die Aufmerksamkeit auf das Ganze zu spannen. Dünne, lockere, leinene Halsbinden sind heilsamer, als die von Muslin; das Frottiren geschah immer abwärts (also der Manipulation beym Magnetisiren analog!) Morgenluft und Winde wirkten nachtheilig. Baden und Waschen bekam dem Verf. nicht gut, wenn

es nicht mit der äussersten Vorsicht geschah. Das Getränk sollte mehr lau als kalt genommen werden. Salate waren ihm noch schädlicher als Gemüse; Wein und guter Kaffee waren dem Verf. die heilsamsten Getränke, im Winter auch Punsch. Schlaf ist die beste Unterstützung der Nervenschwachen; auch Ruhe unter und nach Tische ist gut. Man sollte öfter, aber immer nur in kleinen Absätzen, lustwandeln. Gänzlicher Abbruch der gewohnten Leibespflege scheint dem Verf. bedenklich. Die Seelen-Diätetik des Verf. ist so sehr ein treffliches Ganzes, daß Rec. sich scheuet, einige Bruchstücke hier vorzulegen, aus Furcht, ihnen das Licht zu nehmen, das sie im Ganzen haben. Er hält es vielmehr für Pflicht seines Arztthums und seiner Menschenliebe, jeden Arzt, der Nervenschwache zu berathen hat, (und wo wird, zumal in Städten, einer seyn, der nicht in diesem Fall wäre) aufzufordern, wenigstens diese diätetischen Beyträge zu studiren und zu nützen.

Ebh.

Friedrich Hildebrandt (s.) der Arzneykunde und Weltweisheit ordentl. öffentl. Lehrers zu Erlangen, Königl. Preuß. Hofraths ꝛc. Lehrbuch der Anatomie des Menschen. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1798. Erster Band. Zwote verbesserte Ausgabe. 654 S. 8. 1 Rg. 12 gr.

In dieser neuen Auflage ist dieser erste Theil eines der schätzbarsten Lehrbücher der Anatomie um 16 Seiten stärker geworden, als bey der ersten Ausgabe; weil sowohl im Texte verschiedene Zusätze gemacht, als auch die literarischen Nachweisungen vermehrt sind. Die Paragraphenzahl hat keine Aenderung erlitten. Daß die vielen Druckfehler der ersten Ausgabe hier ganz wegfallen, und überall der Druck dießmal sehr korrekt ausgefallen ist, gereicht dem Buche zum großen Vortheil.

Mr.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Zu der neuen Rodenschen Ausgabe der 10 Bücher des römischen Baumeisters Vitruvius, wird die Verlagshandlung, außer den bereits angekündigten Kupfern, einen zweyten Band als Kommentar liefern, zu dessen Ausarbeitung sich zwey rühmlich bekannte Männer, die Herren Professoren Huth und Schneider zu Frankfurt an der Oder, vereiniget haben. Diese werden sich bemühen, nicht allein den historischen Theil des Werks zu erklären; sondern auch vorzüglich die physischen und mathematischen Grundsätze und die Theorie des Schriftstellers zu erläutern, berichtigen und ergänzen. Zur kritischen Berichtigung und Erklärung des Textes, sind außer der ersten Ausgabe viele Handschriften von neuem und genau verglichen worden, wovon bisher kein Gebrauch war gemacht worden. Um das Unternehmen einer größern Vollkommenheit näher zu bringen, bitten die beyden Herausgeber alle diejenigen, welche sich ernstlich mit dem Ganzen oder mit einzelnen Theilen des Vitruvischen Werks beschäfftiget haben, ihnen ihre Bemerkungen, wenn sie zu einer der vorher erwähnten Absichten führen, unter billigen Bedingungen mitzutheilen.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der durch mehrere dramatische und romantische Schriften rühmlich bekannte Herr Friedrich Maximilian Klinger, ist jetzt Russisch Kaiserl. Generalmajor von der Armee, und Kommandeur des Kaiserl. Landkadettenkorps zu St. Petersburg.

Der berühmte Herr Hofrath Heyne zu Göttingen, ist von seinem Könige zum Geheimen Justizrath ernannt worden.

Chronik deutscher Universitäten.

Kiel.

Die Zahl der hier Studirenden hat seit ein paar Jahren etwas abgenommen. Da dieß fast auf allen deutschen Universitäten der Fall ist: so sollte man daraus beynahe die angenehme Hoffnung schöpfen, daß sich nicht mehr so viele Jünglinge, als sonst, dem Studiren zu widmen Lust hätten. Wundern darf man sich darüber nicht, da das Loos der besoldeten Staatsdiener in unsern Tagen, bey so sehr gestiegenen Preisen und bey den so vielfach vermehrten Bedürfnissen, gewiß nicht reizend ist, und die Landwirthschaft, der Handel, ja selbst die Handwerke, denen, welche sich ihnen mit Lust und Fleiße widmen, reichlichere Einkünfte und größere Unabhängigkeit versprechen. Man findet daher schon Beyspiele, daß junge Leute aus bekannten adlichen Familien in Hamburg die Kaufmannschaft erlernen. Bis vor ein paar Jahren betrug die Anzahl der Studirenden zu Kiel gewöhnlich 200. Im verflossenen Sommer 1800. waren nur 165 da, und in diesem Winter ist die Zahl 151. Unter diesen sind 72 Theologen, 54 Juristen, 19 Mediciner, 4 Mathematiker, 1 Cameralist, und 1, welcher sich den Militärwissenschaften ausschließlich widmet.

Am 9. August wurde Herr Emanuel Brassier de St. Simon zum Lector der französischen Sprache bestellt.

Unterm 29. August ist der Doktor der Philosophie, Theodor Nicolaus Reimer, aus Rendsburg, der bisher Privatdocent zu Göttingen und Assessor der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften war, zum Adjunkt der philosophischen Fakultät ernannt, und ihm vorläufig, nach Ablauf eines Jahres, eine Gratifikation von 100 Rthlrn. aus dem akademischen Fond versichert worden.

Am 9. September übergab Herr Leibmedikus Weber dem Herrn Professor Heinze, das Prorektorat der Universität mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten.

Den

Den 17ten September erhielt Herr Aug. Heinr. Ferd. Gurfeldt, aus Altona, die medicinische Doktorwürde. Seine Inauguraldissertation sistens quaestiones tres medici argumenti ist gedruckt.

Den 11. Oktober erhielt Herr Johann Jebens, aus Friedrichstadt, die medicinische Doktorwürde. Seine Inauguraldissertation handelt: de convulsione.

Den 27. Dec. ertheilte die philosophische Fakultät dem Herrn Johann Nicolaus Schunk, Katecheten am Zuchthause zu Hamburg, das Doktordiplom.

Ebendieselbe ertheilte beym Anfange des Sommerhalbenjahres dem Herrn Doktor C. F. Callisen, und beym Anfange des Winterhalbenjahres den Doktoren, Herren Ludolf Herrmann Tobiesen und A. H. M. Kochen, die erbetene Erlaubniß, Vorlesungen zu halten.

Alle Studirende, welche akademische Beneficia suchen, (wohin der Freytisch, welcher im Gelde vergütet wird, das Schassianische Stipendium, und der unentgeldliche Besuch der Vorlesungen gehören), müssen sich bey der philosophischen Fakultät examiniren lassen. Weil aber neuerlich in diesen Prüfungen Mehrere so schlecht bestanden sind, daß ihnen der Zugang zu den Beneficien abgeschlagen werden mußte: so hat die Fakultät durch eine, unterm 28sten Oktober abgefaßte Bekanntmachung, die angehenden Studirenden gewarnt, und erklärt, daß sie künftig bey jenen Prüfungen mit aller gesetzlichen Strenge verfahren werde.

Diejenigen, welche sich um das Schassianische Stipendium, dessen Vertheilung dem akademischen Senate zusteht, bewerben, müssen durch eine Probeschrift ihre Kenntnisse und ihren Fleiß darthun. Zu dem Ende sind für dieses Jahr von dem Senate folgende Fragen aufgegeben worden:

1) Exponatur, quae fuerit literarum in Germania conditio, cum *Lutherus* ad reformandam ecclesiam progressus est.

2) Quid et religionis et gentis Iudaicae, aetate Christi, conditio sive auxilii praestitit sive impedimenti obtulit in propagatione religionis Christianae?

3) Quum

3) Quum vis ac potestas legum, non earum quidem, quas positivas — artis vocabulo — appellamus, ex solo imperio sit derivanda, quod inprimis egregie docuit *Jo. Christ. Majerus*, cel. Tubingensium ICtus, in praestantissimo, quem *de autonomia* inscripsit, libello, cui iungendus, qui paullo post prodiit *generalis in ius principum privatum introductionis* titulo, quaeritur de aperiundis, curate secernendis recteque et secundum Dialecticorum praecepta ordinandis variis legum constituendarum fontibus.

4) In scientiis, quas naturales appellare solemus, quaeque soli experientiae innituntur, quis tamen mentis rationisque usus est et quae dignitas?

5) *Cicero* philosophus cum *Seneca* philosopho comparetur.

Herr Prof. Fabricius bearbeitet sein entomologisches System aufs Neue. Der erste Theil desselben wird in der nächsten Ostermesse erscheinen.

Herr Prof. Hegewisch wird die Schleswigholsteinische Geschichte des sel. Christiani fortsetzen.

Herr Prof. Niemann hat den Verlag seiner Schleswigholsteinschen Blätter für Polizey und Kultur, der Cottaschen Buchhandlung in Tübingen überlassen. Vom nächsten Jahre an erscheinen davon jährlich 12 Stücke, unter dem Titel: Blätter für Polizey und Kultur. Der Jahrgang wird 4 Rthlr. 8 Gr. in Golde kosten.

Anzeige kleiner Schriften.

Herr Prof. Gurlitt, Direktor des Gymnasiums zu Kloster Bergen bey Magdeburg, gab schon vor einigen Jahren einen Versuch der Schriftauslegung heraus, indem er über den 110. Psalm kommentirte. Wir erhalten in der Einladungsschrift zu der am 25. und 26. Sept. 1800. angestellten öffentlichen Prüfung der Schulanstalt einen neuen Beweis von den Bemühungen des Verf., eine gesunde Exegese zu befördern. Er hat dießmal einen Abschnitt aus dem

N. Testa-

N. Testament (Math. Kap. 23.) gewählt, und wir müssen gestehen, daß wir in dieser kleinen Schrift viel Bekanntschaft des Verf. mit den Vorarbeiten und der biblischen Literatur wahrgenommen haben. Eben so leuchtet die Kenntniß des Grundtextes und der hebräischen Sprache hervor. Der Verf. nimmt die einzelnen Verse genau durch, giebt da, wo es ihm nöthig schien, die verschiedenen Meinungen der Interpreten an, und erklärt sich für diejenige, welche ihm, dem Zusammenhange u. s. w. nach, die gründlichste zu seyn scheint. — Ueberhaupt kann man mit dieser Wahl zufrieden seyn. Gewöhnlich bestimmt sich der Verf. für die natürlichste Erklärung u. a. V. 38 „ἀφίεται ὑμῖν ὁ οἶκος ὑμῶν ἔρημος." Hier erklärt er οἶκος durch Haus und Hof, und verwirft die Erklärungen Stadt, die Grotius, u. a. m. annahmen, oder auch Republik der Juden, nach Teller, Rosenmüller, u. s. f. oder Tempel, weil es sonst hätte heißen müssen Haus Gottes, und nicht euer Haus. — Nach der Erklärung dieses 23. Kapitels Math. erläutert der Verf. noch die Begriffe der sogenannten Schriftgelehrten und Propheten, von welchen Personen in dem gedachten Kap. die Rede ist. Auch hierin finden wir eine gute Bekanntschaft mit dem Alterthume. Der Beschluß der Schrift giebt Nachricht von den Objekten der Prüfung, und den bey dieser Feyerlichkeit gehaltenen Reden. Die Abhandlung ist in einer fließenden lateinischen Schreibart verfaßt, und auf 28 Quartseiten gedruckt.

Wir verbinden mit dieser Anzeige die weitere Bekanntmachung des von demselben Verf. herrührenden Lektionen-Plans und der übrigen Tagesordnung für die Schule in Kloster Bergen, im Jahre 1800. Sie nehmen anderthalb Bogen in Quart ein. Der Plan selbst ist nach den Tagen und Stunden geordnet. Man ersiehet daraus die Lehrgegenstände, Lehrbücher und Lehrer der verschiedenen Klassen. (Nach unserer Meinung zweckmäßig, und den Zeitumständen angemessen.) In den Noten giebt der verdiente Direktor manche Erläuterungen über die im Plane vorkommenden Gegenstände. Die oben erwähnte Tagesordnung bezieht sich auf die Beschäfftigungen und Erholungen der Jugend, und bestimmt selbst die Zeit der Mittags- und Abendtafel; daher diese Uebersicht auch den Eltern und Vormündern sehr willkommen seyn wird, die ihre Kinder und

Pflege-

Pflegebefohlenen dem Gymnasium in Kloster Bergen anvertrauet haben. Der Concipient dieser Anzeige erinnert sich dabey mit Vergnügen seiner in Bergen verlebten Jugendjahre, und nimmt hier mit Wohlgefallen eine grössere Eintheilung der Klassen nach Maaßgabe der Fähigkeiten der Zöglinge wahr, als zu seiner Zeit unter dem Abt Frommann statt fand. Damals hatte man fast durchgängig nur 4 Klassen; dagegen man nunmehr im Lateinischen sechs Abtheilungen hat. Auch ist fast durchgehends ein Parallelismus in den Objekten beobachtet, welcher für die Versetzung der Schüler von entschiedener Nutzbarkeit ist, wenn er gleich die Einrichtung des Plans selbst erschwert.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Am 8. Jul. 1800. feyerte die Katharinenschule in Braunschweig ihr erstes hundertjähriges Jubelfest. Der dirigirende Professor der Anstalt, Herr Konrad Heusinger, lud dazu durch eine Schrift ein, welche Nachrichten von der gedachten Anstalt und ihrer Einrichtung seit 1790. enthält. Der Verf. schickt einiges aus der frühern Zeit, den Ursprung der Schule betreffend, voran, die vom Herzog Rudolf August, der mit seinem Bruder Anton Ulrich zugleich regierte, von 1698 an aufs neue gebaut, und am 8. Jul. 1700 eingeweiht wurde. Die Notizen von den Rektoren der Schule sind unbedeutend und mangelhaft; da der Verf. nicht einmal die Reihefolge derselben im 18. Jahrhunderte angeben kann. Er selbst wurde 1790 von Wolfenbüttel, wo er bis ins 12te Jahr Konrektor gewesen war, nach Braunschweig berufen, und ihm die Direktion des Katharineums übertragen, welcher Stelle er mit Ruhm vorsteht. — Die beschriebene Einrichtung seit 1790 umfaßt das Innere der Anstalt selbst, wo manche vortreffliche Normen festgesetzt sind, die auf öffentliche Anstalten angewandt, unstreitig von sichtbarem Nutzen sind. Dann folgen der Lektionsplan, das Lehrer- und Schülerpersonale, der Text zur Musik, und die drey gehaltenen Reden. Die beyden letzten sind von Schülern gesprochen; die erste hingegen ist eine vom Herrn Professor Heusinger selbst vorgetragene lateinische

Ode,

Ode, worin der Verf. seine Empfindungen und Wünsche in Hinsicht auf die Anstalt schildert. Sie empfiehlt sich sowohl durch die Latinität als den dichterischen Schwung, der in denselben herrscht.

Herr Prof. Bruns in Helmstädt, hat einen Entwurf einer Apologetik und Hermenevtik der Bibel zum Gebrauch seiner Vorlesungen drucken lassen. Jeder weiß, wie sehr das Ansehen der Bibel angefochten ist; so daß diese selbst von nicht wenigen Theologen als entbehrlich zur Begründung der Sittlichkeit und Religion gehalten wird. Der gelehrte Bruns erwirbt sich daher unstreitig ein großes Verdienst dadurch, daß er in seinen Vorlesungen eine Untersuchung über den Werth und die Brauchbarkeit der biblischen Bücher anstellt. Diese Lektionen sind unter dem Namen biblische angekündigt, und es wird in denselben Apologetik und Hermenevtik der Bibel in Verbindung vorgetragen. Der Plan dieser Vorlesungen erstreckt sich auf die Kenntniß des Inhalts der biblischen Bücher, auf die Würdigung und Auslegungskunde der Bibel. Er ist überaus gründlich und lehrreich abgefaßt, und die Vorlesungen selbst müssen, demselben zufolge, dem angehenden Theologen sehr wichtig seyn.

Dictionnaire Historique, ou Histoire Abrégée des Hommes, qui se sont fait un nom par le génie, les talens, les vertus, les erreurs, etc. Par l'Abbé F. X. D. F. Seconde Edition, corrigée et beaucoup augmentée. Convenientia cuique. Hor. a. p. A Ausbourg. Chez Matthieu Rieger, Fils, Imprimeur-Libraire. Et se trouve à Liege, à la Société Typographique, et chez les principaux Libraires de l'Europe. MDCCLXXXIX. Avec Approbation.

Dem Hrn. Recensenten Ib. (S. 189. 51. Bd. der N. A. D. B.) wird es, vielleicht nicht unangenehm seyn; das daselbst vermeldete Lexikon, wovon er nie etwas gehört zu haben sagt, näher kennen zu lernen. Man fügt daher dessen vollständigen Titel hier an, und ersucht den Herrn Bohn höflichst, dieses Blatt demselben gefälligst zuzuschicken. Das Werk selbst steht ebenfalls dem Herrn Ib. ganz gerne zur gefälligen Einsicht; worüber man durch das Int. Bl. der N. A. D. B. einiger Aeußerung entgegen sieht. Es ist eigentlich ein (hin und wieder ungeänderter) Nachdruck des *Dict. historique*

stor.

flor. T. Caen. 1786. *VIII. Vol.* 8.) dessen Vorrede S. XI. deshalb, und rücksichtlich des Herausgebers des Nachdrucks: *F. X. D. F.* (François Xavier de Feller, Exjesuit, und Redakteur des Journal historique de Luxembourg etc.) nachgeschlagen werden muß. Man sehe auch die Berlinische Monatsschrift von Gedike und Biester. 1795. May, S. 475.

Von dem berühmten Werke des Hrn. Dr. Bloch über die Fische, ist in Paris eine Uebersetzung erschienen, worin Verschiedenes umgearbeitet worden, und z. B. die Fische nach dem Linneischen System geordnet sind; auch sind einige Zusätze dabey, und die Kupfer sind sehr verkleinert. Der Titel ist: Histoire naturelle des Poissons, avec les figures dessinées d'après nature, par *Bloch*, ouvrage classé par ordres, genres et especes, d'après le système de Linné, avec les caractères generiques, par *René Richard Castel.* 10 Bände in 18. und 160 Kupferplatten.

Neue Auflagen.

Geographische, naturhistorische und vorzüglich mineralogische Beschreibung des Harzgebirges; nebst Darstellung des auf dem Harze befindlichen Berg- und Hüttenwesens. 2 Theile. 8. Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung. 1800. 2 Rthlr.

Dieß ist nichts als ein neuer Titel geschlagen um Stübners Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und des Stiftamts Walkenried, im J. 1788 und 1790 gedruckt, und in dieser Bibl. (N. A. D. B. XXIII. B. S. 518) angezeigt. Der Titel ist jetzt offenbar zu unbestimmt; da das Buch nicht vom ganzen Harz, sondern nur vom Fürstenthum Blankenburg handelt.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Schöne Wissenschaften.

1. Musenalmanach für das Jahr 1798, herausgegeben von Schiller. 1 Rg. 8 gr.

2. Musenalmanach für das Jahr 1799, herausgegeben von Schiller. 1 Rg. 8 gr.

3. Musenalmanach für das Jahr 1800, herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1 Rg. 8 gr.

Mit Ehren steht der Name des Herausgebers vor diesen Sammlungen schöner Blumen und Blüthen der Dichtkunst. Sind sie sich auch nicht alle gleich an Duft und Farbe: so ist doch keine der Stelle ganz unwerth, die sie in diesem poetischen Kranze erhielt, und mehr wird der eigensinnigste Geschmack nicht fordern.

Von eigentlicher umständlicher Kritik kann aber eine Sammlung Gedichte, von so verschiedenartigen Verfassern und Manieren, wie diese, wohl nicht die Rede seyn. Rec. begnügt sich daher, nur durch leise Winke anzudeuten, welche Dichter und welche Gedichte in jedem der obenstehenden Jahrgänge vorzüglich seine Aufmerksamkeit angezogen, und sein Wohlgefallen, wie seine Zweifel, geregt haben.

In Nr. 1 ist unter den Göthe'schen Beyträgen der neue Pausanias unstreitig der hervorstechendste. Eine edle Einfalt und eine wahrhaft griechische Feinheit charakterisirt

das Ganze. Versbau und Sprache sind voll Harmonie, und Ideengang und Ausdruck voll Anmuth. Nur scheint das Gespräch etwas zu lang ausgesponnen, und die Erzählung des Mädchens von dem Becherwurf an Timanths Schädel, daß ihm „purpurn das Blut mit dem Weine vermischt gräulich vom Haupte floß" für den zarten Hauptton der Dichtung zu grell. Phaeton von Gries verkündet einen jungen Dichter von den besten Hoffnungen. Es fehlt ihm weder an blühender Phantasie, noch an der poetischen Fülle, die den Beruf zum Dichter verräth. Der Garten zu Wörlitz, von Sophie Mereau, ist eine sehr täuschende Darstellung dieses Dessauischen Paradieses, und hat das schöne Eigenthümliche, was beschreibende Gedichte selten haben, daß es uns gleichsam handelnd in diesem reizenden Aufenthalte herum führt; daß wir mit genießen und empfinden, was die Dichterinn so lebendig in unsere Phantasie malt, und mit so vielem Wohllaut in unser Ohr singt. Mathissons Trost des Edlen zeichnet sich durch Inhalt und Ton, als eins seiner vorzüglichsten Lieder aus. In den entführten Göttern von dem ältern Schlegel ist die Apostrophe an die französischen Kunsträuber und ihren Brennus, wahrhaft lyrisch, und besonders der Schluß voll Energie und Wahrheit. Das Reuterlied aus Wallensteins Lager von Schiller, gehört zu den vollendetesten lyrischen Ergießungen dieses Dichters. Sylbenmaaß, Laut und Sprache, geben ihm eine Musik und Kraft, der man nicht widerstehen kann, und die Gesinnungen darin sind für den Stand, den es erhebt, so charakteristisch, daß man sich mitten in dem Gewühle der Schlacht und des Krieges zu befinden glaubt.

2) Dieser Jahrgang beginnt mit einem ungemein lieblichen Stücke von Göthe. Der Dichter stiftet hier den Talenten einer jungen, für die Kunst zu früh verstorbenen Schauspielerinn, ein eben so rührendes als schönes Denkmal. Das Ganze hat einen so sanften elegischen Ton, einen so schmelzenden Laut der Wehmuth und Trauer, und alles darin ist so zart behandelt und ausgedrückt, daß es bey jeder wiederholten Lektüre neuen Reiz für Ohr und Herz gewinnt; und man verzeiht es dem Dichter gern, daß er, indem er den Namen seiner Euphrosine verherrlicht, sich selbst nicht vergißt, und den geliebten Schatten auch auf seinen Altar reichliche Weyhrauchkörner streuen läßt. In der Sehnsucht nach

nach Rom vermißt Rec. die Hrn. Mathisson sonst so eigenthümliche Anmuth der Sprache und Bilder. Durch das ganze Stück herrscht, einzelne schönere Stellen abgerechnet, ein trockner, fast unpoetischer Ton. Der erste Theil des Gedichtes ist beynahe nichts, als ein bloßes Namenverzeichniß der römischen Kunstwerke, ohne alle dichterische Darstellung, und selbst der bessere zweyte Theil nicht ganz von Kälte, Frost und Schwunglosigkeit frey. Unter des Herausgebers schöner Beysteuer sind das Glück und Bürgerglück vor allen reich an Inhalt und Wohllaut. Schöne Phantasie und Gedankenfülle vereinigen sich hier zu einem reizenden Bunde, und geben dem Verstande, wie dem Herzen, volle gnügliche Nahrung. Die beyden Lobgedichte an Iffland und Friederike Unzelmann von A. W. Schlegel, zeichnen sich durch ihre feine und zarte Wendung vor vielen poetischen Komplimenten dieser Art vortheilhaft aus. Ein paar sehr gefällige Dichtungen sind auch die Erinnerung und das Wiegenlied von Steigentesch. Noch muß Rec. einer Ballade: Die Geister am See von F. (Amalie von Imhof) mit vollem Lobe gedenken; denn nicht nur die Fiction, auch die Darstellung ist ungemein poetisch, und der Versbau hat eine Musik, die noch etwas tiefer, als nur in die Ohren, tönt.

3) Den größten Theil dieses Jahrgangs nehmen die Schwestern von Lesbos, ein Gedicht in sechs Gesängen, ein. Es ist voll schönen Stellen und feiner Züge, und hat durchaus den Charakter der zarten Weiblichkeit, der alle Dichtungen des Fräuleins von Imhof bezeichnet. Man erkennt in dem Reichthum an Reflexionen, die in das Ganze verwebt sind, leicht das Urbild, das der Dichterinn vorschwebte. Auch diese sind ächt weiblich gedacht und ausgedrückt, mit aller Feinheit und Niedlichkeit des Geschlechts. Ein anderes größeres Stück dieser Sammlung ist Schillers herrliches Lied von der Glocke; sinnreich in Erfindung und Inhalt, und schön und kräftig in der Komposition.

1. Musenalmanach für das Jahr 1798, von Johann Heinrich Voß. Hamburg, bey Bohn. 1 Rg.

2. Musenalmanach für das Jahr 1799, von Johann Heinrich Voß. Hamburg, bey Bohn. 1 Rl. 8 gl.

3. Musenalmanach für das Jahr 1800, von Johann Heinrich Voß. (Der letzte). Neustrelitz, beym Hofbuchhändler Albanus. 1 Rl. 8 gl.

Gegenwärtige drey Jahrgänge des Vossischen Musenalmanachs sind leider auch die letzten dieses berühmten und beliebten poetischen Institutes. Die strenge Auswahl des Herausgebers, die Beysteuer unsrer vorzüglichen Dichter, und seine eigene reiche Ausstattung, machten es von jeher den Freunden der Musen schätzbar und anziehend. Ungern sieht Rec. daher diese jährliche Blumenspende geendet, die sich durch schöne Mannichfaltigkeit und innern Werth so hervorragend auszeichnete.

Die beysteuernden Dichter dieser drey letzten Jahrgänge sind: Baggesen (sein schönes Lied an die Unschuld und sein launiger Trinkgesang: die Scheerenschleifer - Republik, verdienen vorzüglich Auszeichnung). Brückner (ein ungemein gefälliges Gedicht von ihm ist der Geburtstag). Eccard, Elisa, Gleim, (ein vortrefflicher Psalm: nach dem Erdbeben von Lissabon, und ein zartes naives Liedchen über ein schlafendes Mädchen, sind des ehrwürdigen Patriarchen unter unsern Dichtern vollkommen würdig). Von Halem (sein neugriechisches Brunnenlied gehört zu den schönsten dieser Sammlungen). Karschin (fast alle Beyträge dieser verewigten Dichterinn haben den Stempel einer lebhaften, kühnen Phantasie, und einer tiefen sapphoischen Glut. Vor allen sind ihre poetischen Ergiessungen an die untergehende Sonne, und das ihm folgende: die kommende Sonne, an den Liebesgott und an Thyrsis Laube, voll des höchsten lyrischen Flugs und der wärmsten Begeisterung). Von Nicolay, Overbeck, (von diesem populären Dichter rühren ein paar sehr niedliche Stücke: das Herz und die Liebe, her). Pfeffel. (Von seinen Beyträgen theilt Rec. hier ein Epigramm zur Probe mit:

Die

Die Diebe.

Wie seltsam geht es in der Welt!
Sonst nahm der Dieb uns unser Geld;
Ich muß das Gegentheil erleben.
Seitdem der Schelm dem Biedermann
Für Geld Papier bezahlen kann,
So giebt es Diebe, welche geben.

v. Salis (eine sanfte feyerliche Melodie tönt in seiner Elegie: der Gottesacker, und aus dem Liede: Vertrauen spricht einfach und schön eine tief empfundene Wahrheit). F. W. A. Schmidt (den Jäger im grünen Thal ausgenommen, der doch einigermaßen wie ein Gedicht aussieht, ist alles, was hier aus dieser Feder floß, durchaus nichts als Reimwerk. Triviale Gegenstände, triviale Bilder und trivialer Ausdruck, wetteifern, sein Reimwesen so unpoetisch zu machen, als möglich. In der Reimerey: der Bauer in Ostern, herrscht freylich Wahrheit; aber eine höchst unpoetische; und die Abendfreuden sind freylich durch die Form ein Sonnet; aber desto weniger durch Inhalt, Sprache und Bilder. Es mag ganz angenehm seyn, an einem kühlen Abend, auf aufgeklapptem Tische, mit seinen Lieben Heidelbeeren zu verzehren; aber diesen Schmauß in einem Sonnette zu bereimen, heißt den Heidelbeeren doch zu viel Ehre erzeigen). Klamer Schmidt, (sein Gedicht an eine Flasche alten Hochheimer ist eine sehr glückliche Nachahmung einer Horazischen Ode). F. L. Gr. zu Stolberg (unter seinen schönen Beyträgen steht das herrliche Lied: „ich bin, „des freuet sich mein Herz,“ unstreitig oben an). Tiedge (von seinen gefälligen Dichtungen hat die: meine Gegend, des Rec. entschiedensten Beyfall). Voß (seine Beysteuer ist die reichste, und darunter des Vortreflichen so viel, daß die Auswahl schwer wird. Dennoch kann Rec. sich nicht enthalten, einiges besonders auszuzeichnen. Dahin gehört die Huldigung, die Morgenheitre, der Brauttanz, die Wasserträgerinn, das Neujahrslied, der Rosenkranz, Gott, die Liebe und das Oberamt. Hingegen sind die Kartoffelnernte, Mäkeln und Rühren und die bunte Reihe, der Vossischen Muse kaum würdig. Das gilt besonders von dem letzten. Wirklich that es Rec. weh, folgende Strophen mit dem Namen des Herausgebers bezeichnet zu lesen:

Des Bären Weiblein leckt
Den ungeformten Klumpen,
Die zwar als Bären plumpen,
Doch regsam und gestreckt.
Selbst aufrecht lernt ein Bärchen wandern,
Und steigt nach Honig, wie wir Andern.

— — — — —

Fahrt unermüdet fort,
Und macht nur fein und artig!
Mich deucht, ganz menschlich ward ich
Bey dir, du Kleine, dort.
Es steckt in mir ein guter Junge,
O bild ihn auch durch Lipp' und Zunge.

Ef.

Johann Wendels gepriesenes Suhla, ein historisches Gedicht, aus dem Lateinischen metrisch übersetzt und mit dem Original begleitet, von J. St. Reck. Schleusingen, im Verlag bey dem Buchdrucker Hoffmann. 1800. 6 Bogen 8.

Vor ohngefähr 200 Jahren gab Joh. Wendel, damaliger Rektor der Stadtschule in Suhl, einer Hennebergischen Fabrikstadt, ein schönes lateinisches Gedicht: de laudibus Suhlae heraus, welches Hr. Prof. Eck in Leipzig 1777 wieder auflegen ließ. Es ist eigentlich ein Cento Virgils und anderer alter Dichter, aus denen er ganze Verse auf das glücklichste seinem Gedichte einzuweben gewußt hat. Dieses in Henneberg nach Verdienst geschätzte Gedicht glaubte denn der V., ein Zögling des Hennebergischen Gymnasiums, aus dem, wie wir wissen, von Zeit zu Zeit geschickte junge Dichter ausgehen, seinen unlateinischen Landsleuten übersetzen zu müssen. Er hat eine alcaische Ode: Feyer des neunzehnten Jahrhunderts, vorangeschickt, woraus wir die 3 letzten Strophen hierher setzen.

So flieht, so neigt auf ewig das blutge Haupt
Dieß trüberblaßte furchtbare Säculum;
Von Myriaden, die im Staube
Aechzen, o' Richter, ertönt es wieder!

Ja,

Ja, Heil uns, Brüder! Herrlich in Jugendglanz
Strahlt unsers Zeitlaufs himmlischer Genius
Am Thron der Gottheit! auf ihn lächelt
Segnende Gnade der ewgen Liebe!

Getrost! er naht; vor seinem gewaltgen Schritt
Entsinkt der Mordstahl, hebt die Vernunft das Haupt!
Des Elends Harm, aus hohlem Auge
Starrend, fleht nicht mehr umsonst nach Hülfe.

Das Gedicht selbst ist mit möglichster Treue, mit beybehaltener Zahl der Verse, übersetzt, und viele darunter sind sehr glücklich getroffen; man kann auch ohne Ungerechtigkeit dem Verf. einige Anlagen zu einem künftigen Dichter nicht absprechen; nur muß er sich bey seinen Arbeiten das nonum prematur in annum, besser als dießmal, empfohlen seyn lassen. Wir können nimmermehr glauben, daß er unter der Feile, oder nur mit Billigung seiner Lehrer, dießmal als Autor auftrete. Sonst würden gewiß die vielen Hiatus, Schwächen, Härten und Versündigungen an dem Rhythmus des Hexameters, unterblieben seyn. Auch den Sinn des Originals scheint er nicht immer richtig gefaßt zu haben, z. B. wenn er *gens Columnia*, das Geschlecht der Colonneser, die nach der Fabel, das Hennebergische Grafengeschlecht gegründet haben sollen, durch Columnisches Volk übersetzt. Darum merke sich der junge Dichter die güldne Regel, die Horaz dem jungen Piso gab:

si quid tamen olim
Scripseris, in Metii descendat iudicis aures,
Et patris, et nostras, nonumque prematur in annum.

Am.

Lieder für das Herz. Zur Beförderung eines edlen Genusses in der Einsamkeit und Gesellschaft; von C. F. T. Voigt, d. fr. K. M. Leipzig, bey Küchler. 1799. 15 Bog. 8. 20 gr.

Man kennt das poetische Talent des Verf. schon aus mehrern nicht mißlungenen Versuchen, und besonders aus seiner

im Ganzen beyfallswürdigen Nachbildung des Lehrgedichts, die Gärten, von Delisle, die zu seiner Zeit auch in unserer Bibliothek von einem andern Recensenten angezeigt ist. Auch die gegenwärtige Liedersammlung gereicht seiner poetischen Geschicklichkeit sowohl, als seinem feinen und edlen Gefühle zur nicht geringen Empfehlung. Seine Absicht war, reine, natürliche, und von der Vernunft gezügelte Empfindungen mit Correktheit und Wohlklang zu vereinigen; und diese Absicht scheint auch in den mehresten Liedern nicht unerreicht geblieben zu seyn. Zugleich nahm er auch dabey auf geselligen Gesang Rücksicht, um so mehr, weil er oft klagen hörte, daß die trefflichen Gesellschaftsgesänge eines Voß und andrer neuer Dichter, den Nichtgelehrten zu schwer seyen, und daß es der leichtern, wie die von Hölty, Matthias Claudius und Kretschmann sind, zu wenig gebe. Diese Muster waren es daher auch vorzüglich, die er nachzuahmen suchte. Oft freylich scheint ihn eben dieß Bestreben nach Leichtigkeit zu einer matten und kraftlosen Manier hinabgeleitet zu haben, in welche der Liederdichter so leicht verfällt, wenn er überall leicht und faßlich seyn will, und in Gedanken und Ausdruck nicht genug seine und edle Wahl beobachtet. Viele dieser Lieder lassen sich nach bekannten und beliebten Melodien singen, die im Verzeichnisse nachgewiesen sind.

Km.

Theater.

Das Ungeheuer oder der verzauberte Wald. Ein musikalisches Märchen in vier Aufzügen von Ludwig Tieck. Bremen, bey Wilmans. 1800. 16 ℛ.

Rec. ist bey der Lektüre dieses musikalischen Zaubermärchens so oft an den großen Opernfabrikanten, Schikaneder in Wien, erinnert worden, daß, wenn der Name auf dem Titelblatte es nicht anders besagte, er darauf hätte wetten wollen, obbenannter Wundermann sey der Verfasser. In der That trägt Alles darin dazu bey, diesen Glauben zu befördern, Stoff, Behandlung, Charakterzeichnung und Dekorati-

korationswesen; sogar Vers- und Reimwerk. Der Leser urtheile selbst.

Ein Ungeheuer verwüstet ein Königreich, verdirbt und verzehrt seine Felder, erwürgt Vieh und Menschen, plündert die Posten und beraubt die Reisenden, kurz, stiftet alles mögliche Unheil an. Darüber ist nun Se. Maj. der König, höchst betrübt. Auch stürmt es hart auf sein königl. Haupt los. Nicht genug, daß ein Ungeheuer ihm Menschen, Vieh und Fourage vor der Nase wegfrißt; da ist auch noch ein bezauberter Wald, in dem seine besten Köpfe den Verstand verlieren; sein ältester Prinz ist verloren gegangen, man weiß nicht wie? und der jetzige Thronerbe ist in ein schönes Milchmädchen verliebt. Indeß liegt das Unwesen des Ungeheuers seiner Majestät doch vorzüglich am Herzen. Man berathschlagt über die Mittel, ihm abzuhelfen, findet aber keines; bis ein Prophet erscheint, der den Rath giebt, eine Gesandtschaft nach den Weissagungsfelsen zu schicken, wo Leute wohnen, die für Alles Rath wissen. Dieser Vorschlag wird angenommen, und ein Minister, Sebastiano, im Geleite eines lustigen Bedienten Trappola, werden zu dieser Gesandtschaft beordert.

Dieser Sebastiano ist eigentlich ein Werkzeug der Königinn, Climene, die diese Gesandtschaft vorzüglich in den Gang bringt, um durch einen verfälschten Orakelspruch, den Prinzen Aldrovan aus dem Wege zu schaffen; wie sie es bereits durch Hülfe der Zauberey, mit dem ältesten Prinzen gethan hat. Eine alte Hexe, Oriana, vorgebliche Mutter der Angelica — das schöne Milchmädchen, in das der Kronprinz verliebt ist — leiht nämlich zu den Planen der Königinn und ihrer eigenen Rache ihre Zauberkräfte her. Sie hat einen Feind, den weisen und mächtigen Elfino; diesen verfolgt ihre Rache. Die schöne Angelica ist seine Tochter; von ihr geraubt lebt sie unter der Gestalt eines Milchmädchens im Königreiche. Oriana rechnet bey ihren Zauberanstalten gegen Elfino auf den Beystand eines andern mächtigen Zauberers Olallin. Ehe die Gesandtschaft des Königs nach den Weissagungsfelsen abgeht, kömmt sie mit der Königinn im Schloßgarten zusammen, ihr nächtliches Zauberwerk zu treiben. Olallin wird zu Hülfe gerufen, der zwar Anfangs nicht hören will, endlich aber doch antwortet und Hülfe verspricht.

Unterdeß langt die Gesandtschaft unter Blitz, Donner und Regen, bey den Weissagungsfelsen an. Sie lesen einen Zettel ab, den ihnen der Prophet mitgegeben hat. Die Felsen öffnen sich; die Weisheitsschüler sammt ihren Lehrern gehen hervor. Ihr Geschäfft ist, die Wörter, die bey dem letzten Orakelspruche verloren gegangen sind, wieder zusammen zu suchen, und den neuen Spruch daraus zusammen zu setzen. Da giebt es denn folgenden sinnreichen Singsang:

Schüler.
A. B. C. D.

Sebastiano.
O weh! o weh! o weh!

Schüler.
E. F. G. H.

Trappola.
Ha, ha! Ha, ha!

Schüler.
I. K. L.
Das ist der Weisheit Quell.

Andere.
E. F. G.

Andere.
A. B. C. D.

Andere.
X. Y. Z.

Trappola.
Sie singen das Alphabet.

Nun werden die Buchstaben in Urnen geschüttelt, herausgegeben und die Sylben geordnet. Dann werden einem der Meister die Sylben gebracht; der schüttelt sie wieder zusammen, und giebt, unter Donner und Blitz, den Orakelspruch von sich:

Das Schicksal wird besiegt,
Das Ungeheuer bekriegt,
Der Zauber im Walde versiegt,
Wenn die Königinn erliegt.

Seba-

Sebastiano und Trappola, die während der Zusammensetzung dieses Orakels, tapfer getrunken haben, schlafen allmählig ein, und verschlafen den Zauberspruch. Indeß hilft sich Sebastiano, zum Vortheile der Königinn, durch eine Verfälschung; indem er bey seiner Rückkehr in die Residenz, unter Heulen und Wehklagen, dem Könige die Antwort bringt: daß, um das Ungeheuer zu besiegen, Prinz Aldrovan auf dieß gefährliche Abentheuer ausgehen müsse. Dazu ist auch der Prinz sogleich bereit. König, Königinn und Hofleute erheben aber darüber ein großes Jammergeschrey; indeß ergeben sie sich, da es nicht anders seyn kann. Der Prinz geht mit einem großen Gefolge, unter dem sich auch Sebastiano befindet, zu seinem gefährlichen Unternehmen ab, worüber die Königinn heimlich eine große Freude hat.

Auf seinem Wege nach dem Berge, wo das Ungeheuer hauset, begegnet ihm Elfino, als Greis, und giebt ihm einen Zweig, der ihn unüberwindlich, das Ungeheuer hingegen besiegbar macht. Er ersteigt des Ungeheuers Wohnung, das eben eine Arie gesungen hat. Sie kämpfen und singen ein Duett, gehen ein paarmal kämpfend ab, damit des Prinzen Gefolge, Minister und Bedienten, sich auch in Duetten produciren können, kommen dann wieder und singen und schlagen sich abermals. Das Ungeheuer wehrt sich nur mit Mühe, und nennt den Prinzen sogar mit wehmüthiger Stimme Bruder. Der aber kehrt sich nicht daran und schlägt frisch darauf los. Zuletzt hält er ihm den bezauberten Zweig vor. Jetzt fällt der Feind, und siehe da! das Ungeheuer verwandelt sich in den verloren gegangenen Bruder des Prinzen. Nun giebt es zärtliche Umarmungen, und die beyden Brüder kehren zu ihren Eltern zurück. Große Freude am Hofe, zum tiefen Verdrusse der Königinn, die nun beyde Prinzen wieder vor Augen hat, denen sie den Hals gebrochen zu haben glaubte. In ihrer Wuth sucht sie sogleich die alte Oriana auf, die ihren Freund Olallin zur Hülfe ruft, der auch erscheint und Beystand verspricht. Oriana besteigt einen Drachenwagen und fährt nach dem bezauberten Walde ab, dessen Entzauberung Prinz Aldrovan gleichfalls übernommen hat.

In Sturm und Wetter langt Aldrovan hier an. Elfino begegnet ihm, sagt ihm, daß das Milchmädchen, Angelica, seine Tochter ist, und daß er sie bekommen soll, wenn er ihr treu bleibt bey den Verführungen der Fee Aline, die im

im bezauberten Walde seiner warten. Er giebt ihm deswegen ein beschriebnes Blatt Papier, das er nur ablesen darf, den Zauber zu lösen. Der Prinz nimmt und geht weiter. Unterdeß ist auch Trappola, des Prinzen Begleiter, angekommen, den ein paar Vögel anreden, aus seiner Flasche trinken, und ein Ballet tanzen, zu dem sich noch andere Masken gesellen. Sie verschwinden wieder. Aldrovan naht sich, und in eben dem Augenblicke erscheint Fee Aline, in einem von Schwänen gezogenen Kahne, auf einem in dem Walde strömenden Bache. Sie bemüht sich, durch Zaubergesang und Zaubermusik den Prinzen zu bestricken. Es gelingt ihr auch halb und halb. Trappola warnt ihn gesangweis und es giebt ein Quartett:

Trappola.

O bleiben Sie ein Mann!
Hier nehmen Sie den Trank
Als ein Geschenke an,
Der stärkt, und trinken Sie zum Dank.

Aline.

Willst Du im Walde heimisch seyn?
Im süßen, lieben Dämmerschein,
So geh zu meinen Freuden ein.

Trappola.

Die Freuden werden Affen seyn.

Aldrovan.

O Angelica,
Laß Dein Angedenken mich beschirmen! u. s. w.

Er nimmt seine Zuflucht zu dem Zauberpapiere und ließt seinen Inhalt ab., Nun klagt die Musik, es wird finster, der Nachen entfernt sich und ein Sturm entsteht. Neues Quartett:

Aline.

So belohnst Du mit die Liebe,
Die ich Dir im Herzen trage?

Trap-

Trappola.

Der Zauber fühlt sich schon vertrieben,
Das ist jetzt seine letzte Klage.

Aldrovan.

Mich lockt, erschüttert die Sirenenstimme.

Aline.

O helft, o helft, ich erliege dem Grimme.
O schenke mir mein Leben!

Trappola.

Ich fühle nur noch eben
Einen Rest von Besinnung in mir;
Was gilt es? ich werde zum Thier?

Aldrovan setzt seine Lektüre fort, der Sturm wird heftiger und der Nachen droht zu versinken. Das jammert den Abentheurer. Er wirft das Zauberblatt weg. Der Wald erheitert sich wieder, der Sturm schweigt, Aline ist gerettet, und naht abermals dem Ufer. Der Prinz wankt und die Fee triumphirt schon. Nun kömmt auch ein wenig Wahnsinn zum Vorschein. Angelica ist toll geworden und irrt so im Walde herum. Bald folgt ihr der ganze Hof in eben dem Zustande. Triumphscene von Aline, Oriana und Olallin. Jetzt werden die Tollen erst recht toll. Ein ganzes Ballet von Verrückten entsteht. Aber plötzlich geschieht ein heftiger Donnerschlag. Kampf zwischen Olallin und Elfino in den Wolken. Elfino schießt einen Pfeil auf seinen Feind, der stürzt und zerschmettert zu Boden fällt. Der Zauber wird nun gelöst. Das Theater verwandelt sich in einen prächtigen Feenpallast und Angelica und Aldrovan werden ein Paar.

Braucht es nun, solch einen Stoff zu ersinnen, so ihn zu behandeln, und solche Verse zu machen, mehr als Schikanederschen Erfindungs- und Reimgeist? und kann also etwas natürlicher seyn, als des Rec. Irrthum während der Lektüre des musikalischen Mährchens? Sollte sich der Dichter aber dadurch beleidigt finden, so bedenke er, daß er selbst Schuld daran ist. Es wäre möglich, daß er, wie es aus gewissen öffentlichen Zeugnissen verlauten will, ein ungleich besserer Kopf ist, als sein Wiener Nebenbuhler; aber wie er

sich

sich hier giebt, muß man ihn nicht für einen neuen deutschen Shakespeare, wie ihn seine Freunde so gern charakterisiren möchten, sondern bloß für Schikaneder den zweyten halten.

Fa.

Bettelstolz. Ein Originallustspiel in fünf Aufzügen; von David Beil, Mitglied des Kurf. Nationaltheaters in Mannheim. Zürich und Leipzig, bey Ziegler. 1797. 11½ Bog. 8. 12 gr.

Von dem Charakter, welchen der Titel dieses Schauspiels angiebt, enthält jede Scene desselben Züge genug; auch ist er unter mehrere Personen vertheilt. Aber jene Züge sind größtentheils von der grellsten Art, und die Personen so ganz verwahrloste und niedrigdenkende Geschöpfe, daß man sich unmöglich für sie interessiren kann. Auch kömmt ihr Bettelstolz noch mit ziemlich gelinder Strafe davon. An Abstufung der Charaktere scheint der Verf. gar nicht gedacht zu haben. Der Landrath soll wohl mehr schwach als böse seyn; aber seine Schwäche ist, wie manche andre Zeichnung dieses Gemäldes, wahre Karrikatur. Ernestine und ihr Lorbach sind Liebende von sehr alltäglichem Schlage; und der alte Bediente hat gleichfalls der Stammältern viele, wenn er schon Adam heißt. Auf die Sprache ist wenig Fleiß gewandt; sie fällt gar zu oft tief ins Gemeine; auch da, wo es nicht Noth that. Uebrigens ist der Gang des Dialogs rasch und leicht genug.

Gd.

Der Prozeß oder Verlegenheit aus Irrthum. Lustspiel in zwey Handlungen von Carl Herklots. Berlin, bey Maurer. 109 S. 8. 7 gr.

Ist nicht schlecht geschrieben, und läßt sich, einige Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, z. B. daß die beyden Väter ihren Kindern feyerliche Heyrathsvorschläge thun, ohne ihnen ihre Geliebten zu nennen, ganz gut lesen. Die Professorkarrikatur Prudentius scheint nicht zu unsern eleganten Zeiten

zu

zu passen, und der theatralische Kunstgriff, durch Verwechselung der Namen und Personen Mißverständnisse aufzustellen, und darauf die Entwickelung der Begebenheiten zu gründen, ist nichts weniger als neu, da man ihn für so alt, wie die Schauspielkunst selbst halten kann.

Za.

Romane.

Familiengeschichten. Von August Lafontaine. Sechs Bände. Mit Kupfern und Vignetten. 1798—1800. 9 Rh. 16 gr.

enthaltend:

1. Die Familie von Halden, zwey Theile. Neue verbesserte Auflage. Mit 2 Kupfern und 2 Vignetten. Berlin, bey Voß. 1798. 2 Alphabet 11 Bogen.

2. Saint Julien. Mit Kupfern und einer Vignette. Neue verbesserte Auflage. Berlin, bey Voß 1799. 1 Alphabet 6 Bogen.

3. Herrmann Lange, zwey Theile. Mit 2 Kupfern und 2 Vignetten. Neue Ausgabe. Berlin, bey Sander 1800. 2 Alphabet 11 Bogen.

4. Karl Engelmanns Tagebuch. Mit 1 Kupfer und 1 Vignette. Berlin, bey Sander. 1800. 1 Alphabet.

So groß und beynahe unübersehbar die überströmende Fülle ist, welche wir, insbesondere seit den letzten drey Jahrzehenden, auf dem bis dahin so sehr vernachläßigten Gefilde der deutschen Romanen-Literatur erblicken: so selten drängen sich doch unter dem dichten Schwarme als Romane gemeinten Produkte, einzelne Meisterwerke hervor. Noch immer gilt die Bemerkung, welche ein scharfsinniger Kunstrichter vor bereits 26 Jahren machte:

„Der

rerie, doch idealisch edel sind; — bey denen der ganze Unterschied darin besteht, daß der eine zu Wasser, der Andere zu Lande gedient hat, — u. s. w. Die unaufhörlichen Reminiscenzen, die durch diese Art, sich das Bücherschreiben bequem zu machen, veranlaßt werden, und die ein Schriftsteller, der so wenig an Geistesarmuth darnieder liegt, als Lafontaine, billig vermeiden sollte, stören das Vergnügen, welches man so gern, der Wahrheit seiner Schilderungen, und dem Leben, welches er seinen Personen einzuhauchen weiß, verdankt. Mit dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit, welches dem Romanen-Schriftsteller eben so heilig, als dem dramatischen Dichter seyn sollte, nimmt es unser Verfasser gleichfalls eben nicht sehr genau. — Es scheint ihm ein ganz eigenthümliches Vergnügen zu gewähren, seine Helden und deren Angehörigen, in aller Welt Enden zu verstreuen, um sie gegen den Schluß seines Werks sans rime et sans raison auf einen Fleck, wo man es sich am wenigsten versieht, zusammenzutreiben, und sie sich ihre bestandenen Gefahren und seltsamen Fata zu Wasser und zu Lande, gar umständlich und erbaulich erzählen zu lassen.

Die unbestrittene glückliche Leichtigkeit, welche Herr Lafontaine in der Schilderung edler und schätzenswerther, mit einzelnen Bizarrerien und Sonderbarkeiten ausgestatteter Menschen besitzt, verleitet ihn zuweilen, diejenigen Gränzen, welche Wahrheit und Natur vorschreiben, zu überspringen, und seine liebenswürdigen Sonderlinge in widrige Karrikaturen zu verbilden. Zu diesen möchten wir unter andern den alten Saint Julien rechnen. — Oder glaubt Lafontaine wirklich, daß es einen Menschen unter Gottes Sonne geben könne, der für jedes ihn bestürmende Unglück — ja für das gränzenloseste Elend, nur einer Sentenz aus einem griechischen Redner bedürfe, um sich zufrieden zu stellen? Und gäbe es wirklich einen solchen verschrobenen Charakter in der Natur: so sollte der Dichter ihn eben so wenig nachbilden, als Unrath und Ungeziefer in der physischen Schöpfung; was auch der Sänger zu Werneuchen gegen den letzten Satz einzuwenden haben mag.

Wie wesentlich, wie in die Augen fallend ist die Verschiedenheit zwischen dem Charakter des St. Julien, und dem Vorbilde, welches wahrscheinlich seinem Schöpfer vorschwebte, Goldsmiths Doktor Primerose! — Wie sehr weicht die harmlose Unbefangenheit, mit welcher der Letzte uns von seinen

nen kleinen Schwachheiten unterhält, von der pedantischen Geschwätzigkeit, mit welcher uns der Erstere vorträgt, was er von dem Frühstück bis zur Abendmahlzeit vorgelesen und discutirt hat, ab! — — Ueberhaupt ist Lafontaine niemals unglücklicher, als in seinen Bestrebungen, vortreffliche Muster nachzuahmen! — Welcher von unsern Lesern denkt nicht noch mit entschiedenem Widerwillen des ekelhaften Zerrbildes, Iglau genannt, welches sich dem holdesten Gebilde einer ätherischen Phantasie, dem Götheschen Mignon, an die Seite zu drängen, mit beyspielloser Keckheit sich erdreistet? —

Ein eben so gerechter, schon von einem andern Kritiker gemachter Vorwurf, trifft die zahlreichen Kinderliebeleyen, die Lafontaine nicht müde wird, mit Veränderung einiger kleiner Züge, immer von Neuem wieder aufzutischen. — Wir haben zu viel Ehrfurcht für die kindliche unverdorbene Natur, um zu wähnen, daß der Geschlechtstrieb schon in den frühesten Kinderjahren so heftig und unordentlich wirkt, als Lafontaine uns gern überreden möchte; auch widerspricht die Erfahrung aufs unwiderleglichste jener krankhaften Reizbarkeit, welche beynahe durchgehends ein Charakterzug der Lafontaineschen lieben Jugend ist. —

Die Geschwätzigkeit ist ein anderer Fehler, den sich unser Verfasser vielfältig zu Schulden kommen läßt. Seine Personen hören sich selbst gern reden, und oft läßt er sie daher, statt zu handeln, ellenlange Tiraden und langweilige Chrieen herdeklamiren. Er scheint keinen Sinn für die doch so richtige Behauptung eines unsrer scharfsinnigsten Kunstrichter zu haben, welcher sagt:

„Der Dichter muß seine tugendhaften Charaktere nicht auf „das Schwatzen einschränken. Eitles Geschwätz von Tu„gend verträgt sich gar nicht mit der Erhabenheit. Mit „dem Erhabenen in der Tugend ist das Stillschweigen „eher verbunden, als mit irgend einer andern Leiden„schaft.“

Man fühlt die hohe Wahrheit, welche in dieser Behauptung liegt, nicht lebhafter, als wenn man z. B. die oft so leeren Deklamationen des Majors in der Familie Halden, — oder Herrmanns an Hochfeld gerichtete moralische Vorträge im Herrmann Lange lieset.

Ein Abweg, welchen Lafontaine mit mehrerer Sorgfalt vermeiden sollte, liegt in der häufigen Wiederkehr gewisser Lieblings-Topiken, z. B. des häuslichen Glücks, der Freuden der Wohlthätigkeit, und besonders der Schilderungen der lästigen größeren Zirkel. Unaufhörlich kehren diese und einige andre Gegenstände unter mancherley Gestalt wieder; gewöhnlich sind sie der bewegende Hebel, welcher die Maschine im Umschwunge erhält. — Vorzüglich unglücklich ist er in der Schilderung des Verhältnisses zwischen schuldlosen, mit hoher Tugend begabten weiblichen Wesen, und Männern, welche mit ihnen in Verbindung gerathen. — Entweder zeigen sie sich, wie Emilie im Herrmann Lange, als winselnde Tugendspiegel; oder sie kriechen und schleichen so lange an der Barriere, die er zwischen sogenannter Tugend und Sinnlichkeit aufführt, herum, bis sie solche mit einem mächtigen Burzelbaum überspringen; wie dies mit Suschen in Engelmanns Tagebuche der Fall ist.

Nach Voranschickung dieser allgemeinen Bemerkungen kommen wir zur Beurtheilung der einzelnen Werke, welche diese Sammlung ausmachen.

Nr. 1 hat die Vorzüge und Fehler der Lafontaineschen Schriften in einem ausgezeichneten Grade. Besonders hat der Verf. in den Personen, welche in diesem Romane auftreten, fast durchaus alle Mittel-Tinten vermieden, und lauter Engel und Teufel ihr Werk treiben lassen. — Den alten Kammerherrn von Halden, und das, als handelnd betrachtet, sehr subalterne fürstliche Ehepaar abgerechnet, werden wir mit nichts als Charakteren bekannt gemacht, die beynahe die Gränzlinie der Vollkommenheit oder Abscheulichkeit erreichen. —

Ein andrer Tadel, welcher das vorliegende Buch trifft, besteht darin, daß fast alle erhebliche Vorfälle, welche sich in dem Laufe der hier erzählten Begebenheiten ereignen, durch ein Abentheuer eingeleitet und veranlaßt werden. Des Majors Lebensrettung, die Auffindung Saibolds, Emiliens Sturz ins Wasser, ihre projektirte und wirkliche Entführung — Dorchens Verführung durch Senkenberg, u. s. w. welche Menge von seltsamen, zum Theil ans Abentheuerliche gränzenden Begebenheiten! — Sollte es wohl einer so komplicirten Maschinerie zur Hervorbringung größtentheils so alltäglicher Erfolge bedurft haben! —

Hier und da glauben wir, den Verf. auf einem sichtlichen Mangel an Zartgefühl betroffen zu haben; z. B. S. 503 des 1. Theils, wo Hennigs Finger mit der Schnürbrust der Gräfinn Louise in eine etwas unschickliche Collision gebracht werden. So zweifeln wir auch, ob, ungeachtet aller hier eintretenden, einen solchen Schritt allenfalls entschuldigenden Umstände, ein so gesittetes feinfühlendes Mädchen, als Emilie, die S. 311 des ersten Theils erwähnte Liebeserklärung an Saybold gemacht haben würde.

Mit dem Tone der großen Welt scheint Hr. Lafontaine, der seine Personen doch so gerne in die höhern Zirkel einführt, auch nicht recht bekannt zu seyn. Schwerlich wird auch das ahnenstolzeste Fräulein sich, wie S. 288 Th. 1 die Cousine des Grafen Espenbruch, so ausdrücken:

„der junge Mensch, den der hochgebohrne Herr Cousin „gesehen haben."

Die so gewöhnliche alberne Methode, jungen Kindern das Verhältniß von Braut und Bräutigam unterzuschieben, hätte nicht, wie Th. 1. S. 188, durch das Beyspiel der, als Erzieherinn so hochgerühmten Majorinn unterstützt werden sollen.

Die Gründe, mit welchen die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Kindertaufe, Th. 1 S. 28 dargethan werden soll, dürften eben so wenig haltbar, als das S. 64 mitgetheilte Gebet an seiner Stelle seyn.

Bey der Sprachreinigkeit, welche dieses Buch auszeichnet, ist es uns um desto mehr aufgefallen, den Verf. so oft Jungfer Riesen, und S. 63:

„der Kammerherr beantwortete diese Frage der Queer,"

schreiben zu sehen.

Nr. 2 gehört, unsers Dafürhaltens, zu den vorzüglichsten romantischen Produktionen unsers Verfassers. — Seine Hauptstärke besteht in der Schilderung und detaillirten Darstellung rührender, das Herz mit einer sanften Gewalt ergreifender und erschütternder Scenen; und dieses ganze Buch ist beynahe aus solchen zusammengesetzt. — Uns ist kein Schriftsteller bekannt, dem die Gräuel der französischen Revolution, troß dem empörenden Gefühle, welches sie jedem empfinden-

den Wesen einhauchen müssen, zur Schilderung so mannigfacher, auf Verstand und Empfindung gleich wohlthätig wirkender Verhältnisse, Veranlassung gegeben hätte.

Um das Verdienst des vorliegenden Werks nach seinem ganzen Umfange zu würdigen, muß man dasselbe mit den andern Schriften Lafontaine's, welche gleichfalls ihren Inhalt der vorhin genannten großen Begebenheit verdanken, vergleichen. — Weder in der Clara du Plessis, noch in der kleinen, im ersten Bändchen der Reinhardschen Romanenbibliothek enthaltenen Erzählung, findet sich einige Aehnlichkeit, weder in den Begebenheiten, noch in der Art ihrer Mittheilung, mit dem St. Julien. Schon dieser einzige Umstand würde für die Reichhaltigkeit der Imagination, und das Talent der Darstellung unsers Verf. beweisen, wenn es überhaupt eines solchen Beweises bedürfte.

Vor allem zeichnen sich im St. Julien die Schilderungen von Scenen aus, welche Trennung und Wiedersehen — Wohlthätigkeit und Grausamkeit, — treue Anhänglichkeit und entschiedene Abneigung, zu Gegenständen haben. Mag es seyn, daß hier und da die Farben etwas zu grell aufgetragen, und die Stufenleiter der Gefühle um einige Stufen übersprungen ist; hier entscheidet das Herz, und dieß weiß Lafontaine unwiderstehlich zu erobern! —

Das Interesse, welches er diesem Buche in so reichem Maaße eingehaucht hat, macht, bey der ersten Lesung desselben, der Kritik es sehr schwer, ihre Forderungen geltend zu machen. — — Dennoch soll das bekannte: ubi plura nitent — den Rec. nicht abhalten, auch der, seines Bedünkens, dieser, in so vieler Hinsicht vortrefflichen Komposition noch anklebenden Mängel, Erwähnung zu thun.

Zuvörderst hat sich Lafontaine auch in diesem Buche der Unwahrscheinlichkeiten — wir werden versucht zu sagen — Unglaublichkeiten gar viele zu Schulden kommen lassen. — Sollte es z. B. wohl gedenkbar seyn, daß ein, seine Kinder bis zur Anbetung liebender Vater, welcher unvermuthet mit der Nachricht einer außerehelichen Schwängerung seiner Tochter überrascht wird, — sey er auch noch so sehr Pedant, — in folgende Floskel ausbrechen könnte, S. 67:

„Da die Erfolge aller menschlichen Begebenheiten ungewiß „sind;

„sind, da durch die Unbesonnenheit der Menschen, die „das Unglück nicht zu ertragen wissen, die trotzig gegen „kleine Uebel und verzagt gegen die größern sind, aus „einem kleinen Unglück gewöhnlich ein größeres entsteht, „wie aus einer kleinen Quelle die reißendsten Flüsse wer„den, u. s. w."

Eben so wenig ist es gedenkbar, daß, wie S. 251 f. erzählt wird, Borde die St. Juliensche Familie so lange und unter so verschiedenen Situationen sollte begleitet haben können, ohne daß Anne, welche so lange mit ihm gelebt hatte und so innig mit ihm verbunden gewesen war, ihn erkannt haben sollte. — Entschieden verzweifelte Lagen pflegen überhaupt dergleichen Mummereyen nicht zu begünstigen.

Den Triumph des Wunderbaren aber giebt die Schlußscene des Buchs, das allgemeine Wiederfinden in der Capelle zur Hülfe Gottes, dessen Allmacht und Lafontaines Feder es allein möglich war, alle dem Beile des Henkers zu Schlachtopfern geweihte Personen, diesem durch einen Schlag mit der Zauberruthe zu entreißen, und sie, wie der Engel den Habakuk, durch die Luft hin, auf ein Fleckchen der Erde zu versammeln. — Das hier übrigens mit vieler Wahrheit geschilderte Wiedersehen, gewährt ein wahres Vorspiel der allgemeinen Auferstehung, und man kann sich des Wunsches nicht erwehren, daß so manches Opfer der Revolution doch die letzten Schicksale der Helden dieser Geschichte möchte haben theilen können.

Ein Nothbehelf des Verf. scheint es uns zu seyn, wenn er, zu Anfange dieses Buchs, den alten St. Julien uns eine weitläuftige Auseinandersetzung seiner Eigenheiten und Schwächen, vorausschicken läßt, die nicht leicht jemand, ohne Langeweile dabey zu empfinden, lesen wird. Warum überließ er es nicht dem Leser, sich diesen seltsamen Charakter aus der Art, wie St. Julien sich bey den ihn treffenden Schicksalen benimmt, zu abstrahiren und zusammenzusetzen.

Bey der Zeichnung von Sassemonts Charakter, scheint sich der Verf. darin gefallen zu haben, in einem menschlichen Wesen alle nur erdenkliche Kriterien des vollendetesten verworfensten Bösewichts zusammen zu häufen. — — Eben weil ein solches Wesen unter dem Monde nicht gefunden wird,

sollte er, wie wir glauben, in einem Romane, der doch immer ein Gemälde des wirklichen Lebens bleiben muß, nicht angetroffen werden. —

Die Einmischung fremder Wörter, als:

„Gratulationsrede, präpariren, Bon Mot," u. a. m.

wünschten wir aus diesem, übrigens durch eine sehr reine und edle Schreibart sich empfehlenden Buche weg.

Auch zweifeln wir, ob folgende Ausdrücke:

S. 40 „sie sah uns rathend an"

S. 76 „unbeweglich verschwiegen"

S. 280 „du hast die heilige Flamme hineingegossen" dem Genius der Sprache angemessen seyn möchten.

Und gränzt nicht folgender Tropus S. 279:

„Rechnest du es für nichts, daß die Natur unsere Herzen in „dieser Blutflamme hart brennt?" —

auch von der Widrigkeit des Bildes abgesehen, ganz nahe an Bombast? —

Nr. 3 vereinigt fast alle Mängel der Lafontaineschen Schriften in sich, und ist dagegen äußerst arm an den Vorzügen derselben. — Außer der bereits oben gerügten Aehnlichkeit der Anlage mit der Familie Halden, herrscht in diesem Romane wiederum eine, auf die Länge fast widrig werdende Jagd nach Paradoxien, und eine unleidliche Geschwätzigkeit. Vorzüglich zeichnet sich der Held der Geschichte in beyden Eigenschaften aus; so daß wir es seinem Freunde Hochfeld und andern gar nicht verargen können, wenn sie seiner geschraubten Tugend-Predigten, und aus hochtönenden Phrasen zusammengekneteten Chrieen überdrüßig werden. — Was sollen Sätze, wie folgende, Th. 1 S. 105:

„was nur einem Stande wichtig seyn soll, ist gar nicht „wichtig, weder dem Menschen, noch diesem Stande"

eigentlich sagen oder bedeuten? —

Und ist es nicht die armseligste, unsauberste Pedanterie, wenn Herrmann Th. 1 S. 250 seiner Braut nachstehende Schmeicheley sagt:

„was

„was ist der Karmin auf diesen schön geformten Wan„gen? — Etwas Schleim.“

Eben so unleidlich ist die Ziererey, welche aus Emiliens Betragen gegen Herrmann hervorgeht. Wie man sieht, so hat hier Hrn. L. Richardsons Henriette Byron vorgeschwebt; allein diese, obwohl gleichfalls ein Ideal der Geschraubtheit, handelt doch stets ihrem Charakter angemessen; welches z. B. bey Emiliens Besuche bey Hochfeld S. 281 Th. 1 wahrlich nicht der Fall ist. Welches Mädchen von feinem Takt stattet bey jungen Mannspersonen, mit welchen es in gar keiner Verbindung ist, Besuche ab, wenn jene, wie hier ausdrücklich bemerkt wird, allein zu Hause sind? —

Gewisse Lieblingsbilder und Ausdrücke des Verfassers kehren auch hier unaufhörlich wieder. So lesen wir Th. 1 S. 176:

„die Nothwendigkeit ergreift mit eiserner Hand das wei„che Herz.“

S. 211: „Sie betastete Emiliens weiches Herz mit ih„ren harten Händen.“

S. 235: „die Ketten, die ihr mir anlegt, reiben mir „das Herz blutig.“

S. 239: „der harte Ton schnitt tief in Herrmanns „Herz.“

S. 255: „die Wunden seines Herzens bluteten aufs „neue.“

Th. 2 S. 27: „Er lösete ihr Herz in Thränen auf.“

Der schon bey einem der vorhin angezeigten Schriften erwähnte Vorwurf des Einmischens fremder Wörter, trifft die gegenwärtige in noch weit höherm Grade; sie ist eine wahre Musterkarte französischer, ganz ohne Noth gehäufter Wörter. —

„Eklat, arrangiren, sürprenant, resigniren, etabliren, „inkommodiren, alteriren, scharmant, avis au lecteur, „epineuse rencontre, rendés-vous, Etourdi, liberal, „intriguiren, Moitie,“ u. s. w.!!

Diese und ähnliche fremdartige Einmischungen finden sich fast auf jeder Seite.

An

An Beyspielen von schielendem und verfehltem Witze fehlt es auch nicht; wir führen nur folgendes, Th. 1 S. 99 an:

„die Jungfer Europa sollte noch einmal zum Sitzen kommen; „denn bis jetzt tanzt sie sehr jämmerlich auf den Köpfen ih„rer Kinder umher."

Wir würden ungerecht seyn, wenn wir nicht auch der guten Seiten dieses Buchs noch mit ein paar Worten erwähnen wollten. Es liefert schöne Züge von kindlicher Liebe, freundschaftlicher Anhänglichkeit, geradem Biedersinn und edler Entsagung; auch finden wir eine Menge richtiger Bemerkungen, welche von vieler Welt- und Menschenkenntniß zeugen, und besonders in unseren Zeiten sehr an ihrer Stelle sind. Dahin rechnen wir z. B. folgende, Th. 2 S. 160:

„die Aufklärung ist kein Blitz in der Nacht, der auf ei„nen Augenblick Licht giebt, nebenher blendet, und es „dann nur desto dunkler werden läßt; sondern das Anbre„chen des Tages, das allmählig ganz erhellt."

Nr. II zeichnet sich, ungeachtet seines kleinen Umfangs, doch durch seinen intensiven Werth, zu seinem Vortheile aus. Die gefällige, sich auch durch den Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen empfehlende Einkleidung, der überall sichtbare tiefe und richtige Blick in das menschliche Herz, eine reine und edle Sprache, und endlich eine große Mannichfaltigkeit der erzählten Begebenheiten, machen dieß Buch zu einer sehr anziehenden Lektüre. Ein noch größeres Verdienst aber giebt ihm die nirgends zu verkennende edle, sittliche Tendenz, welche der Verf. so sichtlich stets im Auge behalten hat. Rec. entsinnt sich nicht leicht, die so nöthige Vorsicht und Behutsamkeit in der Beurtheilung des Charakters anderer Menschen, so einleuchtend und andringend empfohlen gesehen zu haben, als es hier durch die Darstellung der Denk- und Handelsweise des jungen Waldenbruch geschiehet, der, so sehr der Schein auch wider ihn spricht, und ihn als vollendeten Bösewicht darstellt, dennoch ein so ausgezeichnet edler Mensch ist. — —

Wir hätten gewünscht, daß es Hrn. Lafontaine gefallen haben möchte, einigen in diesem Buche vorkommenden Begeben-

heiten, (z. B. der totalen Abgeschiedenheit des jungen Waldenbruch's, welcher schon die so natürliche Neugierde der andern Dorfbewohner entgegen steht, und vorzüglich der Schlußscene) mehr Wahrscheinlichkeit zu geben; die von ihm schon bis zum Ueberdruß in andern Schriften gemißbrauchten Steckenpferde seiner Personen nicht gar zu häufig besteigen zu lassen, und einzelne kleine Sprachfehler auszumerzen. Wir rechnen dahin S. 22:

„er fühlte sein Herz schwach werden."

S. 89; „eine Streife (für: ein Streif oder Streifen.)

S. 142: „des Drosten, dem Drosten, für: des Drostes, dem „Drost."

S. 168: „Du warst mein Verführer, daß du mich verderben konntest"

wo es damit heißen müßte.

S. 219 Robeit für Rohheit u. s. w.

Schließlich können wir nicht umhin, den Wunsch zu äußern: daß Hr. Lafontaine, dem seine Kenntniß des Menschen und der menschlichen Leidenschaften in ihren mannichfaltigen Abstufungen und Nüancirungen, vor so vielen Andern dazu einen Beruf ertheilen, sich doch entschließen möchte, für unsre, jetzt an guten Stücken so sehr arme Bühne zu arbeiten. — Selbst mehrere seiner romantisch bearbeiteten Sujets wären gar wohl zu diesem Zwecke geeignet; und einem so unerschöpflichen Schriftsteller, als er ist, würde es auch gewiß nicht an noch unbenutztem Stoffe für diese Gattung, in welcher noch so viel Lorbeeren zu erringen sind, fehlen.

Hm.

Der Sohn der Treue, oder Baron Werdingen und sein Mädchen. Eine Geschichte voller Abentheuer, aber ohne Fallkinder. Ου πᾶσι ταυτὸ καλὸν φαίνει σοφὸν θᾶμα. Eurip. Erster, zweyter und letzter Theil. Mit einem Titelkupfer. Weissenfels und Leipzig, bey Severin und Comp. 1800. 2 Rh.

Kein

Kein Roman der gewöhnlichen Art. Vor vielen seiner Mitbrüder zeichnet er sich durch Erfindung, Ausführung und Darstellung vortheilhaft aus. So abentheuerlich es darin zugeht, so sind doch die Begebenheiten ziemlich natürlich verknüpft. Daß Henriette ihrem entflohnen Liebhaber in Mannskleidern und unter seinem Namen nachreiset, giebt zu vielen, wahrhaft komischen und interessanten Verwechselungen Gelegenheit. Die auftretenden Charaktere sind nicht übel gezeichnet, und werden auch ganz wohl gehalten. Der Hauptton der Erzählung ist Laune. Manche satyrisch-witzige Anspielung auf neuere politische und literarische Thorheiten kommt darin vor. Nur sind sie zuweilen etwas zu gewaltsam herbeygezogen, und der Verf. hascht überhaupt mehr nach Witz, als er sollte, um immer wirklich witzig zu seyn. Dieß gilt auch von seinen Digressionen, die hier und da theils herbeygezwungen, theils zu weit ausgesponnen werden.

***

Wellners und einiger seiner Getreuen Leben, Meinungen und Thaten. In zwey Theilen. Spandau, ohne Jahrzahl, Verleger und Vorrede. 1 Rg. 12 gr.

Die Vignette des Titelblatts stellt eine Katze dar, die mit einer ihrer Vorderpfoten eine Krone gefaßt, und sie halb umgeworfen hat; wobey sie nach Art der Katzen den Schwanz hoch hält. Dieß mit den Worten des Titels zusammengenommen, läßt eine geheime Geschichte unserer Tage erwarten; aber man wird getäuscht: man findet hier bloß Anspielungen auf diese Geschichte, oder wenn mehr da ist, so ist es so versteckt, daß wer die Komödie nicht mitgespielt, oder hinter die Kulissen gekukt hat, nichts davon zu errathen vermag. Diese immer gespannte und nie befriedigte Erwartung macht, daß der Leser am Ende nicht im besten Vernehmen von dem Verf. scheidet, und die Geschichte, die er nicht für wahr halten kann, nicht anziehend genug findet; gerade weil er durch den Titel verführt, ihren Hauptreiz in ihrer Wahrheit suchte. Wenigstens ist dieß bey Rec. der Fall. Doch verkennen wir darum die schriftstellerischen Talente des Verf. nicht;

auch nicht die Tendenz seiner Schrift, der guten Sache durch Enthüllung der Machinationen ihrer Gegner, z. B. der Kleriker, u. s. w. einen Dienst zu leisten. Aber konnte er das nicht thun, ohne ein falsches Schild auszuhängen? Geschichte der Aufklärung in Karamanien, wäre ein eben so passender als wahrer Titel gewesen.

Kz.

Nordische Geschichten der Vorzeit. Frankfurt und Leipzig, 1798. Erster Theil 291 S. Zweyter Theil 189 S. 8. 10 gr.

Wüßte Rec. nicht aus einer so guten Quelle, daß diese Schrift in der Leipziger Messe durch einen rechtlichen Buchhändler wäre zum Verkauf gebracht worden: so würde er der Versuchung nicht widerstehen können, sie um ihrer, für eine Originalschrift wirklich auffallend, schlechten äußern Beschaffenheit, und ihres so sehr vernachläßigten Drucks willen, für das Produkt irgend eines unberufenen, eilfertigen Nachdruckers zu erklären; da das Ganze beynahe auf jeder Seite von Druck- und Sprachfehlern, wie z. B. wegselten statt wechselten, schönn st. schön, einem entehren, rängsichtig st. rangsüchtig, rächelnd st. röchelnd, u. s. w. bis zum Unerträglichen überschwemmt ist. Dem Verf. der Geschichte selbst muß man Vernachläßigung der Konsequenz in den Charakterzeichnungen, schwache Haltung und Uebereinstimmung in der Aneinander-Reihung der mannichfaltigen Handlungen, so wie öftere Versehen gegen die historische Wahrscheinlichkeit, neben einer nicht immer den angenehmsten Effekt hervorbringenden, und von Wiederholung und Einförmigkeit freyen, poetisch prosaischen Diktion zu gut halten, wenn man mit seiner Darstellung und mit seinem Vortrage will zufrieden bleiben können. Die einfache, mit mehrern Zwischenbegebenheiten durchflochtene Hauptgeschichte ist kurz diese: Harald, Storolphs, des Herrschers von Irrland, mit Gunloden, der Schwester Haldrams, Königs von Isnithona, die einem Geliebten in die Schlacht folgt, und hier Storolphs Gefangene wurde, im Feuer der Liebe erzeugter Sohn, muß heimlich — da die Mutter als Gefangene nach der Volkssitte von den Druiden zum Opfer verlangt wurde, was Storolph

kaum

kaum mit aller seiner Standhaftigkeit und nur durch schmerzhafte Entfernung der unglücklichen Geliebten in der Stille, abzuwenden vermochte — von dem Barden Halfdar, Storolphs Freunde, erzogen werden; so daß dem heranwachsenden Zöglinge selbst seine Herkunft lange ein Geheimniß blieb. Storolph vergißt im Fortschritt der Zeit Gunloden und seinen Erzeugten, und vermählt sich mit Aslanga, einem männlichen Weibe, die ihm auch einen Sohn, Tungar, schenkt, der in jeder rühmlichen Eigenschaft seinem ältern Bruder weit nachsteht. Jenem wird durch die Bemühungen der listigen, in ihren Planen beharrlichen und ihrer Durchführung alles aufopfernden Mutter — sie glaubte durch die Ermordung Halfdars, die sie zu Stande zu bringen wußte, irriger Weise den gehaßten Kron-Prätendenten auf die Seite geschafft zu haben — die Thronfolge zugedacht, und so viel möglich versichert. Allein Harald, von seinen Rechten belehrt, macht diese als Erstgeborner, mit den Waffen in der Hand, an der Spitze der tapfern Krieger Haldrams, des Vaters seiner Verlobten Swanlide, die sein bester Freund Sigar, während ihn die Eroberung des väterlichen Reiches abwesend zu seyn zwang, zur Untreue verführte, unter und nach Bestehung einer Menge der abentheuerlichsten Unfälle und Leiden, gegen den Stiefbruder geltend. Dem letztern selbst, so wie Aslangen, kostet Haralds Sieg das Leben, und so gelangt der Sieger zwar zur Freude seines Volks und seiner Kampfgenossen auf den Thron, aber selbst in seinem Innersten freudenleer; weil der an seinem Herzen nagende Kummer über die entdeckte Untreue der Heißgeliebten, und des theuer geachteten unwürdigen Freundes, ihn für frohe Empfindungen unempfänglich gemacht hatte. „Harald," schließt die Geschichte, „hatte bewiesen, daß so selten Liebe und „Freundschaft gedeihen für ein Herz, das unter der Krone „emporwallt."

Chp.

Abentheuer des Priesterfeindes Beelzebub. Geistergeschichte der neuesten Zeit, von C. L. A. v. Sennert. Mit einer Vignette. Halle, bey Hendel. 1798. 224 S. 16 gr.

Dieß

Dieß Buch schrieb eine sehr geübte Feder, der Witz und Laune und viele ächte psychologische, ästhetische und andere schöne Kenntnisse zu Gebote stehen; aber — totum ponere nescit. Der Schlußstein fehlt; wo soll er auch herkommen, wenn Beelzebubs Abentheuer zu schließen sind? Die gehen ja in alle Ewigkeit fort, da der Dichter nicht auf dem Titel angiebt, wie viel Jahre er davon beschreiben will. Auch beschreibt er nicht die Abentheuer, sondern die Thaten Beelzebubs; und aus diesen entstehen die Abentheuer Geßlers. Die ganze Teufelsfeerey hätten wir dem Verf. gerne geschenkt; sie kömmt uns wie ein Lückenbüßer vor; sie paßt nicht zu dem — wenn wir so sagen können — männlichen Inhalte des Buchs. Zu diesem Inhalte paßt auch nicht die Zueignung: den guten Engeln dieser Erde, den Erhalterinnen des menschlichen Geschlechts; welches die Frauen seyn sollen. Und sollte das Buch nun einmal den Frauen gewidmet werden, dürften sich denn solche Unholde blicken lassen, als kotzen; ferner: sie war wohl abgerundet und wie ein fetter Nierenbraten appetitlich (von einer Studenten-Aufwärterinn) u. dgl. — Schade, wenn gute Köpfe sich die Autorschaft so leicht machen, daß sie hinschreiben quicquid in buccam venit, uneingedenk unsers Kirchenvaters, der zwar Malern und Dichtern quidlibet audendi potestatem einräumt, sed non, wie er weislich hinzusetzt, ut placidis coeant immitia; non ut serpentes avibus geminentur, tigribus agni. — Es giebt freylich Weiber, die sich vor solcher loser Speise nicht scheuen; aber die gehören nicht zu den guten Engeln der Erde, nicht zu den Erhalterinnen des menschlichen Geschlechts.

Ben Oglu. Eine Skizze aus den geheimen Annalen der republikanischen Propaganda. Bagdad, 1798. Ersten Theils erster und zweyter Abschnitt. 18 gr.

Dieses Buch gehört unter die guten, welche die große Weltbegebenheit unserer Tage veranlaßt hat. Man findet hier mit treuen Farben gemalt, wie ein Sultan und seine Knechte es treiben, daß eine Revolution entstehen muß; wie ein Straßenräuber sich an die Spitze derselben stellt; mit wel-

welchem Zauber die Ideen von Freyheit und Gleichheit wirken, so daß die Menschen selbst dann noch ihr Lob singen, wann sie in ihrem Namen arg gemißhandelt werden. — Rührend ist es zu lesen, wie der Sultan und sein Vezier zur Erkenntniß ihres Unrechts kommen, und Menschen werden. — Der Mann vom Ganges sagt theure Wahrheiten, unter andern von dem Richterwesen in seinem Vaterlande: „die „Fälle, die man den Richtern zur Entscheidung vorlegt, wä„gen sie nicht nach geschriebenen Gesetzen und erlernten Sy„stemen, sondern nach ihrem schlichten Sinn ab. Da nicht „leicht ein Fall dem andern gleich ist: so halten wir es für Un„recht, nach dem Buchstaben eines Gesetzes zu richten, das, „wenn es noch so speciell ist, immer wieder hundert speciellere „Fälle zusammen faßt, die doch von einander verschieden sind. „Und dann glauben wir, daß eine Norm dem weisen Richter „unnöthig, dem bösen Manne kein Hinderniß ist, Wort und „Sinn umzudrehen. Was den Unterthan betrifft, so weiß „dieser das Recht vom Unrecht durch eigenes Gefühl zu unter„scheiden; und nie habe ich es gehört, daß sich eine Parthey, „wie bey euren geschriebenen Gesetzen der Fall so oft ist, mit „der Unwissenheit einer Vorschrift entschuldigt. Bey diesem „allem haben wir den Vortheil, daß eine Sache in ganz kurzer „Zeit ohne Kosten entschieden ist; und wir zweifeln nicht, daß „wenn auch der Maaßstab des reinen Verstandes bey manchem „Richter der feinste nicht ist, doch kein wirkliches Unrecht ge„schieht." — Auch Al Betin der Lacher, gewesener Groß-effendi, kennt den unheilbaren Schaden Josephs. Er sagt unter andern: „Baue den Staat auf unzerstörliche Säulen; „Wahl oder Geburt sind immer die Grundsteine; beyde legt „der Zufall, und wo ist ein Element, das diesem widersteht? „Wir finden jenes vollkommenste Glück, das einzige letzte „Ziel der gebildeten Menschenklasse, wahrlich im Staate nicht. „Diese Verbindung macht unser Unglück; das Gute, das sie „schaffen soll, sind leere Seifenblasen, wie es alle unsere Pla„ne sind, unwerth der Ausführung."

Rec. möchte indeß nicht eben Alles vertheidigen, was diese beyden Männer behaupten; aber ihre Winke sind immer lehrreich, so wie das Buch überhaupt. Auch ist der Styl sehr gut.

Kz.

Montalbert, aus dem Englischen der zweyten Originalausgabe von Mistriß Charlotte Smith. Zweytes Bändchen. Erlangen, bey Walther. 1798. 12 gr.

Wir begnügen uns mit dieser Anzeige, und berufen uns in Rücksicht auf die Uebersetzung auf die Beurtheilung des ersten Bändchens.

Rs.

Leben und Schicksale des ehrwürdigen Vaters Sincerus, herausgegeben von seinem Freunde. Erster Theil. Gedruckt auf Kosten der heiligen Inquisition. 1798. 534 S. 8. 1 Rg. 16 gr.

Wenn sich gleich der Verf. oder vorgebliche Herausgeber dieser Erzählung, nach S. 439 hinter die untadelhafte Absicht zu verbergen sucht, den Mönchsgeist nach seinen wesentlichen Eigenschaften und Charakterzügen schildern, und zu diesem Behuf durch Aushebung einer allerdings, so wie sie hier gegeben wird, äußerst charakteristischen Stelle aus den eigenhändigen biographischen Papieren eines verstorbenen Prälaten der fingirten Benediktiner-Reichsabtey Saufhausen in Schwaben, z. B. über klösterliche Erziehungsmethode, über Mönchsvollkommenheit, so wie sie zuweilen auch noch heute dafür genommen werde; ferner über die verderblichen Folgen des Coelibats, und über die abscheuliche Moral, zu welcher er, um nur das Gewissen einzuschläfern, verleite; — über die höchst unwürdigen Vorstellungen, die man sich in den Klosterzellen von dem Ehestande mache, und wie hier die Phantasie immer voll von den unflätigsten Bildern, nach und nach so besudelt werde, daß in Rücksicht auf eine der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, gar keine reine Vorstellung mehr Eingang finde, und alles Gefühl von Schaam vor sich selbst und Andern, Ehrbarkeit, Wohlstand und Sittlichkeit verloren gehe; so daß das Mönchs- und Pfaffenherz ganz in Unflath begraben, zu dem Genuß der rohesten und widernatürlichsten Wollust gewöhnt, und jeder reinen Empfindung unfähig, nur an den schaamlosesten Din-

gen Geschmack finden könne, und sich dann auch in Ueber-einstimmung damit nur in der ekelhaftesten, anstößigsten Sprache ergieße, — endlich auch über Mönchsexegese und über mönchischen Mißbrauch der Bibel zu den unerträglichsten Thorheiten und Zoten — über das Alles seine Leser historisch belehren, und ihnen ein, jeden einzelnen Theil des [illegible] Ganzen eben so treu, als mit lebhaften Farben darstellendes Gemälde, davon vorhalten zu wollen: — so wenig wird er, die Rechte der Persiflage daneben auch noch so hoch angeschlagen, mit jenem Vorwande, den gerechtesten Vorwurf grober Verletzung des jedem Schriftsteller heilig seyn sollenden Schaam- und religiösen Gefühls seiner Leser, durch die gar zu häufig vorkommenden Ungezogenheiten in muthwilligen undelikaten Schildereyen und auffallenden Frivolitäten, die nothwendig dazu beytragen müssen, das Vehikel des Romans in einen immer schlimmern Ruf zu bringen, von sich entfernen können. Der Verf., scheint es, konnte sich, nach S. 441, dieser Besorgniß gegen die Anmahnungen seines Genius selbst nicht erwehren; denn er schreibt hier: „wenn „auch das Gefühl des Wohlstandes und der Sittlichkeit bey „dem Leser nicht selten mag beleidigt worden seyn; so hat „er doch dadurch den Vortheil gewonnen, daß er das Wesen „des Mönchsgeistes sehr genau kennen lernte, welches sonst, „wenn er ihn nicht in solchen Schlupfwinkeln, wo er seine „Maske ablegt, und ganz in seiner natürlichen Gestalt und „Handlungsweise erscheint, zu beobachten und zu belauschen „Gelegenheit hat, äußerst schwer ist. Und es muß doch der „Menschheit äußerst viel daran gelegen seyn, diesen Geist, „aus der Hölle in die Oberwelt gestiegen, der schon so viel „Unheil in der Welt gestiftet hat, und zu unsern Zeiten (?) „weit verderblicher werden muß, wenn er nicht durch einen „neuen Exorcismus aus jedem Staatskörper auf immer ver-„scheuchet, und in sein Vaterland, die Hölle, hinabgedonnert „wird, — Zug für Zug zu kennen." Wir zweifeln aber mit gutem Grunde, ob der bezielte Vortheil die hier ersehene Art seiner Bezielung je ganz rechtfertigen, oder entschuldigen wird. Wir wollen zwar nicht in Abrede seyn, daß die eigenthümliche Natur des Stoffs, der hier nun einmal zur Bearbeitung gewählt wurde, es sehr leicht machte, auf jene Abwege zu gerathen, auf die er wirklich gerieth; gleichwohl hätten sie ohne Aufopferung der Wahrheit, oder auch Lebhaftigkeit der Darstellung, bey mehrerer Vorsicht, — wäre nur

von

von dem Verf. sein eigenes Gefühl über die Forderungen des Anständigen und der dem Publikum schuldigen Achtung fleißiger zu Rathe gezogen, und auf der andern Seite seine Vorliebe für die drolligten Ausgeburten eines gewaltigen, ungezügelten Witzes, strenger beherrscht worden, — zum wenigsten so weit vermieden werden können, daß sie nicht, wie es jetzt wirklich der Fall ist, zur Heerstraße geworden wären, auf welcher sich nun der ganze Vortrag fast immer gleichförmig fortbewegt.

Nach diesem ersten ziemlich dickleibigen Theile zu urtheilen, in welchem doch die Geschichte nur erst bis auf die Einleitung der sehr originell, durch die raffinirteste, schlaueste Verstellung auf der einen, und die gutmüthigste, einfältigste religiöse Schwärmerey auf der andern Seite, motivirten Verbindung, oder vielmehr ersten, recht con amore beschriebenen Umarmung der Eltern des Helden kömmt, und alles in drey große §. §. in folgender Ordnung gefaßt ist: §. 1, Vorrede des Verf. zu seiner Lebensgeschichte. S. 1—247. §. 2, Charakter meiner Eltern. S. 247—478. §. 3. Heurathsgeschichte derselben. S. 478—534. — haben wir, vorausgesetzt, daß weiterhin von der Langsamkeit der historischen Entwickelung nicht abgewichen, und damit in gleichem Verhältniß fortgefahren wird, die Anlage zu einem sehr weitläuftigen Werke vor uns. Die Vorrede, die beynahe die Hälfte des Raums in diesem Theile einnimmt, und in welcher der Verf. dem Leser die Blüthen seiner aufgeklärten Denkart vorsetzt, vermuthlich um die Neugier nach der folgenden Geschichte des hocherleuchteten Mannes desto stärker zu reizen, enthält einen Fluß von einseitiger hitziger Deklamation über positive, oder, wie sie hier meistens genannt wird, übervernünftige — übervernünftig und widervernünftig werden aber nach S. 228 f. für Wechselbegriffe genommen — Religion, über Dogmatik und Dogmatiksucht und über den geistlichen Stand; wo alles sehr bunt durcheinander geworfen, diktatorisch abgeurtheilt, und meistens, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, auch das richtig Bemerkte und Wohlerinnerte oder Kastigirte, durch die übermäßige Härte und Bitterkeit des Ausdrucks, so wie durch die fühlbare Vergrößerung der Sache, seiner korrektiven Kraft beraubt wird. Eben so wenig werden manche zu allgemeine, ohne die gehörigen Einschränkungen hingeschriebene, und eben deswegen halb wahre Behauptungen, in welche der

Verf. hier und da seinen durch persönliche Schicksale aufgeregten Unwillen ausbrechen läßt, und die gar zu deutlich das Gepräge leidenschaftlicher Herzensergießungen an sich tragen, so wie sie da stehen, auf den ruhigen unbefangenen Leser sonderlichen Eindruck machen können. Wir wollen unsere Rügen mit Beweisen belegen.

Wer wird in folgender Stelle über die ausgewanderten französischen Geistlichen, Wahrheit, Gerechtigkeit, Billigkeit, Humanität finden? S. 12 f.: „Ha! die stolzen, blut„dürstigen Ketzerverfolger! Nun erndten sie die traurigen „Früchte ihres Verfolgungsgeistes, (?) ihres Uebermuths, „ihrer Schwelgerey, ihrer Unwissenheit, (sind hierunter auch wohl die Mitglieder der Kongregation des h. Maurus begriffen?) und gänzlichen Unnützlichkeit. Vergebens täuschen „sie sich mit der Hoffnung, in ihr Vaterland zurückkehren zu „dürfen: die Vernunft ihrer Nation ist erwacht, zum Schre„cken für sie — die weiter nichts gelernt haben, (?) als „Brevierbeten, Meßlesen, oder andere mechanische Pfaffen„funktionen vornehmen, und dann in behaglicher Ruhe aus „der wohlgefüllten Krippe der Kirche ihr Futter verzehren — „erwacht; sie erkennet sie nun für das, was sie wirklich „sind, für Heuchler und Schwärmer, die für jedes Land „höchst schädlich seyn müssen, und die ganz gewiß, wenn sie „nach Frankreich zurückkehren dürften, Verräther ihres Va„terlandes werden würden. Das Interesse dieses neuen Staa„tes fordert es schlechterdings, wenn er sich erhalten will, „diese Störer des Friedens, diese Feinde des öffentlichen „Wohles von seinen Gränzen auf immer zu entfernen. Man „weiß es zuverläßig, und es ist durch ihr eigenes Geständniß „bestätigt, daß sie von ihrem alten Systeme nicht das Gering„ste aufzugeben gesonnen sind, und daß sie folglich alle Kräfte „aufbieten werden, die Grundvesten des neuen Staats zu „erschüttern, und die alte Ordnung der Dinge wieder einzu„führen. Mit Recht ist ihnen also der Rückweg in ihr Va„terland versperrt, solange die Franzosen ihre so theuer er„rungene Freyheit werden zu schätzen wissen; bis jetzt steht „an jedem Winkel der französischen Gränzen ein Engel mit „flammendem Schwerdte, der diese Heuchler und Fanatiker „drohend zurückscheuchet." In gleichem Grade vermissen wir Unbefangenheit in folgenden, schon so oft gehörten und auch sattsam beantworteten Aeußerungen S. 67 f.: „der Glaube

„an

„an übernatürliche, oder übervernünftige Wahrheiten „ist seiner Natur nach (??) die traurige Urquelle des Se„kten- und Verfolgungsgeistes, der zu allen Zeiten die schreck„lichsten Verwüstungen in der Welt angestellt hat, des ge„genseitigen Menschen- und Völkerhasses, des Mißtrauens „und ewigen Krieges. Nie, in Ewigkeit nie können im „Lande des übervernünftigen Glaubens die süßen Früchte „des Friedens, der Eintracht, der Freundschaft, des gegen„seitigen Vertrauens, der Menschenliebe gedeihen. O ihr „Anhänger irgend einer religiösen Sekte! predigt doch keine „Toleranz, und fordert sie nicht von andern Sektirern. Ihr „prediget und fordert etwas Widersprechendes, und beschimpft „euch selbst in den Augen jedes Vernünftigen wegen eurer „Inkonsequenz." Eben so sehr erhitzt sich der ehrwürdige Vater Simplicius S. 70—80, und wird vor lauter Erhitzung selbst sehr intolerant, wenn er auf den sich an allen Orten zeigenden Mangel an Toleranz zu reden kommt. Da müssen besonders Hermes und Hilmer ihre derbe Lektion anhören; und es wird noch obendrein ein ihnen geltendes, wenig bekannt gewordenes Gedichtchen den Lesern zum Besten gegeben, folgenden Inhalts:

Man schickte vormals Invaliden
Gesund an Nase, lahm an Fuß und Hand,
Zu schnüffeln durch das ganze Land,
Wo selbstgebrannter Coffee wäre:
Denn selbstgebrannt
War damals Contreband.
Jetzt schicket man zwey Invaliden,
Gesund an Fuß und Hand,
Doch lahm an Kopf und an Verstand,
Zu schnüffeln durch das ganze Land,
Wer etwas Selbstgedachtes lehre;
Denn Selbstgedacht ist jetzo Contreband.

Ehrwürdig dürften es wohl die wenigsten finden, wenn Simplicius bald von blutigen Stiergefechten der protest. Theologen, S. 76; bald von symbolischem Religionsunsinn, S. 88; bald von Zeloten für rechtgläubige Stupidität, S. 114, bald von rechtgläubigem Hornvieh des heiligen Ministeriums an der Krippe der Kirche, und von Glaubensmägen, die kein übernatürliches Futter vertragen können, spricht.

Oder können sich S. 115 f. Hr. Fichte und Paulus durch den ihnen hier so reichlich gestreueten Weyhrauch für geehrt halten, wenn ihnen zur Seite Semler, dem sie ein Dorn im Auge wären, als ein in der Ketzerjagd ergraueter Pfaffe aus der Klasse der theologischen Jammerer unsrer Zeit, und als ein altes rechtgläubiges Schaaf aufgeführt wird, der seine Kollegen auf der Universität Jena für lauter reissende Wölfe in Schaafspelzen ansehe, die ihn und andere, eben so rechtgläubige Schaafe aufzufressen drohen? oder als ein alter Jammerprophet, den sein rechtgläubiges, übernatürliches, durch das hellglänzende Wort vom Kreuze Jesu geblendetes Prophetenauge überall trüge? Wozu doch solche persönliche Invectiven? — Ueberhaupt kann man sich nicht genug wundern, wie viel und mancherley der Verf. in eine Einleitung zu seiner Lebensgeschichte hinzuziehen weiß, was offenbar sehr weit davon abgelegen ist, und entweder auf Vermehrung der Bogenzahl, oder auf ganz besondere, ihm eigene Zwecke abgesehen seyn muß. Zu Weniger Kenntniß dürfte wohl das S. 121 ff. in deutscher und lateinischer Sprache eingerückte Pasquill gekommen seyn, das an die den 29sten April 1783 eingeweihte lutherische Kirche in Wien in der letztern Sprache angeschlagen gefunden wurde, und welches hier als Beweis des freyen, offenen Ketzerhasses der österreichischen Pfaffen angeführt wird:

Hanc
olim Dei omnipotentis cultui Piissimorum Austriae
Imperatorum sumptibus dicatam Aedem
Sacrarumque immaculati Agni sponsarum Habitaculum
Raptis ecclesiae thesauris,
Dispersis per universum mundum
Sanctimonialibus,
Ejectis e terrae visceribus defunctarum reliquiis,
Sacrilegi Christi sponsarum seductoris, et virginum corruptoris
MARTINI LVTHERI Assecli
IOSEPHVS II. LOTHARINGVS
Divinae misericordiae, a qua ad thronum evectus, immemor,
Legum sacrae ecclesiae contemptor manifestus,
cum auri cupidissimus
Turpis lucri causa fovet promovetque sectas omnes;

IPSE

IPSE
Factus religionis nullius,
Saeculis inaudito exemplo
sub virtutis specie
In flagitiorum palaestram, scelestissime venditam
Assignavit. 1783.

Dank verdient die, wenn schon hier ganz unerwartete Mittheilung eines Gutachtens des Konsistoriums in Weimar, von Herder abgefaßt, aus Gelegenheit eines demselben von dem Herzoge mitgetheilten Sendschreibens des regierenden Herzogs von Sachsen-Meinungen an ihn, in welchem er den Herren Miterhaltern der Gesammt-Akademie Jena, seine Besorgnisse wegen überhand nehmender zu großer Freyheit äußert, die sich, dem Vernehmen nach, einige Professoren in ihren Vorlesungen zu Schulden kommen lassen, über Religionsgegenstände mündlich und schriftlich öfters in einem verwegenen Tone abzusprechen, und sich über Glaubenssätze Spötteleyen zu erlauben. Dieses theologische Bedenken S. 129 — 136 bleibt allerdings, theils an und für sich selbst, theils wegen seines Anlasses, ein wichtiges Aktenstück. Der dieser Schrift oben zum Vorwurf gemachten Frivolitäten kommen besonders §. 2, in der dem Abt Hildebrand in den Mund gelegten schönen Apologie des Weins und seines richtigen Gebrauchs, sehr viele vor; so wie sie auch im dritten §. nicht fehlen, und mehr oder weniger Indignation erregen müssen. Z. B. S. 271: „daraus, daß die Gottheit Jesu am Kreuz „nicht einmal zur Linderung seiner Schmerzen einen Trunk „guten Weins mehr gönnte, oder vielmehr zukommen ließ, „und ihm diesen letzten, herzstärkenden Trost versagte, er„kannte er auch sogleich ganz deutlich, daß er nun von Gott „völlig verlassen und der Wuth der vermaledeyeten Höllen„rotte, der Juden nämlich, preis gegeben sey. Darum rief „er auch gleich nach dem schlimmen Trunk, den er aus dem „Gallenbecher gethan hatte — er erwartete, daß man ihm „einen guten kraftvollen Wein geben würde — mit lauter „und voller Stimme: Mein Gott, mein Gott, warum ꝛc. „Ich wenigstens würde es als eine große Verlassung Gottes „in der Todesstunde ansehen, wenn ich da nach Wein lechzte, „und der Kellermeister mir statt desselben eine Flasche mit „Galle und Essig gefüllt vorsetzte. — Daß der Heiland ein „Liebhaber von gutem Wein gewesen sey, das erhellet unter

„andern auch daraus, daß er zu Kana klares Brunnenwasser „in den herrlichsten Wein verwandelte. Hätte er haben wol„len, daß die Menschen entweder gar keinen, oder nur schlech„ten Wein trinken sollten: so würde er entweder dieses Wun„der unterlassen, oder nur einen Ranzenbeisser wunderbar „fabricirt haben ꝛc.“ Wieder S. 276 f.: „dem hohen Werthe „des Weins setzte unser Heiland dadurch die Krone auf, daß „er denselben zur Materie des heiligsten Altarsakramentes „wählte. — So wie eine heilsame Laxier bloß dadurch, daß „man sie einnimmt, die schädlichen Cruditäten aus dem „Leibe auswirkt: so hat auch hier die sakramentalische Gnade „die Kraft, den Gewissensmagen von allem stinkenden Un„rath der Sünde rein auszufegen, und dem Teufel zu seiner „Nahrung das wiederzugeben, was von ihm gekommen „ist.“ S. 278 f.: „was man in dem höchsten Grade liebt, „in das wünschet man ganz verwandelt zu seyn. Wie un„aussprechlich mußte also Jesus, als Mensch und als Gott, „den Wein lieben, weil er durch die Priester bis an der Welt „Ende, so zu sagen, mit seiner Menschheit und Gottheit in „demselben schwimmen, und mit ihm nur gleichsam eine Sub„stanz ausmachen wollte. — Auch ist es offenbar wider die „Absicht des Heilandes, wenn man sich schlechten Weines zur „Consekration bedient. Ich habe daher meinem Kellermeister „befohlen, daß er zur Messe den besten Wein hergeben soll. „O wie werde ich da zur Andacht entflammt, wenn ich mei„nen lieben Gott unter den sinnlichen Eigenschaften eines „geistvollen und wohlschmeckenden Weins einschlürfen kann! „Da ruf' ich mit dem Apostel Thomas ganz freudetrunken „und entzückt aus: Mein Herr und mein Gott! wie gut „schmeckst du mir! Da scheint mir und allen guten Priestern „Jesus Christus, gleichsam ganz verweinert, zuzurufen: „Schmecket und erfahret, wie süße der Herr sey! Mit der „geweihten Hostie bin ich gewöhnlich gleich fertig, ohne lang „daran zu käuen, oder zu kosten. Durch das trockene Brod „wird die Quelle der Andacht vielmehr verstopft, als fließend „und zum ewigen Leben springend gemacht. Aber wenn es „zum Genuß des heiligen Blutes kömmt, da pflege ich mit „vollem Geschmack meiner Andacht, und lasse ein Tröpfchen „nach dem andern von dem heiligen Blut, wenn es nicht „durch schlechten Wein verdorben und unschmackhaft ist, in „die Gurgel; auch leere ich das Weinkännchen ganz rein „aus.“ S. 377: „Maria war durchaus an Leib und Seele

„so

„so rein, daß selbst der h. Geist kein Bedenken trug, sie zu „überschatten, und ihr Mann zu werden. Darum sagt der „Erzengel Gabriel, der ihr den Liebesbrief des h. Geistes „zu überbringen, und den Auftrag hatte, sie für ihn zu „freyen. — So beredt daher die heiligen Väter und Geist„männer sind, wenn sie auf gemeine, nach den Gesetzen der „Bocksnatur erzeugte und geborne Weibspersonen zu sprechen „kommen, um gleichsam den vollen Nachtstuhl ihrer Schimpf„beredsamkeit über sie auszuschütten: so bezeugen sie doch selbst, „daß ihre natürliche Lobberedsamkeit gleichsam constipirt und „eines aufweichenden und reizbaren Klystiers der Inspiration „bedürftig sey, um sich zum würdigen Lob der von allen „weiblichen Flecken, und sogar von der Erbmakel, reinen „Jungfrau zu eröffnen.“ Hiermit ist noch zu vergleichen S. 248: „die Sage gieng noch zu Lebzeiten des Prälaten ganz „leise, nach seinem Tode, laut, daß derselbe der h. Geist „gewesen, durch dessen seegenreiche und salbungsvolle Ueber„schattung meine Großmutter, ohne Zuthun ihres Mannes, „meinen Vater empfangen habe.“ Auch küssen sich S. 492 die Eltern unsers Helden noch vor ihrer Ehe, recht andächtig und brünstig zu Ehren der heiligsten Dreyfaltigkeit, weil, wie der schlaue Hildebrand sagte, jedes gute Werk von Gott anfangen müsse: Unter den häufigen Kußandachten, bey welchen die fromme Margarethe sichs zu denken wußte, in ihrem heiligen Geliebten den Herrn Jesus zu küssen, und Hildebrand die Intention vorgab, in seinem andächtigen Mädchen die heilige Jungfrau zu umarmen, geht zuletzt Margarethens Unschuld vor lauter heißer Religiosität und christlicher Liebe verloren; womit dieser Theil endigt. Wir überlassen es unsern Lesern, ob und wie weit sie den größten Theil des Inhalts dieses Buchs zu den dabey vorgegebenen Absichten in einem Verhältniß stehend finden können; und es zu beurtheilen, ob hier nicht ohne Schaden das Meiste hätte wegfallen mögen; wenn es dem Verf. mit der Aeusserung wirklich ein Ernst war S. 48: „mein Ende ist nahe. Wenn es hoch kommt, so habe „ich hier vielleicht noch ein paar Monate zu leben. Ich will „diese kurze Zeit dazu benutzen, die Geschichte meines „Lebens, die sonderbaren Schicksale, die mich trafen, die stufenweise Entwickelung meines Geistes, „und den Kampf, den ich mit den Feinden des „Lichts, besonders aber mit dem fürchterlichen Hee„re rechtgläubiger, und für ihre Rechtgläubigkeit mit

„einer Art von Tollwuth eifernder Pfaffen zu beste„hen hatte, zu beschreiben.“ Von allem diesem erfährt man ja hier noch gar nichts; nichts, als die davon in der Seele des Verf. zurückgebliebene fürchterliche Erbitterung, die auch die Wahrheit dessen sehr verdächtig macht, was er S. 17 von sich bezeugt: daß er vom Pfaffen, Mönch und Priester zu der Parten anspruchsloser (?) und bescheidener (spricht die Bescheidenheit auch so, wie hier durchgehends gesprochen wird?) Religionslehrer übergegangen wäre; die sich vielmehr bestreben, Ehre zu verdienen, als zu genießen; die nicht nach einem Glanze, den der Aberglauben mit einem gewissen Stande verbunden hat, sondern nach persönlichem Verdienste trachten. Unter aller Kritik bleibt es, wenn man, wie S. 388, nacke und crude von ausgesuchten, abgehengsteten Weibern sprechen kann. Hier verdient der Schriftsteller aus jeder ehrbaren Gesellschaft, wie ein anderer schaamloser Zotenreißer, verwiesen zu werden.

Chp.

Schöne Künste.

Söder (.) Von *S. S. Roland.* Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt von *C. H. Horstig.* Mit zwey malerischen Ansichten und einem Grundrisse von Söder, nebst dem Bildnisse des Freyherrn von Brabeck. Leipzig, bey Voss und Comp. 1799. XII. und 134 Seiten Folio. 6 Rg.

So giebt es also doch in Deutschland, und gerade in einer für die Kunst sonst unfruchtbaren Gegend, einen Flecken Erde, wo von einem edlen Privatmanne, der das Vermögen dazu, mit Geschmack, Kenntnissen und Liberalität vereint, ein Zufluchtsort, ein schöner Tempel errichtet ist, in welchem Apoll und den Musen die reinsten, von Egoismus und Modesucht, — sonst Haupttriebfedern solcher Anlagen — entfernten Opfer gebracht werden! Der feinste Geschmack und eine richtige Urtheilskraft, hat hier Eleganz des Aeußern mit Zweckmäßigkeit des Innern verbunden, und das Ganze so geordnet,

ordnet, daß die angewandten Mittel dem Zweck entsprechen; daß der erste Blick es verräth, die treffliche Sammlung von Kunstwerken sey nicht da, um einem Prachtgebäude zur Dekoration zu dienen; sondern, das edel einfach eingerichtete Gebäude sey von Anfang an zur vortheilhaften Ausstellung der Kunstwerke bestimmt und eingerichtet worden. Diesen Vorzug haben nur wenig königliche und fürstliche Prunkgallerien. Und wo sonst findet man in dem Besitzer, einen so eifrigen Freund der von ihm gepflegten und beförderten Künste, als in dem Eigenthümer von Söder? — Die gegenwärtige gut übersetzte, und mit vielem Aufwande und mit Geschmack gedruckte (wiewohl in Rücksicht des schwerfälligen Folio-Formats sehr unbequeme) Beschreibung von Söder und seinen Merkwürdigkeiten, dient, neben den darin gelieferten Nachrichten von diesem Sitz der Kunst und des Geschmacks, zur mannichfachen Belehrung der Leser, und besonders solcher, die Söder zu besuchen Gelegenheit haben. Ihr Verfasser, ein Franzose, vereint gute Kenntnisse mit Geschmack an den Künsten. Wir finden manches richtige und scharfsinnige Urtheil über die von ihm beschriebenen, und über ihnen verwandte, oder mit ihnen in Verwandtschaft gesetzte Gegenstände. Nur wäre weniger Weitschweifigkeit, womit er sich über die meisten derselben, in einem wortreichen, gedehnten und manchmal gar zu gezierten Vortrage verbreitet, zu wünschen gewesen. — Folgendes ist die allgemeine Uebersicht des Inhalts, dessen nähere Auseinandersetzung hier nicht zu unserm Zweck gehört. 1ster und 2ter Brief. Allgemeine topographische Beschreibung der Lage von Söder, des Schlosses und dessen innerer Einrichtung. 3ter und 4ter Brief. Verdienste des Hrn von Brabeck um die mannigfaltige Bildung und Beförderung des Kunstfleißes und des Geschmacks in seinen Besitzungen, welcher zur Verschönerung seines Schlosses angewandt wurde und die Produkte des Auslandes davon entfernte. Die Stuckarbeiten allein wurden mit Hülfe eines Italiäners ausgeführt. Selbst den Marmor, womit der große Saal des Schlosses dekorirt ist, fand der Besitzer nach vielem Nachsuchen auf seinen Gütern. — Was der Verf. in seinen Bemerkungen über den vegetirenden Zustand der deutschen Kunst und Industrie, insbesondere über die subjektiv schlechte Beschaffenheit der Malerey in Deutschland sagt, ist der Unbekanntschaft des Ausländers mit den vorzüglichsten lebenden deutschen Künstlern in diesem Fache, an-

zurech-

zurechnen, und mehrern derselben, deren Namen Deutschland mit Recht Ehre bringen, zu nahe gesagt. — 5ter Brief. Allgemeine Ansicht der trefflichen Gemäldesammlung zu Söder, aus allen Schulen, und des zweckmäßigen, wohlangelegten Plans dieser Sammlung. Saal der Porträts. Beschreibung der vorzüglichsten von alten Meistern verfertigten Bildnisse. Gute Bemerkungen über Portraitmalerey und deren Verwandtschaft mit der Geschichtsmalerey. 6ter Brief. Saal der historischen Gemälde. Beschreibung der Hauptstücke, Eigenthümlichkeiten derselben. 7ter Brief. Ueber Landschaftsmalerey. Beschreibung der Sammlung von Landschaftsgemälden. Karakteristik einiger Landschaftsmaler. 8ter Brief. Kabinetsgemälde-Sammlung. Im 9ten Briefe verbreitet der Verf. sich über Gartenanlagen überhaupt, und ist gar zu wortreich über diesen Gegenstand in Söder selbst, wo von dem Besitzer hierin noch nichts geschehen ist. Mit seinen eingestreueten Bemerkungen über den größten Theil gewaltsam erkünstelter, den guten Geschmack nicht befriedigender Gartenanlagen zu Wörlitz, ist Rec. vollkommen einverstanden. — 10ter Brief. Ueber Landwirthschaft und deren zweckmäßige Betreibung zu Söder. Unvermuthet trifft man hier auf eine etwas gesuchte und einseitige Vertheidigung der geistlichen Regierungen in Deutschland. Der 11te, von dem Uebersetzer neu eingeschaltete Brief, enthält einen Abriß des gesellschaftlichen Lebens zu Söder. Im 12ten Briefe ist eine allgemeine Uebersicht der Entwickelung und Fortschritte der wissenschaftlichen Kultur in Deutschland gegeben. — Die dem Werke beygefügten Ansichten erheben sich nicht über das Mittelmäßige der Ausführung; und dem in den Umrissen, wie in der Ausführung des Blattes, ganz verwischten Abdrucke des Bildnisses des Hrn v. Brabeck auf dem Exempl. des Rec. ist es anzusehen, daß die in schwarzer Kunst gearbeitete Platte zu viel Abdrücke hat aushalten müssen. Dieses Blatt ist von Hück nach dem geistvollen Original von Graff gestochen. Der frühere größere Stich von eben diesem Künstler ist ohne Vergleich besser. Der Kopf ist verzeichnet, und im Verhältniß zu dem Körper viel zu klein gerathen.

VL.

Ueber die Brauchbarkeit des Steatits zu Kunstwerken der Steinschneider. Von Carl von Dalberg. Erfurt, bey Beyer und Maring. 1800. 20 Seiten 12. 3 gr.

Dieses ist eine Abhandlung, welche in der Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt, am 2ten Oktober 1799 vorgelesen wurde; die nur von einem praktischen Künstler in diesem Fache vollkommen richtig beurtheilt werden kann. Rec. hat sich daher das Urtheil eines der ersten Steinschneider darüber ausgebeten, welches mit seinen eigenen Worten folgendes ist:

Zu den Worten des ersten §.: Der Steinschneider steht zu dem Bildhauer in gleichem Verhältniß, wie der Emailleur zu dem Maler rc. macht er folgende Anmerkung: Dieses ist, von der einen Seite betrachtet, richtig; aber in Absicht auf die Ausführung sind sie sehr weit von einander unterschieden; denn der Bildhauer hat das Kunstwerk vor sich stehen, und das Werkzeug in der Hand, der Steinschneider hingegen hat das Kunststück in der Hand, und das Werkzeug vor sich stehen. Ersterer arbeitet mit zugespitzten Instrumenten, z. B. mit Meißel, Messer, Feile rc. Letzterer mit runden; jener haut Stücken los, daß man es sieht; dieser reibt gleichsam nur das Ueberflüßige hinweg, wovon man nichts sieht; jener arbeitet in Marmor, Kalk- und Sandsteine, dieser in harte starkfeuerschlagende Steine, als, in durchsichtige, Kristalle rc. halbdurchsichtige, Achate rc. und hartmattbrüchige, Jaspis, u. s. w. — Steine, die nicht Feuer schlagen, kann er nicht bearbeiten.

§. 1: Eine besondere Freude an geschnittenen Steinen erregte von Zeit zu Zeit den Wunsch, einen Stoff zu finden, der leicht zu bearbeiten wäre, dauerhaft und schön sey rc. — Die Freude an guten Abdrücken schön gearbeiteter Kameen und Gemmen (oder Intaglios) ist bekannt und gerecht; aber nur der Wunsch, die Formen selbst sehr wohlfeil zu besitzen, konnte den Einfall erregt haben, den Speckstein zu deren Bearbeitung vorzuschwindeln. — Daß in Wedgwood etwas von der Schärfe und Feinheit verloren gehe, sobald nur nach, und von scharfen Originalen geformt wird, steht zu erweisen. Denn indem durchs Brennen die Paste kleiner wird, gewinnt sie an

Fein-

Feinheit und Schärfe; welches bey Glaspasten nicht der Fall ist.

Wenn die Versuche mit dem Specksteine gut ausgefallen sind: so liegt das nicht am Specksteine, sondern an der guten Behandlung des Künstlers, welcher seinen Arbeiten schöne Zeichnung und Bestimmtheit zu geben wußte. — Sachen von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser können an ihrer Subtilität nicht so viel verlieren, als Sachen von ¾ oder 1 Zoll; denn die scharfen Kanten verfließen oder verstumpfen sich im Brennen; wie ich aus Erfahrung weiß. Daß dergleichen Steine die Aehnlichkeit des Onyx erreicht haben sollen, kann ein Kenner ohnmöglich behaupten. Diese Aftersteine können nicht härter seyn, als die künstlichen Preußischen Feuer- oder Flintensteine, welche dem Wedgwood an Farbe und Härte gleichen; können auch durchaus keine Durchsichtigkeit haben, und höchstens dem Jaspis, aber nie dem Achat oder Onyx ähnlich werden.

§. 2. Daß selbige auf der Fläche eine gute Politur annehmen, ist nicht zu widerlegen; daß aber der Gemmengräber mit dem Schlegelzeuge und seinen runden Instrumenten etwas Kluges sollte darin schneiden können, ist solange zu bezweifeln, bis es erweislich gemacht worden ist; denn alle sich schaben lassende Massen taugen nicht für das Rad des Steinschneiders; wohl aber für den Grabstichel, ohngeachtet seiner feinen Bestandtheile.

§. 3. Beschreibung, wie der weiche geschnittene Stein hart gemacht wird. Antwort darauf: Auf diese Art wird Porcellain und aller Töpferkram hart gemacht; beydes schlägt Feuer, und ist doch kein Stein.

§. 4. Im Feuer bekommen alle Hornsteine eine andere Farbe; aber nie eine durchsichtigere, als sie von Natur hätten, und so auch der Speckstein — er bekommt durchs Brennen nur einen glasartigen Ueberzug, wie das Eisen, wenn es eingesetzt wird. —

Wenn der gebrannte Steatit auf Kohlfeuer erwärmt wird: so dringen diejenigen Farben ein, die sich in Bernsteinfirniß auflösen lassen. — Wenn der Stein durchs Feuer schon Farben bekommt, so darf er ja nicht erst gefärbt werden; es müßte denn von dem durchs Feuer

Feuer milchweiß gewordenen zu verstehen seyn, von welchem der Verf. S. 8 spricht.

Von den Auflösungen in Oelen, im Weingeist und in Laugen, womit der gebrannte Stein soll gefärbt werden können, kann ich nichts sagen, weil ich keinen Versuch damit gemacht habe; aber die Auflösung in Säuren thut ihre Wirkung.

§. 6. Die Behauptung, daß dieser an sich weiche Stein für den Steinschneider vorzüglich seyn soll, ist ungegründet; denn jeder Gemmengräber wird lieber in harte, als in weiche Steine arbeiten.

§. 9. Daß die Anwendung des Specksteines zu Kunstwerken keine neue Erfindung ist, beweisen die daraus verfertigten Chinesischen Hausgötzen; aber nur zu Steinschneiderarbeiten, was man Kameen und Intaglios nennt, wünschte ich Vorgänger. Sollten aber auch wirklich schon dauerhafte schöne Kameen aus Speckstein gefertigt worden seyn, und den Glanz des Achats annehmen: so blieben solche Aftersteine doch nur immer unter Leuten, die keine ächten Steine bezahlen können und wollen, und würden dem Werthe und der Achtung derer von der Natur zu Stein gebildeten Steine, weit nachstehen müssen.

§. 11. Der wahre Künstler verewigt sich lieber in einem dauerhaften Denkmale, lieber in einem von der Natur gebildeten Steine, als in einer durch den Töpferofen aus Thon gebrannten Masse. — Ich habe dergleichen sogenannte Steine in Händen gehabt, und behaupte es noch einmal, daß selbige nur höchstens in den Augen eines Halbkenners für Achat oder Onyx gelten können. Des Kenners Auge wird es sogleich für gebrannte Masse halten; wie es denn auch vom Stein so verschieden ist und bleiben wird, wie Biscuit vom Marmor, oder Sandstein von Töpfergefäßen.

Dw.

Joh. Gurlitt's Versuch über die Büstenkunde. Magdeburg, bey Keil. 1800. 91 Seiten 4. 16 gr.

Der

Der gelehrte Verf. scheint sich den Plan gemacht zu haben, einen Theil der Alterthumskunde nach dem andern, jeden für sich, zu bearbeiten, und dadurch nach und nach ein System zu bilden. Dieser Gedanke ist nicht übel; denn auf diese Art kann derjenige, der das Ganze wünscht, unvermerkt, ohne viele Kosten, ein System bekommen; und derjenige, den nur einer oder der andere Theil dieser Wissenschaft interessirt, kann auch diesen Theil einzeln haben, ohne deswegen etwas defektes zu besitzen.

Der Inhalt der gegenwärtigen Abhandlung ist folgender:

I. Vom Ursprung und Gebrauch der antiken Köpfe, Hermen und Büsten ꝛc. Dankbarkeit und Liebe gegen Götter, und wohlthätige und große Menschen, machte, daß man ihr Andenken auf verschiedene Art zu erhalten suchte; und dieses suchte man unter andern auch durch Köpfe, Hermen ꝛc. zu bewirken.

II. Etwas vom Mechanischen und Charakteristischen derselben. Die Portraits, Hermen und Büsten nach dem Runden werden aus denselben Massen und auf dieselbe Art, wie die Statuen, verfertigt. Auch hier muß der Bildhauer sein Modell machen, es daneben stellen, und Alles, wie bey Ausarbeitung der Statuen einrichten. Büsten en relief aber werden nach der Weise und den Regeln des Reliefs überhaupt gearbeitet. Die alten Künstler verfertigten die Brustbilder auch oft aus mehrern Stücken. Sie hatten in ihrer Werkstatt oft schon Brüste fertig liegen, und arbeiteten nur die Köpfe hinzu, welche verlangt wurden. — Auch hatten die Alten die Gewohnheit, wie bey den Statuen, Augen darein zu setzen, sogar silberne; und endlich kannten sie auch die Art, das Gesicht abzuformen, wo man die Masse darüber gießt. — Daß die alten Künstler aber die Portraits oft, unbeschadet der Aehnlichkeit, ins Idealische gearbeitet haben, und ihnen Reize gaben, die sie von Natur nicht hatten, sieht man aus Vergleichung mehrerer Köpfe.

Eigenheiten sind an den Hermen folgende zu bemerken: 1) Es sind meistens nackte Steine mit Köpfen. 2) Mehrentheils männlich. 3) Selten haben sie die Attribute der Gottheit, die sie darstellen. 4) Man pflegte im Alterthume auch Büsten und Hermen mit Doppelköpfen zu verfertigen. 5. Auf mehrern Portraits, Büsten ꝛc. steht der Name der

vorge-

vorgestellten Person. 6) Auf den Säulen der Hermen standen bey den Alten auch Sittensprüche. 7) Büsten mit Händen gehören unter die Seltenheiten. 8) Die Büsten der Alten en relief endin auch unten in einen zirkelförmigen Bogen; nicht, wie oft die neuern, in eine horizontale Fläche.

III. Woher weiß man, daß die Portraits und Büsten wirklich diejenigen Männer des Alterthums vorstellen, welche sie vorstellen sollen? — 1) Aus der Inschrift des Namens, wenn dieser darunter steht (und nicht neu ist). 2) Aus Vergleichung mit den Köpfen auf Münzen. 3) Nimmt man die Beschreibungen von der Gesichtsform, der Miene und von dem Charakter eines Mannes in den alten Schriftstellern zu Hülfe. — Daß die Vergleichung mit alten Münzen noch das Zuverläßigste ist, fällt in die Augen; sie kann aber doch auch sehr oft trügen, da die Köpfe auf Münzen 1) in verschiedenen Altern vorgestellt sind, 2) im Profil, nicht en Face, 3) weil die Stempelschneider nicht immer die Besten waren, und auch den Besten die Aehnlichkeit nicht immer ganz glückte, und 4) weil sie oft auch nicht gute Portraits vor sich hatten, nach denen sie arbeiteten; welches besonders in den Provinzen gewiß oft der Fall war.

IV. Nutzen des Büstenstudium. Dieses Studium hat großen Nutzen in antiquarischer, artistischer, physiognomischer und moralischer Hinsicht; welches Alles hier sehr gut bewiesen ist.

V. Versuch eines Verzeichnisses der noch vorhandenen antiken Köpfe, Hermen und Büsten. — Als Einleitung zu diesem Abschnitte handelt der Verf. von den ersten Hermen in Athen, von ihrem häufigen Gebrauche, und von den Orten, wo sie aufgestellt zu werden pflegten. Das Verzeichniß selbst ist besonders aus Ursini, Bellori, Sandrart, Gronov, aus dem Museum Capitolinum und Visconti genommen; und zwar sind durchaus alle in diesen Werken vorkommende Stücke hier verzeichnet; doch aber zur Parallele noch eine Menge aus andern Werken angeführt. Da dieses Verzeichniß ein Repertorium für Liebhaber oder Künstler seyn soll: so ist die alphabetische Ordnung dazu allerdings sehr bequem. Es hätte sich zu diesem Verzeichnisse, so wie auch

VI. zu dem Schriftenverzeichnisse, allerdings noch manches hinzusetzen lassen; indessen muß man sich immer wundern, wie der Verf. bey der Entfernung von großen Bibliotheken noch das leisten konnte, was er wirklich geleistet hat.

Kzw.

Von geschnittenen Steinen, und der Kunst selbige zu graviren, von Christian Ramus, Doktor der Philosophie. Kopenhagen, 1800. 35 Seiten 8. 3 ℛ.

Diese kleine Schrift läßt sich gut lesen; ist aber für einen, der gründliche Belehrung sucht, viel zu wenig, und weit weniger gesagt, als schon von seinen Vorgängern gesagt worden ist; da man doch, wenn man in einer Sache Vorgänger hat, sie übertreffen, oder — lieber nicht schreiben sollte.

Dw.

Weltweisheit.

Bruchstücke meiner Lebensphilosophie. Erste Sammlung. Herausgegeben von Wilhelm Traugott Krug. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1800. 238 Seiten 8. 20 ℛ.

Der Verf. charakterisirt sein Werk so: er glaubte durch Herausgabe dieser Aufsätze einem gewissen Bedürfnisse unsres Zeitalters abzuhelfen. Die philosophirende Vernunft hat in den neuesten Zeiten einen so hohen Standpunkt genommen, daß ihr der schlichte (wollte Gott, setzen wir hinzu, nur der philosophische!) Menschenverstand unmöglich bis in jene transscendentalen Regionen folgen, und noch weniger die Anwendbarkeit der auf jenem Standpunkte gemachten Entdeckungen, (hätte man nur nicht oft Nebelbänke statt Land gesehen! fügt Rec. hinzu) auf das Leben begreifen kann. Es ist also kein Wunder, wenn er jene Philosopheme als unnütze Spitzfindigkeiten (ob sie größtentheils mehr sind? Rec.) ansieht, und

die Philosophen unserer Tage beschuldigt, daß sie nur leere Spinnengewebe verfertigen. Gegen diese Anklage ist keine andere Rechtfertigung möglich (wir dächten, es wären noch mehrere möglich; wenn man nämlich sich bemühte, die Dunkelheiten überall aufzuhellen, und, was man behauptet, mit Erfahrungen zu belegen!) als daß die philosophirende Vernunft, nachdem sie sich auf jenem höhern Standpunkte gehörig orientirt (daran fehlt noch gar viel. Rec.), und ihren Blick genug geschärft hat, sich wieder zu den Gegenständen des gemeinen Lebens herablasse, und auf dieselben aus dem, jedem Menschen von gesundem Verstande natürlichen Standpunkte reflektire. — Nach diesen Erklärungen bedarf es wohl keiner besondern Erinnerung, daß hier an keine populäre Darstellung der Lehrsätze dieser oder jener Schule zu denken sey. Dennoch kann der Verf. die Schule, zu welcher er gehört, nicht verleugnen; man sieht in Ausdrücken, Begriffen und Sätzen überall den Kritiker durchscheinen; ob er wohl nicht zu denen gehört, die alle Sätze Kants als ein Evangelium glauben verfechten zu müssen. Mehrt sich erst die Zahl der selbstdenkenden Kritiker: dann ist Hoffnung, daß man, nach Ablegung alles Einseitigen und zu hoch Gespannten, auf eine gewisse Mittelstraße der gesunden Vernunft zurückkehren werde. Zwanzig kleine Abhandlungen sehr verschiedenen Inhalts, insgesammt interessant und gut geschrieben, machen diese Sammlung aus. Wir wollen ihren Hauptinhalt anzeigen, und, wo es nöthig scheint, Bemerkungen anhängen.

Die erste charakterisirt die Lebensphilosophie sehr richtig dadurch, daß sie nicht bis zu den ersten Gründen der Erkenntniß hinaufsteigt; sondern sich mit dem begnügt, was im Kreise des gemeinen Lebens brauchbar ist; daß sie nicht systematisch, sondern rhapsodisch, oder fragmentarisch eingerichtet ist; daß sie die Schulphilosophie nicht verachtet; wohl aber gegen das herrische Ansehen protestirt, was sich etwa diese oder jene philosophische Schule geben, und wodurch sie den freyen Gebrauch des Verstandes im Suchen und Forschen nach dem Wahren und Guten hemmen möchte. Dieß letzte sollte, dünkt uns, Charakter jeder ächten Philosophie seyn; das nullius iurare in verba magistri ist es allein, was den Fortgang der Wissenschaften befördern kann. Und sonach sollte jede ächte Philosophie für jetzt noch, allen strengen

Dogmatismus verwerfen, und einen gewissen Grad des Skepticismus sich zu eigen machen. Die zweyte Abhandlung, welche hiervon gleichsam eine Fortsetzung ist, handelt von Orthodoxie und Heterodoxie, nicht im theologischen, sondern im Sinne des gemeinen Lebens; wo dem Recht gegeben wird, welcher den Ueberzeugungen des gemeinen und gesunden Verstandes gemäß handelt und denkt. Die dritte untersucht die Frage: wer ist ein guter Mensch? und beantwortet sie, nach dem Ausspruche des gemeinen Menschenverstandes, dahin, daß wir, da kein Mensch von allen Mängeln frey ist, denjenigen für einen guten Menschen halten müssen, von dem uns mehr gute als böse Eigenschaften und Handlungen bekannt sind. Das scheint uns jedoch nicht der Sinn zu seyn, worin der Ausdruck gewöhnlich genommen wird; denn da heißt ein guter Mensch, der, welcher Andere auf keine Weise betrübt, oder beeinträchtigt, sondern vielmehr, so viel er vermag, unterstützt; und weil diese meistens am Ende selbst mancherley Schaden leiden, und von ihren Mitmenschen zu gut denken, mithin von Andern vielfältig angeführt werden: so heißt denn gut auch ein einfältiger, der sich ganz von Jedem nach seinen Absichten gebrauchen läßt. In der vierten wird über die Humanität in Briefform geredet, und diese dahin bestimmt, daß man in seinem Betragen sich nichts zu Schulden kommen lasse, was die Menschenwürde Anderer überhaupt verletzen, der ihnen, als Wesen von gleicher Natur schuldigen Achtung entgegen seyn würde; und dann, daß man alles thue, was der, Andern, als Wesen von gleicher Abstammung, schuldigen Liebe gemäß ist; daß man also an der Beförderung ihrer Zwecke Theil nehme, und sogar von den selbsteigenen Zwecken ihnen aufzuopfern bereit sey. Am Schlusse wird Herder wegen seiner Metakritik, als Uebertreter der Humanität, getadelt. Daß er das ganz verdiene, glauben wir nicht. Er mußte stark reden, damit er gehört würde; mehrere Andere, die einen gemäßigtern Ton anstimmten, hat man kaum gewürdigt, zu erwähnen. Ueberdem wüßten wir nicht, daß er von Personen zu hart gesprochen hätte. Ein Gespräch handelt fünftens die Frage: ob die Wahrhaftigkeit eine unbedingte Pflicht ist? sehr gründlich ab, und giebt die Entscheidung dahin, daß man allerdings in gewissen Fällen gegen seine Ueberzeugung reden, oder sie zurückhalten dürfe; daß aber dieß keine Lüge genannt werden, mithin die bisherige Benennung, Nothlüge, nicht darauf angewandt werden dürfe.

In der sechsten Abhandlung wird die Frage aufgeworfen: ob der Genuß Mittel, oder Zweck ist? Die Entscheidung fällt dahin aus, daß man sein Leben überhaupt als ein bloßes Mittel der Sittlichkeit betrachten, diese also der erste und vornehmste Zweck des Daseyns und Wirkens seyn müsse; mithin Sittlichkeit und Glückseligkeit in proportionirter Vereinigung den vollständigen Zweck der sinnlich-vernünftigen Natur des Menschen ausmachen. Der Verf. trennt Sittlichkeit und Glückseligkeit, wie es die kritische Philosophie gleichfalls thut; unserer Einsicht nach sind beyde unzertrennlich verbunden; denn jede Vervollkommnung und jede sittlich gute Handlung führt ihren eigenen Genuß unfehlbar bey sich, der zwar nicht allemal ein körperlicher, aber darum nicht weniger wahrer Genuß ist. Der Streit, ob wir Alles können, was wir sollen? wird in der siebenten Abhandlung so beygelegt, daß jeder Alles, was er in seiner individuellen Lage und nach den jedesmaligen Umständen soll, auch kann, nach der Regel: ultra posse nemo obligatur. In diesem Sinne ist freylich der Satz unbestritten wahr; aber ob ihn die kritische Philosophie darin genommen hat? ist eine andere Frage. Unserer Meinung nach hat sie ihn ohne Einschränkung behauptet; denn sonst dürfte schwerlich die Unsterblichkeit der Seele nur mit einigem Scheine daraus gefolgert werden können. Auch hier sucht also der Verf. auf eine gute Art wieder einzulenken. Daß wir gegründete Hoffnung haben, das Gute werde endlich gelingen, stützt die achte Abhandlung theils auf der Ueberzeugung, daß die gesammte Natur das Werk eines heiligen, allvermögenden, weisesten und gütigsten Wesens, und daher Alles, was in der Welt, durch ihn sowohl, als ohne ihn geschieht, der Leitung dieses Wesens unterworfen sey, welche Ueberzeugung aus dem Gewissen ohne alles weitläuftige Raisonniren hervorgeht; theils aber darauf, daß diese Ueberzeugung in der zweckmäßigen Anordnung und Einrichtung der uns umgebenden Dinge, die mannichfaltigste Bestätigung und Belebung findet. Daß aus dem Innersten des tugendhaften Menschen der Wunsch hervorgeht, es möge die ganze Natur das Werk eines weisen und gütigen Oberherrn seyn, und die Neigung, dieß zu glauben, gestehen wir gern zu; aber die Ueberzeugung davon scheint uns hierauf allein nicht zu beruhen. Der Verf. hätte hier eine schöne Gelegenheit gehabt, durch Aufstellung einzelner Thatsachen aus der Geschichte und aus der fortschreitenden Kultur der Menschen sowohl, als

der übrigen Natur, seinen Satz fühlbarer, und für das Herz rührender darzustellen. Ueber das Verhältniß des physischen Uebels zum moralischen wird neuntens sehr scharfsinnig so geurtheilt: das moralische Uebel ist nothwendig, wenn freye Wesen, also überhaupt Moralität, seyn sollte. Aus einem andern Gesichtspunkte würden wir hinzusetzen: von perfektibeln Wesen ist es unzertrennlich. Das physische Uebel hingegen ist als Strafe des moralischen zu betrachten; da aber dennoch hier nicht überall ein richtiges Verhältniß beyder angetroffen wird: so wird in einer künftigen Periode nach diesem Leben dieß immer mehr hergestellt werden. Wir würden hinzusetzen: von eingeschränkten, mangelhaften Wesen, die durch entgegengesetzte Kräfte sich im Gleichgewicht und in steter Thätigkeit erhalten müssen, ist auch alles physische Uebel nicht trennbar. Wird man erst mit der Zeit die große Haushaltung der Natur besser kennen lernen: so wird auch manche Klage über das physische Uebel verschwinden. Was die zehnte Abhandlung vom Staate sagt, enthält sehr viel Scharfsinn; jeder Mensch will so frey seyn, als möglich, mithin seine Freyheit keinen Schranken durch Andere unterwerfen lassen. — Aber eben weil Jeder nach dieser unbeschränkten Freyheit strebt: so würde die Freyheit des Einen in dieser Ausdehnung die Freyheit jedes Andern aufheben, und gleichsam verschlingen. Wer also unter und neben Andern leben will, muß seinen Freyheitsgebrauch in so weit beschränken, daß die Freyheit aller Uebrigen mit der seinigen zusammen bestehen kann. Jeder will aber seine Freyheit so wenig als möglich beschränken. Diesem Wunsche Aller kann also auf keine andere Weise Genüge geschehen, als daß Jeder seine Freyheit auf gleiche Weise beschränke. — Der Staat ist also eine Gesellschaft, wodurch die Idee der Freyheit in der Sinnenwelt realisirt wird. Die Vernunft, welche die Realisirung der Freyheit will, fordert daher auch die Errichtung des Staats, und erlaubt selbst Zwang zu dieser Errichtung anzuwenden; weil der, welcher eine solche Verbindung nicht eingehen will, erklärt, daß er seine Freyheit nicht beschränken, mithin auch Anderer Freyheit nicht respektiren wolle. Hierüber haben wir zweyerley zu bemerken: erstlich, daß der Verf. hier in der Sprache sowohl, als in den Gedanken selbst, von der Denkart des gemeinen Lebens sich zu weit entfernt; seine Realisirung der Freyheit in der Sinnenwelt ist bloße Schulsprache, die sich ganz füglich in die gemeine Sprache übertragen

gen läßt. Zweytens: nach der Erfahrung des gemeinen Lebens ist es nicht sowohl das, daß jeder Mensch seine Freyheit so weit als möglich ausdehnen will; als vielmehr das, daß physische Bedürfnisse und sinnliche Begierden Einen zur Beeinträchtigung des Andern reizen. Hier hätte also billig die ältere Erklärung des Ursprungs der Staaten mit der neuern sollen verbunden werden; besonders da sie sich sehr wohl neben einander vertragen. Was aber der sonst so richtig folgernde Verf. aus seinem Begriffe des Staates herleitet, daß man befugt sey, Jeden zu dieser Verbindung zu zwingen: das hält nicht Probe, und gehört wohl noch zu dem Mehreren, was ihm von der kritischen Philosophie ungeprüft ist hängen geblieben. Nach dem gemeinen Menschenverstande findet so ein Recht nicht Statt; sonst müßte man Jeden, der sich an einem Orte niederläßt, zwingen können, Staatsbürger zu werden. Es folgt aber auch aus den Vordersätzen nicht; denn einmal erklärt er nicht nothwendig, daß er seine Freyheit nicht beschränken will; er kann ja sehr wohl ein moralisch gebildeter Mensch seyn, der die Rechte Anderer aus innern Gründen respektirt, und von dem schon die Bibel sagt: dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben. Gesetzt aber auch, diese Erklärung läge darin: so folgt doch kein Zwangsrecht; denn dieß hat nur Statt bey wirklichen Beleidigungen, nicht wegen bloßer Gesinnung, so lange sie in keine Handlung übergeht. In der folgenden Abhandlung, worin die Frage untersucht wird: ob der Staat sich selbst entbehrlich machen soll, hat der Verf. sehr richtig und gründlich dargethan, daß dieß Paradoxon einiger kritischen Philosophen unhaltbar ist; weil nicht zu erwarten steht, daß die Bildung der Menschen, nicht bloß in einem, sondern in allen Staaten, je dahin gedeihen werde, daß Alle die Freyheit Aller ohne äußern Zwang respektiren werden. Aus allem bisher Gesagten erhellt, daß diese Bruchstücke sehr viel Lesenswerthes enthalten, und der liberalen Denkart des Verf. zu nicht geringer Ehre gereichen. Wir wünschen ihnen, besonders unter den angehenden kritischen Philosophen, recht viele aufmerksame Leser. Die noch übrigen neun Abhandlungen betreffen Freyheit und Gleichheit, den ewigen Frieden, die geheimen Gesellschaften, den Kosmopolitism und Patriotism, die Gelehrsamkeit, den religiösen Kultus, die Freundschaft, und die Liebe. Der Fortsetzung sieht Rec. mit Verlangen entgegen.

Bs.

Vergleichung des Kantischen Moral-Princips mit dem Leibnitzisch-Wolfischen, von Joh. Christoph Schwab, herzogl. Wirtembergischen geheimen Hofrath, u. s. w. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1800. 216 S. 8. 1 Rg.

Die Vorrede erklärt sich mit vieler Freymüthigkeit, ohne jedoch die den Personen gebührende Achtung zu verletzen, über das nicht zu billigende Verfahren der kritischen Philosophen, ohne alle Prüfung ihrem Lehrer nachzutreten, und dessen auffallendste Schwächen und Widersprüche entweder gar nicht zu bemerken; oder, wenn sie ihnen zu bemerklich gemacht werden, sie mit leeren Distinktionen, und noch ungereimtern Widersprüchen zu bedecken. Sie führt hiervon mehrere höchst auffallende Beyspiele an, und setzt den Hauptzweck der vorliegenden Schrift darin, an einem Beyspiele zu zeigen, daß man, um das Neue in der Philosophie zu beurtheilen, erst das Alte gehörig kennen muß. Von den kritischen Philosophen wird bekanntlich Vieles für neu ausgegeben, was lange vorher schon bekannt war, und wird eben deswegen alles Alte über alle Gränzen herabgesetzt. Sie haben, mehr als je ein Philosoph vorher sich erkühnte, von einer gänzlichen Revolution in der Philosophie gesprochen; haben dadurch den Revolutionsgeist unter die Jugend gebracht, und somit eine große Anzahl philosophischer Mißgeburten zur Welt befördert. Damit nun erhelle, daß in der Sittenlehre besonders, als auf deren Revolutionirung diese Philosophen am meisten stolz sind, die Verbesserung nicht so groß, noch so wichtig sey, als der akademischen Jugend vorgespiegelt wird, vergleicht der Verf. das Kantische Princip der Sittenlehre mit dem Leibnitzisch-Wolfischen, und zeigt, daß beyde nicht so wesentlich verschieden seyen, als man glaubt; wie auch, daß das Kantische in seiner Anwendung mit mehrern Schwierigkeiten behaftet sey, und von seinem Urheber selbst nur durch mancherley Widersprüche und fehlerhafte Schlüsse, zur Noth aufrecht erhalten werden könne. Daß dieß Alles mit vielem Scharfsinn, großer Klarheit und Bündigkeit geschehen sey, läßt sich im voraus schon von dem berühmten Verf. erwarten. Die Untersuchung selbst ist in die Brief-Form eingekleidet; woran vielleicht Mancher, dem es um ästhetischen Vortrag hauptsächlich zu thun ist, die sonst hier gewöhnliche Lebhaftigkeit und

Mun-

Munterkeit vermissen möchte. Der Philosoph, dem es mehr auf die Sachen, als auf das Kleid ankömmt, wird sie freylich nicht vermissen; besonders, da keine der erheblichsten Seiten des Gegenstandes unberührt gelassen wird. Den Inhalt jedes Briefes besonders darzulegen, würde auf zu große Weitschweifigkeit führen; wir begnügen uns daher, einige der vornehmsten Gedanken den Lesern als Probe vorzulegen; indem wir nichts mehr wünschen, als daß Jeder, dem an strenger Prüfung dieser Gegenstände gelegen ist, das Buch selbst lesen möge, und daß vor allen die Anhänger der neuen Philosophie es ernstlich studiren und sorgfältig prüfen mögen; um, wo möglich, von aller blinden Anhänglichkeit, und dem jurare in verba, welches leider mehr als zu viel bey ihnen eingerissen ist, geheilt zu werden. Nachdem der Verf. einige Abänderungen des Leibnitzisch-Wolfischen Moral-Princips vorgelegt hat, erklärt er sich mit Recht für die Gestalt, welche ihm Wolf selbst gegeben hatte: **Mache dich vollkommen.** Die Befolgung dieses, wie jedes andern Grundsatzes der Sittenlehre, setzt die Freyheit des Willens voraus, und diese muß anderswoher schon bekannt und erwiesen seyn, kann folglich nicht, nach Kantischer Methode, erst aus ihm erwiesen werden. Ja dieser Kantische Beweis hat im Grunde gar keine Kraft; er lautet so: das Sittengesetz gebietet unbedingt; nun aber muß man können, was man soll; also ist der Wille absolut frey. Dieß läßt sich mit gleichem Rechte auch so wenden: wir haben keine Freyheit, können dem Sittengesetze nicht Folge leisten; also giebt es kein Sittengesetz. Von der Vollkommenheit gaben Leibnitz und Wolf verschiedene Erklärung; der Erstere verstand darunter Alles, was positiv und Realität ist; der Letztere aber die Uebereinstimmung in Einem. Hier tritt der Verf. mit Recht auf Leibnitzens Seite, und zeigt, daß dieser Begriff in der Sittenlehre leichter anwendbar ist, als der Wolfische. Von hier wendet er sich zur Glückseligkeit, um zu zeigen, daß auch sie nach Wolf aus dem Princip der Vervollkommnung abgeleitet werde. Dieß hätte sich unsers Erachtens von einer andern Seite noch bündiger darstellen lassen; wenn nämlich dargethan wurde, daß Glückseligkeit an und für sich als Regel und Richtschnur unserer Handlungen gelten muß, und daß am Ende das Princip der Glückseligkeit von dem der Vervollkommnung nur durch den Ausdruck sich unterscheidet; weil wahre Glückseligkeit und Vollkommenheit mit einander

unzertrennlich verbunden sind. Von dieser Seite betrachtet, verschwinden auch die Bedenklichkeiten, welche der Verf. gegen die Glückseligkeitslehre aufstellt, und um derentwillen er das Prinzip der Vervollkommnung vorzieht. Es könne nämlich gar leicht dadurch ein übermäßiger Hang zu sinnlichen Vergnügungen, und eine Abneigung gegen alle mit sinnlicher Unannehmlichkeit verbundene Pflichten befördert werden. Das kann es nur dann, wenn man die Glückseligkeit zu einseitig faßt. Der Verf. befaßt sich mit der Vertheidigung dieses Princips nicht sehr; sondern geht wieder auf das der Vervollkommnung zurück, um von ihm darzuthun, daß es klarer, einleuchtender, bestimmter, und leichter auf einzelne Fälle anwendbar ist, als das Kantische. Dieß wird durch die Prüfung der Kantischen Beweise gegen den Selbstmord, und für die Pflichten, seine Naturanlagen zu kultiviren, und Nothleidenden beyzustehen, in sehr helles Licht gesetzt. Unserer Meinung nach wäre es gut gewesen, wenn der Verf. die gelegentlich mit einfließende Bemerkung, daß in diesen Kantischen Beweisen auf die Folgen der Handlungen mit gesehen wird, mehr hervorgehoben, und dadurch erwiesen hätte, daß das Kantische Princip in seiner blossen Formalität gar nicht anwendbar ist. Dann wird an diesem Grundsatze sehr wahr gerügt, daß er zur Feststellung der Pflichten gegen uns selbst weniger brauchbar ist, als zur Herleitung dessen, was wir Andern schuldig sind; bey welcher Gelegenheit mehrere Widersprüche und logische Sprünge in den Kantischen Behauptungen und Beweisen aufgedeckt werden. Hierher gehört denn auch besonders der Hauptfehler, daß dem Grundsatze nicht immer eine Bedeutung gegeben, sondern er, nach Bedürfniß, bald so, bald anders gewendet wird. Von hier wendet sich der Verf. zur Untersuchung der moralischen Triebfedern, und zeigt, daß auch Wolf den Unterschied zwischen Moralität und Legalität sehr gut gekannt, ja ihn auf dieselbige Art bestimmt habe; indem auch er verlangte: das Gute solle um sein selbst, nicht um irgend einiger angenehmen Folgen willen ausgeübt werden.

Eine Hauptfrage aber wird hierbey, wie uns dünkt, nicht genug erörtert: ob das Princip der Vollkommenheit nicht auf feinen Eigennutz, oder Selbstsucht führt: welches ihm die kritischen Philosophen zum vornehmsten Fehler anrechnen? Ich soll mich vervollkommnen; werde ich nicht

dadurch

dadurch angewiesen, nur auf mich zu sehen? Die Glückseligkeitslehre trifft dieser Vorwurf noch stärker, und gegen diese wird er daher mit vorzüglicher Macht gerichtet. Eben so scheint uns auch das noch mehrere Erörterung zu verlangen, was Wolf kurz berührt hat: wie es möglich ist, daß die Vernunft Gesetzgeberinn und Regiererinn unsrer Handlungen ist, wenn ihre ersten Bestimmungen sich auf bloße Naturgesetze gründen? Bekanntlich machen die kritischen Philosophen es der auf den Grundsatz der Vervollkommnung, und auf den der Glückseligkeit erbaueten Sittenlehre zu einem großen Vorwurfe, daß die Vernunft an ihnen sehr unbeträchtlichen Antheil hat, und daß hier von keinem eigentlichen Sollen, sondern nur von einem Müssen die Rede sey.

Die Kantische Lehre von den moralischen Triebfedern, die bekanntlich sehr dunkel und mager ausfällt, indem die Erklärung der Achtung für das Gesetz nicht sonderlich begreiflich ist, wird vom Verf. sehr klar und bündig in ihrer Unhaltbarkeit dargestellt.

Fl.

Mathematik.

Sene's, ehemaligen Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Anweisung den Inhalt der Kugelgewölbe überhöhter und gedrückter Kuppelgewölbe, so wie der Kloster- und Kreuzgewölbe zu berechnen. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, bey Beliz und Braun. 1799. 7 Bog. gr. 8. 2 Kupfert. 14 gr.

Auch mit dem Titel:

Versuch einer vollständigen Theorie der Gewölbe. Herausgegeben von J. W. A. Kosmann, Prof. der Mathematik und Assessor bey der Kurmärk. Kr. und Dom. Kammer. Erstes Heft.

Sene's war Ober-Ingenieur beym Kanal von Cette. Seine Abhandlung über die Berechnung des kubischen Inhalts

aller Gattungen von Gewölben, erschien 1719 in den Memoiren der Pariser Akademie. Sie ist nicht mit der Deutlichkeit abgefaßt, die man in dieser Materie verlangen könnte. Die Vorschriften beruhen zum Theil auf Konstruktionen, wofür man lieber Rechnungsformeln nehmen wird; wie es auch der Herausgeber S. 63 bemerkt. Selbst zu sinnreichen Konstruktionen muß man in praktischen Materien die Rechnungsformeln setzen. Die Oberflächen länglichter und gedrückter Sphäroiden werden durch Konstruktionen zu finden angewiesen. In den 80 Jahren seit der Erscheinung dieser Abhandlung, hat die analytische Geometrie so viel an Hülfsmitteln gewonnen, daß man diese Materie besser muß behandeln können, als es der erste, der sich daran machte, zu leisten im Stande war. Gene's sagt S. 81: „Da die Rektifikation „der Ellipse noch nicht gefunden ist: so darf man nur „den Umkreis derselben mit einem sehr wenig eröffneten Zirkel „überschlagen, die Anzahl der Umschläge auf eine gerade „Linie tragen, und endlich diese Linie messen." Das ist doch wahrlich ein sehr kläglicher Behelf, wozu der Herausgeber ganz still schweigt, und nicht erwähnt, daß die Rektifikation der Ellipse durch Annäherung mit geringer Mühe sehr genau gefunden werden kann, besonders zu praktischem Gebrauche. Man wird gegenwärtig die von einem ältern Schriftsteller gefundenen Sätze und Auflösungen zu benutzen, aber zugleich sie in der Form zu verbessern, und dann auch zu erweitern haben. So ist es in dieser Materie in zwey Abhandlungen von Kästner in den Comment. Goetting. für 1789 und 1790 geschehen. Diese hat Hr. Kosmann nur aus dem in den Götting. gel. Anzeigen befindlichen Auszuge gekannt. Er hätte diese Abhandlung vorzüglich benutzen, und mit den Hülfsmitteln der neuern Mathematik, die in jenen nicht aufgenommene Untersuchung ellipsenförmiger Gewölbe, worauf sich Gene's eingelassen hat, beyfügen sollen. Fast aber scheint es auf eine Bibliothek der Schriften, die Gewölbe betreffend, angelegt zu seyn. Den Meisten aber möchte mehr mit einer möglichst kurzen, aber doch vollständigen Darstellung der ganzen Lehre, die aus den vorhandenen Schriften mit eigenthümlicher Bearbeitung gezogen wäre, gedient seyn. Für das Bedürfniß der Praxis würde eine solche Bibliothek gar nicht geeignet seyn.

Die Geschichte der Theorie der Gewölbe, welche der Abhand-

Abhandlung vorgesetzt ist, ist ausführlich, lehrreich, zum Theil kritisch. Ob Lambert hätte mit sin x multipliciren sollen, statt daß er dividirt hat, und ob er dadurch auf sehr wunderbare Schlüsse geleitet sey, die seine ganze Abhandlung in dem dritten Bande der Beyträge unbrauchbar machen, scheint Rec. noch nicht ausgemacht.

Eine Kleinigkeit ist es zwar, aber doch zu bemerken, daß Sene's vermuthlich nicht Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften gewesen ist, wie er auf dem Titel genannt wird. Seine Abhandlung ist von der Akademie zu Montpellier, nach der ehemals gemachten Einrichtung, zur Erhaltung ihrer genauen Verbindung mit der Pariser Akademie, an diese eingeschickt worden. Sonst würde die Abhandlung unter denen von den Mitgliedern dieser Akademie gelieferten stehen.

Be.

1. Versuch einer praktischen Elementar-Geometrie, für Schulen und zum Selbstunterrichte, mit beygedruckten Figuren. Von C. C. Schmieder, Doktor der Philosophie. Halle, bey Hendel. 1800. VI. u. 212 S. gr. 8. 16 gr.

2. Meßkunst für Schulen und fürs gemeine Leben, oder für alle diejenigen, welche noch wenig davon wissen. Zur bessern und leichtern Erlernung derselben mit den Anfangsgründen der Buchstabenrechnung, einigen Theilen der gemeinen Rechenkunst begleitet. Von Meister Johann Carl Lieber (,) Seifensieder. Erste Abtheilung. Mit (eingedruckten) Figuren. Erfurt, bey Keyser. 1800. VI. und 133 S. 8. 12 gr.

Lange ist dem Rec. kein Buch in die Hände gekommen, das im eigentlichen Sinne des Worts, besser der wahren Absicht seiner Bestimmung entspricht, als

Nr. 1. Denn entweder sind die Lehrbücher der Geometrie, sie mögen für hohe oder für niedrige Schulen bestimmt seyn, in der Darstellung ihres wissenschaftlichen Vortrags zu methodisch abstrakt; oder sie holen ihre geometrischen Beweise zu weit aus; oder sie unterstützen dieselben sogar mit Schlüssen, die nur für geübte Denker und gemeiniglich für solche passend sind, welche durch logische Formeln an einen systematischen Zusammenhang des scientifischen Schließens gewöhnt worden. Im Grunde soll aber die Elementar-Meßkunst dasjenige erst bewirken, was man nach der bisherigen Behandlungsart als mathematische Gewißheit voraussetzte. Das ist aber irrig. Vielmehr ist die Geometrie das einzige und das sicherste Mittel, den Verstand zu schärfen, und durch sinnliche Linien, Flächen und Figuren, gerade das zu erwecken, was den Menschen denken lehrt. Der Verf. hat daher ganz Recht, wenn er dagegen eifert, daß die kursorische Lehrart dieser Wissenschaft ganz unzweckmäßig sey, und, statt daß der Schüler einen vermeintlichen lebhaften Ueberblick des Ganzen bekomme, wegen des schnellen Fortrückens in der Geometrie, die oft bis in die höhere Meßkunst übergehe, manchmal den besten Kopf einschläfere, und gleichsam das Hüpfen und Springen in dieser so angenehmen Wissenschaft, mit dem des Körpers in den ersten Jugendjahren gleichen Schritt halte. Das beste Mittel, die Jugend für die Geometrie einzunehmen, ist daher wohl unstreitig das, daß man sie in steten Selbstdenken und Selbsterfinden erhält. Dieß allein schmeichelt ihrem Ehrgeize, und es läßt sie zugleich auf Dinge stoßen, die, wie Rec. aus vieljähriger Erfahrung weiß, oft zu den unvorhergesehensten Beweisen führen. Der Hr. Verf. vertheidigt mit Recht dieß Verfahren; wozu er dreyerley Methoden vorschlägt, die wir nicht allein billigen, sondern jeder Lehrer gewiß versucht haben wird, dem es darum zu thun ist, seinem Amte und seinem Gewissen Gnüge zu leisten. Wir wollen daher dem würdigen Verf. in der Art seines Vortrags folgen.

S. 1 — 30. Einleitung in die Geometrie. Hier wird kurz und bündig von der Definition, der Geschichte, der Absicht und Beschäfftigung, der Methode, Bezeichnung der Figuren und Charaktere, und den Grundsätzen der Geometrie in 6 §§. gehandelt. Darauf folgen S. 31 — 212 die Lehrsätze der Elementar-Geometrie, in welchen Linien,

Win-

Winkel, Ebenen, gerade und schiefe, krumme, Kreis- Oval- und Polygon-Flächen, auf eine Art vorgetragen werden, die so leicht, als einfach für den Verstand der Kinder ist, welchen nach dieser Manier die Meßkunst beygebracht wird. Die Beweise und Anwendungen sind durchgängig sehr verständlich; wiewohl wir auf ein paar dunkle Stellen gestoßen sind, die eine lichtvollere Darstellung für Anfänger bedurft hätten. Die Anwendung der gemeinen Arithmetik kommt selten vor, und an den Gebrauch der Logarithmen wird gar nicht erinnert. Dieß schien dem Verf. für die, welche sein Buch brauchen sollen, gänzlich unanwendbar. So ganz hat er darin nicht Unrecht; wiewohl es auch nicht zu läugnen ist, daß für die, welche mit der höhern Rechenkunst etwas bekannt sind, die Brauchbarkeit der Logarithmen in der Elementar-Geometrie großen Nutzen stiftet. — Die eingedruckten Holzschnitte, sind wie in Peschecks Vorhof der Meßkunst, in Bürja's und mehrern andern mathematischen Schriften älterer und neuerer Zeiten. Doch hätte der Verleger für etwas besseres und weißeres Papier sorgen sollen. Vielleicht denkt er: Gute Waare verkauft sich im schlechten Kleide; aber Romane rc. bedürfen Velinpapier.

Nr. 2 ist nicht weniger brauchbar; sogar mit genauerer mathematischer Schärfe und Hülfsmitteln versehen. Es verdient daher in mancher andern Rücksicht einen Vorzug vor jenem. Hier wird von Größen in Zeichen arithmetisch, dann vom Messen im Allgemeinen und Besondern, theoretisch und praktisch, nach Grundsätzen der reinen Elementar-Geometrie gehandelt. Sogar eine Bogenlinie zu Gewölben wird zu zeichnen gelehrt.

Pm.

Beytrag zur Anwendung des Wassers auf unterschlächtige sogenannte Kropfräder, und deren bessere Einrichtung selbst. Von Johann Christoph Eiselen, Königlich-Preußischem Bergrath, ordentlichem Mitgliede der Märkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam, mit einer Kupfer-

pfertafel. Berlin, bey Vieweg. 1800. 3 Bog. 8. 4 K.

Schon im 2. Theil der Berl. Sammlung nützlicher Aufsätze die Baukunst betreffend, vom Jahr 1798, findet man diese Abhandlung nebst dem angezogenen Kupfer; um sie aber noch nützlicher, und praktischen Bau- und Werkmeistern brauchbarer zu machen, hat sie Hr. E. wahrscheinlich jetzt besonders herausgegeben. Sie lehret einige Fehler zu vermeiden, die man häufig bey den Mühlen antrifft; wodurch das Wasser ungemein verschwendet, und doch der Effekt der Mühle nicht wenig verringert wird. Der V. zeiget, wie man durch eine bisher nicht gebräuchliche Einrichtung, nämlich durch eine geschickt angebrachte schiefe Lage der Schütze ganz nahe vor dem Kropfrade, nicht allein das Wasser außerordentlich ersparen, sondern auch durch den dadurch vermehrten Nachdruck eine größere Geschwindigkeit hervorbringen könne. Da der Verf. dieß ganz auf Erfahrung gründet: so verdient dieser Gegenstand, ungeachtet einiger Schwierigkeiten, die dabey zu seyn scheinen, doch alle Aufmerksamkeit, und empfiehlt sich allen denen, denen eine Aufsicht über Wasserräder anvertrauet ist.

Mf.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Arzneygelahrheit.

Gottfried Christian Reich's, Doktors und öffentlichen Lehrers der Arzneykunde zu Erlangen ꝛc. Beschreibung der mit seinen neuen Mitteln behandelten Krankheitsfälle. Nürnberg, bey Raspe. 1800. Erster Band. XXXVI und 267 S. 8.

Herr Prof. Reich machte bekanntlich in einem Anhange zu Haygarth's Entwurfe, die zufälligen Blattern zu verbannen und eine allgemeine Impfung einzuführen (a. d. E. Gotha 1799), und in mehreren Stücken des 2ten Bandes des Reichsanzeigers 1799, das Publikum auf zwey geheime Mittel, ein innerliches und ein äußerliches, aufmerksam, vermittelst welcher man die höchste Gefahr oder Bösartigkeit aller fieberhaften Krankheiten, von der Ephemera bis hinauf zur Pest, binnen wenigen Stunden abwenden könnte, in soferne man sich ihrer zur rechten Zeit nach Vorschrift bediene, und keine Zerstörung der Organe statt finde.

Die Art, mit welcher der Besitzer dieser geheimen Mittel vor dem Angesichte des ganzen deutschen Publikums von seinem Geheimnisse sprach, erregte die größte Sensation. Das Wenigste, was man in seiner Sprache zu finden glaubte, war — Widerspruch in seinen Behauptungen mit den bisherigen Lehrbegriffen der Aerzte über fieberhafte Krankheiten, und Uebertreibung der Sachen. Noch war außer Bachmann's bekanntem Zeugnisse: „daß diese Mittel schnelle Besserung,

„aber keine vollendete Genesung, die auch noch andere schick„liche Mittel nothwendig mache, in allen Arten von Fiebern „bewirkten" — für die Möglichkeit der Reich'schen neuen Heilmethode aller acuten Krankheiten, kein überzeugender Beweis aus der Erfahrung aufgestellt.

Herr Reich versprach nun, die mit seinen neuen Mitteln behandelten Krankheitsfälle den Aerzten zur Prüfung vorzulegen, und in Beyspielen zu zeigen, daß seine Mittel wirklich das leisteten, was er von ihnen behauptete.

Die vorliegende Schrift enthält 38 dieser Beobachtungen. In der Vorrede erfährt man noch ein Mal die Hauptpunkte der Unterhandlungen, die über diesen Gegenstand in öffentlichen Blättern veranlasset worden; ferner, die Nachricht wegen der Pränumeration auf die neuen Mittel, der Reise des Hrn. R. nach Berlin, um dort in der Charite, unter der genauen Aufsicht einer Königl. Commission von sachkundigen Aerzten, Versuche mit jenen Arzneyen anzustellen, u. s. w.

In der Einleitung wird behauptet: daß in allen von den verschiedenen Schulen der Aerzte bisher aufgestellten Definitionen des Fiebers, nicht sowohl das Materielle oder Essentielle, als vielmehr das Formelle und Consecutive desselben begriffen sey; und daß in dieser Rücksicht auch die von Hufeland, Reil und Röschlaub gegebenen Definitionen des Fiebers mangelhaft wären, und nur als Beschreibungen, keinesweges aber als Realdefinitionen, gelten könnten. Herr R., der nur ein Genus des Fiebers, oder einen gemeinschaftlichen Charakter der Fieber annimmt, ist, wie er sagt, zu einer bestimmtern Definition gekommen, die eben diesen gemeinschaftlichen Charakter involvirt, und die, wo nicht die innern Merkmale des Begriffs vom Fieber erschöpft, doch einer Realdefinition näher kommt.

Die nun folgenden Krankheitsgeschichten selbst, sind bloß für das größere Publikum bestimmt, das dieselben einstweilen als ein Unterpfand der Richtigkeit der Behauptungen des H. R. annehmen soll. Für den Arzt sind diese gewöhnlichen Fälle gar nicht lehrreich. Denn Rec. muß aufrichtig gestehen, daß weder er, noch ein anderer rationaler Arzt, Krankheiten dieser Art, nach dem hier vorgetragenen praktischen Verfahren unsers Verf., je so behandelt hat. Aus dem Buche kann

kann man also weiter nichts lernen, als wie man fieberhafte Krankheiten nicht kuriren soll.

Es gereicht dem Herrn Verf. zur Ehre, daß er selbst eingesteht, „oft in der Behandlung Fehler gemacht, die Mi„schungen gegen die Regeln der Chemie gegeben, und den „Salpeter (ohne Anzeigen) viel zu freygebig gebraucht „zu haben.“

Dieses offenherzige Urtheil findet Rec. überall bestätiget. Aber daraus folgt auch nothwendig, daß diese so unfruchtbaren Beobachtungen deswegen an Interesse und Werth verlieren müssen, weil es zweifelhaft bleibt, ob die angegebenen Erscheinungen in dem Gange des Uebels, oder in der fehlerhaften Anwendung der Mittel ihren Grund hatten; und ob die erfolgte Besserung von den geheimen Mitteln, oder von andern auf die Kranken wirkenden Einflüssen abhieng; oder ob sie vielleicht nicht den von Herrn R. sehr in Schutz genommenen sogenannten Naturkräften zugeschrieben werden müsse. Das, was man erfährt, beruhet auf der Versicherung des Herrn Verf.: „daß dieser oder jener gefährliche Fie„berkranke, nachdem diese oder jene bekannte Mittel gebraucht „worden, endlich auf seine Arzneyen sich sogleich gebes„sert habe, und sofort vollkommen genesen sey.“

Diese Versicherung stützt sich also auf geheime Thatsachen, die als solche nicht weiter beurtheilt werden können. Hier ist eine kurze Uebersicht der Beobachtungen.

1) Eine schwangere 28jährige Frau, mit einer sogenannten faulichten Peripneumonie, die offenbar sehr fehlerhaft behandelt war, ist dem Sterben nahe; wird aber, in wenigen Stunden, durch die geheimen Mittel gerettet. Schon war die Gefahr vorbey, so verordnete Herr R., nach der Entbindung des Weibes „mehr um des Vorurtheils als drin„gender Umstände willen“ die Rudolphische Kindbetterinnenmixtur, Mittelsalze und Salpeter; dessen ungeachtet genas die Patientinn. Der Gatte dieser Frau, ein Müller, hat aber die Richtigkeit dieses schon im Reichsanzeiger abgedruckten Falles, ein Zeugniß ausgestellt.

2) Ein Mann, der am Bluthusten, Fieber — eingeklemmtem Bruche und den Vorboten des Miserere leidet, wird, ohne chirurgische Hülfe in Hinsicht des Bruches, plötzlich gerettet.

3) Ein starker Rheumatismus, womit ein 22jähriger gesunder, starker, vollblütiger Mann auf der Jagd befallen wurde, wird ohne vorhergegangene nothwendige Aderlässe, mit Schwitzmitteln, trochisc. antimonial. warmem Getränke, Chinadecoct und andern zwecklosen und verkehrten Mitteln behandelt. Endlich schritt man zum Aderlasse; aber erst nach der Anwendung der geheimen Mittel, wird der Mann auf der Stelle gesund.

4) Das Arcanum hebt ein heftiges Fieber mit Durchfall und andern Zufällen begleitet, die den Tod anzukündigen schienen.

5) Desgleichen ein Zahnfieber mit entkräftendem Durchfalle.

6) Ditto eine gefährliche Kinderkrankheit, die ohne Anstand in einem Tage in die vollkommenste Gesundheit verwandelt wird.

7) Die heftigsten Zufälle in einem mit trockenem Husten verknüpften Fieber, weichen in einem Tage. Darauf platzt eine Vomica, deren Eiter ohne Anwendung anderer Mittel ausgeworfen wird. Das Isländische Moos vollendet die Heilung.

8) Plötzlicher Uebergang einer für tödtlich gehaltenen Kinderkrankheit von Säure und Schleim, in das ungestörteste Wohlseyn: laut Zeugniß des Müllers Siebenkees in Bruck.

9) Ein an dem sogenannten faulichten Seitenstechen kranker 28jähriger Mann, wird durch eine Pille von Aloe und Jalappe, Aderlassen ꝛc. dem Tode überliefert. Das Arcanum bringt in 10 Minuten den schon Sterbenden ins Leben zurück. Darauf wurde wieder des V. Lieblingsmittel, d. h. Kampher mit Salpeter gegeben.

10) Eine am Nervenfieber kranke Frau, wird, durch eine äußerst erbärmliche Behandlung und Vernachlässigung, dem Tode in den Rachen geliefert: die geheimen Mittel rissen sie in einer viertel Stunde wieder heraus, und „sie gelangte gleichsam durch eine Wiedergeburt zu einem „neuen Leben."

11) Gleiche Bewandtniß hat es mit einem am Petechialfieber gefährlich kranken Judenmädchen.

12)

12.) „Ein Kranker, der nach der Aussage eines andern Arztes, ein Faulfieber hatte, wird durch die geheimen Mittel in 's Stunden geheilt: so, daß ihn der Verf. am folgenden Tage „außer Bette ganz wohl antrifft.“

13) Ein dem Anscheine nach, in den letzten Zügen liegendes, nur noch röchelndes einjähriges Kind, das jeden Augenblick das Opfer des Keichhustens zu werden schien, „erholt sich, wider Hoffen des Verf., augenblicklich auf die geheimen Mittel. Es giengen ganze Stücke einer sehr festen „Haut, die sich nicht anders als mit dem Bistouri trennen „ließen, durch den Mund ab; weswegen denn die Aeltern „sie für Stücke der Luftröhre angesehen hatten.“

14) Ein gefährliches Faulfieber wird in wenigen Tagen durch die Arcana geheilt. Der dem Tode nahe Kranke arbeitet in 8 Tagen wieder — und wird noch überdieß von einem 4 wöchigen Tripper, binnen 14 Tagen befreyt.

15) Dasselbe geschieht in einem Katarrhalfieber mit soporösen Zufällen.

16) Desgleichen bey einem gefährlichen Kranken am Faulfieber.

17) Eine an den gefährlichsten Zufällen des Faulfiebers leidende 50jährige Frau, bessert sich auf die geheimen Arzneyen auf der Stelle; und als sie der Verf., nach vorhergegangener Anwendung von Kraftsuppen und einem stärkenden Tränkchen, am 8ten Tage wieder besuchen wollte, „fand er sie schon über alle Berge.“

18) Zwey Faulfieberkranken haben sich in 2 Tagen „zu„sehends gebessert.“ Vom 3ten bis zum 6ten Tage bekommt ihnen ein Absud von Eichen- und Weidenrinde so gut, daß sie aufstehen und ihren Geschäfften wieder vorstehen. Ein von dieser Krankheit angesteckter Lehrjunge wird in einem Tage, ein Geselle in drey Tagen wieder hergestellt.

19) Ein Seitenstechen mit Unreinigkeiten verbunden, wird binnen drey Tagen vollkommen geheilt.

20) Dieß ist auch der Fall mit dem fürchterlichsten Grade der Hirnwuth, wo sogar kein Aderlaß nöthig befunden wurde.

21) Ein äußerst gefährliches Scharlachfieber;

22) Ein anderes hier nicht mit Namen bezeichnetes Fieber, und

23) Ein schleichendes Fieber aus Mißbrauch des Branntweins, werden durch die Arcana leicht und mit unter, nach dem vergeblichen Gebrauch der zweckmäßigsten und kräftigsten Arzneyen, „gleichsam in einem Augenblicke bezwungen."

Daß die S. 146 am schleichenden Fieber Kranke, wo Herr R. die geheimen Mittel nicht brauchte, „um zu sehen, „wie der Gang des Uebels, bey der uns sonst in schleichenden „Fiebern empfohlnen Heilmethode sey," gestorben ist, wundert den Rec. gar nicht.

24) Ein Fieber mit Blutspeyen und starken Krämpfen, verschwindet auf die geheimen und andere Mittel.

25) Diese ersteren heben in Verbindung mit Laudanum eine angebliche Darmentzündung.

26—27) Desgleichen schnell zwey Brustfieber; ferner

28) Ein unbestimmtes Uebel mit Durchfall, Engbrüstigkeit; nicht minder

29) Eine Lungenentzündung. Hier wurde Ader gelassen, welches in andern Fällen nicht nöthig war.

30) Eine, nach veralteten Lehrbegriffen, weitläuftig erzählte Geschichte eines verwickelten Falles von Hypochondrie und Gicht, „beweiset, daß die im Anfange gebrauchten geheimen Mittel, an der nachherigen Besserung, keinen Antheil „gehabt hatten; sondern daß der Gebrauch andrer zweckmäs„siger Arzneyen nicht überflüßig sey, wenn die Krankheits„umstände sich so verändert haben, daß kein fieberhafter Zu„stand mehr zugegen ist."

31) Ein Knabe, der an einem ruhrartigen Durchfalle litt, wird durch die geheimen Mittel in einem Tage vollkommen geheilt.

32) Sie beweisen ihren auffallenden Nutzen bey einem gallichten nervösen Fieber: nachdem die im Anfange gegebenen Mittelsalze und andern schwächenden Arzneyen more solito keinen guten Erfolg geleistet hatten; desgleichen

33) Bey einer Anfangs mit Laxirmitteln behandelten Ruhr.

34) Ein vernachlässigtes Wechselfieber, das in der Folge den Charakter eines schleichenden Fiebers annahm, geht

durch

durch die Arcana und andere Mittel (die zuverlässig in diesem Falle das Meiste thaten), baldigst in die vollkommenste Genesung über.

35) Diese heilen eine durch äußerliche Verletzung entstandene Lungenentzündung „wo wahrscheinlich Eiterung in „den Lungen auf dem Wege war“ in drey Tagen.

36) Eine mit schweren Zufällen verwickelte Masernkrankheit; desgleichen

37) Ein gefährliches nervöses Kindbetterinnenfieber; und endlich

38) ein Faulfieber, werden durch die geheimen Mittel so schnell bezwungen, daß diese Kranken, fast ohne andere Arzneymittel, wie Mehrere von den Vorhergehenden, in wenigen Tagen auf und davon liefen.

Das ist es, was uns Herr Prof. Reich in dem vorliegenden Buche liefert. Einige bekannte Bücher von einem Monsieur d'Ailhaud, sind noch in zu frischem Andenken, als daß der Leser nicht eine frappante Aehnlichkeit zwischen jenen und Herrn Reichs Werke bemerken sollte; und man wird bey der ersten Ansicht der hier gegebenen Ueberschriften genöthiget zu glauben, daß ein und ebenderselbe Geist in diesem und jenen Produkten herrsche. Es gab vernünftige Leute, welche die Ailhaudische Beschreibung der mit seinen geheimen Mitteln behandelten Krankheitsfälle für — ein Marktschreyer-Avertissement beurtheilten; und noch heut zu Tage giebt es solcher Leute viele, die von allen ähnlichen Produkten das nämliche Urtheil fällen. Rec. ist aber keinesweges der Meinung, daß Herr R. gerade mit jenem französischen Windbeutel in eine Klasse verdiene gesetzt zu werden; weil er noch in der Folge zeigen will, wie die wunderbaren Kräfte seiner geheimen Mittel mit den hervorgebrachten großen Wirkungen in einer ursachlichen Verknüpfung stehen. Der Rec. hofft, Herr R. wird dieses künftig noch thun, seiner eigenen Ehre wegen.

Indessen kann Rec. nicht bergen, daß ihm bey dem Schlusse dieses Buches folgende Dinge sehr aufgefallen sind:

1) Wird man überrascht, daß alle Kranke gesund geworden sind, und kein Einziger gestorben ist. Dieses sonderbare Phänomen läßt, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge,

Nr. 1. Denn entweder sind die Lehrbücher der Geometrie, sie mögen für hohe oder für niedrige Schulen bestimmt seyn, in der Darstellung ihres wissenschaftlichen Vortrags zu methodisch abstrakt; oder sie holen ihre geometrischen Beweise zu weit aus; oder sie unterstützen dieselben sogar mit Schlüssen, die nur für geübte Denker und gemeiniglich für solche passend sind, welche durch logische Formeln an einen systematischen Zusammenhang des scientifischen Schließens gewöhnt worden. Im Grunde soll aber die Elementar-Meßkunst dasjenige erst bewirken, was man nach der bisherigen Behandlungsart als mathematische Gewißheit voraussetzte. Das ist aber irrig. Vielmehr ist die Geometrie das einzige und das sicherste Mittel, den Verstand zu schärfen, und durch sinnliche Linien, Flächen und Figuren, gerade das zu erwecken, was den Menschen denken lehrt. Der Verf. hat daher ganz Recht, wenn er dagegen eifert, daß die kursorische Lehrart dieser Wissenschaft ganz unzweckmäßig sey, und, statt daß der Schüler einen vermeintlichen lebhaften Ueberblick des Ganzen bekomme, wegen des schnellen Fortrückens in der Geometrie, die oft bis in die höhere Meßkunst übergehe, manchmal den besten Kopf einschläfere, und gleichsam das Hüpfen und Springen in dieser so angenehmen Wissenschaft, mit dem des Körpers in den ersten Jugendjahren gleichen Schritt halte. Das beste Mittel, die Jugend für die Geometrie einzunehmen, ist daher wohl unstreitig das, daß man sie in stetem Selbstdenken und Selbsterfinden erhält. Dieß allein schmeichelt ihrem Ehrgeize, und es läßt sie zugleich auf Dinge stoßen, die, wie Rec. aus vieljähriger Erfahrung weiß, oft zu den unvorhergesehensten Beweisen führen. Der Hr. Verf. vertheidigt mit Recht dieß Verfahren; wozu er dreyerley Methoden vorschlägt, die wir nicht allein billigen, sondern jeder Lehrer gewiß versuche haben wird, dem es darum zu thun ist, seinem Amte und seinem Gewissen Gnüge zu leisten. Wir wollen daher dem würdigen Verf. in der Art seines Vortrags folgen.

S. 1 — 30. Einleitung in die Geometrie. Hier wird kurz und bündig von der Definition, der Geschichte, der Absicht und Beschäfftigung, der Methode, Bezeichnung der Figuren und Charaktere, und den Grundsätzen der Geometrie in 6 §§. gehandelt. Darauf folgen S. 31 — 212 die Lehrsätze der Elementar-Geometrie, in welchen Linien,

Win-

Winkel, Ebenen, gerade und schiefe, krumme, Kreis- Opal- und Polygon-Flächen, auf eine Art vorgetragen werden, die so leicht, als einfach für den Verstand der Kinder ist, welchen nach dieser Manier die Meßkunst beygebracht wird. Die Beweise und Anwendungen sind durchgängig sehr verständlich; wiewohl wir auf ein paar dunkle Stellen gestoßen sind, die eine lichtvollere Darstellung für Anfänger bedurft hätten. Die Anwendung der gemeinen Arithmetik kommt selten vor, und an den Gebrauch der Logarithmen wird gar nicht erinnert. Dieß schien dem Verf. für die, welche sein Buch brauchen sollen, gänzlich unanwendbar. So ganz hat er darin nicht Unrecht; wiewohl es auch nicht zu läugnen ist, daß für die, welche mit der höhern Rechenkunst etwas bekannt sind, die Brauchbarkeit der Logarithmen in der Elementar-Geometrie großen Nutzen stiftet. — Die eingedruckten Holzschnitte, sind wie in Peschecks Vorhof der Meßkunst, in Bürja's und mehrern andern mathematischen Schriften älterer und neuerer Zeiten. Doch hätte der Verleger für etwas besseres und weißeres Papier sorgen sollen. Vielleicht denkt er: Gute Waare verkauft sich im schlechten Kleide; aber Romane ꝛc. bedürfen Velinpapier.

Nr. 2 ist nicht weniger brauchbar; sogar mit genauerer mathematischer Schärfe und Hülfsmitteln versehen. Es verdient daher in mancher andern Rücksicht einen Vorzug vor jenem. Hier wird von Größen in Zeichen arithmetisch, dann vom Messen im Allgemeinen und Besondern, theoretisch und praktisch, nach Grundsätzen der reinen Elementar-Geometrie gehandelt. Sogar eine Bogenlinie zu Gewölben wird zu zeichnen gelehrt.

Pm.

Beytrag zur Anwendung des Wassers auf unterschlächtige sogenannte Kropfräder, und deren bessere Einrichtung selbst. Von Johann Christoph Eiselen, Königlich-Preußischem Bergrath, ordentlichem Mitgliede der Märkischen Oekonomischen Gesellschaft zu Potsdam, mit einer Kupfer-

pfertafel. Berlin, bey Vieweg. 1800. 3 Bog. 8. 4 K.

Schon im 2. Theil der Berl. Sammlung nützlicher Aufsätze die Baukunst betreffend, vom Jahr 1798, findet man diese Abhandlung nebst dem angezogenen Kupfer; um sie aber noch nützlicher, und praktischen Bau- und Werkmeistern brauchbarer zu machen, hat sie Hr. E. wahrscheinlich jetzt besonders herausgegeben. Sie lehret einige Fehler zu vermeiden, die man häufig bey den Mühlen antrifft; wodurch das Wasser ungemein verschwendet, und doch der Effekt der Mühle nicht wenig verringert wird. Der V. zeiget, wie man durch eine bisher nicht gebräuchliche Einrichtung, nämlich durch eine geschickt angebrachte schiefe Lage der Schütze ganz nahe vor dem Kropfrade, nicht allein das Wasser außerordentlich ersparen, sondern auch durch den dadurch vermehrten Nachdruck eine größere Geschwindigkeit hervorbringen könne. Da der Verf. dieß ganz auf Erfahrung gründet: so verdient dieser Gegenstand, ungeachtet einiger Schwierigkeiten, die dabey zu seyn scheinen, doch alle Aufmerksamkeit, und empfiehlt sich allen denen, denen eine Aufsicht über Wasserräder anvertrauet ist.

Mf.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Arzneygelahrheit.

Gottfried Christian Reich's, Doktors und öffentlichen Lehrers der Arzneykunde zu Erlangen rc. Beschreibung der mit seinen neuen Mitteln behandelten Krankheitsfälle. Nürnberg, bey Raspe. 1800. Erster Band. XXXVI und 267 S. 8.

Herr Prof. Reich machte bekanntlich in einem Anhange zu Haygarth's Entwurfe, die zufälligen Blattern zu verbannen und eine allgemeine Impfung einzuführen (a. d. E. Gotha 1799), und in mehreren Stücken des 2ten Bandes des Reichsanzeigers 1799, das Publikum auf zwey geheime Mittel, ein innerliches und ein äußerliches, aufmerksam, vermittelst welcher man die höchste Gefahr oder Bösartigkeit aller fieberhaften Krankheiten, von der Ephemera bis hinauf zur Pest, binnen wenigen Stunden abwenden könnte, in soferne man sich ihrer zur rechten Zeit nach Vorschrift bediene, und keine Zerstörung der Organe statt finde.

Die Art, mit welcher der Besitzer dieser geheimen Mittel vor dem Angesichte des ganzen deutschen Publikums von seinem Geheimnisse sprach, erregte die größte Sensation. Das Wenigste, was man in seiner Sprache zu finden glaubte, war — Widerspruch in seinen Behauptungen mit den bisherigen Lehrbegriffen der Aerzte über fieberhafte Krankheiten, und Uebertreibung der Sachen. Noch war außer Bachmann's bekanntem Zeugnisse: „daß diese Mittel schnelle Besserung,

 „aber

„aber keine vollendete Genesung, die auch noch andere schick-„liche Mittel nothwendig mache, in allen Arten von Fiebern „bewirkten“ — für die Möglichkeit der Reich'schen neuen Heilmethode aller acuten Krankheiten, kein überzeugender Beweis aus der Erfahrung aufgestellt.

Herr Reich versprach nun, die mit seinen neuen Mitteln behandelten Krankheitsfälle den Aerzten zur Prüfung vorzulegen, und in Beyspielen zu zeigen, daß seine Mittel wirklich das leisteten, was er von ihnen behauptete.

Die vorliegende Schrift enthält 38 dieser Beobachtungen. In der Vorrede erfährt man noch ein Mal die Hauptpunkte der Unterhandlungen, die über diesen Gegenstand in öffentlichen Blättern veranlasset worden; ferner, die Nachricht wegen der Pränumeration auf die neuen Mittel, der Reise des Hrn. R. nach Berlin, um dort in der Charité, unter der genauen Aufsicht einer Königl. Commission von sachkundigen Aerzten, Versuche mit jenen Arzneyen anzustellen, u. s. w.

In der Einleitung wird behauptet: daß in allen von den verschiedenen Schulen der Aerzte bisher aufgestellten Definitionen des Fiebers, nicht sowohl das Materielle oder Essentielle, als vielmehr das Formelle und Consecutive desselben begriffen sey; und daß in dieser Rücksicht auch die von Hufeland, Reil und Röschlaub gegebenen Definitionen des Fiebers mangelhaft wären, und nur als Beschreibungen, keinesweges aber als Realdefinitionen, gelten könnten. Herr R., der nur ein Genus des Fiebers, oder einen gemeinschaftlichen Charakter der Fieber annimmt, ist, wie er sagt, zu einer bestimmtern Definition gekommen, die eben diesen gemeinschaftlichen Charakter involvirt, und die, wo nicht die innern Merkmale des Begriffs vom Fieber erschöpft, doch einer Realdefinition näher kommt.

Die nun folgenden Krankheitsgeschichten selbst, sind bloß für das größere Publikum bestimmt, das dieselben einstweilen als ein Unterpfand der Richtigkeit der Behauptungen des H. R. annehmen soll. Für den Arzt sind diese gewöhnlichen Fälle gar nicht lehrreich. Denn Rec. muß aufrichtig gestehen, daß weder er, noch ein anderer rationaler Arzt, Krankheiten dieser Art, nach dem hier vorgetragenen praktischen Verfahren unsers Verf., je so behandelt hat. Aus dem Buche

kann man also weiter nichts lernen, als wie man fieberhafte Krankheiten nicht kuriren soll.

Es gereicht dem Herrn Verf. zur Ehre, daß er selbst eingesteht, „oft in der Behandlung Fehler gemacht, die Mi„schungen gegen die Regeln der Chemie gegeben, und den „Salpeter (ohne Anzeigen) viel zu freygebig gebraucht „zu haben.“

Dieses offenherzige Urtheil findet Rec. überall bestätiget. Aber daraus folgt auch nothwendig, daß diese so unfruchtbaren Beobachtungen deswegen an Interesse und Werth verlieren müssen, weil es zweifelhaft bleibt, ob die angegebenen Erscheinungen in dem Gange des Uebels, oder in der fehlerhaften Anwendung der Mittel ihren Grund hatten; und ob die erfolgte Besserung von den geheimen Mitteln, oder von andern auf die Kranken wirkenden Einflüssen abhieng; oder ob sie vielleicht nicht den von Herrn R. sehr in Schutz genommenen sogenannten Naturkräften zugeschrieben werden müsse. Das, was man erfährt, beruhet auf der Versicherung des Herrn Verf.: „daß dieser oder jener gefährliche Fie„berkranke, nachdem diese oder jene bekannte Mittel gebraucht „worden, endlich auf seine Arzneyen sich sogleich gebes„sert habe, und sofort vollkommen genesen sey.“

Diese Versicherung stützt sich also auf geheime Thatsachen, die als solche nicht weiter beurtheilt werden können. Hier ist eine kurze Uebersicht der Beobachtungen.

1) Eine schwangere 28jährige Frau, mit einer sogenannten faulichten Peripneumonie, die offenbar sehr fehlerhaft behandelt war, ist dem Sterben nahe; wird aber, in wenigen Stunden, durch die geheimen Mittel gerettet. Schon war die Gefahr vorbey, so verordnete Herr R., nach der Entbindung des Weibes „mehr um des Vorurtheils als drin„gender Umstände willen“ die Rudolphische Kindbetterinnenmixtur, Mittelsalze und Salpeter; dessen ungeachtet genas die Patientinn. Der Gatte dieser Frau, ein Müller, hat über die Richtigkeit dieses schon im Reichsanzeiger abgedruckten Falles, ein Zeugniß ausgestellt.

2) Ein Mann, der am Bluthusten, Fieber — eingeklemmtem Bruche und den Vorboten des Miserere leidet, wird, ohne chirurgische Hülfe in Hinsicht des Bruches, plötzlich gerettet.

3) Ein starker Rheumatismus, womit ein 22jähriger gesunder, starker, vollblütiger Mann auf der Jagd befallen wurde, wird ohne vorhergegangene nothwendige Aderlässe, mit Schwitzmitteln, trochisc. antimonial. warmem Getränke, Chinadecoct und andern zwecklosen und verkehrten Mitteln behandelt. Endlich schritt man zum Aderlasse; aber erst nach der Anwendung der geheimen Mittel, wird der Mann auf der Stelle gesund.

4) Das Arcanum hebt ein heftiges Fieber mit Durchfall und andern Zufällen begleitet, die den Tod anzukündigen schienen.

5) Desgleichen ein Zahnfieber mit entkräftendem Durchfalle.

6) Ditto eine gefährliche Kinderkrankheit, die ohne Anstand in einem Tage in die vollkommenste Gesundheit verwandelt wird.

7) Die heftigsten Zufälle in einem mit trockenem Husten verknüpften Fieber, weichen in einem Tage. Darauf platzt eine Vomica, deren Eiter ohne Anwendung anderer Mittel ausgeworfen wird. Das Isländische Moos vollendet die Heilung.

8) Plötzlicher Uebergang einer für tödtlich gehaltenen Kinderkrankheit von Säure und Schleim, in das ungestörteste Wohlseyn: laut Zeugniß des Müllers Siebenkees in Bruck.

9) Ein an dem sogenannten faulichten Seitenstechen kranker 28jähriger Mann, wird durch eine Pille von Aloe und Jalappe, Aderlassen ꝛc. dem Tode überliefert. Das Arcanum bringt in 10 Minuten den schon Sterbenden ins Leben zurück. Darauf wurde wieder des V. Lieblingsmittel, d. h. Kampher mit Salpeter gegeben.

10) Eine am Nervenfieber kranke Frau, wird, durch eine äußerst erbärmliche Behandlung und Vernachlässigung, dem Tode in den Rachen geliefert: die geheimen Mittel reissen sie in einer viertel Stunde wieder heraus, und „sie gelangte gleichsam durch eine Wiedergeburt zu einem „neuen Leben.“

11) Gleiche Bewandtniß hat es mit einem am Petechialfieber gefährlich kranken Judenmädchen.

12)

12) Ein Kranker, der nach der Aussage eines andern Arztes, ein Faulfieber hatte, wird durch die geheimen Mittel in's Gesunden geheilt: so, daß ihn der Verf. am folgenden Tage „außer Bette ganz wohl antrifft."

13) Ein dem Anscheine nach, in den letzten Zügen liegendes, nur noch röchelndes einjähriges Kind, das jeden Augenblick das Opfer des Keichhustens zu werden schien, „erholt sich, wider Hoffen des Verf., augenblicklich auf die geheimen Mittel. Es giengen ganze Stücke einer sehr festen „Haut, die sich nicht anders als mit dem Bistouri trennen „ließen, durch den Mund ab; weswegen denn die Aeltern „sie für Stücke der Luftröhre angesehen hatten."

14) Ein gefährliches Faulfieber wird in wenigen Tagen durch die Arcana geheilt. Der dem Tode nahe Kranke arbeitet in 8 Tagen wieder — und wird noch überdieß von einem 6 wöchigen Tripper, binnen 14 Tagen befreyt.

15) Dasselbe geschieht in einem Katarrhalfieber mit soporösen Zufällen.

16) Desgleichen bey einem gefährlichen Kranken am Faulfieber.

17) Eine an den gefährlichsten Zufällen des Faulfiebers leidende 50jährige Frau, bessert sich auf die geheimen Arzneyen auf der Stelle; und als sie der Verf., nach vorhergegangener Anwendung von Kraftsuppen und einem stärkenden Tränkchen, am 8ten Tage wieder besuchen wollte, „fand er sie schon über alle Berge."

18) Zwey Faulfieberkranken haben sich in 2 Tagen „zusehends gebessert." Vom 3ten bis zum 6ten Tage bekommt ihnen ein Absud von Eichen- und Weidenrinde so gut, daß sie aufstehen und ihren Geschäfften wieder vorstehen. Ein von dieser Krankheit angesteckter Lehrjunge wird in einem Tage, ein Geselle in drey Tagen wieder hergestellt.

19) Ein Seitenstechen mit Unreinigkeiten verbunden, wird binnen drey Tagen vollkommen geheilt.

20) Dieß ist auch der Fall mit dem fürchterlichsten Grade der Hirnwuth, wo sogar kein Aderlaß nöthig befunden wurde.

21) Ein äußerst gefährliches Scharlachfieber;

22) Ein anderes hier nicht mit Namen bezeichnetes Fieber, und

23) Ein schleichendes Fieber aus Mißbrauch des Brannteweins, werden durch die Arcana leicht und mit unter, nach dem vergeblichen Gebrauch der zweckmäßigsten und kräftigsten Arzneyen, „gleichsam in einem Augenblicke bezwungen.“

Daß die S. 146 am schleichenden Fieber Kranke, wo Herr R. die geheimen Mittel nicht brauchte, „um zu sehen, „wie der Gang des Uebels, bey der uns sonst in schleichenden „Fiebern empfohlnen Heilmethode sey,“ gestorben ist, wundert den Rec. gar nicht.

24) Ein Fieber mit Blutspeyen und starken Krämpfen, verschwindet auf die geheimen und andere Mittel.

25) Die ersteren heben in Verbindung mit Laudanum eine angebliche Darmentzündung.

26 — 27) Desgleichen schnell zwey Brustfieber; ferner

28) Ein unbestimmtes Uebel mit Durchfall, Engbrüstigkeit; nicht minder

29) Eine Lungenentzündung. Hier wurde Ader gelassen, welches in andern Fällen nicht nöthig war.

30) Eine, nach veralteten Lehrbegriffen, weitläuftig erzählte Geschichte eines verwickelten Falles von Hypochondrie und Gicht, „beweiset, daß die im Anfange gebrauchten geheimen Mittel, an der nachherigen Besserung, keinen Antheil „gehabt hatten; sondern daß der Gebrauch anderer zweckmäs„siger Arzneyen nicht überflüßig sey, wenn die Krankheits„umstände sich so verändert haben, daß kein fieberhafter Zu„stand mehr zugegen ist.“

31) Ein Knabe, der an einem ruhrartigen Durchfalle litt, wird durch die geheimen Mittel in einem Tage vollkommen geheilt.

32) Sie beweisen ihren auffallenden Nutzen bey einem gallichten nervösen Fieber: nachdem die im Anfange gegebenen Mittelsalze und andern schwächenden Arzneyen more solito keinen guten Erfolg geleistet hatten; desgleichen

33) Bey einer Anfangs mit Laxirmitteln behandelten Ruhr.

34) Ein vernachlässigtes Wechselfieber, das in der Folge den Charakter eines schleichenden Fiebers annahm, geht durch

durch die Arcana und andere Mittel (die zuverlässig in diesem Falle das Meiste thaten), baldigst in die vollkommenste Genesung über.

35) Diese heilen eine durch äußerliche Verletzung entstandene Lungenentzündung „wo wahrscheinlich Eiterung in „den Lungen auf dem Wege war" in drey Tagen.

36) Eine mit schweren Zufällen verwickelte Masernkrankheit; desgleichen

37) Ein gefährliches nervöses Kindbetterinnenfieber; und endlich

38) ein Faulfieber, werden durch die geheimen Mittel so schnell bezwungen, daß diese Kranken, fast ohne andere Arzneymittel, wie Mehrere von den Vorhergehenden, in wenigen Tagen auf und davon liefen.

Das ist es, was uns Herr Prof. Reich in dem vorliegenden Buche liefert. Einige bekannte Bücher von einem Monsieur d'Ailhaud, sind noch in zu frischem Andenken, als daß der Leser nicht eine frappante Aehnlichkeit zwischen jenen und Herrn Reichs Werke bemerken sollte; und man wird bey der ersten Ansicht der hier gegebenen Ueberschriften genöthiget zu glauben, daß ein und ebenderselbe Geist in diesem und jenen Produkten herrsche. Es gab vernünftige Leute, welche die Ailhaudische Beschreibung der mit seinen geheimen Mitteln behandelten Krankheitsfälle für — ein Marktschreyers Avertissement beurtheilten; und noch heut zu Tage giebt es solcher Leute viele, die von allen ähnlichen Produkten das nämliche Urtheil fällen. Rec. ist aber keinesweges der Meinung, daß Herr R. gerade mit jenem französischen Windbeutel in eine Klasse verdiene gesetzt zu werden; weil er noch in der Folge zeigen will, wie die wunderbaren Kräfte seiner geheimen Mittel mit den hervorgebrachten großen Wirkungen in einer ursachlichen Verknüpfung stehen. Der Rec. hofft, Herr R. wird dieses künftig noch thun, seiner eigenen Ehre wegen.

Indessen kann Rec. nicht bergen, daß ihm bey dem Schlusse dieses Buches folgende Dinge sehr aufgefallen sind:

1) Wird man überrascht, daß alle Kranke gesund geworden sind, und kein Einziger gestorben ist. Dieses sonderbare Phänomen läßt, nach dem gewöhnlichen Laufe der Din-

ge, vermuthen, daß entweder die unglücklich abgelaufenen Krankheitsfälle absichtlich verschwiegen worden sind; oder daß es mit den angeführten selbst nicht so ganz richtig seyn mag.

2) Sieht man überall, daß der Herr Verf. mit Fleiß es darauf angelegt hat, die Gefahr, worinnen seine Kranken schwebten, recht groß zu schildern. Zur Erreichung dieser Absicht bedient er sich der eigenen kläglichen Worte der Kranken; die, wie bekannt, immer ihren schmerzhaften Zustand übertreiben, um den Arzt zur schnellen Hülfleistung anzuspornen.

3) Wird die nämliche Uebertreibung der Sache beobachtet, wenn von den erfolgten Wirkungen der geheimen Mittel die Rede ist. Die gefährlichsten, angeblich in den letzten Zügen liegenden Kranken, werden hier, wider den gewöhnlichen Lauf der Natur, in wenigen Stunden und Tagen auffallend besser; sie stehen auf und wandeln.

4) Diese beyden Tendenzen werden durch ein geheimnißvolles Band mit einander verknüpft. Unbeschadet des Geheimnisses, hätte der Herr Verf. bey vielen Behauptungen aufrichtiger zu Werke gehen können, als er gethan hat. Rec. erinnert dieß in Beziehung der folgenden Schrift, wo das Geheimniß zu Tage gefördert wird. So wird z. B. an einigen Stellen, auch im Reichsanzeiger, die Schwefelsäure unter den Mitteln genannt, die, wie viele andere, vergeblich gebraucht worden wären; und an einem andern Orte (S. 254) giebt er das geheime Mittel, das uns nun als ein flüssiger Körper genannt wird, in Pulverform.

Wie stimmt dieses Betragen mit der Denkungsart eines wahrheitsliebenden Mannes überein?

5) Man möchte unwillig werden, wenn man sieht, daß ein Mann, der nun bald als Fieberbändiger auftreten, und den ganzen bisherigen Lehrbegriff über den wichtigsten Theil der praktischen Heilkunde reformiren will, noch selbst in den meisten Fällen gegen die allgemein geltenden Grundsätze der Heilkunde anstößt.

Bald ist vom Verdünnen, Versüßen und Alteriren der verdorbenen Säfte und Schärfen die Rede; bald sollen mehrere Indicationen zu gleicher Zeit erfüllt werden, d. h. mehre-

mehrere Zufälle, die von einer und derselben Ursache entstehen, sollen durch eben so verschiedene, oft in der Wirkung sich ganz widersprechende, z. B. erhitzende und kühlende, ausleerende (schwächende) und stärkende Mittel, bey einer und derselben Anwendung, gehoben werden. Ein Mal (10ter Fall) wird ein mit starken Schritten sich nähernder Typhus noch immer für ein Katarrhalfieber gehalten; dagegen ein heftiger Rheumatismus (3ter Fall) mit reizenden Mitteln behandelt. Und mehr als ein Mal wird den vorurtheilsvollen Kranken zu viel, und den vernünftigen Grundsätzen zu wenig Gehör gegeben. Man erschrickt, wenn man sieht, wie dieser Mann die meisten Kranken im Anfange sehr falsch und verkehrt behandelt, und sie in den gefährlichsten Zustand verfallen läßt; und man hört auf, sich zu verwundern, daß es nun mit dem Kranken besser werden muß, wenn „die auf ihn „vererbten Lieblingsmittel (Vorrede XXXIV.)" bey Seite gesetzt, und andere vielleicht schicklichere Mittel angewendet werden.

Ob nun die geheimen Mittel einzig und allein diese Besserung bewirkten, und wie diese Arzneyen wirken, läßt sich nach der Erzählung des Herrn Verf. nicht beurtheilen. Die unmittelbaren Wirkungen des innerlichen Mittels waren, Aufstoßen und Abgang vieler Blähungen, Brechen und Purgiren; außerdem verursachte es Hitze, Schweiß, Abnahme der Hitze, erst schnellen, dann langsamern Puls, u. s. w.

Den geheimen Mitteln, sie heißen wie sie wollen, kann aber die erfolgte Besserung und Wiederherstellung der Kranken aus dem Grunde nicht allein beygemessen werden, weil Herr R. auch andere, zum Theil sehr kräftige Reizmittel, besonders nach verminderter Gefahr anwenden ließ. Wenigstens sind doch Beobachtungen dieser Art nicht rein, und dem Räthselhaften und Unbegreiflichen bey der Sache, wird dadurch Vorschub geleistet.

Aber alle diese Bedenklichkeiten sollten verschwinden, wenn Herr R. sein Geheimniß würde enthüllet haben.

Das medizinische Publikum sah lange mit den gespanntesten Erwartungen diesen Aufschlüssen entgegen, und heftete seinen Blick mit Ungeduld auf die verehrliche Königl. Commission: welches Urtheil diese über den Erfolg der in der Charité zu Berlin angewandten geheimen Mittel fällen würde.

Aber dieses mit Recht allgemein erwartete Urtheil von den einsichtsvollsten Aerzten Deutschlands, sagte auch wenig mehr, als daß der Erfolg der geheimen Mittel nicht so auffallend vortheilhaft gewesen, daß zu wünschen wäre, daß es möchte bekannt werden, um dessen Wirkung weiter zu untersuchen. Der König von Preußen beförderte dieses, indem Er Hrn. Prof. Reich, (der darauf nach Berlin zog) eine jährliche Pension ertheilte. Nunmehr erschien endlich folgende Schrift:

Gottfried Christian Reich, der Arzney- und Wundarzneykunst Doktor und Professor, u. s. w. Vom Fieber und dessen Behandlung überhaupt. Auf Sr. Königl. Majestät von Preußen allergnädigsten Befehl vom Ober-Collegio medico und Sanitäts-Coll. bekannt gemacht. Berlin, bey Maurer. 1800. 102 S. 8.

Das Schriftchen enthält 88 Aphorismen, welche die Hauptmomente des dem Verf. eigenthümlichen Fiebersystems sind, und welche er noch weitläuftiger und vollständiger in einer ganz eigenen Schrift, die unter dem Namen Fieberlehre erscheinen wird, ausführen will. Voran gehen die Grundsätze, worauf sich jenes Fiebersystem stützt. Sie lauten im Auszuge wie folget:

„Alle Verrichtungen des menschlichen Körpers, sind ein „ununterbrochenes Gefolge animalisch-chemischer Prozesse; „wobey eine beständige Veränderung der Mischung der orga„nischen Materie Statt findet."

„Diese für sich sehr verschiedenen animalisch-chemischen „Prozesse, sind das Resultat der ununterbrochenen Gegen„wirkung einander entgegengesetzter Kräfte: aus der gegen„seitigen Wechselwirkung dieser Kräfte oder Principien geht „das Leben als Phänomen hervor. (Vom Leben der Pflan„zen wird nichts gesagt). Leben ist also ein beständiges „Streben heterogener Materien nach Homogeneität; oder „eine immerwährende kreisförmige, durch den Conflict feind„licher Principien bewirkte Bewegung. Alle Veränderun„gen des menschlichen organischen Körpers, sogar die Wir„kungen der Seelenkräfte, hängen also von der Verände„rung

-rung seiner chemischen Qualitäten ab: nur daß umgekehrt die Seelenkräfte auch wieder für die chemischen Qualitäten bestimmend wirken. Die wichtigsten animalisch-chemischen Prozesse des menschlichen Körpers sind das Athemholen und die Ernährung. Durch das Athemholen, die nothwendigste und primärste Verrichtung d. m. K. der alle andere Verrichtungen desselben als sekundäre untergeordnet sind, erhält der Körper aus der atmosphärischen Luft, den zu seiner Erhaltung nöthigen, und auf die gehörige lockere Weise mit jener gebundenen Sauerstoff, ohne welchen das Leben nicht bestehen kann.“

„Die andern weniger hervorstechenden Bestandtheile der Atmosphäre, Stickstoff und Kohlenstoff, sind vermittelst des Wärmestoffs mit jenem (Sauerstoffe) verbunden; vermöge dessen (des Wärmestoffs) die genannten einfachen Stoffe in den gasartigen Zustand versetzt werden, worinnen sie sich in der Atmosphäre befinden. Der Stickstoff ist das reizende, anfachende, positive Princip des Lebens; dahingegen der Sauerstoff das mildernde, beschränkende, negative Lebensprincip ist: die Nerven dienen als Leiter dieser beyden Principien in abstracto. Die Erhaltung des Körpers hängt indessen nicht allein von diesen beyden Principien ab; sondern es giebt auch innere Lebensbedingungen. Es sind gewisse Verbindungen und Modifikationen derselben mit andern Elementen nöthig, um der Organisation Dauer zu geben. Diese Dauer erhält der organische Körper durch die Ernährung; indem dadurch die zu seiner Erhaltung erforderlichen Stoffe aus den genossenen Nahrungsmitteln ihm mitgetheilt werden.“

„Alle Sekretionen und Exkretionen der verschiedenen Stoffe, im gesunden und kranken Zustande, gehören als sekundäre chemische Prozesse zu dem Prozesse der Ernährung. Wenn diese letztere krankhaft verändert wird: so verändern sich in demselben Verhältnisse auch die ersteren. Am auffallendsten erkennt man solches in Fiebern, in welchen die Sekretionen und Exkretionen nicht allein mehr oder weniger verändert sind; sondern deren Produkte auch von diesem oder jenem Stoffe mehr oder weniger als im gesunden Zustande enthalten. Fieber unterscheiden sich also vom gesunden Zustande auf keine andere Weise, als daß die Sekretionen und Exkretionen, die hier unter der Fortdauer des

„allge-

„allgemeinen Gleichgewichts aller so heterogenen Organe und
„Bestandtheile vor sich gehen, dort so verändert sind, daß
„dieses allgemeine Gleichgewicht dadurch gehoben worden ist,
„und folglich ein allgemeines Mißverhältniß derselben unter
„einander Statt findet: deswegen läßt sich auch das Fieber
„am besten mit einer Gährung vergleichen. Dasjenige, wor-
„innen die verschiedenen Krankheitsformen, die wir Fieber
„nennen, mit einander übereinkommen, und wodurch sie eben
„zum Fieber gemacht werden, muß also etwas Auszeichnen-
„des, Wesentliches, Allgemeines und Ursprüngliches seyn:
„es muß auch solches etwas Gemeinschaftliches seyn, weil
„nur deswegen die verschiedenen speciellen Krankheitsformen,
„die unter dem Nahmen Fieber bekannt sind, unter dieser Be-
„nennung subsumirt werden können. Dieses ist der gemein-
„schaftliche Charakter, der nichts Materielles, sondern etwas
„Abstraktes ist, wodurch die Fieber von andern Krankheiten
„unterschieden werden. Alles, was das allgemeine richtige
„Verhältniß der beyden Lebensprincipien (Sauerstoff und
„Stickstoff) stört, und eine widernatürliche Gährung veran-
„laßt, erregt solche Zufälle (Veränderung aller Ab- und
„Aussonderungen) die dem Fieber eigen sind."

„Der gemeinschaftliche Charakter oder das We-
„sen des Fiebers bestehet demnach, in einer durch die
„widernatürliche absolute oder relative, örtliche oder
„allgemeine Verminderung des Sauerstoffes bewirk-
„ten widernatürlichen allgemeinen Trennung und Wie-
„derverbindung der einfachsten Bestandtheile des
„menschlichen Körpers. Die Verminderung des Sauer-
„stoffs kann durch äußerliche und innerliche Ursachen bewirkt
„werden. Unter die äußerlichen sind, außer den Miasmen
„und den üblen Bestandtheilen der Atmosphäre überhaupt,
„die Ausschlagsgifte zu rechnen; die durch die, nach ihrer Auf-
„nahme in dem Körper bewirkte Gährung, wodurch das rich-
„tige Verhältniß des Sauerstoffs zu den übrigen Stoffen auf-
„gehoben, oder das Band der naturgemäßen Verbindung mit
„demselben gelöst wird, ein Fieber nach dem eben gegebenen
„Begriffe, erzeugen. Zu den innerlichen Ursachen gehören
„die im Körper schon vorhandenen, oder in demselben erzeug-
„ten innerlichen Potenzen, z. B. geistige Eindrücke. Die
„nächste Ursache aller Fieber liegt also entweder in der ver-
„hinderten gehörigen Aufnahme des Sauerstoffs, oder in der

„wider-

„widernatürlichen Verwendung desselben, oder in der über„mäßigen Anhäufung und Entwickelung des Stickstoffs, Was„serstoffs, Kohlenstoffs, Schwefels, Phosphors, und in „der widernatürlichen Verbindung dieser Stoffe untereinan„der mit den modificirenden, von außen uns zukommenden „Stoffen, als des Wärmestoffs, Lichtstoffs, der magneti„schen, elektrischen Materie u. dergl. die nach Maaßgabe des „Antheils von diesem oder jenem Stoffe, und des Sitzes „ihrer Entwickelung, so wie des Grades und der Art ihrer „Bindung und der dadurch gestimmten Thätigkeit der orga„nischen Theile, diese oder jene Erscheinungen liefern und „andere Namen erhalten. Immer muß aber die Bedingung „Statt finden, daß das Band der naturgemäßen Verbindung „des Sauerstoffs mit den übrigen Stoffen gelöst wird, und „diese einzelnen oder mehrere zusammen jenen überwiegen. „So lange der Organismus nicht die Kraft (Erregbarkeit) „verloren hat, dieses Band wieder zu knüpfen, und das rich„tige Verhältniß wieder herzustellen, wird und muß man je„des Fieber dadurch sicher und gründlich heben können, daß „man den Mangel des Sauerstoffs (den wir selbst nicht für „sich darstellen, und also für sich nicht anwenden können,) „auf solch eine Art, durch die unter dem Zutritt des Sauer„stoffs verbrannten Substanzen (§. 49 — 52.), ersetzt, daß „kein zum Leben nothwendiges Eingeweide dadurch gefähr„det wird."

„Die zur Erreichung dieses Zweckes dienenden (und bis„her geheim gehaltenen) Mittel nun, sind die Mineralsäu„ren, namentlich die Schwefelsäure, und besonders die Koch„salzsäure."

Diese Säuren werden sowohl innerlich in hinreichender Menge, z. B. 50 bis 300 Tropfen mit hinlänglichem Wasser und Syrup. rub. id. vermischt, als auch äußerlich in Klystieren, Bädern und Umschlägen angewandt.

Der übrige Inhalt der Schrift erörtert: daß auch die übrigen in Fiebern nützlichen Mittel mehr oder weniger gebundenen Sauerstoff enthalten; die praktischen Winke in Hinsicht der Brechmittel, Klystiere, und der Gabe, die nach dem sich ergebenden guten Erfolg der Mittel berechnet werden muß; die Zeichen des günstigen und tödtlichen Ausgangs der Krankheit, und endlich die Vortheile dieser Entdeckung, welche Herr Reich sehr hoch anschlägt. Denn 1)

Herr

Herr R. hat das Publikum von Neuem vertröstet, diese Sätze in der Fieberlehre weiter auszuführen, und — hoffentlich auch zu beweisen. — Der Rec. ist sehr begierig auf diesen Beweis; zumal da dieses neue System des Herrn Reichs, welches bis jetzt so sehr das Ansehen einer sehr einseitigen und höchst willkührlichen Hypothese hat, nach S. 77, „darauf berechnet ist, alle Partheyen und alle Systeme „zu vereinigen." Vor der Hand begnügt sich der Rec. über das vorliegende Buch nur folgendes zu sagen:

Herr Reich versteht die Kunst, seiner Lehre durch die Art zu schreiben, ein Ansehen zu geben. Seine Sätze sind überall mit Ausdrücken ausstaffirt, welche aus der kritischen neuen und neuesten Philosophie, und aus der antiphlogistischen Chemie entlehnet sind. Das scheint den Aphorismen meist ein strengwissenschaftliches Ansehen zu geben. Rec. befürchtet aber, es scheinet nur so. Abgerechnet, daß ein äußeres kritisches philosophisches Ansehen jetzt in Deutschland einem Buche nicht mehr so viel modische Autorität giebt, als etwa vor drey oder vier Jahren: so mag dahin gestellt seyn, ob nicht selbst ein neuerer Philosoph wider jene Ausstaffirungen Manches möchte einzuwenden haben. Aber noch viel schlimmer wäre es für Herrn Reich, wenn der antiphlogistische Chemiker wider dessen chemische Kenntnisse wesentliche Einwendungen zu machen hätte; da dessen Fiebertheorie und Fieberheilung unmittelbar auf Chemie gegründet seyn soll. Zwar giebt sich Herr Reich das Ansehen, als habe er nicht gewöhnliche Einsichten in die höhere Chemie und Naturwissenschaft, und könne verstehen, was nicht jeder zu verstehen fähig wäre. Er sagt S. 78: „Nicht allein zu lesen, „sondern zu verstehen, was Reil, Pfaff, von Humboldt, „Schelling, Ritter, u. s. w. geschrieben haben," (Schelling wird wohl, und noch viel weniger Ritter, von keinem gründlichen Manne mit Reil und Humboldt in eine Klasse gestellet werden,) „erfordert mehr, als man bisher „gewöhnlich gefunden hat. Und diese Schriften verstehen „zu lernen, um dadurch zu immer höhern Einsichten in die Naturwissenschaft, die nur chemisch bestimmt seyn kann, „zu gelangen, ist der einzige Weg, die Arzneywissenschaft „auf denjenigen Standpunkt vorzurücken, auf welchem sie „stehen muß, um möglichst wohlthätig für das menschliche Geschlecht zu werden." Herr Reich muß sich wirklich dün-

dünken, er sey zu den höhern Einsichten in die Naturwissenschaft bereits gelangt, die seinem Berichte nach nicht gewöhnlich seyn sollen; indem gleich darauf, unter den vielen Vortheilen seiner Entdeckung, die er zum Voraus mit seltner Dreistigkeit verspricht, (wobey dem unbefangenen Leser zuweilen das bekannte: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? einfallen muß) gleich der erste Vortheil nichts geringers seyn soll, (S. 80) als daß „die Arzneywissenschaft dadurch einen sichern und festen Grund erhält.“ Der Rec. würde aber wirklich die Arzneywissenschaft beklagen, wenn sie auf Herrn Reichs chemische Kenntnisse sollte gegründet werden. Rec. hat den chemischen Theil der vorliegenden Reichschen Schrift erwägen mögen, wie er wollte: so konnte er nicht anders daraus schließen, als daß es mit Herrn Reichs chemischen Kenntnissen, — mit so viel chemischen Worten er auch sein Schriftchen ausstaffirt hat, — dennoch sehr dürftig aussehe. Weit gefehlt, daß er höhere naturwissenschaftliche Einsichten in dem Maaße besitzen sollte, um über diejenigen hoch hinwegzusehen, welche seinem Vorgeben nach Reil oder Humboldt nicht verstehen: so schien es dem Rec. Herr Reich habe sich noch nicht einmal in die Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie recht gründlich einstudirt. Der Rec. war sich zwar bey diesem Urtheile der größten Unparteylichkeit bewußt; um sich aber in der Chemie, welche er selbst nur als eine Hülfswissenschaft studirt hat, um so viel weniger eine Entscheidung anzumaaßen, ersuchte er einen berühmten Chemiker um sein Urtheil über die chemischen Behauptungen in Herrn Reichs vorliegender Schrift. Dieser so einsichtsvolle Mann faßte sein Bedenken folgendergestalt ab:

„Die Fieberlehre des Herrn Prof. R. ist auf folgende „Sätze gebauet: Bey allen Arten Fieber liegt nur eine Ur„sache zum Grunde; diese Ursache ist Mangel am Sauerstoff; „zur Heilung derselben sind nur solche Mittel geeignet, die „Sauerstoff im Körper absetzen.“

„Die theoretische Richtigkeit dieser Sätze läßt der Che„miker dahin gestellt. Nur ist die Frage: läßt sich von den „Mitteln, die Herr R. als souveraine Fiebermittel bekannt „gemacht hat, nach richtigen chemischen Principien, eine „dergleichen Zersetzung ihrer Grundmischungen im menschli„chen Körper, so daß dabey Entbindung des Sauerstoffs statt „finde, in der That erwarten?“

„Schon

„Schon darin möchte man nicht überall mit Herrn R. „einverstanden seyn, wenn er, nach §. 18. den Sauerstoff „als das mildernde, beschränkende, negative Lebensprincip, „den Stickstoff hingegen für das reizende, anfachende, positive Princip des Lebens, erklärt. Weit einleuchtender wird „vielleicht die entgegengesetzte Meinung dem deuchten, „der sich nur einigermaaßen mit dem chemischen Verhalten „dieser beyden Stoffe bekannt gemacht hat."

„Erwägt man, daß wir den Sauerstoff, bey jedem „Athemzuge, in einem Zustande, in welchem er von seinem „Auflösungsmittel, dem Wärmestoffe, so leicht abscheidbar „ist, so daß er seine wohlthätige Wirksamkeit zur Erhaltung „des Lebens im Moment ausüben kann, in vollen Zügen „genießen; daß wir in ihm als in unserm Elemente leben und „weben: so will die große Wirkung nicht sehr einleuchten, die „eine, im Vergleich dagegen doch nur sehr geringe, Menge „Sauerstoff, als Bestandtheil eines in einzelnen Gaben darzureichenden Mittels, im Körper sollte ausüben können. „Daß hier nur von der reinen Wirkung des isolirten Sauerstoffs, der eigenen Vorstellungsart des Herrn R. gemäß, „die Rede sey; nicht aber von Wirkungen und Kräften, die „den Mitteln als chemischen Mischungen, als Resultaten des „Verhältnisses und Gleichgewichts ihrer ungleichartigen Bestandtheile, zukommen, sey hier zur Vermeidung eines Mißverstehens ausdrücklich erwähnt."

„Sollte jedoch nach einer chemischen Verbindung, welche Sauerstoff in einem solchen Zustande enthalte, der dessen Abscheidung im Körper erwarten lasse, als nach einem „indicirten Heilmittel gesucht werden: so hätte wohl das oxygenirte salzsaure Kali dazu das nächste Recht gehabt. „Hätte Herr R. seine Wahl auf dieses Salz, dem der reine „Sauerstoff so lose adhärirt, fallen lassen: so hätte er doch, „wie auch die Wirkung ausgefallen seyn möchte, wenigstens „konsequent gewählt."

„Der oxygenirten Salzsäure selbst gedenkt Herr R. „zwar, jedoch nur beyläufig, und mit der Aeußerung, daß „er dieser die gemeine Salzsäure weit vorziehe. In der „That kann auch ihre Wirkung nicht die des isolirten Sauerstoffs, sondern die, der Verbindung des Sauerstoffs mit „Salzsäure eigenthümliche, seyn."

„Wir

„Wir kennen zwar mehrere Mittel, die in kleinen Ga„ben sehr wirksam sind, und die Disposition dazu erst durch „den Sauerstoff erhalten. Ein Fehlschluß aber würde es seyn, „den Grund dieser Wirksamkeit nur im Sauerstoff allein „suchen, und solchergestalt einem einzelnen Bestandtheile Ei„genschaften, die nur dem Ganzen zukommen, zuschreiben zu „wollen. Wie ließe sich z. B. bey dem Quecksilbersublimat, dessen „bekannte große Wirksamkeit in kleinen Gaben, bloß aus dem „Minimum des im Körper davon sich trennenden Sauer„stoffs allein abstrahiren?

„Wenden wir uns nun zur nähern Prüfung der beyden „großen Mittel, wodurch Hr. R. den fehlenden Sauer„stoff im kranken Körper zu ersetzen vermeint: so bedarf es „bey der Schwefelsäure keines weitern Beweises, daß sie „den Sauerstoff reichlich enthalte, und daß sie im concentrir„ten Zustande mehr oder weniger davon an näher verwandte „Stoffe abtrete. Eben so bekannt ist aber auch deren zerstö„rende Wirkung auf organische Stoffe, und wehe dem „Unglücklichen, dem man diese Säure in demjenigen unver„dünnten Zustande darreichen wollte, daß dabey ein Frey„werden des Sauerstoffs wirklich statt fände! Im ver„dünnten Zustande hingegen, als in welchem sie nur allein „eingenommen werden kann, findet keine Zersetzbarkeit „durch animalische Materien, und folglich auch keine „Abscheidung des Sauerstoffs, statt. Es kann also die „Hypothese, worauf Hr. R. seine Fieberlehre stützt, nach „seiner im §. 53 selbst gegebenen Erklärung, nicht eher zur „Theorie erhoben werden, als nach Darlegung eines unbe„streitbaren chemischen Beweises: daß Schwefelsäure, in „seinem bis zur Genießbarkeit verdünnten Zustande, „im Magen wirklich zersetzt werde."

„Wenn aber Hr. R. nächst der Schwefelsäure auch die „Salzsäure als ein Sauerstoff darreichendes Mittel prädi„cirt, und jener noch vorzieht: so stellt er sich damit der Kri„tik gründlicher Chemiker noch stärker bloß. Möchte er doch „zuvor erst bewiesen haben, daß Salzsäure überall Sau„erstoff enthalte! Denn, was auch einige Erscheinungen „über das Wesen und die Bestandtheile der Salzsäure ver„muthen lassen möchten, so fehlt es doch durchaus noch an „genugthuenden Beweisen; so wie es auch nichts weiter, als „eine nur aus Analogie hergenommene Hypothese ist, daß

„die noch unbekannte Basis der Salzsäure durch den Sau-
„erstoff zur Säure specificirt sey. Dem Beweise for-
„dernden Naturforscher dürfte daher die Aeußerung des Hrn.
„R. §. 67 keinesweges ein Genüge leisten: „„daß eine Zer-
„„legung der Salzsäure im menschlichen Körper wirklich statt
„„finden müsse; weil weder das genossene Kochsalz, noch die
„„Salzsäure, als Substanz wieder ausgeschieden werde.““
„Das ist, wie so vieles andere, bloß willkührlich und ohne
„Ueberlegung hingeschrieben.

„Daß Säuren als Säuren in angemessenen Krankheits-
„fällen wohlthätige und sehr wirksame Heilmittel darreichen,
„ist bekannt. Selbst wenn ihre Anwendung in allen den
„Fällen, in denen Hr. R. sie empfiehlt, richtig indicirt, und
„in der Praxis gut wäre, (welches die Erfahrung der Aerzte
„künftig lehren wird,) so kann doch daraus noch kein direkter
„Beweis von der Richtigkeit seiner Sauerstoffstheorie
„abgezogen werden.

„Hr. R. geht aber noch weiter, und dehnt seine Hypo-
„these vom abgesetzt werdenden Sauerstoff sogar auch
„über die Chinarinde, die chemischen Naphthen, den
„Weingeist, den Kampher, aus. Solches steht aber mit
„den Erfahrungen von dem physisch-chemischen Verhalten die-
„ser Mittel im Widerspruch; indem sie weit mehr geneigt sind,
„Sauerstoff anzuziehen, als abzusetzen. Anziehung des
„Sauerstoffs ist ein vorzüglicher chemischer Charakter des
„Extraktivstoffs, dieses wirksamsten Bestandtheils der China-
„rinde und ähnlicher vegetabilischer Arzneymittel; der Kam-
„pher aber läßt sich mit dem Sauerstoff, bis zum Uebergang
„in den Zustand einer wirklichen Säure, anschwängern.“

Unsere Leser werden vermuthlich erstaunen, daß Hr. Reich bey so sehr mangelhaften chemischen Kenntnissen unternommen hat, nicht nur eine neue Fiebertheorie auf chemische Meinungen zu gründen; sondern sich sogar auch vermißt, dadurch einen sichern und festen Grund für die Arzneywissenschaft überhaupt zu finden. Dazu ist denn nun freylich Hr. Reich bey weitem der Mann noch nicht!

Aber da Hr. Reich seinen Aphorismen über die Fieber doch ein so streng wissenschaftliches Ansehen giebt: so entsteht die Frage: Wie denn wohl Hr. R. zu seinen sogenannten Principien a priori gekommen sey? Ob durch die syntheti-

sche

sche Methode, die in der Medicin, einer empirischen Doktrin, nie mit Glück versucht worden ist? und wenn dieses, von welchen empirischen Datis er ausgegangen sey, um diesen äußerst mühseligen Weg zu betreten? Oder mit andern Worten, auf welche erste Gründe seine Behauptungen gestützt sind?

So wie das Raisonnement da stehet, ist es weiter nichts, als eine Hypothese, die auf nicht erwiesenen Voraussetzungen beruhet. Denn freylich „wissen wir nicht, was „diese Dinge (Stoffe) an sich sind," aber „daß sie nicht „anders, als im Momente der Verbindung mit dem entge„gengesetzten existiren, und daß also das, was sich in der „Anschauung (als Phänomen) darstellt, schon das Produkt „beyder entgegengesetzten Prinzipien sey," ist ja, in Beziehung der Theorie des Verf., nichts anders, als eine petitio principii, wo das zu Beweisende, schon als bewiesen angenommen wird.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß fast alle Aphorismen auf diese Art mit einander verknüpft sind. Die Behauptung „daß die Aeußerungen des lebendigen organischen „Körpers als chemisch bestimmt gedacht werden müßten, und „umgekehrt, die animalisch-chemischen Prozesse auch wieder „von den festen Theilen bestimmt würden," ist, wie der vom Verf. aufgestellte Begriff vom Leben „eine immerwährende „kreisförmige, durch den Conflikt feindlicher (geistiger) Prin„cipien bewirkte Bewegung." Anderwärts heißt so etwas ein Circulus demonstrandi.

Bey mehrern Stellen wendet man vergebliche Mühe an, den Sinn der Worte zu verstehen; z. B. S. 5: „Kräf„te gehören also zum Wesen der Materie, und Materie ist „nichts anders, als die Kraft, aus objektivem Gesichts„punkte betrachtet; da hingegen Kraft wieder nichts anders ist, „als die Materie, aus subjektivem Gesichtspunkte betrachtet." Was heißt das, wenn man nicht, à la Schelling, mit Worten spielen will? Wozu soll diese unverdaute transscendentale Naturphilosophie bey einer Theorie der Fieber nützen?

Niemand kann leugnen, daß die in der Atmosphäre enthaltenen Stoffe, namentlich der Sauerstoff, zur Unterhaltung des Lebens nöthig sind, und daß in dieser Hinsicht

das Athemholen eine der wichtigsten Funktionen des Körpers ist. Aber jeder Unbefangene wird auch zugeben, daß die chemische Zerlegung des Luftkreises bis jetzt noch nicht so weit gelungen, und in der Physiologie der belebten Körper noch viel zu wenig gearbeitet ist, um mit Gewißheit behaupten zu können, daß gerade dem Sauerstoffe allein die Rolle in der That zukomme, die ihm Herr Reich §. 47 angewiesen hat.

Wie sehr sind noch die Meinungen der besten Chemiker und Naturphilosophen über die bloße Möglichkeit mehrerer Stoffe und ihrer Verbindungen unter einander, getheilt, die Hr. R. zur Begründung seiner Hypothese als unbezweifelbar voraussetzt!

Man erinnere sich, was schon Andre gegen Girtanners Sauerstoffsystem eingewendet haben. Man erinnere sich, daß auch die Naturforscher, welche die vitalen Erscheinungen, in sofern sie in der Materie gegründet sind, an eine höhere Kraft knüpften, deren Einwirkung auf die Materie sie unbedingt einräumten; und — weit davon entfernt, daß sie auch diese Kraft als eine bloße chemische Qualität betrachtet hätten — des gegründeten Glaubens lebten, daß der Sauerstoff deswegen nicht allein als der Grund der vitalen Erscheinungen angesehen werden könne, weil er nie rein abgegeben wird, und daß auch der Stickstoff und der Wasserstoff eine eben so wichtige Rolle im thierischen Körper spielen, deren Affinität aber bis jetzt noch kein Sterblicher bestimmen könne. Untersuchungen dieser Art sind und bleiben für den Naturforscher von großer Wichtigkeit; obschon die Früchte dieser Blüthen dem rationalen Arzte noch sehr in der Ferne liegen, und wahrscheinlich den Nachkommenden folgender Jahrhunderte zur Aerndte vorbehalten bleiben.

Es ist jetzt noch viel zu frühe, daß die praktische Heilkunde aus diesen chemischen Bemühungen einen bedeutenden Vortheil ziehen könne, „und der praktische Arzt thut besser,“ sagt der große Experimentator v. Humboldt, „auf seinem „bisherigen empirischen Wege fortzuschreiten, als das Leben „der Menschen durch Anwendung unvollendeter Theo„rien in Gefahr zu setzen.“ — Und an einem andern Orte: „Die Medullarsubstanz ist nun das größte und wichtig„ste Agens in dem chemischen Prozesse des Lebens. Formbil„dung und Mischung — beydes ist von Nervenwirkungen

„ab-

„abhängig. Durch die Nerven kann die praktische Heilkunde „am kräftigsten ihre Herrschaft über die thierischen Materien „ausüben. Auf die Masse der Stoffe, welche man durch „die Heilmittel in den Körper bringt, ist daher wenig zu „rechnen.

„Es ist eine falsche Ansicht der Dinge, wenn man glaubt, „dem kranken Körper die fehlenden Stoffe künstlich er„setzen zu können. Sollte die Pathologie auch je dahin „gelangen, daß man bestimmt sagen könnte, in dieser Krank„heit ist Mangel von Sauerstoff, in jener Mangel von „Azote: so würde man doch nicht glauben dürfen, durch „Sauerstoff- oder Azote-haltige Stoffe heilen zu können. „In der Fröhlichkeit selbst liegt weder Wasser- noch Sauer„stoff, und doch kann ein angenehmer Ideenreiz, wie mäßige „Wärme, den Umlauf der Säfte vermehren, die Thätigkeit „der Hauptorgane erhöhen, und so mittelst die Masse des „Sauerstoffs im Körper vergrößern." *)

So denkt v. Humboldt, so dachte Cullen, und so werden alle vernünftige Aerzte denken, die sich nicht von den gelehrten Moden und von der Systemsucht forttreiben lassen, sondern sorgfältig die Wirkungen der Natur beobachten.

Wir sehen Fieber nach Leidenschaften, Verwundungen und aus örtlichen Reizen entstehen, und auf Mittel verschwinden, die durchaus mit der Theorie des Verf. im Widerspruche stehen. Rec. wird dieß ausführlich erörtern, wenn die Fieberlehre erscheinen wird.

Aber wie kam denn H. R. auf sein Fiebersystem? Nach seiner öffentlichen Versicherung ist er, „durch seine sorgfältige „und langwierige Untersuchung über die verschiedenartigen „medicinischen Systeme dazu gelangt." Man sieht nun wohl, daß dem nicht so ist. Wir wollen gerade nicht behaupten, daß er als vitaler Chemist data in sein Selbstbewußtseyn hineingetragen habe, und durch sein eigenes Gedankenspiel afficirt, zu gewissen innern Erfahrungen fortgeschritten sey, die dann unter dem (in der Philosophie etwas ganz anders

 sagen,

*) v. Humboldt über die gereizte Muskel- und Nervenfaser. 2ter Band S. 57, 107, 111, 123, 164, 167, 271, u. a. O. m.

sagenden Namen, „Grundsätze a priori“ wieder aus ihm her- vorgegangen wären.

Rec. will einen andern Weg zeigen, auf welchem H. R. wahrscheinlich seine sogenannte Theorie gefunden haben mag.

Als die Aerzte mit der Erregungstheorie schon bekannt waren: so erschien v. Humboldts Meisterwerk. Kein ein- ziger Versuch dieses großen Mannes erregte so große Sen- sation, als jene merkwürdige Erscheinung, daß die mit al- kalischen Solutionen, oder übersaurer Kochsalzsäure, gebadeten Nerven, eine größere Lebensthätigkeit bey dem Galvanisiren äußern, und daß durch diese Vorrichtung die Erregbarkeit der Fibern willkührlich gestimmt werden kann.

Wirklich gab es um diese Zeit mehrere Aerzte, die nach Rec. Erfahrung, mit diesen beyden Mitteln in Krankheiten Versuche machten.

Diese Mittel schienen wirksam zu seyn. Gleich war man bedacht, die Erscheinung in irgend eine Theorie, womit unser Zeitalter so fruchtbar ist, einzukleiden. Von Einigen wurde das Sauerstoffsystem wieder hervorgesucht; Andere (Rec. weiß dieß von Einem ganz gewiß) wollten demnächst eine ähnliche Theorie in Rücksicht der Alkalien bauen. Be- sonders galt dieß vom Fieber. Sylvius wurde noch einmal gelesen. Auch er war der unvorgreiflichen Meinung, daß wir durch die Chemie zur endlichen Erkenntniß des Fiebers, „welches eine Art Gährung sey,“ gelangen würden. Na- türlich hatten die Erstern eine größere Autorität vor sich, als die Letztern. Wie leicht war es nun möglich, daß H. R. un- ter solchen Umständen auf seine Theorie verfiel! v. Hum- boldts Versuche; das Zeugniß Haller's, Tissots, Sa- muel Farr's, u. a. welche die Mineralsäuren in einer uner- hörten Menge wollten genommen wissen *); die Vorliebe der Aerzte zu neuen Theorien und glänzenden Spekulationen; der immer mehr und mehr steigende Hang der Menschen zum

*) v. Haller nahm in einer Krankheit, die 1762 in einem Berner Dorfe wüthete, über zwey Pfund concentrirte Schwe- felsäure. Vor einigen Jahren wurden die Aerzte im Reichs- anzeiger aufgefordert, mit der dephlogistisirten Salzsäure in Fiebern Versuche zu machen.

zum Wunderbaren, Geheimnißvollen und Unerwarteten, und noch andere Umstände reihe man zusammen: so wird es nicht schwer fallen, den Weg der Induktion zu finden, auf welchem H. R. zur Kenntniß seiner Mittel und des darauf gebaueten Systems gelangt sey.

Diese Mittel „sind also wirklich," wie der Verf. in der Vorrede S. XXXVI im vorhergehenden Werke sagt, „keine „aus dem Nichts hervorgerufene, sondern längst bekannte, „und in mancherley äußerlichen und innerlichen Zufällen der „Menschen und Thiere gebrauchte Dinge."

Hr. R. will auch nur „das Verdienst einer richtigern und „naturgemäßern Anwendung derselben haben;" aber Rec. ist überzeugt, daß wenn diese Mittel heilsam sollten befunden werden, sie dieß unmöglich vermöge dieser Theorie leisten können; wie dieß auch oben aus unläugbaren chemischen Principien gezeigt ist. Indessen sind auch jene heilsamen Wirkungen noch sehr problematisch; weil es noch zur Zeit an zuverläßigen Beobachtungen darüber fehlt. Die vom Hrn. Reich angeführten und meist so seicht und unzulänglich beschriebenen Krankheitsfälle, welche oben beurtheilt worden sind, beweisen wenig oder nichts. Auch die Nachrichten von Berlin waren für Herrn Reich nicht günstig. Hr. Reich beschuldigt zwar einen seiner bedeutendsten Gegner der Unwahrheit; aber dieser ist damit nicht widerlegt, und es liegen doch auch Fälle vor, wo er frühzeitig genug zu Fieberkranken gerufen wurde, und doch die Gefahr nicht abwenden konnte. Sollten diese alle an zerstörten Organen gelitten haben? War dieß besonders bey Herrn Kammergerichtsrath von S. in Berlin der Fall, welcher bey dem Gebrauche der Reichschen Mittel, wie dem Rec. ist versichert worden, so schnell starb, daß ein zerstörtes Organ wohl nimmermehr die Ursache des Todes seyn konnte. Zum Besten der Wissenschaft wünschte der Rec., daß sich Hr. Prof. Reich hierüber freymüthig und unbefangen erklärte. Aus eben dieser Liebe zur Wissenschaft will Rec. von mehrern Versuchen, die er selbst mit Hrn. Reichs Mitteln gemacht hat, einige aus seinem Tagebuche hier ausheben:

1) Ein 30jähriges Weib vom Lande war schon sieben Wochen am Wechselfieber krank, als man meinen Rath begehrte. Der Appetit war fort; das Genossene wurde wieder weggebrochen;

es stellten sich ein entkräftender Durchfall, Druck im Magen, Herzklopfen, Beängstigung, mühsames Athemholen und Unterdrückung des Monatlichen ein. Gegen den letztern Zufall wurde von einem Chirurg ein Aderlaß angeordnet; worauf sich die Zufälle so verschlimmerten, daß die entkräftete Patientinn nun bettlägerig wurde. Noch hatte sie Neigung zum Erbrechen. Gegen dieses hatte ein superkluger Apotheker eine sogenannte Mixtura solvens gegeben; worauf einige Male etwas Galle und Schleim weggebrochen wurde. Dieses geschah den 8ten d. M. Den 10ten frühe besuchte ich die Patientinn selbst, und nahm zwey Unzen concentrirte rauchende Salzsäure mit. Außer den obigen Zufällen klagte die Patientinn über ungewöhnliche Beängstigungen und Herzklopfen. Der Puls war hart, voll und unregelmäßig. Ich gab ihr 50 große Tropfen mit zwey Loth Brunnenwasser und etwas Saft. Ehe eine Minute verfloß, wurde die Patientinn an der Stirne warm, im Gesicht roth; es brach ein warmer Schweiß erst im Gesicht, dann über den ganzen Körper aus, der über eine halbe Stunde anhielt. Es erfolgten in derselben Minute Ructus, und die Kranke brach einen Eyweißähnlichen Schleim weg, der gallicht-ranzigt schmeckte. Das Erbrechen repetirte 5 bis 6 mal, während welcher Zeit nach und nach ein halbes Maaß Galle, wie dünne Wagenschmiere, und ranzigt fettes Zeug fort gieng. Zu gleicher Zeit bekam die Patientinn Kollern im Leibe, und nun erfolgte ein Abgang aashaft riechender Winde und einer entsetzlich riechenden Materie, die wie Erbsenhülsen aussah. So lange diese heftigen, bis zur Ohnmacht abmattenden Erscheinungen dauerten, war der Puls bald klein, bald voll und hart das Herz ruhig, dann heftig klopfend. Kurz alle Aktionen waren in Bewegung. Die Patientinn klagte, daß ihr die Arzney im Magen wie eine glühende Kohle brenne. Sie trank eine Tasse voll Chamillenblumen-Thee, welche wieder Brechen erregte; die zweyte blieb bey ihr, und das Brennen ließ nach; die Brust wurde freyer, der Puls und das Athemholen natürlich. Ich goß noch 100 große Tropfen unter 1 Maaß Wasser, mit etwas Zucker vermischt, und ließ alle Stunden eine Tasse voll trinken. Ich verließ die Patientinn in der Hoffnung, daß diese merkwürdige Revolution für sie von den wichtigsten Folgen seyn würde. Nach meiner Abwesenheit hatte sie sich wieder gebrochen, und war dadurch sehr entkräftet worden. Ich schickte ihr eine Arzney aus

8 Loth

2 Loth Wasser, zwey Quentchen Hoffmannischen Liquor und etwas Saft; davon wurde alle Stunden ein Eßlöffel voll genommen. Ich wartete vergeblich, daß die Patientinn nun, wie Hrn Prof. Reichs Kranken, davon laufen würde. Aber dieß geschah keinesweges. Alles, was erfolgte, bestand darin, daß der entkräftende Durchfall nachließ; alle übrige Zufälle kehrten wieder zurück.

Nun schritt ich zu den flüchtigen, dann dauernden Reizmitteln; worauf alles besser wurde, und die Patientinn jetzt der Genesung nahe ist.

Hätte ich das Experiment erneuert, in der Voraussetzung, daß die Genesung davon abhängen müsse: so wäre wahrscheinlich die Patientinn gestorben.

2) Ein 19 jähriges starkes Weib wurde nach einer glücklichen Entbindung zum ersten Mal Kindbetterinn. Am 2ten Tage blieben die Lochien aus. Sie trank Branntwein in reichlicher Menge, um sie wieder herzustellen. Am 6ten Tage verlangte man meine Hülfe. Die Lochien waren ganz unterdrückt; überdieß hatte die Patientinn das Friesel, Krämpfe und Schmerzen in den Beinen; Beängstigung mit drohender Erstickung. Der ganze Körper war hochroth und brannte; der Unterleib war aufgetrieben und schmerzhaft. Diese Zufälle wechselten schnell mit anscheinender Besserung ab. Während meiner Anwesenheit sprach sie irre, schlummerte, und den Puls fand ich bey reiner Zunge äußerst klein und zitternd. Seit 2 Tagen war sie verstopft. Ich verordnete 2 Loth auflöslichen Weinstein mit 16 Loth Wasser, alle Stunden ein halbes Theeköpfchen voll zu nehmen, und ließ ein Loth Spiritus vitrioli unter ein Maaß Wasser einmischen und reichlich davon trinken. Die Nacht war, wie die vorige, schlaflos zugebracht.

Am 7ten Tage gegen 8 Uhr erfolgten 8 bis 10 wässerige Sedes; allein ihr Zustand hatte sich nicht gebessert. Nun gab ich ihr 50 große Tropfen von der stärksten Kochsalzsäure, in einem Theeköpfchen voll Wasser und Himbeerensaft. In demselben Augenblicke, als die Arzney in den Magen gekommen war, sahe mich die Patientinn mit starren Augen an; sie klagte über eine brennende Wärme, die sich allmählig über den ganzen Körper verbreitete, und mit einem allgemeinen Schweiß nachließ. Die Kranke bekam Ructus;

ihr Herz zitterte, und der Puls wurde augenblicklich voll, hart, dann wieder weich, klein, geschwind, und unregelmässiger, wie vorher.

Nach einer halben Stunde wurde ein Klystier von lauwarmen Wasser mit 50 Tropfen dieser Säure applicirt. Nach drey Minuten erfolgten Schmerzen im Leibe, und ein entsetzlicher Abgang von Winden und dicken Unreinigkeiten. Die Kranke wurde schwach aufs Bette gebracht, und erhielt in der folgenden halben Stunde abermal 20 Tropfen, wie oben. Jetzt zeigten sich Spuren von den Lochien: es erfolgten wieder einige Sedes, ein allgemeiner Schweiß und ein kurzer ruhiger Schlaf. Um 11 Uhr erwachte die Kranke mit Irrereden; der Puls war voll und gleich, und die Röthe und brennende Hitze des Körpers hatte abgenommen. Sie nahm auf meinen Rath noch 50 Tropfen: worauf augenblicklich eine brennende Wärme im Magen entstand, und sich über die ganze Brust erstreckte. Sonderbar war die schnelle Wirkung auf das Herz und die Blutgefäße. In einem Augenblicke war der Puls klein und kaum fühlbar, in dem andern voll und hart, wie in dem höchsten Grade der Sthenie. Ich ließ das Kind an die mit Milch strotzenden Brüste anlegen, um 12 Uhr noch 50 Tropfen geben, und erweichende Fomentationen auf die part. genital. legen; worauf eiterige Lochien abgiengen.

Die Patientinn schlief wieder eine Stunde, und aß nach dem Erwachen ein wenig Suppe. Nachmittags um 4 Uhr klagte die Pat. nach einem vorher gegangenen Aergerniß, über das Gefühl eines festsitzenden Brockens im Halse. Der hinter meinem Rücken zu Rathe gezogene wohlweise Apotheker insinuirte dem Gatten des Weibes, „daß die Kindbetterinnen in der Regel per superiora müßten gefegt werden" und gab 4 Gran Brechweinstein; worauf starkes Erbrechen und eine große Schwäche folgten. Gegen Abend war der Friesel weg. Es wurden 50 Tropfen in ein Maaß Wasser zur Löschung des Durstes auf die kommende Nacht hingestellt. Von dieser Mischung wurde aber sehr wenig genommen, weil sie dreymaliges Erbrechen und eine Viertelstunde lang daurendes Laxiren von wässerigen Stühlen bekam.

Dieses Ereigniß bestimmte mich um so mehr, von dem Gebrauche dieser Arzney abzustehen, weil die große Mattigkeit

keit in einen soporösen Schlaf übergieng. Statt deren verordnete ich flüchtige Reizmittel mit einer nahrhaften Diät verknüpft. Während des Gebrauchs dieser Mittel verschwand der soporöse Schlaf, und das unangenehme Gefühl im Halse; die Kranke wurde kraftvoller; die stinkenden eiterigen Lochien waren in der Ordnung; der Appetit und Schlaf kehrten zurück, und sie genaß am 13ten Tage. Jetzt sind ihr die Gelenke an den untern Gliedmaßen noch geschwollen; — gegen diesen Zufall braucht sie trockene Reibungen, den Dunst von angestecktem Branntwein, und Bäder von Branntweinträbern.

Der Zustand dieser Kranken war die höchste Sthenie, auf dem Gränzpunkte, wo sie in die indirekte Schwäche überzugehen pflegt. Weil nun durch diese Mittel mehrere Anzeigen, Brechen, Laxiren und Schweiß, zu gleicher Zeit erfüllet werden: so glaube ich, daß in gleichen Fällen sich die Reichschen Arzneyen vorzüglich wirksam beweisen werden.

Dieses Urtheil gründet sich auf Erfahrungen, die ich jetzt, bey der an meinem Wohnorte herrschenden Scharlach- und Masernepidemie zu machen Gelegenheit habe. Von mehrern nur einige Beyspiele.

3) Ein 2 jähriges munteres und starkes Kind, brach am 11ten dieses Monats fünfmal viel Säure und Galle weg, und wurde darauf sehr hinfällig. Meine Verordnung war: 4 Loth destillirtes Wasser, 2 Loth Himbeerensaft, ein Quentchen Hoffmannischen Liquor; wozu ich 50 große Tropfen von der stärksten Kochsalzsäure goß, und alle Stunden einen Eßlöffel voll nehmen ließ. Auf diese Arzney brach es sich den Vormittag über 4 Mal. Das Weggebrochene war ein zäher Schleim, der essigsauer roch. Vor dem Erbrechen hustete das Kind entsetzlich. Dieses war ohne Zweifel eine Folge der genommenen Säure, und der Husten vermehrte offenbar das Brechen, das ein gewöhnlicher Zufall vor dem Ausbruche des Friesels ist. Gegen Mittag schlief das Kind, und der Friesel brach überall hervor. Abends 7 Uhr erfolgten einige stinkende Sedes, und die kleine Kranke wurde ruhig. Die Arzney blieb bey ihr und schien ihren Zustand zu erleichtern. Den 12ten wurde die Arzney ausgesetzt; den 13ten eine Abführung von 2 Loth Manna mit 8 Loth Wasser gegeben. Es gieng alles gut. Am 14ten trocknete der Friesel ab,

und das Kind wurde gesund. Bewegung, etwas Wein mit Wasser, und Kraftsuppen gaben ihm seine Kräfte wieder.

Der Verlauf dieser Krankheit war von größerer Dauer, als wie der der übrigen Kranken dieser Art. Indessen wendete ich bey allen andern Kindern die gewöhnlichen antisthenischen Mittel an. Kälte, sparsame Nahrung, und ein wenig Mittelsalz oder ein Mannatränkchen, bewirkten das Nämliche mit weniger Angst, die jedem gewissenhaften Arzt bey der Anwendung jenes Mittels auf dem Fuße folgt.

Diese Epidemie ist auch mit Rheumatismen, sthenischer Bräune und Katarrhe verknüpft, womit Erwachsene befallen werden.

4) Ein 17jähriger Jüngling legte sich am 16ten; den 18ten brach der Friesel aus; den 22sten verschwand er. Der Patient wurde verwirrt und sprach irre. Dieses dauerte bis zum 23sten früh, wo ich gerufen wurde.

Der Unterleib war seit 2 Tagen verstopft; die Augenlieder entsetzlich geschwollen; die kaum sichtbaren Augen entzündet; der ganze Körper roth, brennend heiß und aufgedunsen, und das Phantasiren dauerte fort.

Ich gab 60 große Tropfen von der concentrirten Salzsäure in einem dienlichen Vehikel. Die Arzney blieb bey ihm und er genoß ein wenig Suppe. Des Nachmittags bekam er wiederholtes Erbrechen und Stuhlgang. Das Irrereden hörte auf; die Geschwulst der Augenlieder nahm ab, die Hitze ließ nach, und nachdem er eine Abführung von 20 Gran Jalappenpulver und 10 Gran versüßten Quecksilber genommen hatte, wurde er gesund.

Jeder sieht ein, daß ein Brechmittel dieselbe Wirkung würde hervorgebracht haben.

5) Ein 30jähriger Soldat bekam nach einem gehabten Verdrusse, ein Fieber. Er klagte über ein kaum zu ertragendes Brennen in allen Theilen des Körpers. Eine Gabe von 100 großen Tropfen Salzsäure in einem Theeköpfchen voll Wasser und etwas Saft gegeben, verschaffte augenblicklich Erleichterung dieses Zufalls. Da er sich aber weigerte, diese Arzney fort zu nehmen, „weil sie ihn gar zu sehr zum „Husten reize, der ihm Stechen auf der Brust verursache," so verordnete ich ihm Salmiak und andere Mittelsalze; wor-

auf

auf er nach 8 Tagen wieder herumgehen konnte, und endlich vollkommen wieder hergestellt wurde.

Bey diesem Kranken brachte diese Arzney keine sichtbare Wirkung (durch Brechen, Laxiren und Schweiß) hervor; und doch versicherte er, daß das Brennen nachgelassen habe; obschon meine fühlende Hand an der Oberfläche des Körpers und bey der Untersuchung des Pulses, nicht die mindeste Veränderung wahrnehmen konnte.

Hat vielleicht das unbegränzte Zutrauen des Kranken auf meine Versicherung, „daß das Brennen nach genommener Arzney nachlassen würde," den meisten Antheil an der Veränderung dieses Gefühls gehabt?

6) Es liegen jetzt mehrere Menschen an der Peripneumonie krank darnieder. In dieser Krankheitsform kann ich mit den Säuren gar nichts ausrichten. Sie vermehren den Husten so, daß einige Kranke zu ersticken droheten. Alle weigern sich, diese Arzney zu nehmen. Ich ließ einen Absud von der ganzen Pflanze der Althäa nachtrinken, und das Mittel selbst mit diesem geben; aber der marternde Husten folgte auf der Stelle.

Ich rathe in diesem Falle vorsichtig zu seyn!

7) Am 28sten d. wurde ich zu einer Kindbetterinn gerufen. Sie war ein durch Romanenlektüre an Leib und Seele verdorbenes Weib. Seit 6 Tagen hatte sie sehr viel gesprochen, sich sehr ungestüm und ärgerlich betragen, und unter diesen Actionen vieles Blut verloren. Der Apotheker hatte sie per superiora et inferiora tüchtig evacuirt, und endlich „zur Stärkung" eine Mixtur von Vitriolspiritus, Wasser und Saft gegeben. „Da diese zwar die Hitze vermindert, „aber die Kräfte noch nicht herbey geführt hatte," so wurde zur Erreichung dieser Absicht sofort zu einer Mixtura solvens und ausspühlenden Klystieren geschritten. Die Patientinn war äußerst entkräftet und röchelte aus der Brust, wie man dieß an Sterbenden wahrzunehmen pflegt. Ich gab ihr 100 Tropfen von einer schwachen Kochsalzsäure, und da diese nicht die mindeste Veränderung bewirkten, in einer Stunde wieder 100 Tropfen. Allein der Zustand blieb, wie er war.

Ich wendete eine Mixtur an, die aus Laudanum und andern flüchtigen Reizmitteln bestand. Die Fieberhitze vermehrte sich des Nachts. Den 29sten wurde Senfmolke mit

Wein

Wein gegeben, worauf verhärtete Kötel und viel übelriechender Stuhlgang abgieng. Jetzt wurde die dephlogistisirte Salzsäure angewendet. Die Pat. nahm 300 Tropfen auf einmal, und da keine Erleichterung erfolgte, in 2 Stunden abermals 300 Tropfen. Die Schwäche und das Röcheln nahm zu. „Um den Schleim von der Brust zu schaffen," rieth die Hebamme zu einem Vomitiv. Der Apotheker „gleicher Meinung" gab eins, welches ein entsetzliches Würgen und endlich einen Sopor verursachte. Ich gab 500 Tropfen der letztern Säure ohne die geringste Wirkung. Nun wurden flüchtige Reizmittel und rothmachende Mittel angewendet; aber am 1sten erfolgte der Tod.

Hätte ich eine stärkere Gabe der dephl. Salzsäure anwenden müssen? oder waren die Organe bey diesem Weibe zerstört? Wahr ist's, daß sie vorher an einer skrophulösen Augenentzündung litt, und ein gegen dieses Uebel applicirtes Fontanell kurz vor der Entbindung zugeheilt hatte!

8) Ein junger starker Soldat hatte sich, nach einer heftigen Leibesbewegung und Saufen auf der Reise, eine sthenische Bräune zugezogen. Dabey hatte er eine bey dieser Krankheit ungewöhnliche Hitze. Am 3ten Tage gab ich ihm 150 große Tropfen von der dephlogistisirten Salzsäure mit Wasser und Zucker; worauf er viel Schleim wegbrach, und die Hitze nachließ. Der vorher krampfhafte Puls wurde voller; welches wohl von der Anstrengung während des Brechens herrührte. Ich verordnete noch 2 Loth Glaubersalz mit 12 Loth Wasser und 2 Loth Oxymel und antiphlogistisches Verhalten. In 4 Tagen war der Kranke im Stande, herum zu gehen.

9) Ein 8jähriger schwacher skrophulöser Junge bekam ein Wechselfieber. Er nahm täglich 2 mal jedesmal 100 Tropfen von der concentrirten Schwefelsäure. Der Frost kam täglich später, und blieb am dritten Tage aus. Das letztemal nahm er sie während des Frostes. Es giengen einige Spulwürmer ab. Der Wurmsaamen trieb ein ganzes Nest voll Würmer ab, und darauf wurde der Junge gesund.

10) Ein starkes gesundes Weib gebar zum erstenmal ein gesundes Kind. Die Mutter hatte keine Milch; sie legte das Kind stundenlang an; dieses schluckte statt der Milch Luft ein, die ihm Schmerzen im Leibe verursachte. Das

Kind

Kind nahm zusehends ab; die Nächte wurden unruhig und die Stühle grün. Es wurden die sogenannten Kindersäftchen angewendet. Ich verordnete 10 Gran stinkenden Assant mit Eygelb abgerieben und 2 Loth Pommeranzensaft; wovon alle 2 Stunden ein Theelöffelchen voll gegeben wurde. Es bekam Neigung zum Schlaf, und darauf einen wirklichen Schlagfluß. Ein warmes Bad, trockene Reibungen, rother Wein, eine Mischung aus einem Quentchen Vitrioläther, 20 Gran Laudanum, und gleichen Theilen von Zimmetwasser und Pommeranzensaft, alle Viertelstunden ein Löffelchen voll gegeben, und warme Weinaufschläge, brachten das leblose Kind so weit, daß es wieder wimmerte. Es floß Blut und Schleim aus der Nase, und der Unterleib war aufgetrieben. Ich rieb 2 Loth flüchtigen Laugensalzgeist in den Rückgrat, und veranstaltete ein Klystier aus lauwarmen Wasser und 50 Tropfen Salzsäure und tröpfelte eben so viel dem Kinde durch den Mund ein. Aber es erfolgte nicht die geringste Veränderung. Das Kind schlang nicht mehr, und starb 8 Stunden nach dieser Behandlung.

Das Reichsche Mittel kann also in einer apoplexia ab inanitione nicht helfen, wenn auch die Organe noch unverletzt sind.

Möchten doch diese Mittel niemals in die Hände eines unvorsichtigen Arztes kommen! Schrecklich müssen die Folgen, — von denen schon Haller, Ball, Hautesierck u. a. Beyspiele angeführt habe — bey unschicklicher Anwendung und Mißbrauch werden. Vielleicht hätte die Menschheit im Ganzen mehr gewonnen, wenn sie dem großen Publikum gar nicht bekannt, wenigstens nicht so unbedingt angepriesen worden wären.

Herr Reich hat von dem Könige von Preußen deswegen eine Pension erhalten, damit seine Theorie und geheimen Mittel kein Geheimniß bleiben, sondern öffentlich geprüft werden sollen. Kein guter Mensch wird ihm dieses königl. Geschenk mißgönnen; obgleich aufrichtig gesagt werden muß, daß aus dem, was bisher bekannt worden, nicht einzusehen ist, was Hrn. Reich berechtigen konnte, vom Staate oder vom Publikum für die Bekanntmachung einer veränderten Anwendung schon längst bekannter Mittel, oder für die Ausspinnung einer noch höchst problematischen Theorie von Fie-

bern,

dern, eine so große Belohnung an Gelde zu fordern. Herr Reich wird sich auch nicht als einen methodischen Müßiggänger, der auf Kosten des Staats alt gefüttert werden will, sondern als einen fleißigen, thätigen und rastlos arbeitenden Mann zeigen. Dieß Vertrauen hat Rec. zu ihm.

Lange sah das ganze Publikum der endlichen Entscheidung dieser Sache entgegen; und hoffentlich wird Hr. Reich auch so diskret seyn, und eben so lange harren, bis die Stimmen der prüfenden Aerzte gesammelt sind. Werden dann die Mineralsäuren in der That so wirksam befunden, daß nun ihr Gebrauch auf Reichsche Art in den Händen denkender Aerzte allgemeiner zu werden verdient, als er bisher war: so ist, dieß veranlaßt zu haben, für ihn Verdienst genug, „das „ihm sodann von keinem edlen und gerechten Manne jemals „abgesprochen werden wird," wenn denn auch seine Entdeckung alle die großen Vortheile nicht hervorbringen sollte, welche er ein wenig allzu geschwind im Voraus verspricht.

Dg.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

P. B. Engels verständiger Gärtner, oder monatliche Anweisung zur Küchen- Baum- Blumen- Wein- und Hopfengärtnerey, aufs neue nach eigenen Erfahrungen und nach den besten Gartenbüchern verbessert und vermehrt herausgegeben von M. F. G. Leonhardi, ordentlichem Professor der Oekonomie an der Universität Leipzig, der Leipz. Oekon. Societ. der Hall. Naturforsch. Gesellsch. der königl. Preuß. Märk. Oekonom. Gesellsch. und der Herzogl. Sächs. Goth. Societ. der Forst- und Jagdk. zu Waltershausen Ehrenmitgliede und Correspondenten. Leipzig, bey Linke. 1798. 8. 1 Rh. 4 gr.

Da

Da wir in jeder Messe mit monatlichen Anweisungen zur Gartenarbeit bis zum Ueberfluß versorgt werden: so sehen wir nicht ein, wie Herr Professor L. die undankbare Arbeit hat übernehmen mögen, eine längst vergessene, für jetzt ganz entbehrlich gewordene Schrift dieser Art, aufs neue in Umlauf zu bringen, und seine Zeit so übel anzuwenden. Hat sich Herr Prof. L. gute und neue Kenntnisse in der Gärtnerey erworben; so werden wir deren Bekanntmachung mit gebührendem Dank annehmen; nur verschone er uns in Zukunft mit dergleichen aufgewärmter Waare. Leider sehen wir aber auf einem, obiger Schrift beygedruckten, Titel, daß auch L. Ph. Krause's kluger und sorgfältiger Gärtner ꝛc. aufs neue verbessert von ihm herausgegeben sey. Nun war zwar dieses Buch 1738, da es das erste Mal erschien, und 1741. 54. 63. 72. da immer neue Ausgaben davon erschienen, brauchbar. Die letzte Ausgabe 1787 fiel schon in eine Zeit, wo uns Krause nichts Neues mehr lehren konnte. Was sollen wir also jetzt, wieder nach 12 Jahren, in denen so treffliche Schriftsteller in allen Theilen der Gärtnerey unter uns aufgetreten sind, mit einem Krause anfangen? Er ruhe in Frieden, und genieße des Dankes für das, was er einst geleistet hat.

Neuer und vollständiger Gartenkalender, oder gründliche und auf Erfahrung gestützte Anweisung, was jeder Gärtner und Gartenliebhaber in jedem Monate des Jahrs in seinem Gemüß- Obst- und Blumengarten, in der Baumschule, dem Glas- und Treibhaus zu thun habe. Nach der vierzehnten englischen Ausgabe der Herren Mawe und Abercrombie bearbeitet, und herausgegeben von D. Gottfried Christian Reich, öffentlichem Lehrer der Arzneykunde auf der Friedrich-Alexanders Universität zu Erlangen, Mitgliede der Kurmainz. Akademie der Wissenschaften, der Linneischen und der medizin. Gesellschaft zu London ꝛc. ꝛc. Nürnberg, in der Felseckerischen Buchhandlung. 1798. Erstes Bändchen. 295 S. 8. 20 gr.

Dieser Gartenkalender soll aus vier Bändchen bestehen. Das erste, welches wir vor uns haben, enthält die Monate Januar bis März. Die Vorschriften sind, so wie die Uebersetzung, gut. Aber wie beschwerlich wird dem Anfänger seine Arbeit gemacht, wenn er in 4 B. nachschlagen soll, bis er sich von der Behandlung einer Pflanze, oder einem Gartengeschäffte, den nöthigen Unterricht verschafft; und welch ein elender Gärtner würde der seyn, der mit Anfang jedes Monats erst lernen müßte, was er zu arbeiten habe! Der erfahrne Gärtner braucht diesen Unterricht gar nicht. Die Kalenderform taugt einmal für allemal nichts beym Unterricht in der Gärtnerey.

Ptz.

Deutsche Flora. Aus neuern botanischen Schriften zusammengetragen und herausgegeben von Georg Christoph Heim, Pfarrer in Gümpelstadt bey Salzungen in dem herzogl. Sachsen-Meiningschen Amte Altenstein. Zweyter Theil, oder Fortsetzung des in den neun ersten Heften des Botanikers in der kompendiösen Bibliothek angefangenen klassificirten Verzeichnisses der in Deutschland gefundenen wildwachsenden Gewächse. 464 Seit. Zweyten Theils zweyte Abtheilung, enthaltend der neunzehnten Klasse zweyte Ordnung bis drey und zwanzigste Klasse. Von S. 469—876. 8. Berlin und Leipzig, in der Verlagshandlung der kompendiösen Bibliothek. 1799. 1 Rg. 6 R.

Der zweyte Theil fängt mit der vierzehnten Klasse an, und endigt mit der ersten Ordnung der neunzehnten; die zweyte Abtheilung geht bis zur drey und zwanzigsten Klasse; Alles in der bereits bekannten Methode des Verf., ohne daß uns etwas Neues aufgefallen wäre.

Flora europaea, inchoata a *Joh. Jac. Römer*, Med. et Chir. Doct. etc. *Fasciculus IV.* Norimbergae, ex officina Raspeana. 1799. 8. 20 gr.

Wie in den vorhergehenden Heften, also auch hier acht Vorstellungen nebst den lateinischen Beschreibungen. Die Pflanzennamen sind: Agrimonia agrimonoides, Erica daboecia, Chlora perfoliata, Adonis vernalis, Cypripedium Calceolus, Antirrhinum alpinum, Ranunculus parnassifolius, Orobus sambucina. Stich und Illumination bleiben sich an Güte gleich.

Ed.

Schwamm-Pomona, oder gemeinnützige Beschreibung der bekannten eßbaren und giftigen Schwämme Deutschlands, mit verkleinerten der Natur getreuen Abbildungen, von M. Theodor Christian Ellrodt, Bibliothekar der Königl. Kanzley-Bibl. zu Bayreuth ꝛc. Mit dreyzehn Kupfertafeln von Sturm und Nußbiegel. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1800. Auch mit dem Umschlags-Titel: Schwamm-Pomona für Aerzte und Köche, von M. Theodor Christian Ellrodt. Drittes und viertes Heftlein, mit nach der Natur gemalten Kupfern. Bayreuth. 1798. 302 S. kl. 8. Kf. VIII—XIII. 1 Rg. 12 gr.

Diese kleine Schwamm-Pomona führt nun der Verf. weiter fort bis zu den Köcher-, Punkt-, Stachel-, Morchel-, Keulen- und Staubschwämmen, und beschließt mit einem doppelten Register; ein Werkchen, das seiner Absicht entspricht.

Bfg.

Geschichte.

Pantheon der Deutschen. Zweyter Theil. Chemnitz, bey Hofmann. 1795. 135, 194, und 192 S. 8. ohne die Vorrede und das Pränumerantenverzeichniß, nebst den Bildnissen Rudolfs von Habsburg, Leibnitzens und Lessings, auch andern Kupfern. — Dritter Theil. Leipzig, bey Jacobäer. 1800. 92, 108, 116 und 162 Seit. nebst den Bildnissen Ulrichs von Hutten, Copernicus, und des Kurfürsten Moriz von Sachsen, auch andern Kupfern. 3 Rg. 9 R.

Wenn es scheinen könnte, daß die Geschichtbeschreibung in einem Pantheon, unter lauter Denkmälern einer vollendeten Apotheose, für ihre freyen und kühnen Untersuchungen keinen Platz mehr finden könne: so muß man sich erinnern, daß sie auch oft genug Götter gerichtet, und auf ihren menschlichen Ursprung zurückgeführt hat. Freylich ist für den Biographen, der im Tempel der Unsterblichkeit unter Heroen seiner Nation herumwandelt, die Reizung beynahe unwiderstehlich, durchaus zum bewundernden Lobredner zu werden; und wir finden daher auch in diesem Werke mehr als eine Lebensbeschreibung mit dem Beweise anfangen, daß derjenige, dessen Leben und Verdienste man unpartheyisch abzuschildern schuldig ist, ein großer Mann gewesen sey, den man nicht nach Würden preisen könne; als wenn es nicht erst dem Leser der Biographie überlassen seyn müßte, nach ihren treffendsten Zeichnungen das Urtheil zu fällen, ob sie sich eines großen, oder vortrefflichen, oder geräuschvollen und unternehmenden, oder gar nur eines mittelmäßigen Mannes bemächtigt habe. Glücklich indessen, wenn sich bey ihrem Verfasser die Hitze nach und nach legt, mit welcher er begonnen hat, und wenn er bey der Betrachtung von göttergleichen Menschen die Warnung des alten Dichters nie vergißt:

> Nihil est, quod credere de se
> Non possit, cum laudatur Dis aequa potestas!

Im zweyten Theile des Pantheon der Deutschen lesen wir folgende Lebensbeschreibungen. I. Rudolf von Habsburg.

burg. Auf 36 Seiten geht dessen Lebensgeschichte im Umrisse voran; aber erst unter der Charakteristik desselben, (S. 37—135) hat sich ihr Verfasser, Christoph Girtanner, geheimer Hofrath in Göttingen, unterschrieben. Es scheint also, daß er auf die Lebensgeschichte selbst keinen Werth, auf die Charakteristik aber einen desto größern gelegt habe; und doch ist diese letztere nur ein Luftgebäude, wenn der merkwürdige Mann, dessen eigenthümliche Züge sie darstellen will, nicht in seiner Lebensgeschichte nach seiner ganzen geistigen, moralischen, religiösen und bürgerlichen Thätigkeit vorgeführt worden ist. Auch ist es bereits in der Recension des ersten Theils von diesem Werke (B. XXV. S. 410 fg.) angemerkt worden, daß es eigentlich wider die ächte historische Methode ist, Biographie und Charakteristik von einander zu trennen. Rudolfs Lebensbeschreibung also enthält zwar ungefähr die merkwürdigsten Auftritte und Handlungen seines Lebens; aber weder alle, die darin eine Stelle verdienten; noch diejenigen, welche sie erhalten haben, immer gehörig entwickelt. So ist es z. B. sehr seicht, was der Verf. S. 16 über Rudolfs Erwerbung der österreichischen Länder sagt. Nachdem er gemeldet hat, daß R. seine Söhne im J. 1282. mit Oesterreich und andern dazu gehörigen Ländern habe belehnen lassen: (eigentlich belehnt habe) so setzt er hinzu: „In der That hatte auch der Kaiser das gegründetste Recht, „(in sofern man Eroberung als ein Recht gelten lassen will) „auf diese Länder, die er allein, und beynahe ohne alle Hülfe „des Reichs, erobert hatte.“ Daß dieses so viel als nichts gesagt sey, sieht jedermann ein. Bekannt ist es aber auch; oder sollte es doch einem Biographen Rudolfs seyn, was zu unserer Zeit in eigenen Büchern über den Rechtsgrund geschrieben worden ist, unter welchem dieser Fürst die gedachten Länder an das Reich gezogen hat; und am wenigsten hätte unbemerkt bleiben sollen, daß ihn erst die Willebriefe der Kurfürsten berechtigt haben, mit jenen Ländern seine Söhne zu belehnen. Desto weitläufiger und blumenreicher ist nun die sogenannte Charakteristik Rudolfs ausgefallen; wir sagen mit Bedacht: sogenannte; denn außer seinen vielen, an sich gut gewählten Charakterzügen, kömmt auch gar Manches darin vor, das in seine Lebensbeschreibung gehört hätte, und eine Reihe von Digressionen, die zu sehr ins weite Feld hinein ausgedehnt sind; ja einiges, das ganz hätte wegbleiben sollen; oder einer merklichen Verbesserung bedarf. Wozu

wüßte es z. B. S. 40 zu melden, „daß die Schmeichler des „österreichischen Hauses es gewagt hätten, zu behaupten, „sie hätten den Stammvater desselben am Pontus Euxinus „entdeckt, und es fände sich schon beym Strabo Nachricht „von den Habsburgern; diese elenden Menschen, ohne Sinn „für wahres Verdienst,“ u. s. w. Denn das Ding geht noch eine halbe Seite fort, und verliert sich zuletzt in einen sehr alltäglichen Gemeinplatz. Vor der Charakterisirung Rudolfs steht eine Abschilderung seines Zeitalters, die an sich nicht überflüßig ist; aber von Scholastikern, Bettelmönchen, Päpsten, u. dergl. m. weit mehr umfaßt, (S. 41—61) als hier nöthig war, und dagegen den Zustand Deutschlands und Italiens, auf den hier das Meiste ankam, kaum von einer oder der andern Seite berührt, und mit einer zwey Seiten langen Stelle aus Clemangis, der hundert Jahre nach Rudolfen lebte, erläutert. Das Jahrhundert dieses Kaisers nennt der Verf. das Zeitalter des Streits zwischen den Päpsten und Kaisern; aber das eilfte und zwölfte waren es schon eben so heftig gewesen. Nach S. 57 hat vielleicht nichts mehr dazu beygetragen, die Fortschritte der Kultur in Deutschland aufzuhalten und zu verzögern, als die Verbindung zwischen Italien und Deutschland; und doch blieb in Italien immermehr Kultur übrig, als in Deutschland; auch ist der ganze folgende Beweis sehr gezwungen. S. 108 fg. schreibt der Verf. eine lange Anrede aus Meisters Rudolf ab, welche Ottokars Gemahlinn an ihn gehalten haben soll; die er zwar bey keinem alten Schriftsteller gefunden habe; aber Herr Meister, sagt er, sey ein zu genauer Geschichtschreiber, als daß er sie erdichtet haben sollte. Wir übergehen andere Stellen, und ehren übrigens die Kenntnisse des nun verstorbenen Verfassers; der, obgleich Geschichtbeschreibung aus dem Mittelalter sein Feld keineswegs war; doch hier viel Lesbares, zum Theil aus neuern Schriftstellern gesammelt hat.

II. Gottfried Wilhelm Freyherr von Leibnitz. Von Johann August Eberhard. Hier ist es ein Biograph, der seinen Helden scharf ins Auge gefaßt, und auf seinem ganzen Riesengange glücklich verfolgt hat. Freylich kündigt er ihn gleich als einen großen Mann von einer eigenen Gattung an, als einen von den stillen Weisen, dem eine Nation ihre Aufklärung verdankt; der die Gränzen der Wis-

sen-

senschaften erweitert, und in allen ihren Theilen Licht ver-
breitet hat; dem sie es verdankt, daß sie unter den aufgeklär-
ten Nationen eine ehrenvolle Stelle behauptet. „Und wie groß,
„fährt er fort, muß sein Verdienst, wie allumfassend sein Geist
„seyn, wenn sein Ruhm, mitten unter den immer wandelnden
„Gestalten der Systeme, unter dem steten Fortschreiten der
„Wissenschaften, sich hat erhalten, wenn er aus dem Dunkel
„der Schulen hat hervorbrechen können, um sich der ganzen
„Nation in einem Glanze zu zeigen, mit dem er den übrigen
„Unsterblichen beygesellt zu werden hoffen kann. Mit diesen
„Ansprüchen tritt der erste deutsche Weltweise in den Tempel
„des Nachruhms.“ Hierauf folgt die Bemerkung, „daß
„Leibnitz zu einer Zeit gelebt habe, worin der gelehrte
„Stand von den übrigen Ständen noch getrennter war, als
„jetzt; worin der Philosoph, nicht allein von dem ungelehr-
„ten Theile der Nation, und selbst von den gelehrten Ge-
„schäfftsmännern; sondern auch von den Gelehrten in andern
„Wissenschaften in einer viel zu großen Entfernung stand, als
„daß sein Name so schnell, wie in unsern Zeiten, hätte kön-
„nen in aller Menschen Munde seyn. Die deutsche Sprache
„war noch nicht gebildet genug, um darin die Philosophie
„zu einer geistreichen Unterhaltung für alle Stände zu ma-
„chen; die Gelehrten bedienten sich der lateinischen Sprache;
„und die französische, die bekannteste und gebildetste der
„neuern, war die Sprache der Höfe. Wenn daher Leib-
„nitz französisch schrieb: so konnte er in seinem Vaterlan-
„de nur einen kleinen Kreis von Lesern unter den Großen und
„an den aufgeklärtesten Höfen haben; seine Kenntnisse, die
„überall an die äußersten Gränzen des menschlichen Wissens
„reichten, konnten nur wenigen Auserwählten zugänglich
„seyn; er konnte also, gleich den Sternen, die durch eine
„unermeßliche Weite über unsere Erde erhaben sind, nur durch
„seine Größe, so wie durch den Umfang und die Stärke sei-
„nes Lichts, in einer solchen Entfernung von Allen gesehen
„werden. Und mit dieser Größe ist er auf uns gekommen,
„und der Mann der Nation geworden.“ In dieser Einlei-
tung erblickt man nur noch den beredten, wenn gleich scharf-
sichtigen Lobredner; aber ein weit lehrreicheres Vergnügen
macht die historisch-biographische Entwickelung der Geistes-
gaben, der so ausgebreiteten Gelehrsamkeit, der wichtigen
Entdeckungen, der mannichfaltigen Schriften, und anderer
denkwürdiger Unternehmungen Leibnitzens im beynahe gan-

gen Reiche der Wissenschaften. Dahin gehört unter andern der Anstoß, den ihm unter seinen Lehrern der berühmte Weigel zu Jena gab, der Philosophie die Evidenz der Mathematik mitzutheilen; der Auszug seiner Schrift de arte combinatoria, wo er in einem Alter von noch nicht zwanzig Jahren, einen so durchgedachten **Beweis von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele** gab; sein philosophischer **Entwurf zur Reformation der römischen Rechtsgelehrsamkeit**; sein **Verbesserungsplan der Philosophie**, und anderes aus seinen frühern Jahren. Unbekannt war bisher sein um das Jahr 1672. **Ludwig XIV.** gethaner Vorschlag, lieber **Aegypten zu erobern**, als Holland zu bekriegen; von welcher Unterhandlung die urkundlichen Ueberreste in der Königl. Bibliothek zu Hannover, hier (S. 55) angezeigt werden. Im folgenden Jahre erfand er seine **arithmetische Quadratur des Cirkels**, und im J. 1677 theilte er dem großen **Newton** die Erfindung der **Differentialrechnung** mit. Den über die letztere entstandenen berühmten Streit beschreibt Herr E. mit eben so viel Mäßigung als Wahrheitsliebe. Seine Theilnehmung an chemischen **Arbeiten**, aus welchen der feurige Phosphorus oder **Pyropus** entstand, und gleich darauf seine **Vertheidigung der Oberherrlichkeits- und Gesandtschaftsrechte der deutschen Fürsten**, wobey er auch die Grundsätze des Hobbes bestritt. Seine **philosophische Behandlung des Völkerrechts** in dem Codice Iuris Gentium diplomatico. Eine besonders lesenswerthe Erzählung und Beurtheilung seines zehnjährigen Antheils an den **Unterhandlungen über die Vereinigung der katholischen und protestantischen Religion**, in Deutschland und Frankreich. Auch bey dem Versuche, **Lutheraner und Reformirte im Preußischen zu vereinigen**, war L. nicht unthätig. Indem er aber die Philosophie des **Descartes** untersuchte, und seinen Begriff vom Wesen der Körper berichtigte: gelangte er zu einer **Verbindung der Physik mit der Metaphysik**, und diese führte ihn auf die ganz neue **Wissenschaft der Dynamik**. Bald aber schritt er weiter, und selbst über die Gränzen der Sinnenwelt hinaus. Ihm waren auch Ausdehnung und Bewegung Erscheinungen; das einzige Wahre und Reale waren ihm die **Monaden** und ihre Veränderungen. Zu seiner **Monadologie** führte ihn auch die alte Philosophie; das Paradoxe dieser so bestrittenen Lehre entsteht eben daher, daß

ihre

ihre Hauptwahrheiten außerhalb der Sphäre der Sinnlichkeit liegen. Mit ihr hängt seine vorherbestimmte Harmonie genau zusammen: ein noch lauteres Bekenntniß der menschlichen Unwissenheit, als die Monadologie selbst; wodurch er zugleich die Cartesianische Philosophie zu ergänzen und zu berichtigen suchte. „Die Gestalt einer Ergänzung seiner grossen Vorgänger, sagt der Verf., mußte seiner Philosophie, „außer ihrem eigenthümlichen Werthe, auch noch dadurch „zur Empfehlung dienen, daß sie die Eigenliebe der Irrenden „schonte." Endlich, um andere seiner Geistesfrüchte zu übergehen, ist es auch seine Theodicee, von deren Inhalte hier eine lichtvolle Darstellung ertheilt wird. (S. 136 fg.) „Diese „Theorie, bemerkt unter andern Herr E., welche das Uebel in „der Welt erklären soll, ist mehr dazu gemacht, den Stolz zu „beugen, als zu erheben. Denn sie nimmt bloß an, daß es „dazu gehören müsse, weil Gott die Welt, worin es ist, ge„wollt hat, und das beste Wesen nur das Beste wollen kann. „Sie vermißt sich nicht, es zu begreifen, wie jedes Uebel „zur Verschönerung der Welt dient; sie demüthigt den mensch„lichen Vorwitz unter die Unermeßlichkeit der göttlichen Weis„heit, deren Tiefen kein endlicher Verstand ergründen kann." Zuletzt stehen noch einige besondere seine Bemerkungen über diesen großen Geist; von denen wir nur die einzige nennen, daß ihm nichts so verhaßt war, als der Sektengeist. Er scheint sich schon zum voraus vor dem Unglücke zu verwahren, als Haupt an die Spitze einer Schule gestellt zu werden, und wünscht in einem Aufsatze, „daß vortreffliche Männer die „eitle Hoffnung, sich der Oberherrschaft im Reiche der Philo„sophie zu bemächtigen, aufgeben, und sich des Ehrgeizes, „eine Schule zu stiften, entschlagen möchten; woraus nichts „als Parteylichkeit und die schnödesten gelehrten Kriege zu ent„stehen pflegen, zum großen Schaden der Wissenschaft und „der kostbaren Zeit." Uebrigens ragt in dieser historischen Lobschrift die Geschichtstreue doch immer über den Panegyrikus hervor. Wir sahen uns auch nach Leibnitzens Schwachheiten um; erinnerten uns aber bald, daß man von denselben frey ist, sobald man im Pantheon seine Stelle eingenommen hat.

III. Charakteristik Gotthold Ephraim Lessings, entworfen von Johann Friedrich Schink in Hamburg. Sie schildert zuerst bis S. 153 den Schriftsteller, und

bis S. 192 den Menschen. Der natürlichen Ordnung gemäß, sollte wohl der Mensch zuerst auftreten; er kann uns sogar begreiflich machen, wie aus ihm ein solcher Schriftsteller geworden ist; oder es hätten auch, eben in dieser Absicht, beyde immer neben einander, wie in der vorhergehenden Biographie, fortschreiten können. Doch wir nehmen gern, was und wie es Herr Sch. ein so guter Kenner, geben will. Auf den ersten vier Seiten zeigt er, daß Lessing ein großer Mann und einzig in seiner Art gewesen sey, nachdem er vorher den Unterschied zwischen dem grossen und dem berühmten Manne, aber wirklich mehr rednerisch, als ganz bestimmt, entwickelt hat. Denn, wenn er z. B. zuletzt sagt: „Kurz, der große Mann gleicht der Sonne, die, selbstständig, aus eigener Kraft, Licht und Leben ertheilt; der „berühmte dem Monde, der durch geborgtes Licht „leuchtet und wohlthut:“ so stimmt das nicht völlig mit dem vorhergehenden Geständnisse zusammen, daß man durch Ein vortreffliches Werk des Geistes berühmt werden könne. Ein solches Werk ist ja kein erborgtes Licht; doch giebt es freylich gar verschiedene Klassen der berühmten Männer; und wir würden lieber den grossen, den vortrefflichen, den sehr gemeinnützigen, und den bloß fleißigen Mann unterschieden haben. Die Würdigung der schriftstellerischen Größe Lessings fängt mit dem Dichter, und hier wiederum mit dem lyrischen, an. Seine Lieder erklärt der Verf. für eigentliche Conversationsstücke, deren Zweck Ermunterung zur Freude, und geselliges Zusammentreten heiterer Köpfe und Herzen ist; man könnte sie versificirte Theorien des Vergnügens nennen. Sie haben freylich nicht, was die neuern Kunstrichter poetische Fülle nennen; gefällige Faßlichkeit und leichte Versifikation sind ihr ganzes Verdienst. Aber er wollte, wie Anacreon und Catullus, die Phantasie nicht erhitzen, sondern lieblich täuschen; die Seele nicht berauschen, sondern erheitern; die Empfindung nicht überspannen, sondern in sanfte Behaglichkeit wiegen. Schwärmerey ist nirgends der Charakter seiner Lieder; sie lag außer seinem Charakter, als Mensch. Selbst in denen, deren herrschender Ton schwermüthige Empfindung ist, versichtbart sich mehr das volle Herz, als eine hochfliegende Phantasie. In seinen Oden ist weder hoher lyrischer Flug, noch eine kühne, bilderreiche Phantasie sichtbar. Fast alle sind sie nur erhöhte Lieder; mehr Resultate des Raisonnements, als Er-

Ergießungen des Gefühls; die Phantasie ist darin dem Verstande untergeordnet. Auch in seinen Fragmenten von Lehrgedichten erkennt man mehr den denkenden Kopf, als den Dichter. Aber Kürze und Gedankenfülle charakterisiren auch hier sein Genie, und erheben es in einem hohen Grade über Gellert und Hagedorn, die in dieser Gattung der Poesie offenbar nur metrische Prosaisten sind; und durch den Reim verleitet, nur allzu oft geschwätzig und zu umständlich werden. Sein Vortrag gränzt wenigstens hier sehr nahe an Poesie; und sein philosophischer Scharfsinn wird so wenig durch den Reim beschränkt, daß die Resultate desselben gerade durch ihn eine Popularität und Deutlichkeit, die ihm in diesem Betrachte sogar vor Hallern, dem erhabensten und gedankenvollsten unter unseren Lehrdichtern, den Oberrang geben, dessen Lied, wie Michaelis sehr treffend sagt, mehr dämmert, als taget. (Gegen diese Vergleichungen und Rangordnungen möchte sich wohl im Reiche der Poesie eine ziemliche Oppositionsparten erheben; so gerecht auch übrigens Lessings Lob seyn mag.) Man könnte Lessing hier in Rücksicht auf Gedankenreichthum und Correktheit der Diktion, Opizen an die Seite setzen, von dem er nur in der poetischen Farbengebung übertroffen wird. Das schönste Denkmal, das er sich als Dichter gesetzt hat, Nathan, der Weise, ist nichts als ein Lehrgedicht; nur die Form macht es zum Drama; wie bereits von Engeln bemerkt worden ist. Ein kurzer Abriß davon dient zur Bestätigung. Lessings Sinngedichte zeigen die Kunst, die Aufmerksamkeit und Neugier des Lesers auf irgend einen einzelnen Gegenstand zu erregen, und eine Zeit lang mehr oder weniger hinzuhalten, um sie mit eins (mit einem Male) zu befriedigen, in einem so hohen Grade, daß er wenigstens von keinem Deutschen darin übertroffen wird. Erwartung und Aufschluß stehen bey ihm in dem vollkommensten Verein. Einfalt und Naivetät, stechender Spott und scharftreffende Satyre, Feinheit und Reichhaltigkeit des Hauptgedankens, Gedrungenheit des Ausdrucks, Schönheit der Einkleidung, Reinheit der Versifikation, alles trifft in denselben zusammen; wenn gleich die wenigsten seiner Sinngedichte Epigrammen im griechischen Sinne des Worts sind. Gegen die Beschuldigung des Allzuderben werden sie vertheidigt. Die äsopische Fabel setzte er wieder in ihre alten Rechte ein; durch Theorie und Beyspiele weckte er ihren Geist wieder. Auch hier giebt es

sehr

sehr richtige Bemerkungen; vielleicht aber sind die meisten übrigen Fabeldichter der Nation zu sehr herabgesetzt worden, um ihn über sie erheben zu können. Sie sollen mehr gesucht haben, ihr Publikum zu ergötzen, als zu unterrichten; und die Fabel, ehedem eine belehrende Unterhaltung, soll bey ihnen bloß ein gesellschaftliches Späßchen geworden seyn. Am längsten, wie natürlich, verweilt der Verf. bey dem dramatischen Dichter. Wie Lessing stufenweise sich zu der Höhe desselben emporgeschwungen habe, wird S. 44—51 an seinen frühern Stücken gezeigt, bis Miß Sara Samson, das erste wahre Trauerspiel für die deutsche Bühne, erschien. Herr Sch. gesteht, daß sich auch diesem Trauerspiele mancherley Fehler zur Last legen lassen, die er wirklich berührt; behauptet aber zugleich, das wahre Tragische sey doch darin durchaus dominant; (herrschend) und der einzige Charakter der Marwood könne den meisterhaftesten Darstellungen jeder Nation an die Seite gesetzt werden. Mit dem Siegel einer hohen Vollendung an der Stirne, erschien Minna von Barnhelm. In ihr übertraf Lessing sich selbst; er verpflanzte mit ihr eine Gattung des Schauspiels auf unsere Bühne, von der es bis dahin noch kein Muster gab; brachte eine Deutschheit in Charakteren und Sitten auf das Theater, wie sie vor ihm noch kein deutscher Dichter beobachtet und dargestellt hatte. Zur höchsten Stufe der Vollendung aber erhob sich sein dramatischer Genius durch Emilia Galotti: ein Ideal dramatischer Kunst; ein unerschöpfliches Studium für den Dichter, Schauspieler und Kunstrichter. Eine ausführliche Zergliederung der Hauptcharaktere, (S. 59—74) erweist dieses. Lessing ist überhaupt unter den dramatischen Dichtern seiner Nation der am meisten philosophische. Dazu machte ihn schon sein Genie; aber es wirkte auch Diderots Geist mächtig auf ihn ein, und entrückte ihn gleichsam dem französischen Klima, dessen Einfluß seinen dramatischen Schöpfungen bis dahin noch immer anzusehen war: so wie er durch die Ausübung der Grundsätze des französ. Philosophen, der Theaterkritik und Dichtkunst in Deutschland einen bessern, würdigern und philosophischen Charakter gab. Durch seine Beyträge zur Kritik des Drama und der Schauspielkunst, in mehrern Schriften, erwarb er sich noch ein besonderes Verdienst. Er war überhaupt zur Kritik geboren; alles stand ihm dafür zu Gebot; in seinen frühesten Schriften stach der Kunstrichter vor allen andern her-

hervor; es war ein bezeichnender Zug in seinem schriftstelleri-
schen Charakter, die Wahrheit streitend aufzusuchen, sie aus der
Erkenntniß des Falschen aufzufinden. Das Eigenthümliche
seiner Kritik, und ihr verschiedener Ton, der sich nach seinen
Gegnern richtete. In seinem Laokoon ist es schwer zu ent-
scheiden, was man am meisten bewundern müsse: ob den
Reichthum seiner Kenntnisse aller Art, seine fruchtbaren
Ideen, seine sinnreichen Zweifel und Berichtigungen, seine
äußerst feinen Bestimmungen der Gränzlinien zwischen Ma-
lerey und Dichtkunst, sein lichtvolles Entfalten des Irrthums
und der Wahrheit, sein Periode vor Periode fortrückendes,
dem vorgesteckten Ziele immer näher kommendes Raisonne-
ment; oder die beynahe ideale Reinheit, Fülle und Rundung
seiner Diktion? Ein entwickelnder Auszug dieses Werks
führt zu den antiquarischen Briefen, durch welche frey-
lich der sie Veranlassende übel zugerichtet wurde, und zu der
Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet haben?
die es mehr mit der bestrittenen Sache, als mit dem Strei-
ter, zu thun hat, und an Herrn Herder einen trefflichen
Commentator gefunden hat. Seine erste eigentliche philo-
sophische Schrift war Pope, ein Metaphysiker, an der
zwar auch Moses Mendelssohn Antheil hatte, in der aber
Lessings Geist herrschend hervorragt; und in seinen spätern
Jahren gab er an den Freymäurergesprächen, Ernst
und Falk, ein Meisterstück in Versinnlichung spekulativer
Philosophie. Aber er war auch Theologe. „Dieser Ueber-
„gang, sagt Herr Sch. S. 150, aus dem freyen, hellen Ge-
„biete der Vernunft in das eingezäunte, nur mit däm-
„merndem Lichte bedeckte Gebiet des Glaubens, wür-
„de ein sehr greller, den Augen und dem Freyathmen des
„Geistes gleichwehthuender Uebergang seyn, wenn es nicht
„Lessing wäre, dessen Wanderungen hier nachgespührt wer-
„den soll. Sein Auge entdeckte die schöne Blume, Erkennt-
„niß, auch unter Disteln und Dornen, und seine Hand ret-
„tete die Seegensfrucht, Wahrheit, auch aus dem Nacht-
„froste der Dogmatik.“ (Solche Tiraden, dergleichen
auch in der Folge vorkommen, waren wohl zur Befestigung
von Lessings Ruhme nicht nöthig. Lange vor ihm hatten
schon treffliche Köpfe über die Religion glücklich philosophirt,
wie Locke, Leibnitz, Clarke, u. a. ohne darum sich das
Ansehen zu geben, daß sie erst die Dämmerung im Glaubens-
gebiete zerstreuet hätten. Ja wenn das eigentliche Christen-
thum

thum der Bibel auf göttlichem Ansehen beruht, das uns zugleich auf ein früheres Geschenk der Gottheit, auf die Vernunft, zurückweiset, wie scharfsinnige Philosophen längst erkannt haben: so muß es wohl bereits vor Lessingen, einen lichtvollen Glauben gegeben haben.) Von seiner Schrift über die Abendmahlslehre des Berengarius. Seine Kritik über Leibnitzens Meinung von der Ewigkeit der Höllenstrafen, sollte nach Herrn Sch. der von ihm vertheidigten orthodoxen Lehre einen feinern philosophischern Sinn unterschieben, als sie ihn bey den Orthodoxen wirklich hat, und zugleich die Unstatthaftigkeit des ganzen Dogma im Sinne der Orthodoxen erweisen; ja mit diesem Erweise einen Fingerzeig von der Unstatthaftigkeit der ganzen orthodoxen Dogmatik geben. Eben so wollte er in seinen Bemerkungen über Leibnitzens Schrift von der Dreyeinigkeit, nicht das Dogma selbst, sondern die religiöse Denkungsart des Philosophen, retten. Mit der Bekanntmachung der Wolfenbüttelschen Fragmente aber entwickelt es sich deutlich, zu was für Untersuchungen der christlichen Religion er mit seinen Rettungen Leibnitzens die theologische Welt hatte vorbereiten wollen. Ehe man die christliche Dogmatik bekämpfte, meinte er, müsse man erst das, worauf sie sich gründe, bestreiten; dann werde das Gebäude schon von selbst zusammenstürzen, wo seine Theile nicht haltbar wären. „Was „durch jene Fragmente und mit ihnen in die Klemme kam, „waren nur die theologischen Hypothesen, Erklärungen und „Beweise; die Religion selbst stand; was der Bibel „galt, galt nicht auch ihr. Eher als die Bibel, war „die Religion, und eher als die Schriften der Evangelisten „und Apostel, das Christenthum. Dieses muß durch „seine innere Wahrheit, nicht durch die Wahrheit se„ner schriftlichen Ueberlieferungen, erwiesen werden. „Hat sie diese innere Wahrheit nicht: so können sie auch alle „schriftliche Ueberlieferungen ihr nicht geben.“ (Eine Sprache, die man jetzt so oft hört, die so einnehmend ist, und einen so philosophischen Anstrich hat; zuletzt aber doch bloß auf das Christenthum, das so alt als die Welt ist, hinleitet. Ist es gleichgültig, ob das Ansehen der Bibel steht oder fällt: so mag man alsdann Christenthum nennen was man will; die eigentliche Religion Jesu werde ich nicht zuverläßig kennen.) Kein Wunder also auch, daß Herr Sch. zuletzt sagt: „Christ, in dem gewöhnlichen Sinne des

„Worts,

„Worte, war Lessing freylich nicht. Sein Christenthum „war einer höhern, geistigen, göttlichen Art.; es war das, „was in dem Geiste und dem Herzen aller weisen, edeln und „vortrefflichen Menschen gelebt hat und lebt; was in ihnen „wirkte, handelte und seegnete, ehe es noch Christus pre„digte, ehe es noch unter diesem Namen dem Menschengeschlechte „angekündigt ward; ja nicht allein das, was er klar und „deutlich lehrte; sondern auch das, was er für die „tiefer Eingeweihten, für die mit Geisteskräften höher „Ausgerüsteten nur anwinkte: das Christenthum der „vernünftigen Gotteserkenntniß, welches das männliche Al„ter des Menschengeschlechts herbeyführen, es zu seiner noch „höhern Reife seiner geistigen und moralischen Kultur wieder„gebähren sollte." (Auch ein schönes Ideal unserer Zeiten, das nur alsdann realisirt werden wird, wenn die rein vernünftigen Menschen unter dem Gebote des reinen Sittengesetzes leben werden.) Daß übrigens Herr Sch. durchaus begeistert von einem Manne wie Lessing, und der, wie es scheint, sein Freund war, geschrieben hat; wer kann ihn deswegen tadeln? zumal da es in einem Werke, wie das gegenwärtige, geschehen ist. Doch würde ein mehr historischer Ton auch mehr Unpartheylichkeit, und bisweilen mehr Mäßigung hervorgebracht haben. Denn der geistige (soll wohl heißen: geistliche) Klopffechter, der Hamburger Papst, der in seinen orthodoxen Schässeln Tod gegen den Widersacher des Pastoralherkommens bereitete, u. dergl. m. kann wohl schwerlich zu einer Inschrift eines Denkmals im Pantheon gebraucht werden.

Dritter Theil. I. Herrmanns Schlachten, dargestellt von Friedrich Christian Schlenkert. Herr Schl. will „die Vorhalle dieses der deutschen-Nationalehre geweih„ten Tempels mit einer Reihe historischer Schildereyen „verzieren, welche uns die wichtigsten Ereignisse und Bege„benheiten aus der vaterländischen Geschichte, die größten „und folgereichsten Thaten unserer ehrwürdigen Voreltern, „das Wachsthum und die Bildung unsrer aus so mannich„faltigen und ganz verschiedenartigen Theilen und Formen „bestehenden Verfassung, den Gang der deutschen Kultur, „und die Eigenheiten und Schicksale der Nation recht an„schaulich machen, und uns eine so angenehme als lehrreiche „Unterhaltung gewähren sollen." Dawider ist nun so wenig etwas

etwas einzuwenden, daß vielmehr alles dieses, historisch treu ausgeführt, recht an seinem Platze seyn würde. Aber Herr Schl. thut es in seiner eigenen Manier: und dawider ist gar viel einzuwenden. Er nennt es ganz treffend nicht Schilderungen; sondern Schildereyen: denn es sind Gemälde großentheils von seiner eigenen Erfindung. Die römischen Schriftsteller jener Zeiten sagen uns zwar von den hier beschriebenen Begebenheiten nicht völlig so viel, als wir zu erfahren wünschten; aber doch genug, um sie theils historisch begreiflich und deutlich zu machen; theils, um den Ruhm unserer Vorfahren ins Licht zu setzen. Unser Verf. hingegen weiß von allem diesem unbeschreiblich mehr zu erzählen, in rednerischen und halb poetischen Gemälden darzustellen, als man damals unter den Römern selbst wußte. Herrmann insonderheit recitirt im J. 9. nach Chr. Geb. am Rhein und an der Weser sehr schöne Reden, die für ihn um das Jahr 1800. nach Chr. Geb. zu Dresden aufgesetzt worden sind. Wer nun solcher Unterhaltungen bedarf, dem wollen wir sie gerne gönnen; wer aber damit seine leere Zeit noch nicht genugsam ausfüllen könnte, dem schlagen wir Lohensteins Arminius und Thusnelde vor, wo er sich an historischen Schildereyen vollends wird sättigen können.

II. Ulrich von Hutten, geschildert von Christian Jacob Wagenseil, Sr. Kaiserl. Majest. Pfalzgrafen, und der Reichsstadt Kaufbeuren Kanzley-Direktor. Herr W. der bereits vor vielen Jahren seine vertraute Bekanntschaft mit diesem heldenmüthigen Deutschen gezeigt, auch durch die Ausgabe von dessen Briefen, sich um sein Andenken verdient gemacht hat, stiftet ihm hier ebenfalls ein würdiges Denkmal. Es befremdet zwar etwas, daß er an der Stelle, wo er die neuern Gelehrten nennt, welche Huttens Namen in deutschen Schriften geweckt haben, (S. 8 fg.) gerade des vornehmsten, des Herrn Meiners, nicht gedenkt, der demselben den ganzen dritten Band seiner Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, im J. 1797. gewidmet hat. Allein aus der Vorrede dieses Theils des Pantheon sieht man, daß Herrn W. Lebensbeschreibung schon seit einigen Jahren abgedruckt war, ehe er jene Biographie sehen konnte. Unterdessen, da so viele Gelehrte von Ansehen neuerdings das Andenken Huttens belebt, auch von seinen Schriften zum Theil sehr genaue

Nach-

Nachrichten ertheilt, und über seinen Charakter verschiedene Erörterungen zusammengestellt haben: (wozu man noch viele sorgfältige Bemerkungen über ihn in dem Allgemeinen Literar. Anzeiger von den J. 1798, 1799 und 1800 setzen kann,) so ist es desto weniger nöthig, obgleich Herr W. seinen eigenen Gang, eben sowohl zum Vergnügen als zur Belehrung der Leser, genommen hat, einen Auszug aus seinem Denkmal zu geben. Es ist wahr, bündig und kraftvoll; gefällt auch durch manche ausgesuchte Bemerkungen; z. B. (S. 49 fg.) über die Nachsicht, mit welcher der Kurf. von Mainz **Albrecht** seinen Liebling **Hutten** die bittersten Schriften wider den päpstlichen Hof unter seinen Augen herausgeben ließ; über die Art, wie sich **Hutten** an **Luthern** anschloß, (S. 58 fg.) u. a. m. Sein schönes Schreiben an seinen berühmten Freund **Franz von Sickingen**, (S. 72—77) steht auch am rechten Orte. Zuletzt hat der Verf. S. 101 fg. die wesentlichsten Bestandtheile von Huttens Charakter gesammelt, damit sie mit einem Male überschauet werden können. Von der vortheilhaften Seite ist er oft geschildert worden; über seine Fehler sagt Herr W. (S. 106) „Es ist unstreitig, daß er sich in eine glücklichere Lage gesetzt, und vielleicht mehr gewirkt haben würde, wenn er sich hätte Mühe „geben wollen, das ungestüme Feuer seines Temperaments „zu mäßigen. Er reizte durch seine Heftigkeit andere zu mancherley Kränkungen, und bereitete sich bittere Stunden, die „er sich nicht durch Verleugnung der Wahrheit oder Schmeicheley — sondern nur durch mehr bewiesene Mäßigung hätte „ersparen können. Hätte er mehr Stätigkeit gehabt, sich an „etwas Bestimmtes fixiren (anheften, ganz hingeben) können; der nöthigen Klugheit von seinem Feuereifer, womit „er überall anstieß, etwas aufopfern wollen: so würden wir „zwar nicht den Hutten, aber einen andern, vielleicht gemeinnützlichern sehen. Er selbst sah dieses ein; schob aber „alle Schuld auf sein Temperament. Es fehlte ihm wirklich „nicht an Geschmeidigkeit, nicht ganz an sanftem Sinn; „aber diese Talente (Gaben) vernachlässigte er völlig. Daß „er nicht ohne Hang zur Wollust, und in seinen Jugendjahren zum Trunke war, darf nicht geleugnet werden. Pirckheimer hielt ihm darüber manche Strafpredigt; aber seine „Entschuldigungen scheinen weniger die eines reuigen Sünders, als eines solchen zu seyn, dem bloß die Kraft zu sündigen gebrechen will.“ Uebrigens wünschen wir auch mit

Herrn W., daß die vollständige Sammlung der Schriften Huttens, welche er nicht zu Stande bringen konnte, noch zur Reife kommen möge.

III. **Nicolaus Copernicus, von Georg Christoph Lichtenberg.** Eine vorzügliche Zierde dieses Theils, und auch an Methode von allen übrigen Lobschriften des gesammten Werks unterschieden. Der würdige Verf., dessen Geist nun schon in eine nähere Verbindung mit Copernicus getreten ist, befand sich zwar in einiger Verlegenheit durch den Mangel an Datis, um jenen großen Mann so in seiner ganzen Geistes-Individualität darzustellen, wie dieses bey einigen andern Männern im Pantheon bereits möglich gewesen ist. Es findet sich in den Nachrichten von ihm nur Weniges von den kleinen, oft gering scheinenden; aber stark charakterisirenden Zügen, welche die Biographieen großer Männer so anziehend für den Leser, so aufmunternd und anspornend für den Verf. selbst, und am Ende für den Psychologen so wichtig machen. Allein darum bleibt doch diese Lebensbeschreibung in einem hohen Grade lehrreich. Denn sie entwickelt und würdigt nicht bloß die herrliche Entdeckung des Copernicus vortrefflich; sondern sie zeigt auch, wie er auf dieselbe geleitet worden ist, und vergißt endlich auch ihre Folgen und ihre Vervollkommnung nicht. Erläuternde oder bestätigende Anmerkungen sind häufig hinzugekommen; aber einige größere hat der V. als Beylagen angehängt. Es bringt gewissermaaßen schon dieser Gegenstand selbst es mit sich, daß wir keinen kurzen Inbegriff von diesem allem geben können; einen ausführlichen aber verbietet der durch die vorhergehenden schon sehr verengte Raum. Wir empfehlen also desto mehr das Ganze, als eines der letzten Denkmäler von Lichtenbergs mannichfaltiger und eben so gründlicher Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Forschungsgeist, und besonders auch von seiner seltenen Gabe, die erhabensten und schwersten Lehrsätze in niedere Gesichtskreise herabzuführen. Unter so vielem anderm hat uns auch die Untersuchung eingenommen, (S. 54 fg. Beyl. II. S. 101 fg. Beyl. III. S. 107 fg.) wie Copernicus durch eine Stelle des Cicero (Acad. Quaest. L. IV.) und eine andere Plutarchs (de placitis philosophor. L. III. c. 13.) zuerst veranlaßt wurde, über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken; mit der er gar bald die Phänomene des Himmels in Uebereinstimmung fand. Einen zwar nur kleinen; aber

doch

doch nicht unmerkwürdigen Zusatz erlaube man uns zu dieser so schätzbaren Biographie, oder vielmehr Geistesgeschichte des Copernicus. Der Verf. gedenkt in derselben, wie zu erwarten war, öfters des Rheticus; (eigentlich Rhäticus, von seinem Vaterlande Graubündten, einem Theil des alten Rhaetia,) meldet auch S. 99. daß er sich eine Zeit lang beym Cop. aufgehalten habe. Wie viel Ehre macht es nicht beyden, daß Rhät. der erste Professor Mathematum inferiorum zu Wittenberg, sein Amt niedergelegt hat, um vom Cop. das neuentdeckte Weltsystem genauer kennen zu lernen!

IV. **Moriz, Kurfürst von Sachsen.** Der Verf. dieser Lebensbeschreibung hat sich zwar nicht genannt; aber aus der Vorrede zum zweyten Theile sieht man, daß es Herr HR. **Woltmann** ist. Dem berühmten, um Deutschland so verdienten Fürsten hat es zu seiner und zu unserer Zeit nicht an Biographen gefehlt, die seiner ziemlich würdig waren; auch nicht an einem einsichtsvollen Lobredner, dem vortrefflichen Camerarius; doch wird man auch nach ihnen die gegenwärtige Biographie nicht ohne Vergnügen lesen. Wir wollen, da **Morizens** Geschichte bekannt genug ist, nur einige Bemerkungen des Verf. über dieselbe ausheben; oder einige der unsrigen über seine Erzählung beyfügen. Er schreibt S. 7 „**Moriz** glaubte, gegründete Ansprüche auf die er„ledigten Lehne, die Grafschaft Leisnig, und die Herrschaft „Penig, machen zu können.“ Wir wüßten aber gar nicht, was er auf diese dem Herzoge heimgefallene Lehne vor Ansprüche hätte machen können; es war bloß ein Geschenk seiner Gewogenheit, das er sich von ihm ausbat. Den Vergrößerungsentwurf **Morizens** hat Herr W. zwar S. 21 fg. fein abgeschildert; ob er aber schon seit den Wurzner Irrungen mit seinem Vetter, dem Kurfürsten, so gefaßt und verfolgt worden sey, ist eine andere, nicht so leicht zu bejahende Frage. Auch S. 31 wird viel mehr von **Morizen** gesagt, als sich erweisen läßt: „Der junge Fürst ließ es dem „schlauen Alten nicht merken, (dieser Alte soll Karl V. seyn, „der doch damals wenig über vierzig Jahre hinaus war,) „wie weit er ihn in dieser Kunst (in der überfeinen Po„litik) übersehe, und welche helle Blicke er in das geheim„nißvolle Dunkel seiner für Deutschlands freye Verfassung „durchaus verderblichen Plane schon gethan habe.“ S. 40 und 41 werden mehrere Muthmaaßungen darüber vorgetra-

gen, daß Moriz schon im Begriff war, ohngeachtet seiner ungemeinen Anhänglichkeit an den Kaiser, und des sogar mit ihm geschlossenen geheimen Bundes, doch wider ihn ein Bündniß mit dem Kurfürsten und dem Landgrafen einzugehen. Allein gerade die natürlichste Vermuthung wird nicht angeführt: er hatte noch keinen festen Plan; und was ihm der Verf. oben von dieser Art beylegte, gehört erst in die Zeiten, da sich alles zum Ausbruche des Schmalk. Kriegs hinneigte. Hier, in diesem Zeitpunkte, gesteht nun der Verf. S. 60 daß Moriz **eine der zweydeutigsten Rollen** übernommen, und sich **mancherley Täuschungsmittel** erlaubt habe, die auf seinen moralischen Charakter eben nicht das vortheilhafteste Licht werfen. „Man hüte sich aber, fährt er fort, den „großen Mann so einseitig und nur dem Scheine nach übereilt zu beurtheilen; man erwäge die Umstände, unter welchen, und die Menschen, mit welchen er handelte, mit unpartheyischer Sorgfalt; man halte das Ende dieses politischen „Trauerspiels nicht auch für das Ende des von ihm angelegten ungleich größern Schauspiels; und erwarte es ruhig, „wie er seine Handlung fortführen, wie er den von ihm allein geschürzten Knoten lösen werde — und dann erst spreche man ihm sein Urtheil!“ Wir glauben wirklich nicht, daß diese Deklamation hier an ihrem Orte stehe. Herr W. ist ein scharfsichtiger Kopf; aber eben deswegen glaubt er gar oft, mehr, weiter, tiefer zu sehen, als andere historische Forscher, die nicht sehen wollen, wo kein Licht ist. Er entdeckt geheime und weitaussehende Entwürfe; verkettet Handlungen, Absichten, Umstände und Folgen, auf eine ihm eigne Art, aber ohne sichere Spuren, mit einander, und verlangt dann, daß man alles nach seinen Ideen beurtheilen soll. So weit wir seine hier gegebenen schlauen Winke errathen können, soll wohl Moriz bereits zu der Zeit, da er sich mit dem Kaiser wider seine Anverwandten und Glaubensgenossen verband, den großen Entwurf der Befestigung der deutschen und protestantischen Freyheit bey sich unterhalten, und nur zum Scheine dem Kaiser beygestanden haben. Allein die offene Geschichte sagt gerade das Gegentheil; Morizens Bündniß mit dem Kaiser im Junius d. J. 1546 wodurch ihm gegen Kriegshülfe die Kur Sachsen versprochen wurde, (welches aber Herr W. weislich übergeht, und dagegen von einer vollkommenen Neutralität spricht, welche jener Fürst, wie es scheine, habe behaupten wollen,) zeigt unwidersprechlich, welches

ches damals sein Hauptplan gewesen sey. Wenn er fünf Jahre später dem Kaiser den Passauer Vertrag abnöthigte: so braucht man gar nicht scharfsichtig zu seyn, um einzusehen, daß diese Unternehmung aus einer ganz veränderten Lage Deutschlands und seiner eigenen Angelegenheiten entstand; daß sie wohl schwerlich ohne die schändliche Art, auf welche sein Schwiegervater gefangen genommen, und so lange gehalten wurde, von ihm gewagt worden wäre. Der Verf. der an ihm nichts als erhabene Entwürfe erblickt, (S. 77) und hingegen den Kurf. Johann Friedrich immer von der verächtlichsten Seite darstellt, will nicht einmal zugehen, (S. 101) daß Moritz etwas zum Untergange seines Vettern beygetragen habe; und doch begreift auch der Kurzsichtigste, daß der Angriff desselben auf die Kurfürstl. Länder, während ihr Herr so weit von denselben entfernt war, dem freylich schon von diesem fehlerhaft geführten Feldzuge erst die unglücklichste Wendung geben mußte. — Doch es ist Zeit, diese lange Anzeige abzubrechen. Herrn W. Biographie bleibt immer schätzbar; es mußte nur an einigen Beyspielen gezeigt werden, daß seine Darstellungen (eines von den großen Wörtern, die jetzt so vieles bedecken müssen,) gar oft nur Abdrücke von seinen eigenen Vorstellungsarten, nicht von den eigentlich historischen, sind.

Die Bildnisse der berühmten, und zum Theil großen Deutschen, welche in diesen beyden Theilen von Biographen charakterisirt worden sind, machen auch der Kunst des Kupferstechers Ehre. Die von eben demselben abgebildeten besondern Auftritte ihres Lebens haben zwar auch viel Gefälliges; sind aber nicht immer sehr charakteristisch, und erhöhen ohne Noth den Preiß des empfehlungswerthen Werks. Lichtenberg wollte keine solche Lebensscenen für seinen Copernicus angeben. „Es wäre, schreibt er, immer etwas in diesen „Bildchen gewesen, was sich, nach meiner Empfindung, nicht „mit dem anspruchlosen, strengen, ernsthaften, und überhaupt „großen Charakter des Mannes hätte vereinigen lassen. Er „selbst würde es auch gewiß nicht gebilligt haben. Was hätte ich auch vor Scenen vorschlagen sollen? Etwa, wie er „in seinem 27sten Jahre vor einer großen, gemischten „Versammlung in Rom Collegia liest; oder wie er im Schlaf„rocke schlechtes astronomisches Geschütz gegen den Himmel „richtet? Was hätte denn alles dieses erläutert? da er

„jenes mit so manchem gelehrten Charlatan, und dieses mit „jedem astronomischen Constabler gemein hat.“

DI.

Abriß der deutschen Geschichte zur weitern Erklärung in Schulen; demnächst aber auch zur eigenen hinreichenden Uebersicht bestimmt, von Karl Ehregott Mangelsdorf, der Geschichte, Beredtsamkeit und Dichtkunst ordentl. Professor auf der königl. Universität zu Königsberg in Preußen. Leipzig und Gera, bey Heinsius. 1800. 184 Seit. 8. 12 gr.

Dieses Lehrbuch ist hauptsächlich für Schullehrer und Privatlehrer in Familien bestimmt, und zu ihrem Gebrauche dergestalt eingerichtet, daß, da sie selten Hülfsmittel genug zur Vorbereitung bey der Hand haben, dieselben ihnen an des Verf. *Versuche einer kurzen, aber nicht mangelhaften Darstellung der deutschen Geschichte für gebildete Leser*, woraus dieser Abriß ein Auszug ist, nach seiner Absicht offen stehen. Wir haben jenen Versuch nicht gesehen; es läßt sich aber auch ohne jenen beurtheilen, wiefern gegenwärtiges Lehrbuch zweckmäßig gerathen sey.

Zuerst steht eine *Einleitung*, welche theils die *Vorgeschichte zur deutschen Geschichte*, (bis zur Stiftung des fränkischen Reichs,) theils die *Vorgeschichte zur deutschen Reichsgeschichte*, (bis zum Theilungsvertrage von Verdun) enthält. Hier fällt es nun sogleich auf, daß auf dem Titel eine *deutsche Geschichte* versprochen, und im Buche selbst nur eine *deutsche Reichsgeschichte* gegeben wird. Und warum das? Ist denn dem jungen Deutschen die letztere wichtiger und nothwendiger, als seine Nationalgeschichte? Wird er ja ein Rechtsgelehrter: so wird man ihn auf Universitäten mit der publicistischen Reichshistorie hinlänglich versorgen. Also doch lieber frühzeitig und im ersten historischen Unterrichte, ihm an der Geschichte seiner Nation Geschmack und Kenntniß beygebracht; die Geschichte des

des deutschen Reichs wird sich daran gar wohl anknüpfen lassen.

Was die Einleitung selbst betrifft: so wird etwas zuversichtlicher, als die historischen Spuren reichen, S. 6 erzählt, die Kimbrer wären von der Weichsel über die Karpathen nach der Donau vorgerückt. Daß Tacitus nach S. 8. die Germanier seiner Zeit ohngefähr eben so beschrieben habe, wie die heutiges Tages von uns Europäern sogenannten Wilden in Amerika, ist nicht ganz richtig. Wenn der Verf. etwas mehr von ihren Sitten, wie sie jener Geschichtschreiber abschildert, hätte sagen wollen: so würde sich dieses wohl gezeigt haben. S. 9 schreibt er: „Von altdeutscher Religion oder Gottesverehrung läßt „sich so gut wie nichts sagen;“ aber allerdings läßt sich etwas recht Großes und Edles von derselben sagen: nec cohibere parietibus Deos, neque in ullam humani oris speciem adsimulare, ex magnitudine coelestium arbitrantur. (Tac. Germ. c. 9.) Die Niederlage des Varus wird S. 10. in die heutige Grafschaft Mark gesetzt; sehr unwahrscheinlich. Ulfilas soll nach S. 12 im sechsten Jahrhunderte seine Gothen die Schreibekunst gelehrt haben: ein Anachronismus von zweyhundert Jahren! Nach S. 15 soll Austrasien das alte Reich anzeigen; aber es hätte vielmehr bemerkt werden sollen, daß Austrasia oder Austria das deutsche Ostrich oder Oesterreich, der östliche Theil des Reichs sey.

Die deutsche Reichshistorie wird S. 20 vom gänzlichen Abgange der Karolinger mit Ludwig dem Kinde im J. 911. (warum nicht gleich vom J. 843 an?) in sieben Perioden abgetheilt, nämlich 1) bis auf den großen Kampf mit den Päpsten, 1056. (eigentlich 1074.); 2) bis auf den Sturz der großen Herzogthümer, oder bis 1180. (aber es wurde ja nur das eine zertrümmert; und dann möchte auch wohl die neue fortdauernde Verbindung des Kaiserthums und des Königreichs Italien durch Otto I. ein schicklicherer Anfang für eine neue Periode gewesen seyn); 3) bis auf die allgemein unbestrittene Landeshoheit der Fürsten, 1273; 4) bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, oder der mittlern Geschichte; (bestimmter konnte es ausgedrückt werden: bis zum Landfrieden und zur Reformation); 5) bis zum Westphäl. Frieden; 6) bis zum Aussterben des Hauses Habs-

 burg;

burg; (dieses brachte aber keine Hauptveränderung im Zustande des d. Reichs hervor); und 7) bis zum Rastadter Friedenskongreß. Die Erzählung selbst von dieser Reichsgeschichte ist mit ziemlich guter Wahl und Deutlichkeit abgefaßt; doch finden sich auch hier manche zu flüchtig hingeworfene Stellen. Daß die schwäbischen Dichter oder Minnesänger sich mit dem fortschreitenden Studium der Alten verloren haben sollten, (S. 108) wird wohl nicht erwiesen werden können: denn wo gab es denn solche Fortschritte im 13. und 14. Jahrhunderte in Deutschland? S. 119 fg. wird das von den Protestanten ausgeschlagene Concilium von Trident als die einzige Ursache des Schmalkaldischen Kriegs angegeben, die wohl in Karls V. Augen die unerheblichste von allen war. S. 120 wird von dem Herzoge Moriz von Sachsen, der zu dieser Zeit öffentlich in Kriegsdiensten des Kaisers stand, gesagt, er habe ein heimliches Verständniß mit demselben unterhalten; und auf eben derselben Seite wird versichert, der Landgr. Philipp habe sich zur Haft gestellt: er, der sich vor den Kaiser in dem gewissen Vertrauen stellte, daß er nicht zur Haft gezogen werden sollte. Nicht achtzehn Jahre, wie S. 123 steht, saß Joh. Friedrich der Mittlere gefangen; sondern acht und zwanzig. Die Nachricht, S. 140 daß den Schweden für ihren Abzug aus Deutschland fünf Millionen Thaler bezahlt werden mußten, ist nur in sofern richtig, daß sie so viel bekommen sollten; bekanntlich aber erhielten sie nur etwan die Hälfte davon. Von mehrern solchen Stellen nennen wir nur noch die allerletzte, S. 184 daß der Friedenskongreß zu Rastadt nach sechszehn Monaten durch österreichisches Militär zerrissen worden sey. Als wenn er nicht schon lange vorher durch ein ganz anderes Militär durchlöchert worden wäre.

Vgb.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Da der Pränumerationstermin für das von uns angekündigte Werk: Reitemeiers allgemeines deutsches Gesetzbuch aus den unveränderten Materialien des gemeinen Rechts in Deutschland entworfen, für manche Gegenden zu kurz ausgefallen ist, und deshalb von verschiedenen Orten eine Verlängerung desselben gewünscht worden: so haben wir solchen weiter hinaus bis zu der Leipziger Ostermesse gesetzt, wo alsdann den Pränumeranten der erste Band unfehlbar abgeliefert werden wird. Frankfurt a. d. O., den 9. Januar 1801.

Akademische Buchhandlung hierselbst.

Blätter für Polizey und Kultur.

Von keiner Art von Kenntnissen gilt es mehr, als von denen, welchen obige Blätter bestimmt seyn werden, was Gregoire sagt: man muß sie gemein machen, (il faut vulgariser les sciences) wenn sie wirksamer werden, wenn sie mehr als bisher der Menschheit zu gut kommen sollen.

Um hierzu in Deutschland nach Möglichkeit beyzutragen, haben wir Herrn Prof. Niemann in Kiel ersucht, die von ihm seit ein paar Jahren unter dem Titel: Schleswig-holsteinische Blätter — mit Beyfall herausgegebene Zeitschrift, weit umfassender zu machen, und sie auf alle policirten Länder auszudehnen. Von Anfang künftigen Jahres wird daher in unserm Verlag monatlich ein Heft unter obigem Titel erscheinen, worin für die Polizey in ihrem ganzen Umfange, und für diejenigen Aeusserungen der Kultur, welche, gleichviel mit welchem Rechte, zur Behörde der Polizey gezogen

zogen werden, oder doch unter ihrem Einflusse stehen, vorzüglich Thatsachen, aber auch Bemerkungen und Vorschläge aufbehalten werden. Den policirten Zustand von Ländern und Oertern wird der Herr Verfasser aus den Anordnungen und Anstalten, aus den eigenen Dokumenten und Bekenntnissen ihrer Regierungen darzustellen suchen, und zugleich Handhabung und Erfolg derselben beobachten. Es werden also mit neuern Abhandlungen über Gegenstände der Art, Nachrichten von der Gesetzgebung und innern Verwaltung, so weit sie bürgerliche Freyheit und Ordnung beabsichtigt, bald auf einzelne Staaten eingeschränkt, bald von mehreren unter einander verglichen; Auszüge aus neuen Verfügungen der Landes- und Stadtpolizey (eine fortlaufende Chronik der Polizeyordnungen); Gesetze, die sich durch Geist und Abfassung auszeichnen, nach ihrem wörtlichen Inhalte; Beschreibungen einzelner nachahmungswürdiger Anstalten, abwechseln. Von der Literatur der Polizey wird bald in systematischer Uebersicht, bald in Anzeigen und Nachweisungen, Nachricht gegeben; zuweilen eine ältere Lehrmeinung mit einer neuern, zuweilen die Theorie mit der Praxis verglichen, die Anwendbarkeit jener, die Recht- und Zweckmäßigkeit dieser, und wechselseitige Einwirkung beyder betrachtet werden. Auch neuere Entdeckungen und ökonomische Winke, welche der Polizeyverwaltung zu statten kommen können, werden in diesen Blättern aufbehalten. Kurz, der Herr Verfasser wird darin für Beobachter, für denkende Vorsteher und aufmerksame Verwalter der Polizey das Brauchbare, Altes und Neues, wo er es findet, sammeln, das Nachahmungswerthe von dem einen Lande und Orte erzählen, um Nachahmung und Wetteifer in andern, mehr vielleicht durch lebende Beyspiele als durch bloße Lehren, zu veranlassen. Daneben wünscht er besonders, dem gebildeten Mittelstande aller Klassen zum Nachdenken über seine Verhältnisse, Ansprüche und Pflichten als Mitbürger Gelegenheit und Stoff zu bieten, überzeugt, daß Rechtlichkeit, Ordnungsliebe und bürgerliche Mündigkeit auf diesem Wege am sichersten verbreitet und gefördert werden.

Der Preis des Jahrgangs ist 4 Rthlr. 8 Gr. sächsisch, oder 7 fl. 48 kr. Reichsgeld.

Der Druck wird unter den Augen des Herrn Verf. in Kiel, und die Spedition von der Akademischen Buchhandlung

lung

fung daselbst in unserm Namen besorgt werden. Tübingen, den 12. Dec. 1800.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Berichtigungen.

Berichtigung einiger Nachrichten im Intelligenzblatte der N. A. D. B. 1798.

Nr. 32. S. 271. Der Pastor Albanus in Eisleben war weder Magister noch Herausgeber der Materialien für Eklektiker (? soll heißen Elektriker.) Das war der jetzige Prediger Albanus zu Geithayn in der Rochlitzischen Diöces, der ehedem in Eisleben Diakonus zu St. Petri war. —

Nr. 50. S. 422. Nicht der Cantor Kessel in Freyberg, welcher im vorigen Jahre gestorben ist; sondern der bisherige Cantor Kessel in Frankenhausen, der kürzlich Andreas — Cantor, vierter Lehrer und Direktor des Chors am Gymnasium in Eisleben geworden ist, hat die Schrift vom Generalbasse verfertigt; welche zu Leipzig bey Breitkopf 1790 herausgekommen ist. Seine Vornamen sind: Johann Christian Bertram. Eine neue vermehrte und verbesserte Auflage seiner Schrift erschien ebendas. schon im folgenden Jahre. Soviel ich weiß, hat der Cantor Kessel in Freyberg nichts geschrieben.

Der Andreas — Cantor Fischer, der eine Trauercantate auf den Tod Leopolds, des edlen Menschenfreundes, der in der Oder ertrank, herausgegeben hat, ist von Eisleben nach Freyberg abgegangen, aus Liebe zu seiner Heimath. Der verstorbene Rektor Jani zu Eisleben hat den Text zu obiger Cantate verfertigt. (Leipzig, bey Breitkopf.)

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Hofrath Hufeland in Jena, welcher bekanntlich an Sellens Stelle als zweyter Direktor des Collegium medico-

dico-chirurgicum mit dem Charakter als K. geheimer Rath nach Berlin kommt, ist auch ordentliches Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften in der physikalischen Klasse mit 400 Rthlr. Pension geworden.

Marburg, den 21. Okt. 1800. Der bisherige Privatdocent, Herr **Georg Friedrich Creuzer**, Doktor der Philosophie, welcher sich durch einige mit Beyfall aufgenommene Schriften über den historischen Charakter des Herodot und Xenophon bekannt gemacht hat, ist zum außerordentlichen Professor der Philosophie mit einem Gehalte von 100 Rthlrn. ernannt worden. Auch haben die Professoren, Herr **Bauer** und **Hauff**, jeder eine Zulage von 100 Rthlrn. bekommen.

Todesfälle.

Zu Bamberg starb den 21. Dec. 1800. Herr **Johann Jakobs**, Professor der Mathematik auf der Universität, im 80sten J. seines Alters.

Am 2. Jänner 1801 zu Zürich, Herr **Johann Kaspar Lavater**, Pfarrer daselbst, im 61sten Jahre. Er war durch viele Schriften und mancherley auffallende Meinungen allgemein bekannt.

Am 5. Jänner 1801 zu Schwerin der Doktor **Karl Christian Engel**, an einem Nervenfieber, im 49sten Jahre seines Alters. Er hat sich durch seine Schrift: „Wir werden uns wiedersehen," und durch verschiedene dramatische Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht.

Chronik deutscher Universitäten.

Marburg.

Den 31. Okt. 1800. Herr **Friedrich Karl von Savigny** aus Frankfurt am Mayn, erlangte die Doktorwürde beyder Rechte. Seine Dissertation handelt de concursu delictorum formali. Er hält seitdem juristische Vorlesungen als Privatlehrer.

Den

Den 1. Jan. 1801 das Programm des Herrn Ober-Hof-Raths Christian Friedrich Michaelis, wodurch er zur feyerlichen Uebergabe des Prorektorats an den Professor der Philosophie, Herrn Johann Melchior Hartmann, einladet, handelt: de instrumentis quibusdam chirurgicis, seu novis, seu mutatis.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Zur Beförderung eines gründlichen Studiums der Gottesgelahrheit, hat das königl. preuß. Oberschulkollegium für die theologischen Mitglieder der Hallischen Studenten jährlich 100 Rthlr. ausgesetzt, welche die von der theologischen Fakultät aufgegebenen Preisaufgaben am besten beantworten. Diese werden bald nach dem 12. Jan. und 12. Jul. jeden Jahres durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht. Die Abhandlungen selbst müssen in lateinischer Sprache vorgetragen, und wie gewöhnlich, mit dem eingesiegelten Namen ihres Verf. der Behörde eingereicht werden. Halbjährlich ist die Preisvertheilung. Der besten Abhandlung werden 30 Rthlr., und der darauf folgenden 20 Rthlr. zuerkannt. Am 12. Jan. 1800 war die Aufgabe: Explicatio doctrinae Sacrarum Scripturarum de fide Iesu Christo habenda. Unter den 11 eingelaufenen Bearbeitungen erkannte die Fakultät derjenigen des Herrn Evers aus Hannover den ersten Preis zu. Das Accessit erhielt Herr Ringeltaube aus Warschau. — Die neue Preisaufgabe v. Jul. v. J. ist: Recenseantur, in classes et ordines redigantur, explicentur denique tropi (τροποι παιδειας), quibus in V. et N. T. scriptis doctrina de animorum humanorum emendatione adumbratur. Spätestens drey Monate nach der Bekanntmachung müssen die Beantwortungen eingereicht werden.

Anzeige kleiner Schriften.

Marburg. Auf den am 12. May 1800 im 47sten Lebensjahre verstorbenen hiesigen Professor und Superinten-

denten, Leonhard Johann Carl Justi, der durch Gelehrsamkeit und aufgeklärte theologische Denkart eben so berühmt, als für heilsame Verbesserungen in kirchlichen und Schulangelegenheiten eifrig wirksam war, ist eine lateinische Denkschrift (Memoria L. I. C. Iusti) von dem Herrn Geheim. JustizR. Curtius auf 4 Bog. in 4. erschienen, in welcher der Lebenslauf des Verewigten kurz erzählt, und die von demselben herausgegebenen Schriften vollständig aufgeführt werden.

Korrespondenz.

Aus einem Schreiben eines preußischen Officiers aus Westphalen vom 26. Nov. 1800.

Ich war neulich in Münster einige Wochen lang. Ich habe Personen aller Stände kennen gelernt. Es hat mir sehr wehe gethan, zu finden, daß in diesem Lande, von welchem man einst rühmte, daß in demselben die Morgenröthe der Aufklärung aufgehe, wieder anfängt, die finsterste Bigotterie — ich möchte beynahe sagen — Mode zu werden. Eine Messe bey den Kapuzinern gehört, gilt für viel verdienstlicher, als Nachdenken und vernünftiges Nachforschen über Moralität. Schlüter, welcher durch eine gute Uebersetzung des Sallusts im Auslande rühmlich bekannt ist, hatte Aussicht, die Professur der Aesthetik zu erhalten; erhielt sie aber nicht, weil er als ein eifriger Leser der antiken Schriftsteller bey den frömmelnden Hyperorthodoxen nicht für rein katholisch gelten muß. Hingegen der P. Guardian der Kapuziner und Overbeck, der Prior des Ordens de la Trappe, stehen im größesten Ansehen; und diese, nebst andern Mönchen, treiben das Proselytengeschäfft mit größestem Eifer. Sie machen eine rechte Klapperjagd auf ketzerische Seelen, treiben zusammen, was nur in ihr Netz laufen will, und haben vor 14 Tagen wirklich 4 Kinder eines desertirten preußischen Soldaten der Mutter-Kirche einverleibt. Ich habe das Institut de la Trappe gesehen, und fand mit Unwillen 42 Kinder darin, welche für diesen unnatürlichen, die Menschheit verleugnenden Orden erzogen werden, dessen sich schon längst alle helldenkende Katholiken geschämt haben. Sollte nicht jeder

Staat,

Staat, sey er weltlich oder geistlich, sey er protestantisch oder katholisch, die Fortpflanzung eines Ordens verbieten, welcher geradezu allem dem widerstreitet, was Menschen zu Menschen macht, unter dem Scheine der Religion und einer sogenannten Abtödtung, welche selbst die katholische Kirche nie in dem Maaße geboten, noch zur Seligkeit nöthig gehalten hat?

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

In dem zu Leipzig herauskommenden Allgemeinen literarischen Anzeiger von 1800. Nr. 117. S. 1143 wird gewünscht, eine Lücke in dem Leben Schmidts (des Werthelmischen Uebersetzers der Bücher Mosis ꝛc.) von seinem Tode und dem Orte, wo er sich zuletzt aufgehalten, ausgefüllt zu sehen. Da ich nun darüber die sicherste Auskunft geben kann: so mache ich es mir zur Pflicht und zum Vergnügen, sie hier dem gelehrten Publiko mitzutheilen; da ich sonst mir vorbehalten hatte, die Nachricht davon in die Geschichte meiner Studien u. s. w. mit der ich mich jetzt beschäfftige, aufzunehmen.

Die Quelle, aus der ich sie schöpfte, sind eigenhändige Briefe des s. Geh. Justizrath Weichmann (eines geb. Hamburgers, Herausgebers der Poesien der Niedersachsen, und Mitarbeiters am Patrioten; erst Privatsekretairs bey dem letztverstorbenen Herzog Carl von Braunschweig; nachher Consistorialraths in Wolfenbüttel). Dieser, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hatte, schrieb mir fast alle Tage, da er mich als seinen Sohn liebte, eine Menge Anekdoten von seinen Erfahrungen von Gelehrten, die er gekannt, u. dergl. Einmal nun in zwey Briefen folgendes von dem Schmidt hierher gehöriges:

Nicht lange nach dem Regierungsantritte des Herzogs, bittet er um Urlaub, nach Hamburg zu reisen. Der Herzog trägt ihm bey dieser Gelegenheit auf, sich Mühe zu geben, ob er nicht einen guten Pagenhofmeister ausfindig machen könne. W. ist kaum in Hamburg angekommen: so trifft er bey einem alten Freunde unter Anderen Einen an, der Schröter genannt wird, und der übrigens viele physische und mathematische

tische Kenntnisse verräth, sehr gut Französisch spricht, auch Englisch versteht. Er fragt also im Weggehen den Wirth: „sagt mir doch, wer der Schröter ist?“ Dieser antwortet: Je nu ihr könnt doch schweigen; das ist Schmidt! Nun bittet W. jenen, ihn mit demselben noch einmal Abends zu besuchen. Dieß geschehen, öffnen sich beyde gegen einander. Und nun schreibt W. an den Herzog: „Ja! wenn E. Durchlaucht „nicht selbst sich im Wege ständen“ (er hatte nämlich, gleich andern Reichsfürsten, ihm durch ein öffentliches Mandat das Land verboten), „so könnte ich ihnen einen mitbringen, der „sich vortrefflich zu einem Pagenhofmeister eignet; indeß er „heißt jetzt Schröter, kann sich so fort nennen; Theologisches „wird er auch nichts weiter schreiben.“ Also ist die Antwort: „Bringt ihn nur mit.“ Und so ist er einige Jahre Pagenhofmeister gewesen, und nach Verlauf derselben, einmal des Morgens im Bette todt gefunden worden. etc.

Ueberhaupt aber ist dieser Schmidt noch gar nicht genug von einer Seite bekannt, von welcher er doch es so sehr verdiente. Ich weiß nämlich keinen Schriftsteller seiner Zeit, der klassischer Deutsch geschrieben hätte, als er. Man darf deswegen nur seine Streitschriften zur Hand nehmen. Aber auch der Weichmann war ein herrlicher deutscher Mann voll Kenntnisse u. s. w. Denn ich behalte mir vor, soviel von meinem Willen abhängt, von Beyden anderswo mehr zu sagen. Berlin, den 6. Jan. 1801.

D. Wilh. Abraham Teller.

Druckfehler.

Im LV. Bd. 1. St. S. 109. Z. 7. st. Zwinger l. Zwinger
— — — — — — — — 8. st. spint l. spinst
— — — — — — 112. — 20. u. 21. st. Blumenhof l. Blumhof

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Gelehrtengeschichte.

Carl Joseph Bouginé, Hochfürstl. Badischen Kirchenraths und ordentl. Prof. der Gelehrtengeschichte auf der Fürstenschule zu Carlsruh, Handbuch der allgemeinen Literargeschichte nach Heumanns Grundrisse. Nach dessen Tode herausgegeben von C. F. Bouginé. Des sechsten oder Supplementbandes erster Theil. Zürich, bey Orell, Füßli und Compagnie. 1800. 422 Seit. gr. 8. 1 Rg. 12 gr.

Ist gleich das bekannte Boug. Werk noch weit davon entfernt, ein eigentliches Handbuch der allgemeinen Gelehrtengeschichte zu seyn; wie es nach seinem beträchtlichen Umfange, nach der in den neuern Zeiten verbesserten Methode, diese Geschichte zu behandeln, und nach den guten Mustern in ihren einzelnen Theilen, welche der Verf. vor sich fand, gar wohl hätte werden können, wenn er nicht bloß den fleißigen Sammler; sondern noch mehr den auf den Lauf und die Abwechselungen der Wissenschaften und Künste aufmerksamen, den Werth eines jeden merkwürdigen Gelehrten und Buchs genau prüfenden und würdigenden Schriftsteller, hätte vorstellen wollen: so sind doch die von ihm zusammengetragenen Materialien zu einem künftigen Handbuche nicht unbrauchbar; wohl verstanden, so weit sie selbst richtig und bestimmt genug sind. Da es ihnen aber freylich auch an diesen Eigen-

schaften nicht selten fehlt: so kann man die Ergänzungen und Verbesserungen derselben von ihrem Verf. selbst, zu deren Mittheilung hier der Anfang gemacht wird, allerdings einen nützlichen Beytrag nennen. Sie sind sehr zahlreich; gehen zum Theil sehr ins Kleine; enthalten doch auch manches Beträchtlichere und zeugen überhaupt von der unermüdeten Sorgfalt und starken Belesenheit des Verf.. Nachrichten von dem Leben und den Schriften noch lebender deutscher Gelehrten hätten wegbleiben können, da man sie in Meusels gelehrtem Deutschlande antrifft. Aber es sind auch in diesen Supplementen neue Fehler eingeschlichen; oder sie erfüllen auch sonst nicht die Erwartung recht, welche man sich von denselben zu machen befugt ist. Wir wollen dieses an einigen Beyspielen zeigen; die Seiten des Handbuchs selbst zu citiren, wird man uns erlassen.

S. 68 wird die verbesserte Stelle eingerückt: „Man „macht, besonders in der katholischen Kirche, wo man ihr „Ansehen (der Kirchenväter) sehr erhebt, mehrere Rangord„nungen unter ihnen, und nennt mehrere von denjenigen, „welche Bischöfe waren; alle aber, welche in der folgenden „Zeit canonisirt wurden, sogar Sanctos, Heilige.“ Aber diese Verbesserung ist wieder so zu verbessern: Man nannte in der ersten Kirche, Griechischen eben sowohl als Abendländischen, alle rechtgläubige Bischöfe, Heilige; ja sogar Sanctissimos Patres; selbst angesehene Theologen, die keine Bischöfe waren, aber sich durch Eifer für das Christenthum ausgezeichnet hatten; wie Justin der Märtyrer; da hingegen die vorzüglichsten Religionslehrer, die aber im Verdachte der Heterodoxie standen, den Ehrennamen Heilig nicht erhielten; wie Origenes und Tertullianus; selbst wenn sie Bischöfe waren; wie Theodoretus. Zu canonisiren brauchte man also in der Folge keinen katholischen Lehrer der alten Kirche; man bekam sie schon aus derselben, als Heilige; aber dieser Ehrentitel hatte auch die Bedeutung noch nicht, wie in den spätern Zeiten.

S. 131 wird, nach einer Lebensbeschreibung des Friedrich Myconius, hinzugesetzt: „Seine wenigen Schriften „haben Beziehung auf die Reformation; z. B. das Buch „von der köstlichen Salbe, womit Maria Christum zu Be„thania gesalbt, rc. gegen die Hofleute, welche den Lehrern ih„re Besoldung mißgönnten.“ Kannte denn der Verf. nicht

seine

seine wirkliche Geschichte des Anfangs und ersten Fortgangs der Reformation, welche Cyprian im J. 1718 aus der Originalhandschrift herausgab, und welche ganz anders schätzbar ist, als jene Kleinigkeiten?

S. 149. Cölius Secundus Curio. Unter seinen Schriften fehlt gerade die merkwürdigste: De amplitudine beati regni Dei Libri duo, 1554. 8. (zu Basel) das erste Buch, worin gegen die gemeine Meinung der Satz ausgeführt wird, daß die Anzahl der Auserwählten weit grösser sey, als die der Verdammten. Es ist auch nicht so gewiß, als der Verf. versichert, daß die Pasquillorum Tomi II. vom Curio herausgegeben worden sind; obgleich freylich Satyren von ihm darin stehen; und die Worte de corrupto Ecclesiae statu, stehen auf dem Titel dieser Sammlung nicht.

S. 150 wird Amyot Oberhofprediger von Frankreich genannt. Freylich steht es so in der deutschen Uebersetzung Nicerons; aber eine solche Würde gab es in Frankreich nie. Im Französischen wird gestanden haben: Grand-Aumonier de la France; das war immer ein Prälat, der sich ums Predigen nicht bekümmerte; wohl aber die feuille des benefices hatte, und daher bey der Besetzung der wichtigsten Pfründen, seine Manipulation geschickt anbrachte.

S. 192. Rationarium divinorum operum. Es muß heißen: Rationale divinorum officiorum.

S. 212. Joh. Jac. Leibing ist wohl nur ein Schreibfehler statt Reibing; und eben so

S. 256. Agtirre st. Aguirre.

S. 282. Josua de la Place. Auch einer von den vielen Artikeln, im Supplemente, wie im Handbuche, welche das Eigenthümliche eines berühmten Gelehrten gar nicht gefaßt haben. Der eben genannte ist ja wegen einer Meinung merkwürdig, welche grosses Aufsehen und Streitigkeiten genug verursachte.

An diesen Beyspielen mag es genug seyn. Da die Ergänzungen in diesem Bande über die ersten drey Theile des Werkes gehen: so werden sie wohl mit der zweyten Abtheilung beschlossen werden.

Dl.

Vita Davidis Ruhnkenii. Auctore *Daniele Wyttenbachio*. Lugduni Batav. et Amstelodami, apud Honkoop et den Hengst. 1799. VI und 296 Seiten gr. 8. Auch in Gotha bey Ettinger. 1 Rt. 8 gr.

Hauskreuz ausgenommen, das im Herbste seines Lebens ihn heimsuchte, sind ein verwickeltes Schicksal und anhaltender Kampf gegen Hindernisse von außen, es eben nicht, wodurch die Laufbahn unsers berühmten Landsmannes sich auszeichnet; und in der Lebensgeschichte eines Gelehrten bleibt dergleichen überhaupt nur Nebensache. Desto reichlichern Stoff fand sein Biograph, mit der Individualität des Verstorbenen uns bekannt, und die Ansprüche desselben auf das Lob eines guten Bürgers und trefflichen Literators, geltend zu machen. Die Umsicht, womit dieses in vorliegender Schrift geschieht, hilft auch den Boden kennen lernen, auf welchem so viel Talent wucherte; und da dieß Alles in ächt römischer Sprache vorgetragen wird, überall mit praktischen Beobachtungen verwebt ist, die Sprache des von Erkenntlichkeit durchdrungenen Herzens von Anfang bis Ende sich hören läßt: so erwächst eine Darstellung, die nicht nur den Leser fest hält; sondern auch jeden, der für so etwas Gefühl und Vorkenntniß hat, zu wiederholtem Genuß einladen wird. Hier die Hauptereignisse seiner irdischen Pilgerschaft, mit Anzeige wenigstens seiner ersten Arbeiten! Aller zu erwähnen, würde viel zu weit führen. Nicht, daß der Mann Polygraph gewesen wäre; eher das Gegentheil ward ihm vorgeworfen; sondern, weil das, was er schrieb, dergestalt den Stempel der Vollendung trug, daß sich auf keine Weise davon nur im Vorbeygehen sprechen läßt.

R. würde den 2ten Januar 1723 zu Stolpe, einem nahrhaften Städtchen Hinterpommerns geboren, wo sein Vater Gerichtsschulteis war, und bey guten Vermögensumständen mehrern Kindern eine ihren Fähigkeiten angemessene Erziehung verschaffen konnte. Früh schon gab der Knabe Hoffnung, ward daher für den Gelehrtenstand bestimmt, und in das benachbarte Schlawe geschickt. Ein zwar höchst unbedeutender Ort; der gerade damals aber am Rektor Kneipshof einen so wackern Schulmann besaß, daß auch unser R.

bey

bey seiner Zucht gewann, und aus dem kleinen Lyceo für die lateinische Sprache eine Vorliebe davon trug, die das Schicksal seines Lebens entschied. Nach einiger Zeit wurde der junge Lateiner in das Königsberger Fridericianum verpflanzt; wo er an dem gleichfalls so berühmt gewordenen Kant einen Mitschüler fand, der in Rücksicht auf römische Literatur ernstlich mit ihm wetteiferte. Eine so rühmlich entstandene Verbindung ward auch nach Trennung der beyden Kämpfer viele Jahrzehende lang fortgesetzt; bis endlich im Auslande R. den Gebrauch seiner Muttersprache, und der in K. gebliebene Jugendfreund die Uebung im Lateinischschreiben verlor, ihr Verkehr also nach und nach aufhörte. Seine Zeit hatte der Jüngling im Fridericiano so gut benutzt, daß man ihn 18 Jahre alt für unterrichtet genug hielt, höhere Schulen zu beziehen. Aeußerlich seiner Mutter zu Liebe, die gar zu gern ihn einst auf der Kanzel gesehen hätte, in petto aber, um das im Griechischen Versäumte sobald als möglich nachzuholen, erklärte der junge Mensch sich für den geistlichen Stand; und weil Gesner in diesem Theile der Literatur für sehr bewandert galt, ward Göttingen gewählt, die Reise angetreten, und im Vorbeygehen Wittenberg begrüßt. Hier indeß fand der Fremdling an J. D. Ritter, und J. W. von Berger ein paar so geschickte Literatoren, daß er seinen Vorsatz änderte, und da die beyden trefflichen Männer den viel versprechenden Kopf sehr freundschaftlich behandelten, wirklich zwey Jahre in diesem Elb-Athen hängen blieb, und durch öffentliche Vertheidigung seiner Dissertation: de Galla Placidia Augusta, Beweise seines schon merklichen Fortschrittes darlegte. Hier machte R. auch die Bekanntschaft des zum Besuch dahin gekommenen, 13 Jahr ältern, J. A. Ernesti, der über den wißbegierigen Musensohn sich freute, ihn auf jede Art ermunterte, und da er seinen Eifer fürs Griechische wahrnahm, ihm ebenfalls anrieth, nach Holland zu gehen, wo Tiberius Hemsterhuys instar omnium für ihn seyn würde. Uebrigens war der Leipziger Gelehrte so sehr nach R's Geschmack, daß Dieser Jenem zeitlebens gewogen blieb, und, wie bekannt, sich zur Pflicht machte, bey jeder Gelegenheit es zu äußern. Auch dem wackern Ritter war er späterhin im Stande, seine Dankbarkeit zu bezeigen; indem er ihm nämlich einen vortheilhaften Ruf nach Leiden verschaffte, den der Wittenbergische Rechtslehrer erkenntlich an-

annahm; am Ende doch aber ausblieb, weil nämlich seine Gattinn zu diesem Platzwechsel sich nicht bequemen wollte.

Der Achtung für Gesners Verdienst unbeschadet, stimmten die Dreymänner Sachsens damals doch überein, nur zu Hemsterhuys Füßen, und überhaupt, nur in Holland, dürfe ein junger Mensch sich schmeicheln, ins Allerheiligste der griechischen Literatur am geschwindesten vorzudringen. Für den guten R. der um jeden Preiß diesen Wunsch zu erreichen strebte, blieb also nichts anders zu thun, als nach dem gepriesenen Batavien sich auf den Weg zu machen. Sehr ungern willigten seine Verwandten in diese Wallfahrt, und das ihm zugestandene Reisegeld war für einen nur kurzen Zeitraum berechnet. Mit Empfehlbriefen an andre Holländische Gelehrte hatten die Wittenberger Gönner ihn versehen können; mit keinem aber an virum summum selbst. Redlicher Absicht jedoch bewußt, der lateinischen Sprache schon in dem Grade mächtig, des Erfolgs seiner Anrede mithin so ziemlich gewiß, war sogleich, als er Leiden betrat, sein erster Schritt, dem berühmten Manne sich darzustellen, und sein Anliegen ihm zu offenbaren. Dieser war Menschenkenner genug, sehr bald zu unterscheiden, wen er vor sich hatte; flößte dem lernbegierigen Deutschen Muth ein, und ward nach und nach der wärmste Freund desselben. Wie sehr R. dieses erkannt, dem Lehrer sich hingegeben, seine Vorlesungen und Gespräche benutzt, mit einem Wort, in den Geist des Mannes eingedrungen, belegt nicht nur Ton und Art der eignen Arbeit; sondern auch das treffliche Elogium, womit er nach mehr als 20 Jahren noch, seinem Führer sowohl als sich selbst, ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. In Rücksicht auf Unterricht also, befand R. sich in vollem Genusse; aber auch für die Hülfsmittel zur Subsistenz sorgten seine neuen Gönner; denn da unser Landsmann gleichfalls durch ein Aeusseres sich empfahl, wie die damaligen Holländer es gern sahen: so hielt es nicht schwer, ihm zu gut bezahlten Stellen, als Repetent und Aufseher reicherer Studiosen, zu verhelfen; was auch seiner Weltkenntniß zu Statten kam. Ein ganzes Jahrzehend ward auf diesem, seinen eigenen Studiis so günstigen Fuß in Leiden von ihm zugebracht; mit welcher Anstrengung des Geistes er dieß aber gethan, und nach was für einem Plan, muß man bey dem Biographen nachlesen. Hier nur so viel; daß Alles, was von der Literatur

Grie-

Griechenlands und Roms bis ins Dunkel des Mittelalters herab uns noch übrig ist, der Gegenstand seines Fleisses wurde; immer die Feder in der Hand; nichts oben hin, nichts ohne kritische Vergleichung, Zweck und Ausdauer. Erst nach sechs solchergestalt verwandten Jahren (1749) kam die erste Epistola in Homeridarum Hymnos et Hesiodum, an Valckenaer gerichtet, als sein Probestück zum Vorschein; das aber auch hinreichend darthat, was von dem jungen Philologen weiter hin zu erwarten wäre. Drey Jahre später, 1752, erschien eine zweyte, die an Ernesti gerichtet war, den Callimachus und Apollonius R. zum Gegenstande hatte, und seinen Fortschritt eben so sicher beurkundete. Außer diesen Arbeiten leistete er noch seinem Gönner und Freunde Alberti bey Herausgabe des Hesychius wesentliche Dienste; und da Hemsterhuys, wegen damaligen Ueberflusses hierzu tauglicher Subjekte, in Holland wenig Aussicht zu einem Lehrstuhl alter Literatur für seinen Zögling sah, ihm daher rieth, in römischer Rechtsgelahrtheit sich für den Nothfall umzusehen, that R. dieses ebenfalls mit so viel Eifer und Erfolg, daß er zeitig genug, gar nicht verwerfliche Proben auch hiervon dem Publiko vorlegen durfte. Trotz dieser mit dem Foro so vertraut gewordenen Bekanntschaft, war seine Vorliebe für Griechenlands Musen keinesweges erkaltet, und der Beweis davon (1755) Timaei Lexicon vocum Platonicarum, das er zuerst ans Licht zog, und mit einem Commentar ausstattete, der noch lange sich als Muster behaupten wird. Kein Wörtchen ist darin überflüßig, Alles aus dem tiefsten Schatz griechischer Sprachkunde gehoben, Alles mit so feinen Bemerkungen durchwebt, und so lichtvoll dargestellt, daß dieses kleine Buch unter die wenigen gehört, die, je länger man sie benutzt, immer brauchbarer sich finden lassen.

Andre Schätze als papierne zu sammeln, lag nicht im Charakter unsers, nur auf Belehrung und Kenntniß ausgehenden Landsmannes. Indeß war nach einem zwölfjährigen, auch für seinen Geldbeutel nicht unfruchtbaren Aufenthalt in Holland, ihm doch so viel übrig geblieben, daß er eine längst entworfene gelehrte Reise unternehmen konnte, die bis zur Escorial-Bibliothek sich ausdehnen, und noch unbesuchtere Gegenden ansprechen sollte, am Ende sich aber auf Paris einschränkte. Hier jedoch blieb er ein ganzes Jahr, und be-

nutzte die dasigen Büchersäle nicht nur für sich, sondern auch für seine Freunde mit solch einer Umsicht, und im Punkt alter Literatur mit so reichem Ertrage, daß Rec. aus Mangel an Raum abermals an den Biographen verweisen muß. Da der junge Mann in voller Blüthe der Gesundheit stand, und für die übrigen Merkwürdigkeiten und Reize der so anziehenden Hauptstadt nicht minder empfänglich war: hielt es doppelt schwer, das Vtile dulci hier in Einklang zu bringen; und nur ein so fester Körperbau, wie der seinige, dem auch Nachtwache noch wenig kostete, ließ dergleichen Zumuthungen sich gefallen. Vermuthlich hielt das bezaubernde Paris ihn noch viel länger gefesselt, rief der immer älter sich fühlende Hemsterhuys nicht den Zögling zurück, um diesen unter dem Titel eines Lektor's (hätten unsre jungen Gelehrten dergleichen Titulatur nicht etwas niedrig klingend gefunden??) zum Succenturiat oder Adjunkt um sich zu haben. Mehr als einmal hatte R. schon Gelegenheit gehabt, deutsche Katheder zu besteigen; entschiedene Neigung für Holland aber, und das über alles ihm geltende Zutrauen seines verehrten Lehrers, bewogen ihn, sich dem Wunsche desselben zu fügen; so gut er auch wußte, daß nicht ihm, sondern Valckenaer die griechische Professur in Leiden bestimmt wäre, er mithin in einem Fache zu arbeiten bekäme, das er über lang oder kurz doch würde wieder aufgeben müssen. Nicht länger indeß als vier Jahr stand er diesem Lektorat vor, mit Beyfall und Treue, wie sichs versteht; als Oudendorp starb, und die Lehrstelle der Beredsamkeit und Geschichte, de jure et pacto, wie Hr. W. sich ausdrückt, vorzüglich aber auf Verwendung seines alten viel geltenden Lehrers H. im Jahr 1761 ihm zu Theil ward. Seine Antrittsrede handelte de Doctore umbratico; vom Pedanten also; ein Umstand, den man deswegen nicht unerwähnt lassen will, weil er zur leidigen Folge hatte, daß die Vorlesungen des neuen Professors doch weniger besucht wurden, als bey dem übrigen Kredit, und den unbestreitbaren Verdiensten des Docenten sich erwarten ließ. Die, wie bekannt, in Holland einen zahlreichen Kreis ausmachenden Schullehrer hielten besagte Rede für zu satyrisch, münzten vieles auf ihre eigenen werthen Personen, und wußten ihr Müthchen dadurch zu kühlen, daß sie den jungen Abiturienten Mißtrauen gegen einen Mann einflößten, der doch weit davon entfernt war, gegen den ehrwürdigen, allen den übrigen vorarbeitenden Stand, eines so groben

Miß-

Mißgriffs sich schuldig gemacht zu haben. Felix, quem faciunt! — Das Zutrauen der cordatiorum indeß, und die Achtung im Auslande blieben sein ganzes Leben hindurch ihm gesichert. Für so eingebürgert er auch schon im Latio gelten konnte: dennoch ward sein Professorat zum neuen Sporn par in utraque Lingua zu seyn, und den römischen Literaturschatz eben so zu erschöpfen, wie er dieses bereits im griechischen mit Glück versucht hatte. Alle lateinische Schriftsteller also, wo es für Alterthum und Sprache zu lernen gab, a primo ad postremum omnes, kamen zum zweyten mal an die Reihe; und mit welchem Scharfblick ins Innere, mit wie viel Bereicherung seiner Collektaneen diese Musterung von ihm verfolgt wurde, liegt in den Ausgaben am Tage, die sein Fleiß von einigen dieser alten und neuern Lateiner, so wie in andern Kritikdiatriben uns hinterlassen hat. Schon sein Vellejus Paterculus wird ihn unvergeßlich erhalten; und was er außerdem noch geleistet, immer das Bedauern rege machen, von solch einer Feder nicht weit mehr noch uns mitgetheilt zu sehen! Bis auf welchen Grad dieser Philolog aber in seinem Vortrage musterhaft geworden, mag der Umstand erhärten, daß Wendungen und Ausdrücke, die später als Seneca datiren, nur im Nothfall von ihm gebraucht, und in seinen Schriften daher höchst seltene Vögel sind. Und daß man hier nicht etwa Pedanterey wittere! Alles in seiner Darstellung hat so viel Schein von Leichtigkeit, so viel Anmuth, natürliche Farbe, Geradsinn und Kraft, daß man den neuern Gelehrten alsbald darüber vergißt, und irgend einem klassischen Alten sein Ohr zu leihen glaubt.

Erst im 42sten Lebensjahre verheirathete sich der Fremdling, und das mit einer aus Livorno zurückkommenden jungen Holländerinn, die zwar nicht sonderlich reich, aber so liebenswürdig war, daß ihr Gatte nicht ohne Schadloshaltung so lange gewartet zu haben schien. Nur kurze Zeit jedoch dauerte dieß häusliche Glück; denn im 6ten Jahr ihrer Ehe ward die Frau vom Schlage gerührt, verlor Gesicht und Sprache, und lebt in diesem kläglichen Zustande jetzt noch. Auch eine seiner beyden Töchter traf zeitig ein eben so herbes Schicksal; denn auch sie erblindete; und nur die Talente und Munterkeit der ältern wurden dem, wie man sieht, hart geprüften Vater und Ehemann zum Trost. Daß dieser ein so schweres Leiden mit Muth und Ergebung trug, kann Rec.

bestätigen; und er glaube bey diesem Anlaß ein für allemal das Zeugniß niederschreiben zu dürfen, Alles, was Hr. W. von der Individualität des Mannes uns erzählt, habe auf unbedingtes Zutrauen Anspruch zu machen, und eine fast dreyßig jährige höchst vertraute Bekanntschaft zur Gewährleistung. Als öffentlicher Lehrer wurde R. vom Staate zwar sehr gut bezahlt; ein so beschwerlich gewordenes Hauswesen aber, die ihm angeborne Uneigennützigkeit, und der mißliche Umstand, daß in der Regel ein Holländischer Gelehrter nur für den Ehrensold im eigentlichsten Sinne arbeitet, das heißt, von dasigen Bosiern höchst selten mit baarem Gelde entschädigt wird, erlaubten ihm nicht, den Seinigen etwas anderes, als Nachruhm und Freunde zu hinterlassen. Wirklich war die Aufsicht über einen für die Batavische Jugend berechneten Abdruck des Schellerschen Wörterbuchs, die R. nicht lange vor seinem Hintritt übernahm, und etwas weniger als 150 Dukaten sich dafür ausbedung, der erste und letzte Fall, wo er als Schriftsteller klingende Münze in seinen Beutel strich. Mit Antheil also erfährt man, daß von Patribus patriae, des bedrängten Zeitlaufs ungeachtet, für die der Leidner Bibliothek überlassene Büchersammlung und Autographa des Ehrenmannes, seinen beyden Töchtern tausend holländische Gulden jährlich auf Zeitlebens gesichert sind; und sehr viel Ehre macht es Herrn W. selbst, dem Rufe nach Leiden nur unter der Bedingung gefolgt zu seyn, daß man auf diese Art wenigstens für die Kinder seines Freundes sorgen würde. Wie es in der Privatbibliothek eines R. ausgesehen, welche Cimelien eigener sowohl als fremder Handschrift, solche aufzuweisen gehabt; was es für Schwierigkeit indeß geben dürfte, die ungeheuern Vorarbeiten ihres ehemaligen Besitzers gehörig zu benutzen; über Alles das muß man in der Biographie selber sich umsehen. Genug, daß wenn es darauf ankam, aus den entferntesten Büchersälen sich Aufklärung und Hülfsmittel zu verschaffen, weder Mühe noch Kosten von ihm gespart wurden; daß er den in der Folge ihm anvertraueten öffentlichen Bücherschatz eben so eifrig bereicherte; mit dem, was er besaß und besser wußte, Jedem zu dienen stets bereit war, und wo er bey jüngern Freunden Geist und guten Willen bemerkte, zur Aufmunterung derselben nichts unversucht ließ. Mehr als einmal verlangte Deutschland seinen Sohn wieder zurück; auch dem Patriotismus des unsterblichen Münchhausen war ein so verdienst-

volles

volles Subjekt nicht entgangen. Dieses aber hielt, Holland zu verlassen, für Undankbarkeit; und dem von ihm abgelehnten Rufe nach Göttingen, hat diese hohe Schule ihren Heyne zu danken, als den R., ohne mit ihm in näherm Verhältniß zu stehen, zum Ersatz völlig geeignet erklärte.

Daß der bey mittlerer, aber wohl beleibter Statur, durch hellen, freyen und wohlwollenden Blick, gleich für sich einnehmende Landsmann, auch altdeutscher Leibesstärke genoß, die, wenn es seyn mußte, selbst Nachtwachen vertrug, ist schon oben erwähnt worden. Durch sorgenfreyen Geist, Mäßigkeit in der Diät, Wechsel in seinen Beschäfftigungen, sorgfältig unterhaltene Geselligkeit, hauptsächlich aber durch fleißig, und bis ins hohe Alter getriebene Jagd, wußte er seine Maschine lange genug aufrecht zu erhalten. Im Artikel der Jagd hatte dieser Philolog, was ein höchst seltner Fall seyn mag, es bis zu einer Geschicklichkeit gebracht, die, wie Rec. hinzusetzen kann, ihn den benachbarten Revieren sogar furchtbar machte. Auch Musik und Gymnastik waren in jüngern Jahren mit Erfolg von ihm kultivirt worden; und in Rücksicht auf bildende Künste, ließ sein, durch den Geist klassischer Literatur geleiteter Takt ihn eben so wenig ohne Geschmack und Einsicht. Die wahre, bey seiner Ankunft noch in Holland vorhandne Freyheit, trug, wie natürlich, sehr viel bey, diesen Erdstrich ihm so werth zu machen; und des Vorzugs, Patriot seyn zu dürfen, bediente der selbstständige Mann sich im ganzen Umfange. Gewiß war es daher eben so gut Ueberzeugung, als Vertrauen zur Erfahrung seines Lehrers H. (der doch selbst nur umgesattelt zu haben scheint, weil seine Partey es mit ihm verdarb) daß er anfänglich anti-demokratisch dachte. In der Folge jedoch schienen die Aristokraten, oder Oranisch-Gesinnten, ihm weniger Recht zu haben, und diese Umwandlung der Grundsätze verschwieg er keinesweges; das allgemeine Beste war und blieb aber die einzige Richtschnur seines Betragens, und Niemand wird Eigensucht oder Eigennutz ihm Schuld geben können. Ohne manchen harten Stoß auch für ihn, liefen indeß die häufigen Erschütterungen nicht ab, denen seit einem Jahrzehend das unglückliche Holland ausgesetzt blieb; selbst die Frequenz seiner Vorlesungen litt darunter; theils wegen Härte der Zeit, theils wegen bloßen Parteysinnes. Das Ende der Drangsale sollte der Biedermann nicht erleben.

Schon

schaften nicht selten fehlt: so kann man die Ergänzungen und Verbesserungen derselben von ihrem Verf. selbst, zu deren Mittheilung hier der Anfang gemacht wird, allerdings einen nützlichen Beytrag nennen. Sie sind sehr zahlreich; gehen zum Theil sehr ins Kleine; enthalten doch auch manches Beträchtlichere und zeugen überhaupt von der unermüdeten Sorgfalt und starken Belesenheit des Verf.. Nachrichten von dem Leben und den Schriften noch lebender deutscher Gelehrten hätten wegbleiben können, da man sie in Meusels gelehrtem Deutschlande antrifft. Aber es sind auch in diesen Supplementen neue Fehler eingeschlichen; oder sie erfüllen auch sonst nicht die Erwartung recht, welche man sich von denselben zu machen befugt ist. Wir wollen dieses an einigen Beyspielen zeigen; die Seiten des Handbuchs selbst zu citiren, wird man uns erlassen.

S. 68 wird die verbesserte Stelle eingerückt: „Man „macht, besonders in der katholischen Kirche, wo man ihr „Ansehen (der Kirchenväter) sehr erhebt, mehrere Rangord„nungen unter ihnen, und nennt mehrere von denjenigen, „welche Bischöfe waren; alle aber, welche in der folgenden „Zeit canonisirt wurden, sogar Sanctos, Heilige.“ Aber diese Verbesserung ist wieder so zu verbessern: Man nannte in der ersten Kirche, Griechischen eben sowohl als Abendländischen, alle rechtgläubige Bischöfe, Heilige; ja sogar Sanctissimos Patres; selbst angesehene Theologen, die keine Bischöfe waren, aber sich durch Eifer für das Christenthum ausgezeichnet hatten; wie Justin der Märtyrer; da hingegen die vorzüglichsten Religionslehrer, die aber im Verdachte der Heterodoxie standen, den Ehrennamen Heilig nicht erhielten; wie Origenes und Tertullianus; selbst wenn sie Bischöfe waren; wie Theodoretus. Zu canonisiren brauchte man also in der Folge keinen katholischen Lehrer der alten Kirche; man bekam sie schon aus derselben, als Heilige; aber dieser Ehrentitel hatte auch die Bedeutung noch nicht, wie in den spätern Zeiten.

S. 131 wird, nach einer Lebensbeschreibung des Friedrich Myconius, hinzugesetzt: „Seine wenigen Schriften „haben Beziehung auf die Reformation; z. B. das Buch „von der köstlichen Salbe, womit Maria Christum zu Be„thania gesalbt, rc. gegen die Hofleute, welche den Lehrern ih„re Besoldung mißgönnten.“ Kannte denn der Verf. nicht

seine

seine wirkliche Geschichte des Anfangs und ersten Fortgangs der Reformation, welche Cyprian im J. 1718 aus der Originalhandschrift herausgab, und welche ganz anders schätzbar ist, als jene Kleinigkeiten?

S. 149. Cölius Secundus Curio. Unter seinen Schriften fehlt gerade die merkwürdigste: De amplitudine beati regni Dei Libri duo, 1554. 8. (zu Basel) das erste Buch, worin gegen die gemeine Meinung der Satz ausgeführt wird, daß die Anzahl der Auserwählten weit größer sey, als die der Verdammten. Es ist auch nicht so gewiß, als der Verf. versichert, daß die Pasquillorum Tomi II. vom Curio herausgegeben worden sind; obgleich freylich Satyren von ihm darin stehen; und die Worte de corrupto Ecclesiae statu, stehen auf dem Titel dieser Sammlung nicht.

S. 150 wird Amyot Oberhofprediger von Frankreich genannt. Freylich steht es so in der deutschen Uebersetzung Nicerons; aber eine solche Würde gab es in Frankreich nie. Im Französischen wird gestanden haben: Grand-Aumonier de la France; das war immer ein Prälat, der sich ums Predigen nicht bekümmerte; wohl aber die feuille des benefices hatte, und daher bey der Besetzung der wichtigsten Pfründen, seine Manipulation geschickt anbrachte.

S. 192. Rationarium divinorum operum. Es muß heissen: Rationale divinorum officiorum.

S. 212. Joh. Jac. Leibing ist wohl nur ein Schreibfehler statt Reihing; und eben so

S. 256. Aqvirre st. Aguirre.

S. 262. Josua de la Place. Auch einer von den vielen Artikeln, im Supplemente, wie im Handbuche, welche das Eigenthümliche eines berühmten Gelehrten gar nicht gefaßt haben. Der eben genannte ist ja wegen einer Meinung merkwürdig, welche großes Aufsehen und Streitigkeiten genug verursachte.

An diesen Beyspielen mag es genug seyn. Da die Ergänzungen in diesem Bande über die ersten drey Theile des Werkes gehen: so werden sie wohl mit der zweyten Abtheilung beschlossen werden.

Dl.

Vita Davidis Ruhnkenii. Auctore *Daniele Wyttenbachio.* Lugduni Batav. et Amstelodami, apud Honkoop et den Hengst. 1799. VI und 296 Seiten gr. 8. Auch in Gotha bey Ettinger. 1 Rt. 8 gr.

Hauskreuz ausgenommen, das im Herbste seines Lebens ihn heimsuchte, sind ein verwickeltes Schicksal und anhaltender Kampf gegen Hindernisse von außen, es eben nicht, wodurch die Laufbahn unsers berühmten Landsmannes sich auszeichnet; und in der Lebensgeschichte eines Gelehrten bleibt dergleichen überhaupt nur Nebensache. Desto reichlichern Stoff fand sein Biograph, mit der Individualität des Verstorbenen uns bekannt, und die Ansprüche desselben auf das Lob eines guten Bürgers und trefflichen Literators, geltend zu machen. Die Umsicht, womit dieses in vorliegender Schrift geschieht, hilft auch den Boden kennen lernen, auf welchem so viel Talent wucherte; und da dieß Alles in ächt römischer Sprache vorgetragen wird, überall mit praktischen Beobachtungen verwebt ist, die Sprache des von Erkenntlichkeit durchdrungenen Herzens von Anfang bis Ende sich hören läßt: so erwächst eine Darstellung, die nicht nur den Leser fest hält; sondern auch jeden, der für so etwas Gefühl und Vorkenntniß hat, zu wiederholtem Genuß einladen wird. Hier die Hauptereignisse seiner irdischen Pilgerschaft, mit Anzeige wenigstens seiner ersten Arbeiten! Aller zu erwähnen, würde viel zu weit führen. Nicht, daß der Mann Polygraph gewesen wäre; eher das Gegentheil ward ihm vorgeworfen; sondern, weil das, was er schrieb, dergestalt den Stempel der Vollendung trug, daß sich auf keine Weise davon nur im Vorbeygehen sprechen läßt.

R. wurde den 2ten Januar 1723 zu Stolpe, einem nahrhaften Städtchen Hinterpommerns geboren, wo sein Vater Gerichtsschulteis war, und bey guten Vermögensumständen mehrern Kindern eine ihren Fähigkeiten angemessene Erziehung verschaffen konnte. Früh schon gab der Knabe Hoffnung, ward daher für den Gelehrtenstand bestimmt, und in das benachbarte Schlawe geschickt. Ein zwar höchst unbedeutender Ort; der gerade damals aber am Rektor Kneiphof einen so wackern Schulmann besaß, daß auch unser R.

ihn seiner Zucht gewann, und aus dem kleinen Lyceo für die lateinische Sprache eine Vorliebe davon trug, die das Schicksal seines Lebens entschied. Nach einiger Zeit wurde der junge Lateiner in das Königsberger Fridericianum verpflanzt; wo er an dem gleichfalls so berühmt gewordenen Kant einen Mitschüler fand, der in Rücksicht auf römische Literatur ernstlich mit ihm wetteiferte. Eine so rühmlich entstandene Verbindung ward auch nach Trennung der beyden Kämpfer viele Jahrzehende lang fortgesetzt; bis endlich im Auslande R. den Gebrauch seiner Muttersprache, und der in K. gebliebene Jugendfreund die Uebung im Lateinischschreiben verlor, ihr Verkehr also nach und nach aufhörte. Seine Zeit hatte der Jüngling im Fridericiano so gut benutzt, daß man ihn 18 Jahre alt für unterrichtet genug hielt, höhere Schulen zu beziehen. Aeußerlich seiner Mutter zu Liebe, die gar zu gern ihn einst auf der Kanzel gesehen hätte, in petto aber, um das im Griechischen Versäumte sobald als möglich nachzuholen, erklärte der junge Mensch sich für den geistlichen Stand; und weil Gesner in diesem Theile der Literatur für sehr bewandert galt, ward Göttingen gewählt, die Reise angetreten, und im Vorbeygehen Wittenberg begrüßt. Hier indeß fand der Fremdling an J. D. Ritter, und J. W. von Berger ein paar so geschickte Literatoren, daß er seinen Vorsatz änderte, und da die beyden trefflichen Männer den viel versprechenden Kopf sehr freundschaftlich behandelten, wirklich zwey Jahre in diesem Elb-Athen hängen blieb, und durch öffentliche Vertheidigung seiner Dissertation: de Galla Placidia Augusta, Beweise seines schon merklichen Fortschrittes darlegte. Hier machte R. auch die Bekanntschaft des zum Besuch dahin gekommenen, 13 Jahr ältern, J. A. Ernesti, der über den wißbegierigen Musensohn sich freute, ihn auf jede Art ermunterte, und da er seinen Eifer fürs Griechische wahrnahm, ihm ebenfalls anrieth, nach Holland zu gehen, wo Tiberius Hemsterhuys instar omnium für ihn seyn würde. Uebrigens war der Leipziger Gelehrte so sehr nach R's Geschmack, daß Dieser Jenem zeitlebens gewogen blieb, und, wie bekannt, sich zur Pflicht machte, bey jeder Gelegenheit es zu äußern. Auch dem wackern Ritter war er späterhin im Stande, seine Dankbarkeit zu bezeigen; indem er ihm nämlich einen vortheilhaften Ruf nach Leiden verschaffte, den der Wittenbergische Rechtslehrer erkenntlich

annahm; am Ende doch aber ausblieb, weil nämlich seine Gattinn zu diesem Platzwechsel sich nicht bequemen wollte.

Der Achtung für Gesners Verdienst unbeschadet, stimmten die Dreymänner Sachsens damals doch überein, nur zu Hemsterhuys Füßen, und überhaupt, nur in Holland, dürfe ein junger Mensch sich schmeicheln, ins Allerheiligste der griechischen Literatur am geschwindesten vorzudringen. Für den guten R. der um jeden Preiß diesen Wunsch zu erreichen strebte, blieb also nichts anders zu thun, als nach dem gepriesenen Batavien sich auf den Weg zu machen. Sehr ungern willigten seine Verwandten in diese Wallfahrt, und das ihm zugestandene Reisegeld war für einen nur kurzen Zeitraum berechnet. Mit Empfehlbriefen an andre Holländische Gelehrte hatten die Wittenberger Gönner ihn versehen können; mit keinem aber an virum summum selbst. Redlicher Absicht jedoch bewußt, der lateinischen Sprache schon in dem Grade mächtig, des Erfolgs seiner Anrede mithin so ziemlich gewiß, war sogleich, als er Leiden betrat, sein erster Schritt, dem berühmten Manne sich darzustellen, und sein Anliegen ihm zu offenbaren. Dieser war Menschenkenner genug, sehr bald zu unterscheiden, wen er vor sich hatte; flößte dem lernbegierigen Deutschen Muth ein, und ward nach und nach der wärmste Freund desselben. Wie sehr R. dieses erkannt, dem Lehrer sich hingegeben, seine Vorlesungen und Gespräche benutzt, mit einem Wort, in den Geist des Mannes eingedrungen, belegt nicht nur Ton und Art der eignen Arbeit; sondern auch das treffliche Elogium, womit er nach mehr als 20 Jahren noch, seinem Führer sowohl als sich selbst, ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. In Rücksicht auf Unterricht also, befand R. sich in vollem Genusse; aber auch für die Hülfsmittel zur Subsistenz sorgten seine neuen Gönner; denn da unser Landsmann gleichfalls durch ein Aeußeres sich empfahl, wie die damaligen Holländer es gern sahen: so hielt es nicht schwer, ihm zu gut bezahlten Stellen, als Repetent und Aufseher reicherer Studiosen, zu verhelfen; was auch seiner Weltkenntniß zu Statten kam. Ein ganzes Jahrzehend ward auf diesem, seinen eigenen Studiis so günstigen Fuß in Leiden von ihm zugebracht; mit welcher Anstrengung des Geistes er dieß aber gethan, und nach was für einem Plan, muß man bey dem Biographen nachlesen. Hier nur so viel: daß Alles, was von der Literatur

Grie-

Griechenlands und Roms bis ins Dunkel des Mittelalters herab uns noch übrig ist, der Gegenstand seines Fleisses wurde; immer die Feder in der Hand; nichts oben hin, nichts ohne kritische Vergleichung, Zweck und Ausdauer. Erst nach sechs solchergestalt verwandten Jahren (1749) kam die erste Epistola in Homeridarum Hymnos et Hesiodum, an Valckenaer gerichtet, als sein Probestück zum Vorschein; das aber auch hinreichend darthat, was von dem jungen Philologen weiter hin zu erwarten wäre. Drey Jahre später, 1752, erschien eine zweyte, die an Ernesti gerichtet war, den Callimachus und Apollonius R. zum Gegenstande hatte, und seinen Fortschritt eben so sicher beurkundete. Außer diesen Arbeiten leistete er noch seinem Gönner und Freunde Alberti bey Herausgabe des Hesychius wesentliche Dienste; und da Hemsterhuys, wegen damaligen Ueberflusses hierzu tauglicher Subjekte, in Holland wenig Aussicht zu einem Lehrstuhl alter Literatur für seinen Zögling sah, ihm daher rieth, in römischer Rechtsgelahrtheit sich für den Nothfall umzusehen, that R. dieses ebenfalls mit so viel Eifer und Erfolg, daß er zeitig genug, gar nicht verwerfliche Proben auch hiervon dem Publiko vorlegen durfte. Troß dieser mit dem Foro so vertraut gewordenen Bekanntschaft, war seine Vorliebe für Griechenlands Musen keinesweges erkaltet, und der Beweis davon (1755) Timaei Lexicon vocum Platonicarum, das er zuerst ans Licht zog, und mit einem Commentar ausstattete, der noch lange sich als Muster behaupten wird. Kein Wörtchen ist darin überflüßig, Alles aus dem tiefsten Schatz griechischer Sprachkunde gehoben, Alles mit so feinen Bemerkungen durchwebt, und so lichtvoll dargestellt, daß dieses kleine Buch unter die wenigen gehört, die, je länger man sie benutzt, immer brauchbarer sich finden lassen.

Andre Schätze als papierne zu sammeln, lag nicht im Charakter unsers, nur auf Belehrung und Kenntniß ausgehenden Landsmannes. Indeß war nach einem zwölfjährigen, auch für seinen Geldbeutel nicht unfruchtbaren Aufenthalt in Holland, ihm doch so viel übrig geblieben, daß er eine längst entworfene gelehrte Reise unternehmen konnte, die bis zur Escorial-Bibliothek sich ausdehnen, und noch unbesuchtere Gegenden ansprechen sollte, am Ende sich aber auf Paris einschränkte. Hier jedoch blieb er ein ganzes Jahr, und be-

nutzte die dasigen Büchersäle nicht nur für sich, sondern auch für seine Freunde mit solch einer Umsicht, und im Punkt alter Literatur mit so reichem Ertrage, daß Rec. aus Mangel an Raum abermals an den Biographen verweisen muß. Da der junge Mann in voller Blüthe der Gesundheit stand, und für die übrigen Merkwürdigkeiten und Reize der so anziehenden Hauptstadt nicht minder empfänglich war: hielt es doppelt schwer, das Vtile dulci hier in Einklang zu bringen; und nur ein so fester Körperbau, wie der seinige, dem auch Nachtwache noch wenig kostete, ließ dergleichen Zumuthungen sich gefallen. Vermuthlich hielt das bezaubernde Paris ihn noch viel länger gefesselt, rief der immer älter sich fühlende Hemsterhuys nicht den Zögling zurück, um diesen unter dem Titel eines Lektor's (hätten unsre jungen Gelehrten dergleichen Titulatur nicht etwas niedrig klingend gefunden??) zum Succenturiat oder Adjunkt um sich zu haben. Mehr als einmal hatte R. schon Gelegenheit gehabt, deutsche Katheder zu besteigen; entschiedene Neigung für Holland aber, und das über alles ihm geltende Zutrauen seines verehrten Lehrers, bewogen ihn, sich dem Wunsche desselben zu fügen; so gut er auch wußte, daß nicht ihm, sondern Valckenaer die griechische Professur in Leiden bestimmt wäre, er mithin in einem Fache zu arbeiten bekäme, das er über lang oder kurz doch würde wieder aufgeben müssen. Nicht länger indeß als vier Jahr stand er diesem Lektorat vor, mit Beyfall und Treue, wie sichs versteht; als Oudendorp starb, und die Lehrstelle der Beredsamkeit und Geschichte, de jure et pacto, wie Hr. W. sich ausdrückt, vorzüglich aber auf Verwendung seines alten viel geltenden Lehrers H. im Jahr 1761 ihm zu Theil ward. Seine Antrittsrede handelte de Doctore umbratico; vom Pedanten also; ein Umstand, den man deswegen nicht unerwähnt lassen will, weil er zur widigen Folge hatte, daß die Vorlesungen des neuen Professors doch weniger besucht wurden, als bey dem übrigen Kredit, und den unbestreitbaren Verdiensten des Docenten sich erwarten ließ. Die, wie bekannt, in Holland einen zahlreichen Kreis ausmachenden Schullehrer hielten besagte Rede für zu satyrisch, münzten vieles auf ihre eigenen werthen Personen, und wußten ihr Müthchen dadurch zu kühlen, daß sie den jungen Abiturienten Mißtrauen gegen einen Mann einflößten, der doch weit davon entfernt war, gegen den ehrwürdigen, allen den übrigen vorarbeitenden Stand, eines so groben

Miß-

Mißgriffs sich schuldig gemacht zu haben. Felix, quem faciunt! — Das Zutrauen der cordatiorum indeß, und die Achtung im Auslande blieben sein ganzes Leben hindurch ihm gesichert. Für so eingebürgert er auch schon im Latio gelten konnte: dennoch ward sein Professorat zum neuen Sporn par in utraque Lingua zu seyn, und den römischen Literaturschatz eben so zu erschöpfen, wie er dieses bereits im griechischen mit Glück versucht hatte. Alle lateinische Schriftsteller also, wo es für Alterthum und Sprache zu lernen gab, a primo ad postremum omnes, kamen zum zweyten mal an die Reihe; und mit welchem Scharfblick ins Innere, mit wie viel Bereicherung seiner Collektaneen diese Musterung von ihm verfolgt wurde, liegt in den Ausgaben am Tage, die sein Fleiß von einigen dieser alten und neuern Lateiner, so wie in andern Kritikdiatriben uns hinterlassen hat. Schon sein Vellejus Paterculus wird ihn unvergeßlich erhalten; und was er außerdem noch geleistet, immer das Bedauern rege machen, von solch einer Feder nicht weit mehr noch uns mitgetheilt zu sehen! Bis auf welchen Grad dieser Philolog aber in seinem Vortrage musterhaft geworden, mag der Umstand erhärten, daß Wendungen und Ausdrücke, die später als Seneca datiren, nur im Nothfall von ihm gebraucht, und in seinen Schriften daher höchst seltene Vögel sind. Und daß man hier nicht etwa Pedanterey wittere! Alles in seiner Darstellung hat so viel Schein von Leichtigkeit, so viel Anmuth, natürliche Farbe, Geradsinn und Kraft, daß man den neuern Gelehrten alsbald darüber vergißt, und irgend einem klassischen Alten sein Ohr zu leihen glaubt.

Erst im 42sten Lebensjahre verheirathete sich der Fremdling, und das mit einer aus Livorno zurückkommenden jungen Holländerinn, die zwar nicht sonderlich reich, aber so liebenswürdig war, daß ihr Gatte nicht ohne Schadloshaltung so lange gewartet zu haben schien. Nur kurze Zeit jedoch dauerte dieß häusliche Glück; denn im 6ten Jahr ihrer Ehe ward die Frau vom Schlage gerührt, verlor Gesicht und Sprache, und lebt in diesem kläglichen Zustande jetzt noch. Auch eine seiner beyden Töchter traf zeitig ein eben so herbes Schicksal; denn auch sie erblindete; und nur die Talente und Munterkeit der ältern wurden dem, wie man sieht, hart geprüften Vater und Ehemann zum Trost. Daß dieser ein so schweres Leiden mit Muth und Ergebung trug, kann Rec.

bestätigen; und er glaubt bey diesem Anlaß ein für allemal das Zeugniß niederschreiben zu dürfen, Alles, was Hr. W. von der Individualität des Mannes uns erzählt, habe auf unbedingtes Zutrauen Anspruch zu machen, und eine fast dreyßigjährige höchst vertraute Bekanntschaft zur Gewährleistung. Als öffentlicher Lehrer wurde R. vom Staate zwar sehr gut bezahlt; ein so beschwerlich gewordenes Hauswesen aber, die ihm angeborne Uneigennützigkeit, und der mißliche Umstand, daß in der Regel ein Holländischer Gelehrter nur für den Ehrensold im eigentlichsten Sinne arbeitet, das heißt, von dasigen Sosiern höchst selten mit baarem Gelde entschädigt wird, erlaubten ihm nicht, den Seinigen etwas anderes, als Nachruhm und Freunde zu hinterlassen. Wirklich war die Aussicht über einen für die Batavische Jugend berechneten Abdruck des Schellerschen Wörterbuchs, die R. nicht lange vor seinem Hintritt übernahm, und etwas weniger als 150 Dukaten sich dafür ausbedung, der erste und letzte Fall, wo er als Schriftsteller klingende Münze in seinen Beutel strich. Mit Antheil also erfährt man, daß von Patribus patriae, des bedrängten Zeitlaufs ungeachtet, für die der Leidner Bibliothek überlassene Büchersammlung und Autographa des Ehrenmannes, seinen beyden Töchtern tausend holländische Gulden jährlich auf Zeitlebens gesichert sind; und sehr viel Ehre macht es Herrn W. selbst, dem Rufe nach Leiden nur unter der Bedingung gefolgt zu seyn, daß man auf diese Art wenigstens für die Kinder seines Freundes sorgen würde. Wie es in der Privatbibliothek eines R. ausgesehen, welche Cimelien eigener sowohl als fremder Handschrift, solche aufzuweisen gehabt; was es für Schwierigkeit indeß geben dürfte, die ungeheuern Vorarbeiten ihres ehemaligen Besitzers gehörig zu benutzen; über Alles das muß man in der Biographie selber sich umsehen. Genug, daß wenn es darauf ankam, aus den entferntesten Büchersälen sich Aufklärung und Hülfsmittel zu verschaffen, weder Mühe noch Kosten von ihm gespart wurden; daß er den in der Folge ihm anvertraueten öffentlichen Bücherschatz eben so eifrig bereicherte; mit dem, was er besaß und besser wußte, Jedem zu dienen stets bereit war, und wo er bey jüngern Freunden Geist und guten Willen bemerkte, zur Aufmunterung derselben nichts unversucht ließ. Mehr als einmal verlangte Deutschland seinen Sohn wieder zurück; auch dem Patriotismus des unsterblichen Münchhausen war ein so verdienst-

volles

volles Subjekt nicht entgangen. Dieses aber hielt, Holland zu verlassen, für Undankbarkeit; und dem von ihm abgelehnten Rufe nach Göttingen, hat diese hohe Schule ihren Heyne zu danken, als den R., ohne mit ihm in näherm Verhältniß zu stehen, zum Ersatz völlig geeignet erklärte.

Daß der bey mittlerer, aber wohl beleibter Statur, durch hellen, freyen und wohlwollenden Blick, gleich für sich einnehmende Landsmann, auch altdeutscher Leibesstärke genoß, die, wenn es seyn mußte, selbst Nachtwachen vertrug, ist schon oben erwähnt worden. Durch sorgenfreyen Geist, Mäßigkeit in der Diät, Wechsel in seinen Beschäfftigungen, sorgfältig unterhaltene Geselligkeit, hauptsächlich aber durch fleißig, und bis ins hohe Alter getriebene Jagd, wußte er seine Maschine lange genug aufrecht zu erhalten. Im Artikel der Jagd hatte dieser Philolog, was ein höchst seltner Fall seyn mag, es bis zu einer Geschicklichkeit gebracht, die, wie Rec. hinzusetzen kann, ihn den benachbarten Revieren sogar furchtbar machte. Auch Musik und Gymnastik waren in jüngern Jahren mit Erfolg von ihm kultivirt worden; und in Rücksicht auf bildende Künste, ließ sein, durch den Geist klassischer Literatur geleiteter Takt ihn eben so wenig ohne Geschmack und Einsicht. Die wahre, bey seiner Ankunft noch in Holland vorhandne Freyheit, trug, wie natürlich, sehr viel bey, diesen Erdstrich ihm so werth zu machen; und des Vorzugs, Patriot seyn zu dürfen, bediente der selbstständige Mann sich im ganzen Umfange. Gewiß war es daher eben so gut Ueberzeugung, als Vertrauen zur Erfahrung seines Lehrers H. (der doch selbst nur umgesattelt zu haben scheint, weil seine Partey es mit ihm verdarb) daß er anfänglich anti-demokratisch dachte. In der Folge jedoch schienen die Aristokraten, oder Oranisch-Gesinnten, ihm weniger Recht zu haben, und diese Umwandlung der Grundsätze verschwieg er keinesweges; das allgemeine Beste war und blieb aber die einzige Richtschnur seines Betragens, und Niemand wird Eigensucht oder Eigennutz ihm Schuld geben können. Ohne manchen harten Stoß auch für ihn, liefen indeß die häufigen Erschütterungen nicht ab, denen seit einem Jahrzehend das unglückliche Holland ausgesetzt blieb; selbst die Frequenz seiner Vorlesungen litt darunter; theils wegen Härte der Zeit, theils wegen bloßen Parteysinnes. Das Ende der Drangsale sollte der Biedermann nicht erleben.

Schon

Schon öfter, wiewohl auf kurze Zeit nur, hatten Gichtanfälle sich eingestellt, die nach und nach ihm die rechte Hand lähmten, und endlich in Brustwassersucht ausarteten. Er starb den 14ten May 1798, nach mehr als einem ganz erträglich gewordnen, und immer von ihm benutzten Zwischenraume der Krankheit, im 75sten Lebensjahre, mit eben der Geistesruhe, worin er so lange sich zu behaupten gewußt, und in der von jeher seltenen Lage, seinen Ruhm keinen Augenblick überlebt, vielmehr das gelehrte Publikum lüsterner als je, nach neuen Belegen seines immer sich gleichbleibenden Scharfsinns, hinterlassen zu haben.

Eben so viel Raum wenigstens, als Rec. schon gebraucht hat, unsern trefflichen Landsmann einigermaßen kenntlich zu machen, wäre noch nöthig, um die übrigen Vorzüge dieser Biographie, selbst von ein paar Seiten nur, in das ihnen gebührende Licht zu stellen. Nicht bloß R's Lebensbeschreibung hat man hier vor sich; sondern ein Miniaturgemälde, das mit großer Kunst den Zustand der Philologie seit beynahe hundert Jahren uns darstellt; was Holland, als den Mittelpunkt alter Sprachkenntnisse, betrifft, wenig zu wünschen übrig läßt, und auch auf deutschen Boden so viel Rücksicht nimmt, als erforderlich war, um den Weg zur lehrreichen Vergleichung zu bahnen. Zwar der Hauptpunkt, den Hr. W. unverrückt im Auge behält, und dem auch R. mit seinen Vorgängern eben so fest anhieng, ist kein anderer, als: Literatur der Griechen und Römer ist die Basis jeder vernünftigen Erziehung, und muß solche bleiben! Wie weit dieser Grundsatz auf Holland anwendbar sey, gehört nicht für unser Forum. Bey uns leider! hat durch noch immer zunehmende Fluth neuer Bedürfnisse, und eben deshalb nothwendig gewordner Kenntnisse, das Erziehungswesen dergestalt sich verwickelt, daß Trennung alter und neuer Gelehrsamkeit nothwendig erfolgen, oder beydes, wie die Sachen jetzt stehen, zu Grunde gehen muß. Wohl dem jungen Manne, der sich muthig genug fühlt, nur für das klassische Alterthum zu leben, und Depositair seiner Schätze werden zu wollen! Hoffentlich wird es noch immer Köpfe geben, die auch in dieses Heiligthum zu dringen Lust behalten und nach Wegweisern sich umsehen. Wer ferner nicht ums tägliche Brod studirt, und vielleicht mit Aussicht auf höhere Posten im Staate, wird wohl oder übel um alte Literatur sich doch bekümmern

bekämmern müssen; weil er sonst nie festen Standpunkt erreichen, nie das Zuviel und Zuwenig ausmitteln würde! Es nehme mit dieser Itio in partes was für eine Wendung es will, allemal bleibt es der Mühe werth, die Sache des Alterthums von einem Manne vertheidigt zu hören, der wie Herr W. zu Werke geht; das heißt, durch die Bündigkeit, Klarheit und Ründung seines eignen Vortrags es anschaulich zu machen weiß, wie viel man dabey gewinnt, nach dem ewigen Muster klassischer Alten sich zu bilden. Ob die hier empfohlne Methode die kürzeste sey, ist wieder eine andre Frage. Entsetzen wird manchen jungen Philologen und Aesthetiker anwandeln, wenn er die herkulischen Arbeiten aufgezählt, und von den Koryphäen Hollands wirklich erschöpft lieset, die Hr. W. nur zur vorläufigen Bedingung macht. Der ganze Schatz alter, rein ausgemünzter Sprachen und Sachkenntnisse, muß einem Philologen, der als Schiedsrichter sich aufwirft, zu Gebot stehn; mit der Feder in der Hand, und nie anders, muß er das ungeheure Feld durchwandert haben; kein Schritt zurück; Alles mit einer Umsicht, die nichts unbeachtet läßt, und auch nicht leicht unbelohnt bleiben wird, weil die Aerndte noch lange nicht für erschöpft gelten kann. Mit Beyspielen wird hier belegt, wie Manches gegen mit Recht berühmte Männer es zu erinnern gab, die auf gutes Gedächtniß und Scharfsinn sich verlassend, für Bereicherung ihrer Adversariorum nicht mit gleicher Aufmerksamkeit gesorgt hatten.

Allein Rec. würde mit seinen Anzeichnungen nie fertig werden. Wie gern höbe er die Stellen aus, wo z. B. das Verdienst eines Hemsterhuys sich gewürdigt findet! Oder die Vergleichung der beyden Kollegen und Freunde, R. und Valckenaer. Dieser war an Stärke der Einbildungskraft und Kenntniß der neuesten Literatur Jenem überlegen; auch in der Wärme des mündlichen Vortrags; nicht so im schriftlichen; dem lateinischen versteht sich; denn nur in dieser Sprache dachten, lebten und webten diese Kritiker. In Rücksicht auf Griechische Sprachkunde konnte Jeder mit gleichem Erfolge die Katheder des Andern besteigen, und überhaupt im ganzen Umfange ihrer Kenntnisse der Eine geworden seyn, was der Andre wirklich war; hätten beyde nicht divergirende Ziele sich vorgesteckt. Eben so wenig werden die Schwächen der Duumvirn verschwiegen; mit einer Schonung jedoch,

jedoch, und so williger Anerkennung ihrer glänzenden Seiten, daß der Darsteller selbst unendlich dabey gewinnt. Außer dergleichen charakteristischen Pinselstrichen, die durch das ganze Buch reichlich angebracht sind, enthält solches auch eine Menge praktischer Wahrnehmungen, die jungen Philologen nicht genug können empfohlen werden, und — quas amant meminisse periti. Wer hierzu des Verf. Eclogis historicis (aus Griechischen Geschichtschreibern; Amsterd. 1794, 8.) fügen kann, wird darin auf eine Reihe so fruchtbarer Winke stoßen, als er in zwanzig Büchern, die ex professo sich für Hodegeten ausgeben, vergeblich suchen soll. Auch dadurch, daß, so weit der Gegenstand es erlaubte, Hr. W. die Geschichte seines eigenen Aufenthalts in Holland, und nebenbey die seiner Studien einwebt, macht er jedem Leser, dem es um Belehrung zu thun ist, ein sehr angenehmes Geschenk. In einem Zeitpunkt, wie der gegenwärtige für Leidens Akademie, und mitten unter häuslicher Prüfung, wogegen der Verf. selber zu kämpfen hatte, noch ein solches Buch schreiben zu können, ist der beste Beweis, daß er nicht ohne Frucht Lehrer der Philosophie gewesen; so wie Styl und Inhalt darthun, daß er, si quis alius, den Posten seines von ihm so geehrten Vorgängers nunmehr zu bekleiden verdient. — Ungern trennt Rec. sich von der anziehenden Unterhaltung; und noch ungerner schlösse er den Bericht davon, bliebe ihm die Hoffnung nicht übrig, daß gerade die Unvollständigkeit der Anzeige, Leser, wie er sie wünscht und voraussetzt, zum Besuch der Quelle veranlassen wird. Selbst da, wo man von des Biographen Meinung abzuweichen geneigt ist, giebt es noch immer in Menge zu lernen; und von wie äußerst wenig Büchern läßt in unserm schreibseligen Zeitraume so was im Ernst sich rühmen!

Xy.

Erdbeschreibung.

Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten, zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde, von C. M. Sprengel. Vierzehnter Band. Halle, in der Rengerschen Buchhandl. 1800. 388 S. 8. 1 Rthl. 4 gr.

Mit

Mit diesem Bande wird die gegenwärtige Sammlung beschlossen. Er enthält das Ende von Georg Vancouvers Entdeckungsreise in den nördlichen Gewässern der Südsee, und längs den westlichen Küsten von Amerika, von 1790 bis 1795. Das Resultat davon war, daß, obgleich diese Küste von Cooks Einfahrt bis zum Flusse Columbia sehr zerstückelt ist, eine Menge Buchten, Hafen und Einfahrten enthält; auch vor derselben verschiedene noch nicht ganz befahrne Inselgruppen liegen, dennoch in diesem großen Striche Landes, vom 47. bis zum 60. Grad nördlicher Breite keine eigentliche Durchfahrt Statt finde. Außerdem hat der Verf. auch andre gemeinnützliche Nachrichten mitgetheilt; z. B. von den Sandwichsinseln, welche er dreymal besucht hat; von den Russischen Pelzhändlern auf den Küsten von Neu-Albion, welche nicht nur mitten unter den Wilden ordentliche Niederlassungen auf der Insel Hormogenes und an den Küsten von Cooks Einfahrt besitzen; sondern auch ähnliche in mehreren Gegenden des Prinz-Wilhelmsundes angelegt haben; ja in einem vor diesem Sunde aufgefundenen Hafen aus dem in großer Menge vorhandenen Schiffholze große Fahrzeuge bauen, und dadurch den Mangel an diesen Materialien ersetzen, der in Ochotsk und in dem Hafen von Kamtschatka sehr groß ist; ferner von den neuern Bemühungen der Spanier, die Lage und Beschaffenheit der nordwestlichen Küsten von Nordamerika zu erforschen; endlich auch von einigen neuen Spanischen Colonieen und alten Pflanzörtern dieser Nation. Dadurch wird man für manche freylich mit unterlaufende Kleinigkeiten schadlos gehalten. Wir wollen nur die einzige Nachricht ausheben, welche S. 383 von den ungeheuern Schätzen steht, die Spanien bloß aus Mexiko zieht. Vom 1. Januar bis zum 31. December 1793 sind daselbst nach einer Berechnung, die der Verf. gesehen hat, in Golde 884,262. und in Silber 23,428,680 Pesos oder Spanische Thaler gemünzt worden. „Doch war dieses, setzt er hinzu, „die größte Summe, welche je in einem Jahre in der Münze „zu Mexiko ausgeprägt wurde.“ Vielleicht denkt Mancher hierbey, daß die Spanier nicht die einzige Nation sind, welche große Schätze nicht zu benutzen wissen.

Bgb.

Atlas

Atlas zu Gaspari vollständigem Handbuche der neuesten Erdbeschreibung. *Zweyte Lieferung*, zum 2. Bande 1. Abtheilung gehörig. Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs. 1 Rl.

Des 2. Bds. 1. Abth. der Gasparischen Erdbeschreibung, wozu diese aus drey Charten bestehende Lieferung gehört, ist Bd. 54 S. 417 der Bibl. angezeigt worden. Wir müssen darauf der Kürze halber verweisen. Die erste Charte, den südlichen Theil des Obersächsischen Kreises vorstellend, ist 1798 erschienen und nach Murdochischer Projektion entworfen. Bey dem Fürstenthum Anhalt hätten wir gewünscht, durch eine abstechende Illumination die den 3 Fürsten zugefallenen Landesantheile vom ehemaligen Zerbstischen Hause bemerkt zu sehen; da die Theilung schon im Dec. 1797 vorgenommen wurde. Man konnte die Distrikte, welche jetzt den drey Anhaltischen Linien gehören, vielleicht eben so bemerkbar machen, als es z. B. bey den herzogl. Sächsischen Ländern geschehen ist. —

Die zweyte Charte nach derselben Projektion entworfen ist auch von 1798, und stellt den nördlichen Theil des O. Sächs. Kreises vor. Ein treffliches Blatt. Unten befindet sich die Eintheilung der Länder, die auf dieser Charte stehen. Lauenburg und Bütow gehört zwar, wie hier richtig bemerkt ist, unter die Jurisdiktion von Westpreußen; aber in Hinsicht auf Kameral- und Landständische Verfassung wird dieser Kreis zu Hinterpommern gerechnet. Eben so werden die Herrschaften Beeskow und Storkow kameralisch als ein Kreis der Mittelmark betrachtet. — Bey der Priegnitz fehlt der Plattenburgsche Kreis oder Distrikt.

Die dritte Charte, auch nach Murdochischer Projektion entworfen, enthält den Niedersächsischen Kreis von 1800.

Die Zeichnung der Charten ist von Güssefeld. Sie empfiehlt sich durch Richtigkeit und Genauigkeit. Der Stich ist sauber, die Lettern sind scharf und deutlich. Die Charten sind nach den neuesten astronomischen Ortsbestimmungen berichtigt, und die beyden ersten auf der Herzogl. Gothaischen Sternwarte Seeberg revidirt. Das Format ist das bekannte

Ho-

Homannsche. Der ganze Atlas wird, nach den ersten Lieferungen zu urtheilen, ein vortreffliches und zuverläßiges Hülfsmittel zur neuesten Geographie werden.

Dwk.

Freymüthige Betrachtungen eines Ungarn über sein Vaterland. Auf einer Reise durch einige Ungarische Provinzen. Desinant aliquando dicere, male aliquem locutum esse, si quis vere ac libere locutus sit. Cicero. Teutschland, 1799. 348 Seiten gr. 8.

Ob der Verf. dieser Betrachtungen ein in Ungarn geborner, oder ein ausländischer Deutscher sey, das kann den Lesern gleichgültig seyn; wiewohl das erstere die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Genug, er kennt Ungarn überhaupt, und auch mehrere besondere Gegenden davon sehr wohl; seine Schilderungen scheinen, nach vielen zuverläßigen Nachrichten, die uns darüber seit langen Jahren zugekommen sind, zu urtheilen, meistentheils sehr treffend zu seyn; und im Ganzen zeigt er auch recht wohl, was Land und Nation seyn könnten und sollten; wie sehr weit sie noch davon entfernt sind, und welche Hauptmittel dazu führen können. Sein patriotischer Eifer verleitet ihn freylich bisweilen zu harten und heftigen Ausdrücken; er erkennt dieses selbst; begreiflich wird es dadurch, weil man beym Anblicke so mancher schreyender Mißbräuche, gewaltsamer Einschränkungen, und widersinniger Bedrückungen, kaum gelassen bleiben kann. Daher z. B. die Stelle S. 7: „Die Tendenz der Politik nach „welcher Ungarn gegängelt wird, oder gewisser lichtscheuer, „aus- und inländischer Obscuranten, die auf die Regierung des „Staats den entschiedensten Einfluß haben, ist offenbar, die „Aufklärung nicht über die Gränze kommen zu lassen. Das „Volk soll unwissend bleiben; man weiß ja warum?“ Doch hätte auch bisweilen der Tadel schon darum gemildert werden, oder gar unterbleiben sollen, weil er zu allgemein und unbestimmt gerathen ist. So ist z. B. die Stelle S. 27 verunglückt, wo von Debrezin gesagt wird: „Die Stadt wurde „lange von lauter Reformirten bewohnt, die von jeher, bis

„auf den heutigen Tag dem Systeme Zwinglins und Cal„vins ganz zugethan geblieben sind, und auch jetzt noch mit „ganzer Seele an den strengen, zum Theil auch vernunft„widrigen Lehrsätzen dieser, übrigens verehrungswürdigen „Männer hängen." Denn erstlich ist es ja bekannt, daß Zwingli und Calvin gar sehr von einander abweichende Lehrbegriffe vorgetragen haben; so daß man unmöglich beyden zugleich zugethan seyn kann. Sodann ist der Vorwurf des Vernunftwidrigen nicht allein zu theologisch, (denn die Lehrer einer jeden Religionsparteу finden ihr System allein vernunftmäßig;) sondern auch ungerecht und widersprechend. Man weiß wohl, welcher Lehre Calvins (der auch bekanntermaaßen die Ungrischen Reformirten noch völlig ergeben sind,) in Streitschriften solches vorgeworfen worden sey; allein Zwingli behauptete ja gerade das Gegentheil von jener Lehre. — Uebrigens hat der Verf. weder wichtige politische Aufschlüsse über den politischen Zustand seines Vaterlandes geben; sondern nur auffallende Mängel desselben anzeigen; auch keine vollständige Reisebeschreibung oder topographische Beschreibung ertheilen wollen, wohl aber eine Anzahl mannichfaltiger Bemerkungen über besonders von ihm untersuchte und der Aufmerksamkeit vorzüglich würdige Gegenstände.

Den Anfang macht er mit Debrezin, dem berühmten Sitze der Reformirten, ihrer Religionsübung und ihrer Gelehrsamkeit. Der Verf. will beobachtet haben, daß es in dem Charakter der Ungrischen Reformirten liege, ein geräuschloses, eingezogenes Leben zu lieben; sie näherten sich in ihrem äußern Verhalten sehr stark den Herrnhutern; besonders hätten sich vor einem nicht zu langen Zeitraume die Debreziner hierin ausgezeichnet; gegenwärtig aber schienen sich unter ihnen liberalere Sitten zu verbreiten. Die Debreziner Jahrmärkte fand der Verf. volkreicher, als die Leipziger Messen, und von der größten Wichtigkeit für Ungarn, auch manche benachbarte Länder; aber die Handlung der Ungarn selbst in auswärtige Länder zu ihrem großen Nachtheil äusserst eingeschränkt und fast unterdrückt. Auf den Abriß des Ungrischen Nationalcharakters hat der Verf. S. 33 fg. vielen und glücklichen Fleiß gewandt. Wir führen nur einige Züge aus demselben an: „Ein hoher Stolz, der an Uebermuth gränzt, glüht in der Brust auch des ärmsten Ungars. Die Stellung seines Körpers und sein Gang ist gravitätisch,

„[illegible], sein Blick finster und herrisch, seine Stirn gebieterisch. Er ist strenge gegen seine Untergebenen; aber die unter seinen Augen gekränkte Unschuld darf sicher in ihm einen „Beschützer und Rächer erwarten, wenn der Beleidigte seines „Gleichen ist. Ehrgeiz ist seine schwächste Seite. Er ist „oft großmüthig bis zur Bewunderung; nicht selten aber „auch ungemein rachsüchtig; freygebig und bis zur Resignation gefällig, wenn man seinem Stolze schmeichelt; tobend, „rasend, gefährlich, wenn man ihn an seiner Ehre kränkt; „zur Freundschaft gestimmt, treu und beständig in derselben; „alles aufopfernd für die Rettung dessen, der im Besitze seines „Herzens ist; nicht allzu gesprächig; aber gewohnt, auch dem „geringsten, was er sagt, durch eine starke, accentuirte, nachdrückliche Aussprache, und durch bedeutende, ausdrucksvolle „Mienen, viel Gewicht zu geben; geneigt zu tiefer Schwermuth, finsterm Ernst und Herrnhuterscher (warum eben „dieser Parteynamen?) Frömmigkeit; aber ausgelassen lustig bey Gelagen und andern zur Fröhlichkeit einladenden „Gelegenheiten. Eigensinnig beharrt er auf dem, was er behauptet, und ist sehr empfindlich gegen jede Art von Widerspruch; bequem bey seinen Arbeiten; aber meist gewissenhaft in der Erfüllung seiner Berufsgeschäffte." Ueber die so nöthige Veredlung des Ungarn, seiner Verfassung und seines Vaterlandes selbst, werden S. 38 fg. mancherley, energisch ausgedrückte Wünsche und Vorschläge angegeben. Den Nationalhaß des Ungarn gegen Deutsche leitet der Verf. S. 57 fq. bereits von gewissen die letztern zu sehr begünstigenden Maaßregeln des heil. Stephan und seiner nächsten Nachfolger her; wir glauben aber, (und die Geschichte scheint es zu bestätigen) daß jene Antipathie mehr von den Zeiten der Oesterreichischen Regierung, zunächst aber aus dem 17ten Jahrhundert, sich herschreibe. Ueber Kirchen, Gymnasien und Schulverfassung der Protestanten, breitet sich der Verf. besonders aus; viel Wahres ist darunter; aber auch nicht selten verliert er sich in Deklamation, wird weitschweifig, schreibt eine lange Stelle aus Schillers Schrift über die Universalhistorie ab; (S. 78 — 80) empfiehlt allen Gelehrten Fichtens Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten; ärgert sich über die Recension dieser Schrift in Jakobs philos. Annalen; u. dgl. m. Ausführlich handelt er auch von Theschediks berühmter Industrie-Anstalt, ihrem Untergange und ihrer neuen Belebung, S. 96 fg. 339 fg.

Ueber die Zips (warum schreibt der Verf. Zyps und Zypser?) die deutschen Bewohner dieser Gespanschaft, ihre Lebensart, Gebräuche, u. dgl. m. kommt viel Merkwürdiges vor. Am Ende wird besonders vom Theaterwesen und von der üblichen Lektüre zu Preßburg Nachricht gegeben.

N.

Briefe eines reisenden Russen von Karamsin. Aus dem Russischen von Johann Richter. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Hartknoch. 1800. 216 Seiten 12. Zweytes Bändchen 213. S. Drittes Bändchen 194 S. Viertes Bändchen 216 S. 3 Rg. 8 gr.

Eine seltene Erscheinung, einen so gebildeten Russen, der überdieß der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist, eine Reise unternehmen zu sehen, um sich bey andern aufgeklärten Völkern zu unterrichten, und dann an der Veredlung und Bildung seiner Nation als Schriftsteller zu arbeiten! Diese Briefe erschienen zuerst im moskauischen Journale, und erhielten einen ausgezeichneten Beyfall. Wenn gleich Statistik und Erdbeschreibung durch sie nicht gewinnen: so werden diese Briefe doch eine angenehme Lektüre gewähren. Sie zeichnen sich besonders durch eine gewisse Naivetät der Darstellung aus, und enthalten eine treue Geschichte der Empfindungen, Gedanken und Begebenheiten des Verf. während seines Aufenthalts im Auslande. Der Verf. selbst will sie für nichts mehr angesehen wissen, als für eine Darstellung dessen, was von den verschiedenartigen Gegenständen, die ihm auf der Reise vorkamen, auf seine Seele am meisten Eindruck machte; für eine Erzählung dessen, was ihm begegnete, was er sah und hörte, was er empfand und dachte. Auch können diese Briefe als Belege dienen, wie der Zustand der russischen Literatur am Ende des 18ten Jahrhunderts beschaffen ist. Ueberall suchte der Verf. die aufgeklärtesten und berühmtesten Männer, besonders im Fache der schönen Literatur und Philosophie auf, suchte ihre Belehrung, und erzählt freymüthig, wie er sie fand; ob man aber mit dem Referenten, da man sich ihm unverhüllt zeigte, immer zufrieden seyn werde, steht dahin.

Die

Die Reise gieng im May 1789 von Twer über Petersburg und Riga durch Curland nach Preußen, über Memel, Königsberg, Danzig, durch Hinterpommern nach Berlin und Potsdam; von da nach Dresden, Leipzig, Weimar, Erfurt, Frankfurt a. M., Mainz, Mannheim, Strasburg, Basel, Zürich, Bern, Lausanne und Genf, und endlich nach Paris; hier endigt sich der vierte Theil. Aus dieser kurzen Anzeige wird man schon ungefähr sich theils die berühmten Männer, deren Schilderung der Verf. versucht, gedenken; theils auch die Gegenstände, deren Beschreibung er vorzüglich unternimmt, vorstellen können. Daß so Mancher, welcher diese Männer aus einem längern Umgange, diese Gegenstände und Einrichtungen genauer kennt, in sehr vielen Stücken ganz anders urtheilen und beschreiben würde, läßt sich leicht vermuthen. Die Uebersetzung ist sehr gut gerathen; auch hat der Verf. sie selbst durchgesehen.

Eh.

Erziehungsschriften.

Taschenbuch für deutsche Schullehrer auf das Jahr 1800, herausgegeben von Christian Fr. Möller, Pf. zu Gleina und Purtschiz, im Stift Naumburg-Zeiz. Zeiz, bey Webel. 1800. 117 S. 8. 8 gr.

Vt desint vires, tamen est laudanda voluntas: Um nämlich deutschen Schullehrern zum Taschenbuche empfohlen werden zu können, müßte das gegenwärtige mehr innern Gehalt und mehr Präcision im Vortrage haben. Es enthält 14 Nummern, darunter einige ganz lokale Nachrichten, eine Vorstellungsrede, Vorschläge zu einer Schulkasse und zu mehr feyerlichen Schulprüfungen, ein Aufsatz von Ueberbildung der Zöglinge, und zuletzt Schulanekdoten begriffen sind. Die Männer, welche dazu beygetragen haben, mögen sich als Aufseher oder Lehrer der Schulen ihres Orts ganz verdient machen; aber was sie darüber schriftlich dem Herausgeber mittheilten, eignet sich deshalb noch nicht zu einem

zweckmäßigen Taschenbuche. Aus den Anekdoten ersieht man, daß bis in das Jahr 1792 zu Gleina bey Zeiz noch folgendes Buch zum Leitfaden des Religions-Unterrichts in der Schule üblich war: „Vermehrter und verbesserter Himmelsweg „— — — durch J. Cyriak. Höfern, nachgehends ver„mehrt von D. J. Günthern, neue Ausg. von D. Chr. „Weisen zu Leipzig, 1758." Folgende 298ste Frage charakterisirt das Buch:

„Ist auch die Jungfrau Maria eine Sünderinn ge„wesen?"

„Ja: denn zum 1) ist sie gestorben. Nun aber ist der „Tod der Sünden Sold. Röm. 6, 23. Zum 2) hat sie Je„sum vor ihren Heiland erkannt. Luc. 1, 47. Mein Geist „freuet sich Gottes meines Heilandes. Wer aber kein Sün„der ist, braucht auch keinen Heiland. Zum 3) hat sie „alle Tage selbst gestanden, daß sie gesündiget, weil sie das „heilige V. U. sonder Zweifel gebetet, und darin die fünfte „Bitte nicht wird außen gelassen haben."

Fwb.

Annalen des Preußischen Schul- und Kirchenwesens, herausgegeben von Friedrich Gedike. Ersten Bandes erstes Heft. Berlin, bey Unger, 1800. 8. 12 gr.

Die Fortsetzung dieser Annalen, wenn anders der Inhalt allgemein wichtig bleibt, ist gar sehr zu wünschen; da sie die Leser zu den Quellen des Schul- und Kirchenwesens führen. Die Publicität ist hier das rechte Mittel, um die bisherigen Fehler aufzusuchen, sie bis in ihre Quellen zu verfolgen, und hier die Heilung und Remedur zu finden. Und wenn auch hier und da ein Schriftsteller auf die Folterbank seiner Kollegen, das heißt, anderer Schriftsteller gerathen sollte: so wird doch immer die Publicität, nach einem passenden Ausdruck Kants, der Lappen seyn, womit das Silber rein gescheuert wird.

Hauptsächlich liefert hier der Herausg. zwey Berichte des Oberkonsistoriums, als Provinzialschulkollegiums, welche viele gute Vorschläge enthalten; dagegen aber einige noch ei-

ner nähern Prüfung bedürfen. „Wir thun, heißt es S. 7, „vorläufig den allgemeinen Vorschlag, auf manchen königli„chen Dörfern mit der Zeit die Schulhalterstellen ganz einzu„ziehen, und bey Ansetzung eines neuen Predigers, diesen „zugleich zum eigentlichen Lehrer derselben zu machen, und „ihm dafür die bisherigen Einkünfte der Schulhalterstelle mit „beyzulegen."

Dieser Vorschlag scheint uns nichts weniger als zweckmäßig zu seyn; zumal, wenn er mit S. 3 verglichen wird. „Sehr viele (Landschullehrerstellen heißt es) haben kaum ein „Einkommen von 5 bis 10 Thalern. Die meisten Stellen „sind von der Art, daß sie nur zwischen 20 und 30 Thaler ein„tragen, und daß der Schulhalter, der keine Profession ge„lernt hat, die doch auch von den besten Schulhaltern „selten ohne Nachtheil der Schule getrieben werden „kann, gar nicht dabey existiren kann, ohne sich recht eigent„lich zur Betteley zu erniedrigen."

Dieser Nachtheil, den die Profession eines Landschullehrers herbeyführt, würde ungezweifelt auch bey der Profession des Predigers eintreten, und bey so überhäuften Geschäfften das eigene Studium desselben vereiteln, den Geist lähmen; weil er seinen Vorträgen nie die gehörige Zeit widmen könnte: so würde sein Einfluß auf Religiosität und Moralität noch schwächer werden, und vielleicht gar außer Curs kommen. Die Erziehung und Unterweisung seiner eigenen Kinder würde ihm unmöglich gemacht. Man würde einem solchen Amte alle Erheiterung rauben, und es so lastend und verkümmernd machen, daß nur entweder Unwissende, oder Unglückliche darnach lüstern seyn könnten. Und das für eine Zulage von 30 Thalern, wovon noch ein beträchtlicher Theil für die Heizung der Stube abgerechnet werden müßte? Ohne der Inkonvenienzen zu erwähnen, die aus den öftern Unterbrechungen des Schulunterrichts bey den Geschäfften als Prediger, bey Krankheiten für die ganze Gemeinde, und aus dem zu nahe gerückten kleinlichen Verkehr mit Herrschaften und Eltern, wegen säumiger oder fehlerhafter Schulkinder, entstehen müßten.

S. 17 heißt es: „Zur bessern Aufsicht über die städti„schen Schulen, würde in jeder Stadt ein eigenes Scholar„chat nöthig seyn, das außer dem Inspektor, noch aus einem

„oder zwey Mitgliedern des Magistrats bestände.“ Rec. glaubt, daß aufgeklärte und wohlwollende Bürger in einem solchen Scholarchat nicht weniger nützlich seyn würden; theils um den übrigen Bürgern die Sache der Erziehung und des Unterrichts zu empfehlen, theils über die Moralität der Zöglinge zu wachen. So würde auch ein geschickter Stadtprediger dem Inspektor vorzuziehen seyn; wenn dieser, wie S. 29 selbst behauptet wird, zu einer zweckmäßigen Aufsicht über das Schulwesen nicht hinlänglich qualificirt sey.

Wenn nach S. 18 behauptet wird: „Von sehr großer „Wirkung würde es seyn, wenn jährlich einer oder mehrere „aus unserm Kollegium den Auftrag erhielten, die Schulen „eines bestimmten Kreises zu visitiren. Je unerwarteter die „Visitation seyn würde, desto größer würde ihr Nutzen seyn:“, so kann Rec. diesen Nutzen nicht finden. Kostspielig und lästend würde es wohl seyn, aber wenig nützlich. Das Ueberraschende würde Lehrer und Kinder außer Stand setzen, das zu leisten, was sie könnten. Mit einem weit gewissern Erfolge würde Rec. vorschlagen, jährlich einige Kinder mit dem Lehrer derselben zu dem Kreisinspektor zu bestellen, um ihre Kenntnisse zu prüfen; da würde es sich leicht ergeben, was der Prediger und der Schullehrer geleistet habe.

Eben so kann Rec. den Vorschlag S. 18 nicht billigen, nach welchem es „am zweckmäßigsten seyn würde, wenn der „Prediger die größern Kinder in einer Stunde täglich in seinem „Hause unterrichtete.“ Dazu würde erfordert, daß eine eigene Stube geheizet würde, um nicht täglich in einer mephitischen Luft, die vor keiner Beschwörung weicht, zu leben. Man lasse es doch bey der bisherigen Einrichtung, nach der der Prediger in der gewöhnlichen Schulstube eine Stunde unterrichtet.

Rec. fasset alles, was er über das Besserwerden des Schulwesens zu sagen hat, zusammen. Es müßte den Schullehrern nicht mehr Brod aus der Theurung gereicht; sie aber in einer zweckmäßigen Anstalt zu ihrem wichtigen Amte vorbereitet werden. Mit dem bessern Unterrichte, der den ganzen Menschen umfassen müßte, so weit es den Bedürfnissen der niedern Stände angemessen ist, müßte die ernste Sorgfalt zusammentreffen, daß die schulfähigen Kinder den Schul-

unter-

unterricht mit Ordnung abwarteten. So lange dieß nicht geschieht, ist alles Spekuliren zum Besserwerden vergeblich. Ein jeder Prediger müßte unnachläßig 6 Stunden in der Woche Unterricht ertheilen, und ein eigenes Verzeichniß von den Tagen seines Schulbesuchs und der Materien, die er vorgetragen, halten, und der Behörde zu seiner Zeit eintreichen. Es müßte, so wie obige Berichte für die Stadtschule ein eigenes Scholarchat vorschlagen, ein ähnliches für die Dorfschulen verordnet werden, welches aus dem Prediger und den bestgesinntesten Gemeindegliedern bestände. Diese Kommission müßte das Recht haben, über schulfähige Kinder disponiren zu können, den saumseligen Eltern und Herrschaften Weisungen zu geben, und in dem Falle, daß sie nicht einlenken wollten, die, aber willige Obrigkeit zu einer ernsten Verfügung aufzufordern. Sie müßte wachen über Erziehung und Privatfleiß im elterlichen Hause, die Kinder, welche der Lehrer auszuwählen hätte, jährlich mit demselben zum Kreisinspektor zu begleiten, um gehörig geprüft zu werden; bey welcher Gelegenheit der Inspektor aus dem oben angeführten Verzeichnisse der Belehrungen des Predigers zu wählen hätte. Ein jeder Prediger müßte in dem Falle, daß er mehr als andere leistete, ohne auf Konvenienzen zu sehen, gefördert werden. Würde eine solche Einrichtung gebilliget: dann bedürfte es nicht einmal, wie S. 17 vorgeschlagen wird, einiger Assistenten des Inspektors aus den bessern Mitaliedern einer Diöces, um dem Schulwesen aufzuhelfen. Dieß würde nur auf neue Differenzen führen, die der guten Sache hinderlich werden würden.

Man kann überhaupt bey den jetzigen Zeitläuften nicht sagen: tantae molis erat, wenn nur die rechten Mittel, die dem Forscher nicht entgehen können, gebraucht werden. Bisher ist des Schreibens und des sorglichen Verkehrs sehr viel gewesen; aber Rec. kann nicht sagen, daß das Besserwerden gefördert ist. Die Ursache liegt darin, daß man sich mit den Zurüstungen beschäfftigte, die Mittel zum Zweck wohl kannte; diese aber nie wirksam wurden.

Zugabe zu den Annalen des Preußischen Schul- und Kirchenwesens, von D. Friedrich Gedike. 1800. 66 S. 8.

Enthält den Schulplan des K. R. Scheffner zu Königsberg, den Hr. D. Gedike mit einer sehr freymüthigen Vorrede und mit treffenden Bemerkungen begleitet. Dieser Schulplan umfaßt viel Beherzigungswerthes; wenn er gleich nicht allumfassend ist.

Hr. D. Gedike empfiehlt zuletzt zwey Wünsche 1) „ein „Journal von Kabinetsordern; 2) daß der König eine „Schulkommission von einem ausgezeichneten Mitgliede aus „jedem Departement des Generaldirektoriums unter dem Vor„sitz solcher Soldaten, als Günther und Tschammer, der „er den freyen Gebrauch der Einrichtungshände durch keine „Landeskollegia binden lassen, und so anweisen müßte, „mit Zuziehung eines klugen biedern Provinzialgeistlichen, „so lange zu domiziliiren, bis man der Ausführung ihrer „getroffenen Veranstaltung gewiß seyn könnte. Eine solche „ambulirende Kommission würde in 3 Monaten mehr aus„richten, als alle schreibsüchtige und lustige Frag- und „Tabellenvirtuosen binnen 3 Jahren zu Stande bringen „würden."

So angenehm auch dem Publikum eine Sammlung der Schulkabinetsordern seyn würde: so kann sie doch nur dazu dienen, um an dem Schulthermometer, die Grade für das Auf- und Niedersteigen des Schulquecksilbers zu bestimmen. Was den zweyten Punkt betrifft: so hat Rec. das Nöthigste schon oben angezeigt. So ungezweifelt verdienstvoll auch die genannten trefflichen Regimentschefs sind: so bedarf es doch, da sie nur selten sind, derselben nicht, um allgemein ähnliche und zweckmäßige Einrichtungen zu treffen.

Aw.

Ver-

Vermischte Schriften.

Neue Berlinische Monatsschrift. Herausgegeben von Biester. Jahrgang 1799. Erster Band. Zweyter Band. Jahrg. 1800. Dritter und vierter Band. Jeder Band hat 472 Seiten 8. Berlin, bey Nicolai. Der Jahrgang 3 Rg.

Die ältere Berlinische Monatsschrift, welche vom Jun. 1797 bis dahin 1798 unter dem Titel Berlinische Blätter fortgesetzt wurde, war nach dem Urtheil sachverständiger Männer, eine der vorzüglichsten Zeitschriften Deutschlands. Ihr Bestreben, der Wahrheit zu huldigen, nützliche Kenntnisse mannichfacher Art zu verbreiten, der Schwärmerey und Thorheit freymüthig die Stirne zu bieten, ächte Aufklärung und reinen Patriotismus zu befördern, und in mancherley Formen Belehrung mit Unterhaltung zu paaren, mußte die Aufmerksamkeit der gebildeten Zeitgenossen nach sich ziehen. Daher nahmen mehrere der berühmtesten Schriftsteller thätigen Antheil an jenem Werke. Auf diesem Wege und zu gleichem Ziel geht und wirkt mit verjüngter Kraft und unter günstigen äußern Umständen die neue Monatsschrift. Auch sie wird von Männern gepflegt, die im Gebiete des menschlichen Wissens einheimisch sind, und die mit dem Herausgeber über Zweck und Ausführung einverstanden, ihre Sorgfalt auf Vervollkommnung derselben wenden.

Der als tiefer Denker und witziger Kopf in Deutschland berühmte Kästner hat bis an sein Ende Theil an dieser Schrift genommen, und hier noch einige Aufsätze, die von seinem Scharfsinn zeugen, abdrucken lassen. Der nun gleichfalls verstorbene geheime Forstrath Hennert hat im Jan. 1800 noch Anekdoten von der Kurfürstinn Dorothea, Gemahlinn Friedr. Wilhelms des Großen, mitgetheilt, die Beweise ihrer ehelichen Liebe und Zärtlichkeit sind. Sie begleitete ihren Gatten auf den Feldzügen 1676, 77 und 78, und theilte Gefahren und Ungemach, während der Belagerungen von Anklam, Stettin und Stralsund mit ihm. — Ueberhaupt hat die vaterländische Geschichte durch die Bemühungen Fr. Nicolai's, der sich um dieses Studium schon so sehr verdient gemacht hat, auch hier neue Aufhellungen und

Berich-

Berichtigungen erhalten, die jedem Geschichtsforscher werth seyn müssen. Diese Aufsätze führen die einfache Ueberschrift: Berlinische Nachlese, davon schon 3 Absätze in den Berlinischen Blättern Jul. und Aug. 1797 enthalten sind. Sie sind dem wesentlichen Theile nach aus archivalischen Quellen; mithin ist die Aechtheit der darin enthaltenen Sachen keinem Zweifel unterworfen. „Wahrheit" sagt Herr Nicolai, „ist „das erste Erforderniß der Geschichte; deshalb sind auch Be„richtigungen unbedeutender Irrthümer, wenn man Gelegen„heit dazu hat, Pflicht. Denn durch die Wegräumung ein„geschlichener irriger Nachrichten, selbst nur von Nebenumstän„den, und durch die Herstellung an sich gering scheinender Wahr„heiten, wird oft ein helleres Licht verbreitet; zumal in der „politischen Geschichte, wo so häufig die großen Begebenheiten „an ganz kleinen Umständen hängen, durch sie gehindert, oder „durch sie zuwege gebracht werden." Dieser Ausspruch eines Geschichtsforschers ist unstreitig richtig, und sollte von jedem beherzigt werden, der dergleichen höchst mühsame Untersuchungen und Erläuterungen für Kleinigkeiten hält und ihren Werth nicht zu schätzen versteht. Wir bitten den Verf., an die Stelle des unsterblichen Gercken ferner das Feld der Brandenburgischen Geschichte zu bebauen, das leider jetzt von Wenigen gehörig bestellt werden kann, ungeachtet Viele Unkraut hineinpflanzen. Wozu dienen Fabeln und Legenden in der Geschichte, die doch wahrlich eine höhere Bestimmung hat, als zum historischen Roman herabgewürdigt zu werden? Im 2ten Bande sind besonders des Hrn. N. Untersuchungen über zwey Jesuiten, Pater Wolf und Pater Vota, wichtig; da sie einen Aufschluß über die Geschichte der Erlangung der königlichen Würde des Preuß. Hauses geben. Sie sind aus den Kronakten, welche 20 Bände ausmachen, entstanden. Die Brandenburgischen Geschichtschreiber weichen bey der Erzählung mehr oder minder von der Wahrheit ab, und es ist daher dankenswerth, hierüber ein Licht angezündet zu finden. Eben so interessant sind die Nachrichten von dem Ende der berühmten Königinn Sophia Charlotte, Gemahlinn König Friedrichs I. Man erstaunt, in welche Hände diese Fürstinn in ihrer letzten Krankheit gefallen ist; und das Urtheil des Hrn. Prof. Herz in Berlin über den Bericht des Hannöverschen Leibarztes Conerding, läßt freylich keinen Zweifel übrig, daß das Leben der Königinn durch die Unwissenheit dieses Arztes aufgeopfert worden ist.

d

Dem

Dem Philologen, der sich mit Wohlgefallen der Ramlerschen Uebersetzungen des Horaz in der ältern B. Monatsschrift erinnert, werden die Fortsetzungen derselben von Voß in Eutin willkommen seyn. Der Philosoph wird die scharfsinnigen Untersuchungen von Bendavid, Nicolai, Maimon, Teller, Tiedemann, u. a. m. schätzen, da dieselben so vielen Stoff zum Nachdenken enthalten, und selbst die abweichenden Ideen und Sätze zur Berichtigung und Aufklärung der Gegenstände beytragen. Wir können nicht umhin, der Abhandlung des Hrn. Nicolai von der Erscheinung mehrerer Phantasmen (May 1799) zu erwähnen. Der Verf. sah, nach einer durch verschiedene äußere anreizende Umstände veranlaßten Krankheit, fast zwey Monate hindurch zu verschiedener Zeit menschliche und andre Gestalten. Diese Erscheinung ist für den Psychologen und Arzt wichtig, und sie wird hier von manchen scharfsinnigen Bemerkungen begleitet. (Es ist übrigens bekannt, daß dieser Aufsatz viel Sensation machte, und verschiedene Urtheile erzeugte. Ein ungezogener und pöbelhafter Ausfall, der darüber in den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg erschien, wurde von Hrn. Nicolai mit der stillen Verachtung aufgenommen, die ein solches Benehmen verdient.)

Von den Philipponen, einer in Neu-Ost-Preußen lebenden, aus 955 Familien bestehenden Sekte, ist zuerst in dieser Schrift Bd. 1. S. 403 Nachricht ertheilt. Nachher ist eine umständlichere Beschreibung ihrer Lehrmeinungen im ersten Bande der Geographie und Statistik von West-Süd- und Neu-Ost-Preußen von Holsche erschienen.

Ein Ungenannter aus Sachsen eifert im 3ten Bande mit Recht über den unverantwortlichen Gebrauch der sieben Bußpsalmen beym Schulunterrichte. Hierzu liefert Hr. Propst Teller einen schätzenswerthen Nachtrag, über dessen wesentlichen Inhalt man gewiß mit ihm einverstanden seyn wird. Er tadelt ebenfalls das Auswendiglernen dieser Psalmen in den Schulen, und das Absingen derselben vom Anfang bis zu Ende, welches, wie er sagt, noch jetzt in Deutschland, selbst großentheils in Berlin in christlichen Gemeinen, den französisch- und deutsch-Reformirten, geschieht. „Allein," fügt er hinzu, „wie ist auch im Ganzen eine Aenderung hier, selbst dem Mächtigsten, ohne andere Nachtheile möglich, wenn nicht

„nicht nach und nach im Einzelnen von Predigern und Schul„männern dazu gewirkt wird." Der Beschluß des Aufsatzes lautet wörtlich also: „Aber so müssen auch die gedachten „Lehrer beyder Ordnungen fein einstimmig zu einem so wichti„gen Zwecke seyn; — woran es leider! jetzt aller Orten immer „mehr zu fehlen anfängt. Die Lehrer in Schulen, die lange „genug (wie sie meinen) den Lehrern in Kirchen untergeord„net waren, wollen nun im Range vorausgehn; diese aber „ihnen nicht weichen. Jene finden diese noch gerade entbehr„lich; und diese, jene, für wahre Sittlichkeit der künftigen „Geschlechter, von der nämlich die Jugend nichts hört, gefähr„lich. Da werden freylich im 19ten Jahrhundert die sieben „Bußpsalmen die Köpfe nicht weiter verrücken; aber es wird „auch der herrlichste Kirchengesang die Herzen nicht weiter „veredeln." So weit der Verf. — Leider ist es richtig, daß es in der Regel immermehr an der Harmonie der Lehrer in Kirchen und Schulen zu fehlen anfange; obgleich noch einzelne Glieder beyder Ordnungen in herzlicher Freundschaft leben, und sich zur Erreichung nützlicher Zwecke gegenseitig die Hände bieten. Der Lehrer in Schulen meint, ja hält es für ausgemacht, (so lange der Beweis vom Gegentheil fehlt) daß von einer aus dem Papstthum sich herschreibenden Unterordnung unter dem Prediger, nicht mehr die Rede seyn dürfe, wenn man nicht, wie bey den Bußpsalmen, altes Herkommen in der Sanktion erhalten will. Nur einzelne Stimmen waren für das Vorausgehen der Schullehrer im Range; die mehresten Glieder dieser Ordnung verlangten dieß zwar nicht; konnten aber wegen des Einflusses auf ihr Amt und ihre übrigen Verhältnisse, gegen die Zeichen der äußern Achtung in unserm Zeitalter nicht gleichgültig seyn. Will und kann der Lehrer in Kirchen dem Lehrer in Schulen nicht weichen: so lasse er diesen neben sich einher gehen, so lange sein vermeinter Besitzstand des Vorrangs noch angefochten wird. Kein Lehrer in Schulen sollte die Nutzbarkeit des Predigtamtes verkennen; aber auch kein Lehrer in Kirchen vom Geschäfft des Schulmanns, als von einem entwürdigenden Lebensverhältnisse und einer nur subalternen Geistern angemessenen Arbeit reden. Wenn, wie es am Tage liegt, andere Stände gegen die Lehrer der Kirchen gleichgültiger werden, als sonst, und wohl gar das Amt, das diese führen, für entbehrlich halten: so werden die Schullehrer am wenigsten in diesen Ton einstimmen. Der eine Theil derselben gedenkt

noch

noch ins Predigtamt zu treten, und der andere wird sich erinnern, daß die Lehren der Weisheit und Tugend fortwährend empfohlen werden müssen, wenn das Gebäude, wozu er den Grund legte, Festigkeit und Dauer erhalten soll. — „Die „Lehrer in Kirchen finden die Schullehrer für wahre Sittlich„keit künftiger Geschlechter, von der nämlich die Jugend „nichts hört, gefährlich.“ Diese Beschuldigung ist wahrlich hart und kränkend. Wenn ein Schulmann, bey hinreichenden Kenntnissen und Lehrtalenten, sich nicht der moralischen Bildung der Jugend annimmt, und nicht gute Sitten bey aller Gelegenheit ernstlich empfiehlt: so kennt er entweder seinen Beruf nicht — denn die Pädagogik beschäfftigt sich auch mit der Bildung der Sitten und Veredlung des Herzens — oder er ist ein Bösewicht, den die Obrigkeit nicht dulden sollte, weil er den Saamen zu gränzenlosem Unheil ausstreuet. Wäre der ganze Stand, so wie er jetzt ist, so wie er lehrt und handelt, gefährlich für die Sittlichkeit künftiger Geschlechter: so müßte der Staat ihn als einen Krebsschaden betrachten, der vom Körper abgesondert zu werden verdiente. Wie würden alsdann, wie doch jetzt der Fall ist, noch Prediger Mitglieder einer gefährlichen und sträflichen Korporation seyn können! Was würde die Landespolizey, was die Ephoren und Patronen empfinden, was ihnen zur Last gelegt werden, wenn sie Beschützer und Beförderer von Anstalten hießen, deren Vorsteher der Sittlichkeit künftiger Staatsbürger Gefahr droheten! — Was in der Schrift eines verdienstvollen Mannes steht, macht tiefen Eindruck; wir an unserm Theile können uns nicht überzeugen, daß jene Worte, so wie sie da angeführt sind, mit den Gesinnungen des Schreibers derselben sich vereinigen lassen. Möge auch hierin das Reich der Wahrheit gewinnen!

Wir müssen zur Ersparung des Raums die andern, für den Literator, Sprachforscher, Oekonomen, u. s. w. wichtigen Aufsätze übergehen. Jeder Band ist mit einem Kupfer geziert, das das Bildniß eines berühmten Staatsmannes darstellt.

Dz.

Ueber

Ueberflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800. Herausgegeben von Johann Georg Jacobi; dazu eine Vorrede von Friedrich Heinrich Jacobi. Hamburg, bey Perthes. 230 Seiten kl. 8. m. K. 1 Rg. 16 gr.

Beyden Herausgebern dieses Taschenbuchs war der ihnen schon von mehreren Recensenten gemachte Vorwurf, daß der Titel eine Unwahrheit enthalte, wohl gewiß weder unangenehm, noch unerwartet. Denn es bedurfte keines Uebermaasses von Selbstbewußtseyn, um diesen Vorwurf zu wünschen und zu vermuthen. Auch sieht man es der Vorrede, die sich mit etwas viel Aufwand von Witz und Schimmer, fast ganz mit dem Ueberflüßigen beschäfftigt, gar bald an, daß ihr Verf. es sehr übel nehmen würde, wenn man ihn gar zu buchstäblich verstände, und daß er seinem Bruder, dem eigentlichen Herausgeber, eigentlich das Lob einer zu großen Bescheidenheit bereiten wollte. Jene Vorrede hat die Form eines Briefes, und die Methode der kritischen Philosophie, die darin auf den ersten Anblick ziemlich stark persiflirt zu seyn scheint, wowider jedoch ihr Verf. in einer Vorerinnerung protestirt, deren Ton doch gleichfalls an Persiflage gränzt. Ein Nachschreiben betrifft die Verzierungen dieses Taschenbuchs, und enthält die Gründe, warum dazu Ansichten schöner Gegenden von Hamburg und Eutin gewählt sind. Dann ein poetisches Gespräch von Herder zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß, nach Platon's Allegorie. Die übrigen Bestandtheile der Sammlung sind, ohne daß man recht sieht warum? unter vier von den Jahrszeiten benannte Abtheilungen gebracht. Den Anfang macht eine Huldigungspredigt vor und unter dem Regierungsantritt der Sonne, gehalten am Neujahrsmorgen 1800 vom Frühprediger dahier. Ganz in der bekannten Manier ihres Verfassers, Jean Paul Friedr. Richter. Der erste Theil lobt die Sonne; der zweyte setzt die lieben Zuhörer herunter, jedoch mäßig. Von dem Dichter Jacobi liefert das Taschenbuch einige, durch Inhalt, Sprache und Versbau sich sehr empfehlende Gedichte, und andere, nicht minder schätzbare, von Voß, Baggesen, Pfeffel, Claudius, u. a. m. Vorzügliche Auszeichnung verdienen auch zwey Oden von Klopstock, in

den Jahren 1798 und 1799 verfertigt: die Erscheinende und Wißbegierde überschrieben. Von der ersten hätte es doch nicht räthselhaft bleiben sollen, durch welchen Darsteller der Schönheit sie veranlaßt wurde; sie schließt mit folgenden schönen Strophen:

Da die Schönheit entstand, war die Empfindung die Braut,
Bräutigam war der Geist. Zauberinn lag
Lebenblickend die Tochter, entzückt
Lag sie im Hain.

Da die Mutter gebar, sangen mit süßerem Laut
Nachtigallen! der Lenz öffnete da
Jede Knospe! dem Felsen entrann
Reiner der Quell!

Das Aeußere dieses Taschenbuchs ist überaus gefällig, und durch die sauber radirten Kupferblätter nicht wenig gehoben.

Km.

1. Göttingisches Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen, für das Jahr 1801. m. K. Göttingen, bey Dietrich. 16. 16 Bog. 21 gr.

2. Gothaisches Taschenbuch auf das Jahr 1801. m. Kupf. Gotha, bey Ettinger. 17 Bog. 16. 22 gr.

3. Brittisches Damen-Taschenbuch auf 1801. Herausgegeben von W. Hadermann und Andern. Frankfurt a. M., bey Jäger. 1801. mit Kupf. 14 Bog. 16. 1 Rthlr. 12 gr.

Nr. 1. Lichtenbergs unersetzlicher Verlust hat diesem, eine so lange Reihe von Jahren von ihm herausgegebenen Taschenbuche eine tiefe und unheilbare Wunde geschlagen. — Der Verleger übertrug nach dessen Tode, wie wir hier benachrichtigt werden, das Geschäfft der Herausgabe dem Geh. R. Girtanner; aber auch dieser starb, ehe er sich demselben un-

verziehen konnte. — Mit dem größten Rechte kann daher der vorliegende Jahrgang dieses Taschenbuches die Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen; und wirklich ist auch der Werth der in demselben gelieferten Aufsätze, mit dem, welcher die vorigen Jahrgänge schmückte, verglichen, so auffallend gering und unbedeutend, daß nur die ungünstigen Conjunkturen, unter denen es sein Daseyn erhielt, der den Freunden dieses Instituts so ungewohnten Mittelmäßigkeit derselben zur Entschuldigung dienen können. — Die erheblichsten sind: 1) eine einzige Bitte an das neue Jahrhundert, nämlich die: die Schulden des alten zu bezahlen. 2) Eine kleine Biographie der Königinn Zenobia von Palmyra. 3) Beyträge zur Charakteristik der Negersklaven. Ein reichhaltiger lesenswerther Aufsatz. 4) Eine kurze Beschreibung der großen Wedgwood-Fabrik in Staffordshire. 5) Ueber die Verbrennung der indischen Wittwen. Enthält eine nochmalige Nachricht von dieser eben so barbarischen, als hundertmal mitgetheilten Gewohnheit einiger indischer Weiber, sich nach dem Tode ihrer Männer zu verbrennen. — Das hinzugefügte Raisonnement ist schaal und oberflächlich. 6) Das Reich des Leichtsinns. Fragment eines ungedruckten Romans.

Wir übergehen die übrigen, höchst unbedeutenden Aufsätze, und können schließlich die Aeußerung unsers Bedauerns darüber nicht zurückhalten, daß, wie der jetzige Herausgeber dieses Taschenbuches uns bekannt macht, künftig keine physikalischen und medicinischen Aufsätze, welche sonst seinen besten Schmuck ausmachten, in demselben erscheinen sollen. — Wenn wir gleich gern gestehen, daß es sehr schwer, ja unmöglich sey, diese in Lichtenbergs Geiste zu liefern: so wünschten wir doch, daß es dem Herausgeber gefallen möchte, sich mit einem Kenner dieser wissenschaftlichen Fächer dahin zu vereinigen, daß derselbe ferner, wie bisher, die wichtigsten in denselben zu machenden Entdeckungen und angestellten Beobachtungen in diesem Taschenbuche aufbewahre.

Nr. 2. Dieses Taschenbuch, das älteste unter seinen zahlreichen Mitbrüdern, — es erscheint zum vier und dreyßigsten male — ist an innerm Werthe und äußerer Zierde noch immer nicht veraltet. — Es zeichnet sich vor den meisten Produkten dieser Gattung, durch den innern, nicht bloß auf eine ephemere Bestimmung berechneten Werth der darin enthaltenen Aufsätze aus. Unter diesen gebührt auch diesesmal

der

der Geschichte der Astronomie vom Jahr 1799 der erste Rang. Sie hat den Obristlieutenant v. Zach zu Seeberg bey Gotha zum Verfasser, und liefert in gedrängter, aber sehr reicher Kürze eine vollständige Uebersicht der in dem gedachten Jahre in dem Gebiete der Himmelskunde gemachten Entdeckungen, angestellten Beobachtungen, und erschienenen merkwürdigen Schriften. Auch die übrigen Aufsätze, von welchen wir, zur Schonung des Raums, nur folgende: über Sitten und Lebensart in Portugal, — Hypothesen über die Sonne, — von der Wirkung der Musik auf die Thiere, — die historisch-statistische Uebersicht des osmanischen Reichs, — erwähnen wollen, gewähren eben so viel angenehme Unterhaltung, als mannichfaltige Belehrung.

Die beygefügten Kupfer stellen Portugiesische Reise-Gebräuche und Fuhrwerke, weibliche Tracht auf der Insel Malta, eine Japanische Sänfte, — die Tracht der Weiber auf der Insel Corsu, und mehrere merkwürdige Aussichten und Gebäude vor. Sie sind sämmtlich mit vorzüglichem Fleiße gearbeitet, und gereichen diesem kleinen Buche zur großen Zierde.

Nr. 3. Unter diesem veränderten Titel erscheint seit 2 Jahren der seit 30 Jahren bekannte und beliebte Lauenburger Taschenkalender. Statt, daß derselbe sonst, und noch in den letzten Jahren, Aufsätze von mannichfaltigem Inhalt zu liefern pflegte, beschränkt er sich diesesmal auf eine Ballade, eine Biographie und eine moralische Erzählung. — Erstere hat eine monströse Ausdehnung; sie ist 172 Verse, jeden zu 6 Zeilen gerechnet, lang, und ein höchst elendes Produkt. Da dieses Urtheil zu hart scheinen könnte: so mögen folgende, ohne Auswahl, wie sie uns in die Hände fallen, abgeschriebene Stellen es rechtfertigen, S. 1:

„Einst ritt er dahin im dunkeln Wald
„Von fernem hallt,
„Der Donner verdoppelt ihm wieder;
„Die Windsbraut, sie stürmt, u. s. w.

S. 23:
„Noch quillt das purpurne Blut vom Herz,

S. 35:
„O gebe mir fröhliche Kunde!

Besser, und des Platzes, den sie einnehmen, würdiger, sind die prosaischen Aufsätze, welche den Herausgeber zum Verf. haben, und Molly Warton, eine Biographie, und der Lautenspieler am Rhein, eine moralische Erzählung, überschrieben sind. Sie vereinigen eine reine Moral mit sehr interessanten Begebenheiten; nur wünschten wir, daß sie in einem fließenden, nicht so schleppenden Style erzählt wären. Wie gerecht dieser Wunsch sey, mag folgende Periode, die viele ihres gleichen hat, beweisen. S. 47: „Freylich „ist die Heldinn keine Wolstonekraft, das heißt, kein Weib, „das durch seinen schriftstellerischen Ruhm die ganze Aufmerk„samkeit des Zeitalters und der Nachwelt verdiente; aber so „viel ist gewiß, daß, wenn auch die Beschreibung ihres Le„bens keine Neugierde befriedigen kann, die die Herzen der „meisten Menschen spannt, die nähern Umstände von dem „Leben und dem Schicksal eines berühmten Menschen zu er„fahren, sie doch vielleicht mehr als jene, das Herz erwär„men und zu edlen Thaten entflammen wird."

Die Kupfer stellen englische Landschaften, den Tower und Scenen aus der obgedachten Ballade Graf Serni vor. — Dem Titel gegen über befindet sich das Portrait der Molly Warton. Keines dieser Kupfer erhebt sich über das Mittelmäßige.

1. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und Andern. Mit Kupf. Tübingen, bey Cotta. 1801. 17 Bog. 18. 1 Rh. 12 X.
2. Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1801. Mit K. Leipzig, bey Böhme. 1801. 18 B. 18. 20 X.
3. Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung für Damen, von J. J. Ebert. Für das Jahr 1801. Mit K. Leipzig, bey Seeger. 1801. 16 Bog. 18. 1 Rh. 12 X.
4. Aglaja. Jahrbuch für Frauenzimmer auf 1801. Herausgegeben von N. P. Stampeel. Mit sieben

Kupf.

Kupf. von Jury. Frankfurt a. M., bey Herrmann. 1801. 23 Bog. 16. 1 Rg. 16 gr.

Nr. 1. Auch dieser achte Jahrgang des beliebten, in Tübingen erscheinenden Taschenbuchs, zeichnet sich unter seinen zahlreichen Mitbewerbern vortheilhaft aus, und steht keinem seiner Vorgänger an innerm Werthe und äußerer Verzierung nach. Vermißt man gleich diesesmal einige Namen von Deutschlands Lieblingsschriftstellern, besonders den des Pfleglings der Grazien, des sanften Matthisson, ungern unter den Beyträgen: so haben ihn dagegen andere treffliche Schriftsteller desto reichlicher ausgestattet.

Den Anfang machen sechs richtig gezeichnete und sauber gestochene Kupferstiche, welche die Hauptepochen des weiblichen Lebens darstellen sollen; nach unserm Dafürhalten ist aber, selbst wenn man den in der Erklärung derselben angegebenen Gesichtspunkt annimmt, doch die Bezeichnung des idealen und edlen Charakters des Weibes, weder anschaulich noch richtig gewählt.

Hierauf folgt, nach einigen ziemlich unbedeutenden Gedichten von Pfeffel, eine Erzählung von Lafontaine, „die „Schwäger" überschrieben, welche sehr angenehm vorgetragen, und auf einen edlen sittlichen Zweck berechnet, — aber höchst unwahrscheinlich ist. Vorzüglich überspringt die Trauung, welche im Scherze gemeint ist, und durch den Starrsinn des Helden der Erzählung verwirklicht wird, alle Gränzen der poetischen Fiktion. Das Haschen nach Bizarrerie in den Charakteren, das diesem Schriftsteller zur Gewohnheit geworden ist, wird auch hier nicht vermißt; es gewinnt beynahe das Ansehen, als ob ihm seltsame, schwerlich unterm Monde anzutreffende Menschengesichter, zur Anfertigung einer Erzählung eben so nothwendig wären, als es ehemals den deutschen Fürsten die lustigen Räthe waren. —

Mit dem Beschlusse von Walther und Nanny, einer im vorigen Jahrgange begonnenen Erzählung von der geistvollen Verfasserinn der Agnes von Lilien, erhalten wir ein sehr willkommenes Geschenk. Tiefe Kenntniß des Menschenherzens, eine große Anzahl der feinsten Bemerkungen, und eine treffliche Darstellung, machen diesen kleinen Roman zu einer wahren Bereicherung unserer Literatur. Möchte

die edle Verfasserinn uns bald mit einem Pendant zu ihrer holden Agnes erfreuen.

Ueber Goethe's Aufsatz „die guten Frauen, als Gegen„bilder der bösen Weiber" enthalten wir uns alles Urtheils; vielleicht lag es an uns, daß wir der darin enthaltenen Persiflage keinen Geschmack abgewinnen konnten.

Die Hubersche „das mißlungene Opfer" überschriebene Erzählung, gehört zu seinen gelungensten Werken in diesem Fache. Sie ist ein wahrer Spiegel für Ehestands-Kandidaten! —

Die poetischen Beyträge, „Schillers Worte des „Wahns" ausgenommen, gehören zu dem so zahlreichen Mittelgute in dieser Gattung. —

Nr. 2. Die vorigen Jahrgänge dieses Taschenbuchs, das seit seiner Entstehung schon siebzehn Jahre zählt, sind von einem andern Recensenten in dieser Bibliothek mit verdientem Lobe angezeigt worden, welchen wir auch dem gegenwärtigen nicht versagen können. — Die in demselben enthaltenen kleinen Erzählungen gewähren eine eben so unterhaltende als belehrende Lektüre; veranlassen uns aber doch zu dem Wunsche, daß es dem Verf. gefallen möchte, auf die Reinheit und Eleganz des Styls, eine etwas genauere Sorgfalt zu wenden, und Fehler, wie z. B. folgender S. 46 ist: „Ma„thilde war beschäfftigt, die Lebensgeister der Königinn durch „mancherley Mittel zurück zu rufen, die fast entflohen schie„nen," wo offenbar der letzte Satz vor dem vorletzten stehen müßte, zu vermeiden.

Auch dürfte die in den Gefahren der Täuschung herrschende Sprache, für das Jahr 561, in welches die Geschichte fällt, doch gar zu modern seyn.

Wir wünschen diesem, so mannichfaltige Belehrung und Unterhaltung gewährenden Taschenbuche, das sich überdieß bey seiner geschmackvollen Ausschmückung, durch einen so äusserst billigen Preiß auszeichnet, noch eine recht lange Fortdauer.

Nr. 3 empfehlen wir angelegentlich allen jungen Weibern und Mädchen, denen es ein Ernst ist, ihrer Bestimmung zu leben. — Die Aufsätze des würdigen Herausgebers und des Magister Vogt, sind vorzüglich reich an richtigen Beobachtun-

achtungen über das weibliche Herz, und die Abwege und Fehler, auf welche es so leicht gerathen kann; so wie an zweckmäßigen Anweisungen zur Ablegung übler Gewohnheiten, und thätigen Fortschritten im Guten. —

Bey der verständlichen Sprache, welche in den Aufsätzen dieses kleinen Buchs herrscht, hat es uns befremdet, fremde Wörter, wie S. 74 Hydrophobie, gebraucht, und auf nicht eben bekannte mythologische Dichtungen angespielt zu sehen. — Auch wünschte Rec. in einem, für die zartere weibliche Jugend bestimmten und übrigens diesem Zwecke so sehr entsprechenden Buche, die detaillirte Ausmalung der S. 78 f. geschilderten Scene, und vorzüglich den Kuß auf den Busen weg. Die Blüthe der jungfräulichen Sittsamkeit prangt mit so feinem Staube, daß der leiseste Hauch sie dieses ihres Schmucks berauben kann.

Nr. 4 erscheint in diesem Jahre zum erstenmale, in einem sehr gefälligen Aeußern, das seinem innern Werthe glücklich zusagt. Unter den darin enthaltenen Aufsätzen zeichnet sich „Johanna die Erste, Königinn von Neapel" von G. Merkel, ganz vorzüglich aus. Der in dieser historischen Skizze herrschende reine und edle Styl, die glückliche Auswahl des Interessantesten, der in Benutzung der Quellen bewiesene Scharfsinn, so wie die Rücksichtnahme auf manche Begebenheiten des Tages, machen sie zu einer eben so unterhaltenden, als lehrreichen Lektüre. — Ein wenig zu viel Vorliebe für seine Heldinn scheint es uns aber doch zu verrathen, wenn Hr. Merkel sie „die edelste und größeste Frau, die je„mals eine Krone getragen hat," nennt! — Manche der ihr von andern Geschichtschreibern, besonders gleichzeitigen, gemachten Anschuldigungen, dürften doch nicht so leicht, als er zu glauben scheint, mit ein paar entscheidenden Worten abzufertigen seyn! —

Möchte es doch Hrn. Merkel gefallen, uns mit mehrern dergleichen interessanten historischen Gemälden zu beschenken! —

Die Erzählung „Louis" von Rochlitz, ist eben so anziehend durch ihren Inhalt, als die leichte und gefällige Bearbeitung des schon sonst so mannichfaltig genützten Stoffs.

Das „Blumenpfand von Fr. v. Oertel“ ist ganz tändelnd und empfindelnd. Auch ist auf den Styl in diesem Aufsatze, besonders wenn man erwägt, daß er in der Form eines Briefes abgefaßt ist, viel zu wenig Sorgfalt verwandt. Folgende S. 153 befindliche Periode mag unser Urtheil rechtfertigen: „Denn ja, Ihnen läugne ich es nicht, schon war „ich nicht mehr das unbefangene Kind, das einst an dem „milden, väterlichen Lehrer gehangen hatte; und jeder neue „Frühling, wie er stärker und reiner die frischen Jugendge„fühle in mir entfaltete, schmückte er auch herrlicher meines „Bernhards Gestalt mit tausend Reizen, die den Freund in „einen Geliebten verwandelten.“

Die „Bruchstücke aus dem Leben Korinens“ sind in einem pomphaften gezierten Style geschrieben, und erheben sich durch nichts über das Mittelmäßige. Ausdrücke, wie „des Helios erster Strahl,“ dürfte selbst manchem gebildeten Weibe unverständlich seyn.

Die von Meißner erzählte Anekdote: „Bischof Hag „und die Hussitischen Bauern“ verdient den kleinen Raum, welchen sie einnimmt, eben so sehr durch das Interesse ihres Inhalts, als den angemessenen Ton, in welchem sie erzählt ist.

Die prosaischen Aufsätze von Göde, dem Herausgeber und le Pique lassen ihre Kürze nicht bedauern. — Die Idee, welche bey der Dichtung des Letztern, die Engel am Scheidewege, zum Grunde liegt, ist doch beynahe zu verbraucht!

Auch von den mitgetheilten Gedichten läßt sich nicht viel Vortheilhaftes sagen. Hr. Stampeel beneidet in einem an eine Sängerinn gerichteten Sonnette „den Ton, wel„cher einen Kuß auf ihre Lippen drückt, der ob er gleich schnell „dem Paradiese entrückt wird, als Zephyr zurück kehrt, und „auf ihrem Rosenmunde, die Wunden, welche ihre Rosenblü„te geritzt haben, heilt.“ Wenn das nicht Bombast und Nonsens ist: so giebt es keinen unter der Sonne!

1. Taschenbuch auf das Jahr 1801. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Mit Kupf. Bremen,

men, bey Wilmans. 1800. 12 Bogen 12. 1 Rg. 16 gr.

2. Das goldene Buch für jeden, der in frohen Gesellschaften als angenehmes und nützliches Mitglied erscheinen will. Ein Taschenbuch mit Liedern, Spielen und Tänzen. Leipzig, bey Linke. 1801. 10 Bog. 12. 6 gr.

Nr. 1 zeichnet sich durch seine äußere Eleganz und durch innern Werth gleich vortheilhaft aus. Die auf die, an die regierende Königinn von Preußen gerichtete Zuschrift, zunächst folgende Erzählung von A. Lafontaine, schließt sich an die besten seiner moralischen Erzählungen an; Mahlmanns Reise von Kopenhagen nach Schweden ist eben so unterhaltend als belehrend, und liefert über die unglückliche Königinn Caroline Mathilde mehrere Nachrichten, welche wenigstens dem Recensenten, welcher mit vorzüglicher Sorgfalt alle ihm zu Händen kommende Data, die Geschichte dieser bedauernswerthen Frau betreffend, sammlete, noch neu waren.

Die von Nachtigall gelieferte Bearbeitung der Volkssage der Mönch, hat viel Anziehendes, und auch das memento mori von Hoche ist, als eine Spielerey betrachtet, recht artig. Weniger Gutes läßt sich von den poetischen Aufsätzen dieses Taschenbuchs sagen. Eine Epistel von Tiedge an Gleim, und die Morgenphantasie von Jakobs abgerechnet, hätte der ganze poetische Blumenstrauß lieber im Verborgenen sein ephemeres Daseyn beschließen sollen. Wie ist es einem Manne, der auf Geschmack Anspruch macht, möglich, Verse, wie folgende sind, aufzunehmen, S. 180:

„Auf einer schönen Himmelsleiter,
„Stand einst ein Engel, lenzisch; heiter
„Er hieß hienieden Ewald Kleist,
„Dort oben aber er Selim heißt.
„Was willst du, Engel? gieb Bescheid!
„Sprach ernsthaft die Nothwendigkeit.“

Uebrigens verdient es eine Rüge, daß der Verleger dieses bereits für das Jahr 1800 ausgegebene Taschenbuch, bloß unter veränderter Jahreszahl, in derselben Gestalt wieder erscheinen läßt.

Nr. 2 kommt gar schon unter dem dritten Titel heraus; zuerst nannte es sich: Jahrbuch der Freude, — dann Louisens frohe Stunden, — und nun das goldene Buch. Dergleichen Feilbietung alter Waare mit neuen Aushängeschildern, ist doch wahrlich eine Art von Beutelschneiderey, deren sich ein Ehrenmann schämen sollte. Uebrigens enthält dieses, seinem Zwecke ziemlich entsprechende, sich auch durch seinen wohlfeilen Preiß empfehlende Büchlein, kleine Lieder mit Melodien, Anweisung zu gesellschaftlichen Spielen und Tänzen, nebst kurzen Nachrichten von zweckmäßig eingerichteten geselligen Verbindungen, unter welchen sich besonders die zu Creilsheim im Anspachischen gestiftete sehr zu ihrem Vortheile auszeichnet; da sie besonders auf die Erwägung der Quellen des Nothstandes armer Mitbürger, vorzüglich Handwerker, und Verstopfung derselben berechnet, und daher sehr nachahmungswerth ist.

1. Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung auf das Jahr 1800. Für die Gegenden am Niederrhein herausgegeben von W. Aschenberg, mit Kupf. von Heß. Düsseldorf, bey Dänzer. 13 B. 16. 1 Rß. 16 gl.

Auch unter dem Titel:

Bergisches Taschenbuch.

2. Taschenbuch der Welt- und Lebensklugheit für Personen, die in die große Welt treten. Leipzig, bey Sommer. 1801. 13½ Bog. 16. 1 Rß. 6 gl.

3. Taschenbuch für Freunde der Freude und des gesellschaftlichen Gesanges mit Melodien der besten Tonkünstler. Leipzig, bey Sommer. 1801. 13 Bogen Text und 6¼ Bogen Musik. 16. 1 Rß. 18 gl.

4. Das letzte Taschenbuch auf das achtzehnte Jahrhundert. Pirna, bey Arnold und Pinther. 10 Bogen 8. 12 gl.

Auch

Auch unter dem Titel:

Die Menschlichkeiten der deutschen Musenalmanachs auf das Jahr 1800.

Nr. 1 verdient eine ausgezeichnete rühmliche Erwähnung, sowohl in Hinsicht seines innern Gehalts, als seiner äußern Verzierung. Unter den voranstehenden Gedichten sind diejenigen, welche von Kosegarten, Starke, Kappe und dem Herausgeber herrühren, die vorzüglichsten; doch sind auch unter den übrigen, von minder bekannten Dichtern gelieferten, manche des Platzes, den sie einnehmen, würdig. Einige andere haben, wie der Herausgeber selbst S. 208 äußert, im Manuscripte getilgt werden sollen; wie reimt es sich aber mit der dem Publikum schuldigen Achtung, daß dieß nicht geschehen ist? —

Von den prosaischen Aufsätzen läßt sich durchgängig viel Gutes sagen; sie gewähren alle mannichfaltige Unterhaltung und Belehrung. Gleich der erste, „der Nachtwächter und seine Tochter," überschrieben, ist, einige kleine Flecken z. B. S. 110 „die Livree der Natur" und einige Ausbrüche religiöser Schwärmerey abgerechnet, vortrefflich erzählt, und die darin mitgetheilten Begebenheiten aus dem Leben eines deutschen Ausgewanderten und seiner Tochter, dringen mit unwiderstehlicher Gewalt zum Herzen. Auch wenn sich der Verf. nicht genannt hätte, würde man den Geist, der im „Stilling" weht, geahnet, und auf den Hofrath Jung gerathen haben. Die hierauf folgende Rede von L. Th. Kosegarten, welche das Lob der Liebe zum Gegenstande hat, ist mit der Kraft und Innigkeit geschrieben, welche alle Ergüsse des Kopfes und Herzens dieses Flammengeistes bezeichnet. — Reden wie diese, in der schauerlich schönen Natur, welche auf Rügen herrscht, im Angesicht des Meeres, mit der tiefen, mächtig auf den Hörer wirkenden Empfindung eines Redners, wie Kosegarten, gesprochen, müssen von unglaublich starker Wirkung seyn. — Auch die, nach dem Englischen, von Kosegarten bearbeitete Ekloge, Salgar und Mora, athmet tiefes Gefühl, und hat viel poetische Schönheiten. — Die von dem Freyherrn v. Harold mitgetheilte angebl. Reliquie Ossians, Selama, wird den Freunden dieses Barden willkommen seyn; wenn wir gleich unsere

unsere Zweifel an der Aechtheit dieser, so wie der übrigen, von Harold bekannt gemachten, und Ossian zugeschriebenen Gedichte, nicht unterdrücken können. — Die von dem Herausgeber herrührende Darstellung der Bergischen Landesgeschichte, möchte wohl nur für den Eingebornen Interesse haben. —

Die beygefügten Kupfer sind vortrefflich, und leisten mehr, als man bey so beschränktem Raume gewohnt, und selbst von dem trefflichsten Künstler zu fordern berechtigt ist. —

Wir fordern den Herausgeber zur ununterbrochenen Fortsetzung dieses Taschenbuchs, das viele seiner Brüder übertrifft, aufs angelegentlichste auf.

Nr. 2 enthält eine große Anzahl abgebrochener Regeln und Vorschriften, aus welchen junge Leute, nach der Absicht des Sammlers, Welt- und Lebensklugheit erlernen sollen. — Unter manchen wahren und richtigen, haben wir, bey sorgfältiger Prüfung, viele unrichtige, schiefe, halbwahre, ja sogar falsche und gefährliche Sätze gefunden. Was soll man z. B. zu Vorschriften, wie folgende S. 226 sind, sagen? „Glaube Niemanden. Lobe Alles. Stelle dich als einen „Freund von Jedem." Der Herausgeber räumt in der Einleitung S. 2 selbst ein, daß er manche böse Sätze in diesem Buche mittheile. — Das, was er, um sich dieserhalb zu rechtfertigen, sagt, hat wenigstens uns nicht befriedigend geschienen. Er meint nämlich, alles komme auf die Anwendung seiner Vorschriften an, mit denen es, wie mit Giften und schneidenden Werkzeugen beschaffen sey, die, je nachdem man sie gebrauche, nützlich oder schädlich wären. — Wer aber Gifte öffentlich feil bietet, oder Messer an Orte legt, wo Kinder sie erreichen können, handelt unvorsichtig, und verdient Strafe.

Nr. 3 enthält 90 zur Beförderung der geselligen Fröhlichkeit, zweckmäßig gewählte Lieder mit beygefügten Melodien. — Da beyde aus andern Sammlungen sattsam bekannt, und in diesen von andern Recensenten beurtheilt worden sind: so lassen wir es bey dieser kurzen Anzeige bewenden.

Nr. 4 enthält Beurtheilungen mehrerer auf das Jahr 1800 erschienenen Almanache und Taschenbücher. Da es dem Zwecke dieser Bibliothek zuwider laufen würde, Recensionen von Recensionen zu liefern: so enthalten

wir uns alles Urtheils über diese, mit unter gegen mehrere Dichter und Dichterinnen, vorzüglich gegen die liebenswürdige Sängerinn der Schwestern von Lesbos, unbilligen Kritiken. Warum aber dieses Taschenbuch das letzte des Jahrhunderts heißt, vermögen wir nicht einzusehen.

Niedersächsisches Taschenbuch auf das Jahr 1801. Hamburg, bey Campe in Commission. 11½ Bog. 12. 22 ß.

Den größten Theil dieses Taschenbuchs nimmt ein sogenanntes Gemälde von Hamburg ein, welches in Briefen abgefaßt ist, und eine skizzirte Uebersicht der Lage, der umliegenden Gegend, des Gewerbes, gesellschaftlichen Umgangs, der Verfassung, des Schulwesens, der Gebäude, des Theaters, u. s. w. Hamburgs enthält, und für einen Fremden, der diese Stadt besucht, und dem es um eine gründliche Kenntniß jener Gegenstände recht zu thun ist, allerdings von Nutzen seyn kann. — Dieser Briefsteller äußert durchweg eine entschiedene Partheylichkeit für Alles, was auch nur auf die entfernteste Weise auf Hamburg Bezug hat. Dabey schreibt der Verfasser schlecht; wir führen folgendes zum Beyspiel an S. 1: „Hamburg war die Freystätte aller Nationen für und „wider den Centralpunkt heutiger Angelegenheit. S. 51 „Die Orthodoxie bessert ihren Sitz in Hamburg am längsten „aus." S. 14: „Die Züchtlinge bekommen ein Examen." S. 65: „Sie werden sich morgen mißvergnügen." „Alles „übrige deutet auf etwas Ungewöhnliches, als man hier „gäng und gebe findet." Die Nachricht, daß die Elbe auf dem Riesengebürge entspringt, hätte man hier auch nicht gesucht.

Manche Perioden geben gar keinen Sinn; z. B. S. 53: „ich lege einen Schleyer über die Geschichte, welche ich in „Rücksicht des und von Gut schreiben könnte."

Fehler, wie der öfters wiederkommende, König Lear, statt Lear, wollen wir aus christlicher Liebe für Druckfehler ansehen. Doch kann uns dieses nicht vermögen, schiefe und schielende Sätze, wie folgende S. 48 ungerügt zu lassen: „So hält der gemeine Mann noch sehr auf seinen Glauben, „und Gott gebe, daß er fortfahre, und nicht durch den

„Stru-

„Strudel des klügelnden Zeitalters mit fortgeschwemmt wür„de. — Man befindet sich unter solchen Menschen doch „besser, als unter nicht zuverläßigen." Ist denn Klügeley und Unzuverläßigkeit gleichbedeutend? — oder halten beyde immer gleichen Schritt? — Das hätte ja wohl kaum Melchior Goetze, streitsüchtigen Andenkens, zu behaupten gewagt.

Ueber nichts geht der Verf. mit so leisen Tritten hinweg, als über Alles, was die Gelehrsamkeit und ihren Flor in Hamburg betrifft. Rec. ist sehr geneigt, den Grund hiervon nicht in dieser Stadt, sondern in dem Verf. zu suchen, der z. B. von dem Senator Kirchhoff nichts Erheblicheres anzuführen weiß, als daß ihm noch nie ein physikalisches Experiment gemißglückt sey! —

Auf den vier letzten Bogen dieses kleinen Buchs, finden wir ein Schreiben an Amalia, von Ludwig Thiele; in welchem die Frage beantwortet werden soll: worauf sich die Galanterie der Männer gegen das weibliche Geschlecht gründe? Die Antwort ist: bey verdorbenen Menschen auf Convention über Genuß; bey schuldlosen Seelen auf weibliche Verehrung. — Dergleichen Distinktionen laufen auf Logomachie hinaus.

Außerdem lesen wir hier noch zwey Beyträge von Kosegarten. Der erste ist eine Standrede an ein junges Mädchen, und ist des Namens ihres Verfassers ganz unwerth. Sie ist ein seichtes und hochtrabendes Geschwätz über Mädchenbildung. — Schwerlich möchte wohl Göthe, die dem Meister angehängten Geständnisse einer schönen Seele, in dem Sinne, in welchem der Verf. es that, als Muster aufgestellt haben! — Folgende Stelle S. 176 in Kosegartens gesellschaftlichem Liede ist uns unverständlich:

„Dem Freunde zweyfach theuer,
„Ist der entkommne Freund."

Das mitgetheilte Beyspiel der väterlichen Zärtlichkeit eines Wilden, haben wir schon mehrmals gelesen; die guten Lehren sind theils alltäglich, theils unbestimmt ausgedrückt, und die merkwürdigen Begebenheiten, welche den Schluß machen, verdienen diesen Namen nicht. Welcher vernünftige Mensch wird z. B. folgende S. 185 befindliche Notiz: „die Bäder von Caracalla errichtet, enthalten

„1600 Marmorsitze, und die Bäder des Diokletian 3000;“ oder folgende Absurdität, S. 186: „Die Mönche lebten am „rothen Meere ohne Geld, und pflanzten sich ohne Weiber „fort“ eine Begebenheit nennen?

Das Lesenswertheste in diesem Taschenbuche ist etwas über Sitten und Gebräuche der Spanier, aus Fischers Reise entlehnt. — Sonst hat uns der ganze Inhalt desselben sehr lebhaft an das Hagedornsche Volk, das immer lehrt, statt zu lernen, erinnert. Die beygefügten Kupfer stellen das Bildniß einer Amalie und die vier Jahreszeiten vor.

1. Taschenbuch für Blumenliebhaber und Gartenfreunde. Mit 1 Kupf. Leipzig, bey Sommer. 1800. 16 Bog. 16. 1 Rg. 6 gr.

2. Taschenbuch auf 1801 für Natur- und Gartenfreunde. Mit Kupf. Tübingen, bey Cotta. 1800. 11 Bog. 18. 1 Rg. 12 gr.

3. Forst- und Jagd-Taschenbuch auf das Jahr 1801. M. K. Leipzig, bey Küchler. 1800. 18 Bogen 16. 1 Rg. 12 gr.

Was doch die deutsche Industrie nicht alles in ein kleines Format zwängt, und mit dem Aushängeschilde Taschenbuch versieht! — Diese Betrachtung, zu welcher der Kunstfleiß unserer vaterländischen Söster so häufig Veranlassung giebt, drängte sich uns lange nicht so lebhaft auf, als nach beendigter Lesung von Nr. 1 der hier anzuzeigenden Taschenbücher. Denn es enthält nichts mehr und nichts weniger, als einen schlecht kompilirten, unaussprechlich weitschweifig und elend geschriebenen Garten-Kalender, den das erste beste Gartenbuch entbehrlich macht. Der Verfertiger dieses Machwerks belehrt seine Gartenfreunde in Phrasen, wie nachstehende sind, S. 12: „Da wir die Witterung nicht machen „können, sondern annehmen müssen, wie sie kömmt: so muß „sich jeder Gartenfreund in Zeit und Witterung zu schicken „suchen,“ und S. 77: „Wenn man Hyacinthen aus dem „Saamen erziehen will: so muß man auch Saamen haben.“ Hoffentlich werden unsere Leser es uns Dank wissen, wenn

wir

wir sie mit einer ausführlichern Anzeige dieses kläglichen Produkts, das der verdienten Vergessenheit nicht entgehen wird, verschonen.

Nr. 2. Dieser neue Jahrgang eines schon rühmlich bekannten Taschenbuchs, ist seiner Vorgänger vollkommen würdig, und zeichnet sich durch Interesse und Mannichfaltigkeit des Inhalts gleich vortheilhaft aus. Die Reichhaltigkeit des letztern erlaubt uns nur die vorzüglichsten Aufsätze kurz anzuzeigen. Wir rechnen dahin, die Erfahrungen in der Obstbaumzucht von Bräse; die beyden Abhandlungen über drey Arten der *Spiraea*, und eine neue chinesische Blumengattung *Salisburia* genannt, von Wildenow; den Aufsatz des Dr. Ploucquet von Verhütung und Heilung des Brandes der Bäume; die sehr zweckmäßigen, auf 2 niedlichen Kupfern vortrefflich vorgestellten Vorschläge zu Gartenanlagen, von Franz Catel; die sehr merkwürdige Bekanntmachung einer neuen Methode, alle Arten Bäume das ganze Jahr hindurch zu versetzen, ohne daß sie an ihrem Wachsthume leiden, vom Hofgärtner Scheitlin, und die sehr interessante Beschreibung des Gartens der Thuillerien in Paris, nebst sieben, nach den Zeichnungen der Gebrüder Catel von Haldenwang gestochenen vortrefflichen Kupfern. — Wir entsinnen uns lange nicht, eine so anschauliche, den reinsten Genuß gewährende Beschreibung, als diese eines Aufenthalts, an welchem Natur und Kunst alle ihre Schätze verschwendet zu haben scheinen, gelesen zu haben. Auch der hier wiederum angefangene Abdruck eines zuerst im D. Merkur bekannt gemachten Aufsatzes des Hrn v. Bonstetten über die Gartenkunst, in Rücksicht auf nördliche Länder, verdient die Stelle, die er hier nochmals einnimmt, durch die Feinheit der in demselben mitgetheilten Bemerkungen, und den reinen Schönheitssinn, den er in jeder Zeile athmet.

Nr. 3. Wir müssen der Aeußerung eines andern Rec., daß dieses vom Prof. Leonhardi in Leipzig seit 8 Jahren herausgegebene Taschenbuch, mit jedem Jahrgange magerer und seiner Bestimmung weniger entsprechend wird, aus voller Ueberzeugung beypflichten. In dem vorliegenden kann nur die Anleitung zum Kienrußbrennen, die Beantwortung eines Briefes, die Anlegung eines Thiergartens und die Ausartung der Stöcke betreffend, der Aufsatz den Schweißhund betreffend, die Antwort auf die Frage: wenn soll man

Schlag-

Schlagholz-Reviere abtreiben? — und die Chronik der Waldbrände, allenfalls ein, obwohl auch theilweise nur geringes Interesse für den Jagd- und Forstmann haben; alle übrigen, den größten Theil des Raums einnehmenden Aufsätze findet er in andern Büchern, aus denen sie entlehnt sind, besser und vollständiger; oder sie haben auf die Bestimmung, welche der Titel des Taschenbuchs angiebt, gar keine Beziehung. — Zu den ersten gehört die Beschreibung des Schneehuhns und Elendthieres, in welchen selbst keine Dilettantinn der Naturgeschichte etwas Neues finden wird; zu den letztern aber ganz vorzüglich der ärgste Lückenbüßer, der uns seit langer Zeit zu Gesichte kam, in einem Aufsatze, welcher überschrieben ist: „Geschichte nützlicher Erfindungen, welche den Forstwirth überhaupt und insbesondere angehen." Hier erfährt der Forstwirth unter andern S. 227: „daß die Erfindung der Nähnadeln theils den Phrygiern, „theils den Babyloniern zugeschrieben wird; nach Hygins „Behauptung sie aber Bellona erfunden haben soll." S. 230 „daß ein Irrländer, Namens Dent, die Nankingfarbe „erfunden hat." S. 233 „daß die Nelken aus Italien abstammen." S. 241 „daß die Nieren- und Harngänge eine „besondere, von Salomon Alberti zuerst beschriebene Struktur haben." S. 248 „daß die Notarien ihren Namen „von notare oder nota haben." S. 249 „daß die Noten „musikalische Zeichen sind." u. s. w. Wir fodern den Herausgeber auf, dieses Taschenbuch, wenn er es fortzusetzen willens ist, mit zweckmäßigern Aufsätzen auszusteuern.

1. Goldner Spiegel für Regenten und Schriftsteller. Ein Almanach auf das Jahr 1801. Mit 1 Kupf. und 1 Vignette. Mainz, bey Vollmer. 18 Bogen 8. 1 Rß. 8 ℋ.

2. Vergötterungs-Almanach für das Jahr 1801. Monumente, Grabschriften, Standt- (sic) und Leichenreden auf Lebendige, nebst einem verbesserten Heiligenkalender. Mit 1 Kupfer. Ueberall und Nirgends. (Hennings in Erfurt) 13½ Bog. gr. 8. 1 Rß.

Dem Rezensenten ist lange nichts Erbärmlicheres und Ver-ächtlicheres zu Gesichte gekommen, als diese beyden Almanache, denen man nur Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wenn man ihnen den Namen von „schlecht geschriebenen witzarmen Pasquillen" beylegt.

Wenn, wie dieß jedem aufmerksamen Leser in die Augen fiel, die ungezogenen Ausfälle gegen mehrere verdiente Gelehrte, durch welche die beyden Schlegel dem mit jedem Stücke ihres Athenäums mehr sinkenden Credite dieser Zeitschrift aufzuhelfen vermeinten, nichts als Nachgeburten der berüchtigten Xenien waren: so sind die Neckereyen und Verhöhnungen, von denen die beyden vorliegenden Machwerke strotzen, wiederum elende Nachäffereyen jener Schlegelschen Manier. Die Angriffe der Letztern, so wie die in den Xenien, hatten doch (um uns eines modernen Lieblingsausdrucks zu bedienen), eine gewisse Tendenz, und waren nur gegen einige, jener Clique verhaßte Literatoren und Dichter gerichtet; statt, daß unsere Almanachsfabrikanten dem Hanswurste gleichen, der mit seinem Pritschholze nach allen Seiten hin, Streiche führt, unbekümmert, ob und wen sie treffen? — Jene Angriffe reizten hie und da durch einen witzigen Einfall zum Lachen; anstatt daß die Plattituden dieser Sudler nichts als ein aus Indignation und Verachtung gemischtes Gefühl bey jedem Leser, dessen Geschmack nicht ganz verwahrloset ist, erwecken müssen.

Außer dem unausbleiblichen Schaden, welchen Schriften dieser Art dadurch stiften, daß sie der ohnehin überhand nehmenden Frivolität eines großen Theils des nach dergleichen losen Speise lüsternen Publikums, eine Kopf und Herz vergiftende Nahrung geben, verursachen sie noch einen andern sehr erheblichen Nachtheil. — Die höhern Stände, welche noch immer von ihrer ungünstigen Meinung von der deutschen Literatur nicht zurückgekommen, und gewohnt sind, auf die Erzeugnisse derselben mit vornehmer Miene herabzusehen, müssen, in dem gegen dieselbe gefaßten Vorurtheile, durch Skarteken dieser Art immer mehr bestärkt werden.

Die Sprache der heiligen Bücher, welche sich der Verfertiger von Nr. 2 zu seinen pasquillantischen Ausfällen zu mißbrauchen erfrecht, hat uns sehr lebhaft an die Geschichte des Propheten Elisa erinnert, der, so wie hier viele rechtli-

che

che würdige Gelehrte, von Knaben verspottet ward. — Möchten doch auch die wohlthätigen Bären nicht ferne seyn, welche jener unbärtigen Brut das Maul auf immer stopften! —

Taschenbuch für Freunde und Freundinnen des Tanzes, von J. H. Kattfuß. Erster Theil. Mit Kupf. Leipzig, bey Gräff. 1800. 12 Bog. 12. 1 Rthlr. 3 gr.

Auch unter dem Titel;

Choregraphie, oder Anweisung zu gesellschaftlichen Tänzen. Erster Theil.

Der Verf., welcher Tanzmeister in Eisenach ist, macht in diesem kleinen Buche einen Versuch, die Tanzkunst dadurch dem Range der übrigen schönen Künste näher zu bringen, daß er sie, mehr als gewöhnlich zu geschehen pflegt, auf bestimmte, in einer natürlichen Ordnung auf einander folgende Regeln zurückzuführen, und ihr gleichsam ein systematisches Ansehen zu geben sucht. — Nachdem er in der Vorrede über sein Talent und seinen Beruf zum Schriftsteller sich mit vieler Bescheidenheit geäußert hat, redet er in einer kurzen Einleitung von ähnlichen Versuchen seiner Vorgänger, in der scientifischen Behandlung der Tanzkunst, und der vorzüglichen Stelle, auf welche letztere unter den schönen Künsten Anspruch machen kann. Hierauf schickt er die allgemeinen Grundsätze vom Rhythmus und der Illusion voraus, und setzt sodann diejenigen Zeichen fest, deren er sich zur Bezeichnung der Schritte und Beugung des Körpers in der nachfolgenden Anweisung bedient, und die auf zwey beygefügten Kupfertafeln mit vieler Genauigkeit verzeichnet sind. — Dann geht er zum Unterricht in der Haltung des Körpers, und von diesem zum eigentlichen Tanzen über; wo er zuerst von der Menuet mit vieler Umständlichkeit spricht, und hierauf die übrigen Tanzarten, als Angloisen, Ecossoisen, Walzer, Quadrillen, Polonoisen und Allemanden, in besondern Kapiteln abhandelt; sich über Maskeraden und Redouten ausläßt, auch zu einem von ihm erfundenen Tanze, den er Conversation nennt, Anweisung ertheilt. Außerdem giebt er sehr detaillirte Be-

merkungen über das Auffordern der Damen, das Händeküssen beym Tanze, die Etikette bey Angloisen, u. s. w. theilt auch zum Beschluß Gesundheitsregeln, welche beym Tanzen zu beobachten sind, mit. — Endlich sind noch Engagements-Tabellen beygefügt.

Soviel Rec., ohne selbst in der schönen Kunst des Tanzens gerade Adept zu seyn, darüber zu urtheilen im Stande ist: hat der Verf. seinen Endzweck, eine faßliche und vollständige Anweisung zum Tanzen zu ertheilen, glücklich erreicht; obwohl ihm Rec. in der einige mal geäußerten Meinung, daß diese Anweisung den mündlichen Unterricht bey mehrern Subjekten entbehrlich machen könne, nicht beyzupflichten im Stande ist. Wo es, wie beym Tanzen, weit mehr auf die Grazie in der Bewegung, und die gefällige Haltung des Körpers, als auf schulgerechte Schritte und Wendungen ankommt, da kann aller schriftliche Unterricht nur von sehr beschränktem Effekte seyn. —

Wir haben uns darüber gewundert, daß der Verf. die, wenigstens vor einigen Jahren in mehrern gesellschaftlichen Zirkeln beliebten Tänze, Françoise oder Seize genannt, ganz mit Stillschweigen übergangen hat. — Einer kurzen Erwähnung wären sie doch gewiß werth gewesen.

Wenn S. 150 von dem Walzen behauptet wird: „daß „sein Charakter Ausdruck des Sanften sey" so würde Rec., wenn nicht die Beschreibung desselben mit demjenigen, was er unter jener Benennung kennt, zusammenträfe, mit Recht zweifeln müssen, ob hier wirklich von jenem, so oft in freche Schaamlosigkeit und zügellose Wildheit ausartenden Wirbeltanze die Rede sey. — Möchten doch die Vorschriften des Verf., welche so sehr auf Sittlichkeit und Anstand abzwecken, überall befolgt werden!

Er verspricht, wenn sein Werkchen Beyfall finden sollte, in einem 2. Theile sich über die Tanzkunst, im weitern Verstande des Worts, auszubreiten, und in demselben die erforderliche Haltung des Körpers durch Kupferstiche zu erläutern.

1. Taschenbuch für Billiardspieler. Enthaltend eine Anweisung sämmtlicher Regeln, welche zur richtigen

gen Erlernung dieses schönen und unterhaltenden Spiels nothwendig sind. M. Kupf. Leipzig, bey Sommer. 1801. 13¼ Bog. 16. 1 Rg. 3 gl.

2. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Tabacksraucher und ihre Freunde. M. 1 Kupf. Regensburg, bey Montag. 1800. 11¼ Bog. 8. 14 gl.

Das fehlt noch, um die, ohnehin durch den höchsten Grad der durch Frivolität entwürdigten Industrie der deutschen Buchhändler und Schriftsteller, so ungeheuer angewachsene Zahl der Almanache und Taschenbücher, ins Unendliche zu vermehren, daß es Mode wird, für jede Art sinnlicher Genüsse und Vergnügungen besondere Taschenbücher zu verfertigen! — Da das imitatorum servum pecus bey uns zu Hause gehört: so läßt sich erwarten, daß wir ehestens Taschenbücher für Kegelschieber, Caffeetrinker, u. s. w. erhalten werden. — Wird denn nicht endlich die ermüdete Geduld und der gerechte Ekel des Publikums solchen futilen Spekulationen ein Ende machen! —

Was, hiervon abgesehen, die beyden vorliegenden Produkte betrifft: so scheint uns Nr. 1 dem beabsichtigten Zwecke, eine deutliche und vollständige Anweisung zum Billiardspiele zu ertheilen, ziemlich zu entsprechen. — Nachdem die Einleitung die Vorzüge dieses Spiels vor andern, ohne Uebertreibung auseinander gesetzt, und der Verf., vom Billiard überhaupt, und den dazu erforderlichen Instrumenten das Nöthige vorausgeschickt hat: giebt er eine sehr detaillirte Anleitung zum Billiardspielen überhaupt, und läßt hierauf die einzelnen, bey demselben zu beobachtenden Regeln folgen. Hierauf geht er die bey den verschiedenen Spielarten, als Triambole, Quarambole, Caroline, à la Chasse, à la boule vorkommenden Abweichungen durch, und theilt am Schlusse noch eine Erklärung der bey dem Billiardspiele in so großer Menge vorkommenden Kunstwörter mit.

Obgleich der Verf. sich bey Ausarbeitung dieses Büchleins einer großen Genauigkeit und Vollständigkeit beflissen, auch selbst dem Nichtkenner der mechanischen und mathematischen Grundsätze, auf welchen das Spiel beruhet, deutlich

und verständlich zu werden, bemühet gewesen ist; so zweifeln wir doch, ob durch irgend eine, selbst die vortrefflichste schriftliche Anleitung, ein geschickter Billiardspieler gebildet werden dürfte. Es kommt bey diesem Spiele auf richtiges Augenmaaß und Gewandtheit des Körpers weit mehr, als auf Theorie an; daher ein geübter Marqueur und tägliche Besuchung des Billiards, mehr als alle Regeln zur Bildung eines geschickten Spielers wirken dürften.

Nr. 2 ist eine sehr magere Compilation, die ihrem Sammler nicht viele Mühe gekostet haben kann; aus welcher aber auch der Freund des Tabacksrauchens weder sonderliche Belehrung noch Unterhaltung schöpfen wird. Man findet hier ein dürftiges Fragment über die Geschichte des Tabacks, Urtheile von Aerzten und Frauenzimmern über den Taback, Gedichte zum Lobe desselben von Uz und Prandstetter, eine Beschreibung der Tabackspflanze und der zum Tabacksrauchen dienlichen Geräthschaften, (welche auf der beygefügten, sehr schlecht gerathenen Kupfertafel abgebildet sind) nebst noch einigen, sämmtlich höchst unbedeutenden Aufsätzen.

1. Nicotiana. Oder Taschenbuch für Tabacksliebhaber, zur Unterhaltung für Tabacksraucher und Schnupfer auf 1801. Ein kleiner Beytrag zur Geschichte der Gewohnheiten und des Luxus. Mit Kupf. Berlin, bey Maurer 1801. 15½ B. 12. 1 Rthl. 8 gr.

2. Kleiner Etuikalender auch für den Hausbedarf eingerichtet. M. Kupf. Leipzig, bey Böhme. 1801. 9 Bog. 24. 12 gr.

Nr. 1 ist eine, mit ziemlichem Glück getroffene Auswahl des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten, was hie und da über den Taback, und das Rauchen und Schnupfen desselben in andern Schriften, größtentheils gelegentlich gesagt worden ist. So weit der Herausgeber aus diesen Quellen schöpfte, hat man Ursache, mit seinem Geschmacke zufrieden zu seyn; wo er aber, wie beym Anfange und am Schlusse des Büchleins, selbst witzig seyn will, erregt er eine, aus Unwillen und Mitleiden

beiden gemischte, höchst unangenehme Empfindung. Prosa und Verse, eins so schlecht als das andere; von der letztern geben wir ein Pröbchen zum Besten, S. 5:

„Ich nahm mit Anstand eine Prise,
„Denn, wenn ich auch nur einmal niese:
„So wird das Capitölchen hell,
„Und die Gedanken folgen schnell.“

Lobenswerth ist es, daß in diesem Taschenbuche für alle Gattungen von Lesern gesorgt ist. Die gelieferte Geschichte des Tabacks, die Anweisung zur Kultur desselben, (die freylich wohl etwas vollständiger hätte seyn können) die Nachrichten von der Fabrikation und den verschiedenen Sorten desselben, das Verzeichniß der besten Tabacksfabriken, die Bemerkungen über den Tabacksbau in verschiedenen Ländern, und die Bibliographie des Tabacks, sind wahrhaft unterrichtend; so wie die mitgetheilten Anekdoten, die Aeußerungen verschiedener alter Moralisten und Geistlichen über und gegen den Taback, und die Abhandlung über Pfeifen und deren Attribute, eine angenehme Unterhaltung gewähren. Auch die beygefügten Kupfer zeichnen sich, das S. 160, welches wirklich elend ist, ausgenommen, zu ihrem Vortheile aus. — Warum der Herausgeber alle, den Taback betreffende Gedichte aus seinem Plane verbannt hat, begreifen wir nicht; das bekannte Gedicht an den Taback vom Freyh. v. Canitz, und Prandstetters niedliches Danklied, welches sich in Blumauers Wiener Musenalmanach auf 1788 findet, hätten es wohl verdient, hier wieder abgedruckt zu werden. — Vielleicht dankt es uns der Herausgeber, im Fall eine Fortsetzung erscheinen sollte, daß wir ihn auf diese Kleinigkeiten aufmerksam gemacht haben.

Nr. 2 enthält kleine Aufsätze in Prosa und Versen, aus Hagedorns, Gerstenbergs, Weiße's, Lafontaine's, Tiedge's, Schillers, Göthe's und J. P. F. Richters Schriften gezogen, welchen ein paar recht artige Kupferblätter von Weinreich beygefügt sind. Hinten ist eine Wasch- und Berechnungstabelle beym Ein- und Verkauf angehängt. — Für die letztern ist das Format des Werkchens viel zu klein. — Das Ganze eignet sich als eine bloße Kompilation zu keiner ausführlichen Beurtheilung.

1. Für Herz und Geist. Ein Taschenbuch auf 1801, mit Musik größtentheils von Zumsteeg, herausgegeben von Hg. Ludwigsburg, bey Cotta. 15 Bog. 12. 1 Rh. 3 gr.

2. Panorama. Ein Taschenbuch auf das erste Jahr des 19ten Jahrhunderts, von Friedrich Schlenkert. M. Kupf. Leipzig, bey Sommer. 1801. 21 Bog. 12. 2 Rh.

3. Neuestes Taschenbuch für Frauenzimmer edler Bildung von Eulalia Gutwill. Zwölfter Jahrgang. Mit Kupf. Leipzig, bey Sommer. 18¼ Bog. 12. 2 Rh. 9 gr.

4. Leipziger Taschenbuch für Freunde und Freundinnen des Schönen und Nützlichen, besonders für edle Gattinnen und Mütter und solche, die es werden wollen, auf 1801. M. Kupf. Leipzig, bey Reinicke und Hinrichs. 11 Bogen 12. 1 Rh. 8 gr.

Nr. 1. Diesem Taschenbuche gebührt unter der großen Zahl derjenigen, welche für das erste Jahr des neuen Jahrhunderts bisher erschienen sind, eine der ersten Stellen. Ohne mit der, größtentheils mehr auf Vertheuerung als wirkliche Verschönerung solcher ephemeren Produkte, berechnet zu seyn scheinenden Ausschmückung durch größtentheils sehr mittelmäßsige Kupferchen, gleich seinen mehresten Mitbewerbern zu prunken, läßt es doch diese, wenn man auf wesentlichere Vorzüge sieht, weit hinter sich zurück. Mehrere bereits vortheilhaft bekannte Dichter und Prosaiker, haben ihn mit trefflichen Beyträgen reichlich ausgestattet. — Matthisson, Huber, Friderike Brun, geb. Münter, Werthes, Haug, Hölderlin, Conz, Münchhausen und Andere, haben diesen schönen Strauß mit lieblich duftenden Blumen beschenkt.

Mit Vergnügen haben wir das am Schlusse dieses Taschenbuchs, welches jetzt zum erstenmale erscheint, gegebene Ver-

Versprechen der Fortsetzung desselben gelesen. — Wir fordern den Herausgeber und Verleger dringend auf, (vorausgesetzt, daß dieselbe an Werthe dem dießjährigen Taschenbuche nicht nachsteht) dieses Versprechen zu erfüllen.

Nr. 2 enthält einen noch nicht geendigten, sehr langweiligen Roman von Schlenkert, in seiner bekannten, alle Begebenheiten in Dialog zerstückelnden Manier. Dem jetzigen Modeton zu Ehren, nennt er auch sein Buch auf dem Schmutztitel: die Thäler von Hohenberg, oder die Menschen, wie sie sind. Er scheint den Zweck gehabt zu haben, das Thun und Treiben glücklicher Naturmenschen auf dem Lande, im Schooße der Natur, mit dem Stadt- und Hofleben, insbesondere mit den mannichfaltigen Kabalen und Intriguen des letztern, im grellen Kontraste darzustellen.

Nr. 3 liefert Abhandlungen über die Erziehung, über die Tyranney der Eltern gegen ihre Kinder, vorzüglich bey der Wahl eines Gatten, über die Gewohnheit des Scheltens, u. s. w. ferner Anna aus dem, bey demselben Verleger erschienenen Fragmente, in Sterne's Manier, die und da auch in der deutschen Monatsschrift abgedruckt, also dreyfach feilgeboten, Marie eine Novelle, das Gespenst, eine wahre Begebenheit, ein Brief über weibliche Beschäfftigung, und endlich ein Mährchen, welches die Ueberschrift hat: Glücklich der Ehestand ohne Liebe. Alle diese Aufsätze sind auf die Bildung des weiblichen Geschlechts berechnet, und werden ihren Zweck, Belehrung mit angenehmer Unterhaltung zu vereinigen, hoffentlich nicht verfehlen.

Nr. 4 enthält, außer zwey Fortsetzungen von Abhandlungen, deren Anfang der vorige Jahrgang dieses Taschenbuchs liefert, und welche den Umgang mit Menschen, und die Kunst der Frauenzimmer, sich selbst zu bilden, betreffen, die Geschichte der Gräfinn Baba aus dem Hause Strasfort, der Stifterinn des Naumburger Doms; Eulalia, eine Erzählung; Aufsätze für Stammbücher, und ein trocknes Titel-Register einer Frauenzimmer-Bibliothek. Die beygefügten Kupfer stellen Ansichten schöner sächsischer Berggegenden vor.

Wenn gleich in diesem Taschenbuche manche nützliche Dinge enthalten sind: so erhebt es sich doch in keiner Rücksicht über das Mittelmäßige.

1. Karrikatur-Almanach auf 1801. Aus Lichtenbergs Nachlaß. Mit Hogarthischen Karrikaturblättern. Mainz, bey Vollmer. 6 Bogen 16. 21 Kr.

2. Almanach der Liebe auf 1801. Aus Lichtenbergs Nachlaß. Mit Hogarthischen illuminirten Kupfern. Mainz, bey Vollmer. 10 Bogen 12. 1 Rg. 3 Kr.

3. Obscuranten-Almanach auf das Jahr 1801. M. K. Paris, bey Fuchs (Mainz, bey Vollmer). 22½ Bog. 8. 1 Rg. 12 Kr.

Nr. 1 und 2 sind die erbärmlichsten Sudeleyen, welche seit langer Zeit dem Rec. zu Gesichte gekommen sind. Es gehört eine beyspiellose Frechheit und eine wahrhaft eherne Stirn dazu, dergleichen abgeschmackte, fabrikmäßig gefertigte Zerrbilder, Hogarthisch zu nennen, und den witzarmen abgeschmackten Kommentar, der sie begleitet, als einen Nachlaß Lichtenbergs anzukündigen. Es gehört zu den unseligen Folgen der Celebrität, daß ein großer Mann, sobald er die Augen geschlossen hat, und solchen Zudringlichkeiten nicht mehr steuern kann, als Vater der elendesten Krüppel und verächtlichsten Bankerte, genannt wird.

Nr. 1 liefert 9 Fratzengesichter, die, wie aus der Beyschrift erhellt, einen Domkapitular, Oberkonsistorialrath, Hofprediger, Propheten, Doktor der Theologie, Beichtvater, u. s. w. vorstellen sollen. Zu jedem solchen Brustbilde ist eine Art Erklärung geliefert, in welcher auf die fruchtloseste Weise nach Witz gehascht, und der Leser unwiderstehlich zum Gähnen gezwungen wird. Der Verf. verbrämt seine elende Prosa auch mit lateinischen Knittelreimen, wie folgende S. 64:

> Hic jacet Iodocus
> Qui fuit Romae Cocus,
> Doctor in partibus
> Magister in artibus
> De gratia speciali
> Mortuus in Hospitali.

Nr. 2

Nr. 2 enthält 13 Kleckserеyen, von dem Herausgeber, Hogarthische Kupfer, genannt. — Auf jedem derselben erblickt man eine grinsende verzerrte männliche und dito weibliche Figur, welche, laut den Unterschriften, die sympathetische, platonische, ländliche, schmollende, versöhnende, geizige, wahnsinnige, trunkene, geistige, geldgierige, abgelebte und israelitische Liebe vorstellen sollen. — Der Commentar dazu, der wahrscheinlich den Verfertiger des zu Nr. 1 gelieferten gleichfalls zum Urheber hat, entspricht dem Unwerthe der zu erklärenden Bilder; und Druck und Papier sind bey beyden Produkten dem Inhalte und den Kupfern völlig angemessen.

Nr. 3 enthält zuerst einen Aufsatz des bekannten G. F. Rebmann, die Deutschen in Mainz zur Zeit der Wiedereroberung, ganz im Geiste dieses bekannten Revolutionairs geschrieben. — Die in demselben erzählten Thatsachen sind allerdings Grausenerregend; da sie aber durch nichts erwiesen und verbürgt sind, die Einseitigkeit und Uebertreibungssucht des Erzählers aber sattsam bekannt sind: so ist es unmöglich, ihm völligen Glauben beyzumessen.

In dem hierauf folgenden, dem Bibliothekar Reichard an Suworov untergeschobenen Briefe, nimmt man ein verunglücktes Haschen nach Persiflage wahr, welches dem Leser die peinlichste Langeweile verursacht. — Die hiernächst mit Wieland, Bertuch, Böttiger, und dem Verfasser eines im Jan. des deutsch. Merkurs 1799, über die von Posselt herausgegebene Weltkunde enthaltenen Aufsatzes, begonnenen literarischen Fehden strotzen von Dünkel und Ungezogenheiten; daher keiner von den Angegriffenen diese plumpen Ausfälle der geringsten Aufmerksamkeit gewürdigt hat. — Gleiche Bewandniß hat es mit den Invektiven gegen Oesterreich und England; so wie mit dem eben so elenden, als an Unsittlichkeit reichen Aufsatze, welcher „Encomia derer von Gottes Gnaden, und regnum vulvarum“ überschrieben ist. —

Es macht dem richtigen Gefühle und guten Geschmacke des deutschen Publikums Ehre, daß diese lose Speise keine Abnehmer findet. Dieß ergiebt sich aus dem Umstande, daß dieser Almanach, nach seinem ganzen Inhalte, schon vor einem Jahre als Almanach für 1800 feil geboten, und dieses Jahr bloß mit einem neuen Titelblatte versehen worden ist.

Eine

Eine auf den Beutel des Publikums berechnete Prellerey, deren sich der Verleger schämen sollte! —

Taschenbuch für deutsche Landwirthe auf das Jahr 1801. Ein Anhang zu jedem Hauskalender. Leipzig, bey Weigel. 6 Bog. 8. 5 gr.

Dieses kleine Buch enthält in gedrängter Kürze eine brauchbare Anweisung zur Pferde- und Rindviehzucht. Der Verf. handelt zugleich von den Krankheiten dieser Thiere, und theilt Recepte zu den dagegen anzuwendenden Heilmitteln mit. Ueber den Werth und die Anwendbarkeit der letztern, kann Rec. aus Mangel an Sachkenntniß nicht urtheilen. Der Verf. zeigt zugleich die Titel derjenigen Schriften an, in welchen man ausführliche Anweisungen zur Pferde- und Rindviehzucht findet; verspricht auch, wenn sein Unternehmen den gehofften Beyfall findet, in dem für das nächste Jahr herauszugebenden Taschenbuche, eine Anweisung, die Zucht und Wartung der übrigen Vieharten betreffend, zu ertheilen.

1. Prisen aus der hörnernen Dose des gesunden Menschenverstandes. Leipzig, bey Gräff. 1801. 8¼ Bog. 8. 12 gr.

2. Hamburgische und altonaische Literatur- und Theaterzeitung. Nebst Nachrichten aus dem Gebiete der Gelehrsamkeit und Kunst. Drey Bände. 3 Alph. 1 Bog. 8. 3 Rthl.

3. Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1800. Gotha, bey Ettinger. 1800. 18 Bogen 16. 1 Rthl.

Rec. welcher durch den pretiösen und gesuchten Titel von Nr. 1 abgeschreckt, eine ähnliche Sprache in dem Buche selbst zu finden besorgte, und daher nicht viel von demselben erwartete, sah sich in dieser Befürchtung angenehm getäuscht. Es enthält dieses kleine Buch sechszehn Briefe eines verständigen, weltklugen und wohlwollenden Vaters an seinen Sohn,

Sohn, der aus vermeintem Geniedrange sich entschlossen hat, sein Glück auf der Bühne zu versuchen. Man findet hier eine eben so wahre als einleuchtende Schilderung des schimmernden, mit dem Schauspielerstande fast unzertrennlich verbundenen Elendes: so wie eine Beleuchtung der hochtönenden Lobpreisungen, mit denen die jugendlichen, oder doch von jugendlichem Enthusiasmus beseelten Verehrer jenes Standes, seine größtentheils höchst prekairen Vorzüge zu preisen gewohnt sind. — Der Verf. zeigt sehr anschaulich, wie gering in den meisten Fällen der moralische Nutzen ist, welchen das Theater stiftet, und wie groß dagegen das Heer der Nachtheile und übeln Folgen ist, welche es, theils unmittelbar, theils indirekt veranlaßt. Was er ferner über Schauspielerdünkel, die auf jeder Bühne herrschenden Kabalen, den den mehresten Mitgliedern derselben eigenthümlichen Leichtsinn, den abschreckenden Prospekt, welchen ein hohes Alter dem Schauspieler darbietet, und andere ähnliche Gegenstände sagt, ist sehr wahr und beherzigungswerth. — Wenn gleich der Verf. im Wesentlichen nichts gesagt hat, was nicht schon Andere vor ihm bemerkt und geäußert haben: so gebührt ihm doch das Verdienst, sehr heilsame Wahrheiten in einem eindringenden Tone, in neuen Umlauf gebracht zu haben. Hier und da kommen Uebertreibungen und gewagte Sätze vor; zu denen wir z. B. die S. 67 enthaltene Behauptung: „daß „es kein Schauspieler- und kein dramatisches Dichter-Genie „geben könne" deren weislich nicht gegebener Beweis dem Verf. schwer fallen dürfte, rechnen. —

Nr. 2 enthält Nachrichten von den auf dem Hamburgischen und Altonaischen deutschen Theater aufgeführten Stücken, nebst detaillirten Kritiken über die Darstellung einzelner Rollen, Theaterreden, Gedichte, Anekdoten, Beurtheilungen von im Druck erschienenen theatralischen und belletristischen Schriften, kleine Biographien von Schauspielern, Abhandlungen aus dem Gebiete der Kritik, u. s. w.

Nach des Rec. Ueberzeugung hat weder das Theater, noch die Literatur, durch diese periodische Schrift gewonnen. Die zahlreichen, das Hamburger und Altonaer Theater betreffenden Aufsätze können vielleicht für die dortigen Schauspielfreunde einiges Interesse haben; welches jedoch auch mit der Geschichte des Tages verloren geht. — Die Kritiken über einzelne Rollen-Ausführungen sind so seicht und oberfläch-

sächlich, daß sie weder für den beurtheilten Künstler, noch für den Besucher des Theaters als belehrend gelten können. Fast alle gleichen dem folgenden Urtheile S. 277 des 2ten Theils: „Madame Krickeberg spielte die Cora nicht schlecht; „aber auch nicht vorzüglich schön." Die mitgetheilten Gedichte sind beynahe alle unter der Kritik.

Nr. 3. Dieses sonst so reichhaltige Taschenbuch scheint jetzt mit jedem Jahre an Interesse und Zweckmäßigkeit abzunehmen. Der vorliegende Jahrgang enthält, außer einer Abhandlung über die Sprache der Bauern auf den deutschen Bühnen, die manches Beherzigungswerthe in Anregung bringt, und einer kurzen Biographie der verstorbenen Schauspielerinn Charlotte Becker, und den stehenden Artikeln, durchaus nichts, was der Aufbewahrung würdig gewesen wäre. Die Verzeichnisse der Mitglieder einiger Bühnen sind zum Theil mangelhaft und unrichtig. — So ist z. B. beym Berliner Nationaltheater keine Madame Eigensatz engagirt. Dagegen fehlt unter dem männlichen Personale Holzenbecher, so wie unter dem weiblichen, die Demoisells Bessel. Hübsch ist nicht mehr beym Berliner Theater. Auch hätte Herklots als Theaterdichter aufgeführt werden sollen.

Möchten doch der Herausgeber und Verleger auf dieses nützliche Taschenbuch mehr Sorgfalt verwenden, und es mit dem Anfange eines neuen Jahrhunderts an, an innerm Werthe und äußerer Eleganz, die wir gleichfalls sehr vermissen, der Vollkommenheit näher bringen!

1. Neu-helvetischer Almanach auf das Jahr 1799. M. K. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 1799. 9 Bogen 18. 2 Rg.
2. Helvetischer Almanach auf das Jahr 1800. M. K. Zürich, bey Orell rc. 1800. 8 Bogen. 2 Rg.
3. Helvetischer Almanach auf das Jahr 1801. M. K. Zürich, bey Orell rc. 8 B. 18. 2 Rg.

Auch unter dem Titel:

Helvetischer Revolutions-Almanach.

Auch

Auch dieser, sonst von dem edlen friedliebenden Geßner herausgegebene, ächt vaterländische Almanach, hat, wahrscheinlich um die Mode mitzumachen und verkäuflicher zu werden, das Revolutionsschild aushängen müssen! — Zur Steuer der Wahrheit und zur Ehre des Herausgebers müssen wir jedoch bemerken, daß dieses Büchlein, mit seinen berufenen Namensgenossen, nichts als den Namen gemein hat, und übrigens seiner alten Einrichtung treu, und in seinem innern Werthe, seiner Vorgänger nicht unwürdig geworden ist.

Nr. 1 enthält, nach Vorausschickung des damaligen Regierungs-Personals, (einem stehenden Artikel des Almanachs) so wie der wichtigsten von der Legislatur gefaßten Beschlüsse, den Anfang einer Skizze der helvetischen Revolution; welche zwar eine brauchbare Uebersicht der erheblichsten Begebenheiten derselben gewährt; jedoch sehr deutlich den mehrseitigen Zwang, unter welchem der Verf. sie bekannt macht, wahrnehmen läßt. Hierauf folgt ein kleiner, mit altschweizerischem Patriotismus geschriebener Aufsatz: die Wallfahrt zum Grütli. Ein paar Worte über schweizerische Bauarten, und eine kurze Beschreibung der in dem Jahre 1798 von vaterländischen Künstlern gelieferten Kunstwerke, machen den Beschluß.

In Nr. 2, welches weit reichhaltiger ist, finden wir zuerst eine Beschreibung der Bäder zu Baden vom Jahr 1417, in einem Briefe des Franz Poggio an seinen Landsmann Nicoli. Ein höchst interessanter und merkwürdiger Aufsatz, sowohl von Seiten des Inhalts, als der ungeschmückten und naiven Darstellung. Hierauf folgt ein Brief desselben Poggio an Leonard von Arntium, über Hieronymus von Prag; dessen Lesung einem jeden, der gern einen verdienten Mann über seines gleichen sprechen hört, ein sehr reines Vergnügen gewähren wird. Die hierauf mitgetheilten Reisebemerkungen des Montaigne und Benvenuto Cellini sind eben so unterhaltend als belehrend; vorzüglich können die letztern als eine sehr interessante Ergänzung der in den Horen im Auszuge mitgetheilten Autobiographie angesehen werden. — Die Beschreibung der Republik Gersau, die fünfmal kleiner als St. Marino ist, liefert in gedrängter Kürze eine Uebersicht von der Einrichtung und den Schicksalen dieses, ungeachtet seines geringen Umfanges, in mehrern Hinsichten merkwürdigen Freystaates.

Nr. 3

Nr. 3 liefert zuerst eine Geschichte des Appenzeller Krieges von 1400 — 1405, welche wegen der Kleinlichkeit des Details wohl wenig Interesse für den Nicht-Schweizer haben dürfte. Ueberdieß ist dieser Aufsatz durch viele Sprach- und grammatische Fehler, die zum Theil Helvetismen seyn mögen, entstellt; z. B. S. 7: „die Stift St. Gallen. — der „Abt sollte nichts Unbilliges an sie fordern. S. 10: „die „Bürger von St. Gallen warfen sich mit ihrem Herrn ab. S. 12: „sie willigten darein, daß dieser streitige Artikel an „das strenge Recht gesetzt werde" ꝛc. Die nun folgende Fortsetzung der, in dem Almanach auf 1799 angefangenen Skizze der französischen Revolution, liefert, durch ihre erhöhte Freymüthigkeit einen Beweis, daß die mit Buonaparte's Regierung über Frankreich aufgegangene Freyheitssonne ihre Strahlen auch auf Helvetien verbreitet. Die beyden mitgetheilten Gedichte von Mad. Brun, und einem, schon aus Schillers Thalia vortheilhaft bekannten Dichter Carl Groß, sind der Stellen, welche sie einnehmen, vorzüglich würdig.

Wir übergehen in diesem, wie in den vorigen Almanachen, die übrigen, meist nur für die Bewohner der Schweiz erheblichen Aufsätze, und bemerken nur noch, daß die, den vor uns liegenden drey kleinen Büchern beygefügten Kupferstiche, welche merkwürdige Trachten, Gebäude, Scenen aus dem letzten Revolutionskriege, und schöne Gegenden darstellen, eben so glücklich gewählt, als trefflich ausgeführt sind. Auch die kleine Charte der Schweiz, und des Bisthums Basel, so wie der Grundriß der Stadt Zürich, zeichnen sich durch Genauigkeit der Zeichnung und Sauberkeit des Stichs, vortheilhaft aus.

1. Nützliches Taschenbuch für Kinder. Göttingen, bey Wiedeholt. 1801. 96 S. 18. 10 gl.
2. Ibd. Ein Geschenk für die erwachsene Jugend. Von der Verfasserinn der Familie von Bernheim. 1801. 328 S. 16. 1 Rthl.
3. Taschenbuch für die sorgfältig gebildete Jugend weiblichen Geschlechts. Von F. P. Wilmsen. Zweyter Jahrgang, mit 3 Kupf. Berlin, bey Lange. 1801. 11 B. 12. 22 gl.

4. Blu-

4. Blumen und Früchte zum Geschenk für die Jugend beym Antritte des 19ten Jahrhunderts von A. N. F. Seemann, m. K. u. Musik. Berlin, bey Maurer. 1801. 14 Bog. gr. 12.

Es ist ein eben so gemeiner als schädlicher Wahn, in welchem sehr viele der jetzt so zahlreichen Verf. von Schriften, die für die Jugend bestimmt sind, schreiben, daß die Anfertigung derselben äußerst leicht sey, und es dabey weder auf einen gehörig durchdachten und geordneten Plan, noch auf eine sorgfältig getroffene Auswahl ankomme. Daher kommt es, daß fast alle Produkte dieser Art den Stempel der unverzeihlichsten Flüchtigkeit tragen, und sich so äußerst wenig über das Mittelmäßige erheben. Auch die vorliegenden Taschenbücher trifft jener Vorwurf; wenn gleich freylich nicht alle in demselben Grade. —

Nr. 1. ist ein sehr elendes Fabrikat. Die Geschmacklosigkeit der äußern Verzierung hält mit der zwecklosen Auswahl des Innern gleichen Schritt. — Wer seinen jungen Lesern nichts Erheblicheres, und auf ihre geistige und sittliche Bildung mehr Einfluß habendes mitzutheilen weiß, als Dinge, wie folgende: „Daß die Benennung Jubeljahr von dem hebräi„schen Worte Jobel herrühre, welches einen Widder bezeichne, „auf dessen Hörnern die Priester das Jubeljahr ausgeblasen „hatten." „Daß Bonifacius VIII. das 1ste christliche Jubel„jahr gestiftet habe." „Daß der Hirsch in der Brunstzeit ganz „wild sey." „Daß die Logogryphen griechischen Ursprungs „sind," u. s. w. der sollte doch, statt die Zahl der Kinderschriften, die ohnehin Legion heißt, zu vermehren, ein andres ehrliches Gewerbe treiben. Wie chaotisch muß es in einem Kopfe aussehen, der August II. den Glanz der Sachsen nennen, oder nachstehenden Nonsens niederschreiben kann:

Der Kräuter Blumenduft belebt zu unsrer Wonne,
Das Herz zur wundervollen Schau.

Bey Nr. 2. hätte billig auf dem Titel bemerkt werden sollen, daß die in diesem Büchlein enthaltene Geschichte sich an die in der Familie Bernheim erzählte anschließt; diese fortsetzt und ergänzt. — So gern Rec. der guten Absicht der Verfasserinn bey Abfassung dieses, theils in Briefen und Gesprächen, theils in einer fortlaufenden Erzählung bestehen-

den Werkchens, Gerechtigkeit wiederfahren läßt: so kann er sich doch nicht überzeugen, daß der langweilige Prediger-Ton, der durchgängig in demselben herrscht, bey der erwachsenen Jugend Glück machen werde. Auch fehlt es nicht an halbwahren und unrichtig ausgedrückten Gedanken; wie z. B. dieser gedoppelte Tadel folgende Stelle trifft, S. 292.

„Wer mit Weisheit Gutes thut,
„Macht, daß Sturm des Unglücks [illegible].“

Eben so unrichtig und falsch ausgedrückt ist die Behauptung S. 165: „Die Nerven beym weiblichen Geschlecht sind „erschlafflicher als beym männlichen.“ Unedle Ausdrücke, wie schnacken, gnötteln, erkappeln, (für zanken), und Sprachfehler, wie S. 123: „sie ließen ihnen Tugend-Uebun„gen anstellen; vertrinken und verkälten, statt ertrinken und „erkälten; Unterricht von Hauptpunkten erhalten“ S. 162, sollten billig in einer für die Jugend bestimmten Schrift mit vorzüglicher Sorgfalt vermieden werden. — Das von Penzel gestochene Titelkupfer ist vorzüglich schön.

Nr. 3. das gleichfalls mit 3 recht niedlichen Kupfern von Jügel geziert ist, enthält eine Erzählung, Mariane Werner, eine Anekdote; die Beantwortung der Frage: Wie lange fährt man in Kutschen? Fragmente aus einem Tagebuche; die Haushaltung der Bienen, und eine kurze Biographie der Kaiserinn Katharina von Rußland. Schon diese Anzeige der Rubriken beweiset, daß dem Herausgeber dieses Büchleins bey seiner Arbeit kein Plan vorschwebte; sondern daß er vielmehr, auf gut Glück, was ihm für junge Leute lesbar und heilsam schien, ohne Auswahl zusammenraffte; welches freylich bey dem unübersehbaren Wuste populär seyn sollender Bücher, eine höchst leichte Arbeit war. Hierzu kommt noch die mit nichts zu entschuldigende Nachläßigkeit des Styls, welcher sich der Verf. dadurch schuldig macht, daß er, beynahe auf jeder Seite, ein und dasselbe Wort in demselben Perioden mehreremal braucht; z. B. S. 6: „Sie bat ihn, daß er sanfter werden möchte, und ihre „sanfte Stimme ꝛc.“ S. 150, „Wenn Mariane vor dem „Spiegel ihre Freude suchte, und am glücklichsten war, „wenn sie vor dem Spiegel untersuchte,“ u. s. w. Eben so wenig können wir den Gebrauch von fremden Wörtern, wie Fete, modern, billigen; noch es gutheißen, wenn Hr. W. von einem offnen Aufruhr spricht. Wenn jener sich mit den Schriften eines Campe, Salzmann, Resewitz u. a. bekannt

machen

machen will: so wird es ihm hoffentlich einleuchten, wie wenig Beruf er hat, für die Jugend zu schreiben.

Nr. 4. ist gleichfalls ein planloses Gemisch von mancherley gereimten und reimlosen Aufsätzen, die mit schlechten Kupfern aufgeputzt sind, von denen einige, z. B. das S. 1. als wahre Zerrbilder erscheinen. — Auf die Schreibart ist auch keine Sorgfalt verwandt. So lesen wir S. 68: „Nachdem die Jugend war, ist auch das Alter." S. 7. „Muttern will ich suchen." S. 138. „Mein Christian mag „auf mich passen."

Schade um das schöne Papier! —

1. Genealogisch = historisch = statistisches Taschenbuch für das Jahr 1800. Eine Uebersicht des thatenvollen 18ten Jahrhunderts. Hof, bey Grau. M. K. u. 1 Charte. 19 Bog. 8. 1 Rg. 12 gr.
2. Revolutions = Almanach von 1801. Göttingen, bey Dietrich. M. K. 14 Bog. 8. 1 Rg. 12 gr.

Nr. 1. enthält, außer ziemlich vollständigen Notizen über die vornehmsten regierenden Häuser in Europa, zuerst sechs Scenen aus der neuesten Zeitgeschichte, nämlich die Ankunft und Ermordung der französischen Gesandten in Rastadt, Pius VI. Verbannung aus Rom, Buonapartens Landung in Aegypten, die Plünderung der Schweiz durch die Franzosen, und die Ermordung des Generals Dūphot zu Rom; welche durch recht gut gestochene Kupfer von Meitenleiter erläutert sind. Hierauf folgt ein lehrreicher, pragmatisch geschriebener Aufsatz: das 18te Jahrhundert überschrieben; in welchem die merkwürdigsten Entdeckungen und Fortschritte, welche wir diesem wichtigen Zeitraume verdanken, verzeichnet, und die erheblichsten, während desselben vorgefallenen Begebenheiten, in gedrängter Kürze erzählt werden. Zur Vervollständigung dieser Skizze dient die derselben angehängte Uebersicht der seit 1700 statt gehabten Veränderungen der einzelnen europäischen Staaten. — Ein kurzer Anhang berührt die durch die merkwürdige Revolution in den nordamerikanischen Freystaaten bewirkte Veränderung. — Nach des Rec. Urtheil ist der Ueberblick, welchen dieses kleine Buch jedem philosophischen Beobachter der Fortschritte des Menschengeschlechts gewährt, eben

so belehrend als unterhaltend. Nur hätte er gewünscht, daß die gar zu geringe Bogenzahl ihnen nicht so enge Gränzen gesetzt, und zu einer, mitunter doch gar zu gedrängten Kürze gezwungen hätte.

Nr. 2. Nach einer, in der Vorerinnerung enthaltenen Notiz, rührt die Herausgabe des vorliegenden Jahrgangs dieses Almanachs, nicht von dem sonstigen Besorger desselben her. Rec. möchte aber beynahe dieser Angabe keinen Glauben beymessen; wenigstens herrscht noch immer auch in diesem Jahrgange derselbe einseitige und intolerante Geist, welcher seine Vorgänger charakterisirte, und leider! auch dieselbe Geschmacklosigkeit im Aeußern und Innern. Voran steht ein tabellarischer Ueberblick der Revolutionsgeschichte Frankreichs, bis zum März 1800. Hierauf folgt ein Gemälde der Schweitz in und nach dem Feldzuge von 1799, von Mallet du Pan; welches der vorzüglichste, oder vielmehr einzig des Druckes werthe Aufsatz im ganzen Buche ist. Die Worte der Wahrheit von von Heß finden sich bereits in dessen Durchflügen; so wie das Tagebuch der Tante Ludwigs XVI. in der Minerva abgedruckt. Es ist nicht abzusehen, für welche Leser dieses Almanachs die mehrsten der übrigen Aufsätze, z. B. die (höchst elenden) Kriegslieder eines österreichischen Grenadiers, die Vorschrift für die Jäger und Scharfschützen der deutschen Landleute, das Mémoire sur un passage des Alpes, ein Interesse haben sollen. — Und wozu soll nun gar ein so höchst unbedeutender witzloser Aufsatz, als das Schreiben eines aus Bern nach Frankreich abgeführten Bären an einen Tanz-Bär, dienen? War denn der Herausgeber so bettelarm an Materialien, daß er den Raum mit gar nichts Besserm auszufüllen wußte? — Die beygefügten Kupfer und Porträts sind zum Theil mittelmäßig, zum Theil höchst erbärmlich gestochen. Zu den letztern gehört Suworows Einmarsch ins Glarnerland, die Rettung zweyer Dragoner durch ihren Kameraden, und ganz vorzüglich Moreaus Marsch durch den engen Paß, die Hölle. — Was sollen überhaupt dergleichen Abbildungen, und die Mittheilung von Fratzengesichtern, wie das des Headfield ist, nützen? — Wir fordern den Herausgeber, wenn er diesen Almanach fortzusetzen gedenkt, auf, zweckmäßigere Aufsätze; und den Verleger, lieber weniger, aber bessere Kupfer, zu liefern.

Wa.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In meinem Verlage werden im Jahre 1801 folgende periodische Schriften herauskommen und fortgesetzt werden:

I. Für das gesammte Publikum: Archiv für Kuhpockeneinimpfung, für Aerzte und Nichtärzte rc. herausgegeben von den Professoren D. Hessert, D. Müller, und Friedrich Pilger, 8. Alle Aerzte sind eingeladen, die Resultate ihrer Erfahrungen in diesem Archiv niederzulegen. Das große Interesse, welches die gesammte Menschheit für diese neue wichtige Entdeckung gewinnen muß, bürgt mir dafür, daß man sich ohne Ausnahme der Verbreitung dieses Journals unterziehen werde. Ausführliche Avertissements findet man gratis in allen Buchhandlungen.

II. Für Rechtsgelehrte und Gesetzgeber. Magazin für die Philosophie und Geschichte des Rechts und der Gesetzgebung, von D. K. Grolmann. Aus dem Inhalte der bereits erschienenen 3 Stücke, wird das Publikum ersehen, mit welcher großen Sorgfalt der bekannte Herausgeber sich diesem Institute widmet. Ich nenne aus den zwey neuesten Heften nur folgende Abhandlungen: 1) Von Almendingen's fortgesetzte neue Theorie über die Verletzung des guten Namens und der Ehre. (In diesem Aufsatze berücksichtigt und widerlegt der Herr Verf. die von dem Herrn Kriegs-Rath Gentz zu Berlin in dessen historischem Journal aufgestellte Darstellung und Vertheidigung der Prärogative des Adels rc. 2) Sollte es denn wirklich kein Zwangsrecht zur Prävention geben? vom Prof. Grolmann. 3) Ist es räthlich, und dem Staate verträglich, den freyen Ge-

brauch der Eideszuschiebung durch Gesetze zu beschränken? von D. J. M. Stark zu Frankfurt. 4) Ueber Urkundenedition und Argentarien, mit Nutzanwendung für die praktische Rechtskunde, von Almendingen rc. Diese 3 Stücke kosten 1 Thlr. 3 Gr. Jährlich erscheinen davon 4, welche einen Band ausmachen, in farbigem Umschlage brochirt.

III. Für Theologen und Erzieher. Allgemeine Bibliothek der neuesten theologischen und pädagogischen Literatur, von J. E. C. Schmidt, und F. H. C. Schwarz. Dritter Jahrgang oder 5r und 6r Band in 8. Das Publikum hat, ungeachtet der vielen Collisionen, die diesem neuen Institute im Wege standen, seine Erscheinung mit Beyfall gesehen. Alle öffentliche Beurtheilungen desselben haben ihm einen ehrenvollen Platz unter seinen Mitgenossen angewiesen; und durch den nunmehrigen Beytritt des Herrn Pfarrers Schwarz, als Mitherausgebers, wird ein noch höherer Grad von Vollständigkeit erreicht werden können.

Um solchen Liebhabern, die diesen 3ten Jahrgang der Bibliothek halten wollen, und doch auch die beyden vorhergehenden Jahrgänge zu besitzen wünschen, die Anschaffung derselben zu erleichtern: so will ich von jetzt bis zur Jubilate-Messe 1801. den Preis auf die Hälfte des Ladenpreises herabsetzen. Statt 7 Thlr. hätten sie also den 1sten und 2ten Jahrgang, oder 1sten bis 4ten Band des Werks um 3 Thlr. 12 Gr. zu beziehen. Eine jede gute Buchhandlung (woselbst auch ausführlichere Avertissements über den erweiterten Plan dieses Instituts gratis zu haben sind), wird sich zur Lieferung um denselben Preis verstehen. Gießen, im Decemb. 1800.

Georg Friedrich Heyer.
Univers. Buchhändl.

Herr Johannes Schultheß, Professor der alten Sprachen in Zürich, will eine Geschichte des Zehnten, von seinen ältesten Spuren durch alle Nationen und Zeiten, herausgeben. Das Werk wird höchstens 3 Bände ausmachen, und zerfällt in folgende Hauptstücke:

1) Der

1) Der patriarchalische Zehnte. 2) Der heidnische, insbesondere der Griechen und Römer. 3) Der Mosaische. 4) Der Rabbinische. 5) Der Christliche. 6) Bey andern Völkern.

Der Pränumerationspreis für ungefähr 20 Bogen, weisses Papier, in Mittelocktavform ist 1 Thlr. Wer auf 5 Exemplare pränumerirt, bekommt das sechste unentgeldlich. Der Zehnte des ungewissen Ertrags, ist für die hülfsbedürftigen Landesleute des Verf. bestimmt.

Briefe und Gelder addressirt man an den Commissionair der Orellischen Buchhandlung in Leipzig, Hrn. J. B. Schiegg. Die Pränumeration bleibt bis zur Leipziger Ostermesse 1801 offen; hernach ist der Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Berichtigungen.

Im allgem. Lit. Anzeiger 1800. Nr. 201. S. 1990. versichert Herr Dietz zu Güstrow: „K. W. Ramler hatte auch „Antheil an der Allgem. Deutschen Bibliothek. Es wä„re zu wünschen, daß dieses genauer angegeben würde."

Ich kann versichern, daß Ramler nie an der A. D. Bibl. Antheil gehabt hat. Herr Dietz, welcher ein aufmerksamer Leser der A. D. Bibl. zu seyn scheint, hatte auch schon im Allgem. Lit. Anzeiger des J. 1799. Nr. 7. S. 64. bemerkt, daß im XIII. Bande der Alten A. D. Bibl. S. 622. dem verst. Adv. C. G. Krause zu Berlin, und im LXVIII. Bande S. 308. dem verst. M. C. Stenzler, Prediger zu Garz auf der Insel Rügen, einiger Antheil an der A. D. Bibl. zugeschrieben wird. Dieser Antheil ist von Beyden nur unbedeutend. Von Krause sind zufällig ein paar kurze musikalische Recensionen eingerückt, welche ich nicht genauer angeben kann; und Herr Stenzler hat dem verewigten Propst Pistorius zu Bergen auf der Insel Rügen, welcher im philosophischen und theologischen Fache mehrere Jahre lang so interessante und wichtige Recensionen lieferte, ein paar Mal, als derselbe mit wichtigen Recensionen allzu stark beschäfftigt

ner, bey Anzeige theol. Bücher von minderer Wichtigkeit geholfen.

Fr. Nicolai.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der jetzt regierende Herzog Franz zu Sachsen-Coburg, hat beym Antritte seiner Regierung dem Direktor des akademischen Gymnasiums zu Coburg, Herrn Briegleb, den Charakter eines Consistorialraths, und den sämmtlichen Professoren dieser Lehranstalt den Rang eines Herzogl. Raths ertheilt.

Chronik deutscher Universitäten.

Rostock.

Am 2ten Novemb. 1800 feyerte die hiesige Universität den, nach glücklicher Entbindung von einem Prinzen, höchsterfreulichen Hervorgang der Durchl. Frau Erbprinzessinn von Meklenburg-Schwerin Helena Pawlowna, durch einen öffentlichen Rede-Actus. Herr Prof. Karsten lud dazu durch ein Programm (17 Seiten in 4) ein, worin er über die fortschreitende Ausbildung des Menschengeschlechts in staatswirthschaftlicher Rücksicht, einige Betrachtungen anstellte. Die Rede wurde von dem Herrn Hofrath Witte gehalten, und schilderte den Bestand des Vaterlandes, gegründet auf den Bestand seines Regierhauses. Sie erschien nachher im Druck auf 16 Seiten in 4.

Am 6ten Decemb. 1800 ertheilte die philosoph. Fakultät hieselbst dem Herrn J. C. F. Dietz, verdienten Subrektor am Gymnasium zu Güstrow, und rühmlichst bekannten philosoph. Schriftsteller, unentgeldlich und aus eigner Bewegung die Doktorwürde.

Be-

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Nicht ohne Befremden lesen wir in der Erlanger Literaturzeitung (Intelligenzbl. Nr. 43. 1800), daß Herr D. Döring in Herborn einen Auszug aus Ploucquet repert. med. pract. et chir. ankündiget, und zwar, wie es scheint, in der Voraussetzung, als ob noch andre ehrliche Leute auf gleiche Spekulation gerathen könnten, zur Vermeidung aller Collision.

Wer auch den Gedanken in der Salzburger medic. chirurg. Zeitung (Jun. 1799. Bd. 1.), worauf sich Herr Döring beruft, gehabt haben mag: so kann dieser ihn doch gewiß zu einem Unternehmen nicht legitimiren, das weder in literarischer Hinsicht sehr verdienstlich, noch in civiler Hinsicht sehr löblich seyn dürfte. Es ist doch wahrlich kein Verdienst, durch einen so federleichten Assimilationsprozeß sich die Arbeit eines Andern zuzueignen, und Früchte davon beziehen zu wollen, auf welche doch wohl nur allein die unendliche Bemühung des eigentlichen Verfassers, und die sehr beträchtliche Unternehmung des Verlegers, der ein Kapital von mehr als 30,000 Gulden darauf verwendete, gerechten Anspruch machen können.

Wenn Herr Döring sich das Ansehen geben will, als ob er aus Ploucquet Repert. nur das Bessere in einen kürzern Raum zusammengedrängt liefern werde: so können wir ihm nicht vorenthalten, daß jenes Werk seiner ganzen Anlage und Tendenz nach keines Auszugs fähig sey, und eine Unternehmung von der angekündigten Art nichts als eine Verstümmelung sey, und genannt zu werden verdiene. Denn was soll überhaupt ein Auszug aus einem Werke heißen, dessen Vorzug in der größten Vollständigkeit bestehet, und das also nur durch Zusätze gewinnen, durch Weglassung aber nothwendig verlieren muß? Und wer sich je durch die versprochene Wohlfeilheit der Ankündigung täuschen lassen wollte, mag bedenken, daß, wenn auch in Ploucquet Repert. z. B. unbedeutend scheinende Dissertationen mit angeführt worden sind, derselben 200 an der Zahl nicht mehr als Einen guten Groschen kosten, und demnach die sehr unsichere Ersparniß Reue nach sich ziehen möchte. Denn wer ist Bürge dafür, daß Herr D. in der Auswahl dessen, was er hinwegzulassen willens ist, gerade so glücklich seyn werde, nicht solche Gegenstände zu treffen,

sen, die von andern sachkundigen Praktikern höchst ungerne vermißt werden dürften?

Wir enthalten uns, mehreres hinzuzusetzen, und bemerken nur noch, daß, was die noch neuere Literatur betrifft, solche bereits von Herrn D. Ploucquet mit gleichem Fleiße und Geist redigirt bereit liegen.

Wenn wir also auch das Unternehmen nicht geradezu für eine Art von Nachdruck erklären wollen: so wird es sich doch, aufs glimpflichste davon zu sprechen, von dem Vorwurfe eines Plagiats nicht frey machen können. Wie dem aber auch sey, so bleibt uns als Verleger nichts übrig, als den Schaden, mit dem uns Herr D. bedroht, so sehr als möglich zu vermindern. Dieser würde minder bedeutend seyn, wenn die Ausgabe von Ploucquet Repert. nicht in eine Periode gefallen wäre, wo wegen des leidigen Kriegs der Ankauf desselben so sehr erschwert wurde; so gilt es aber immer noch ein sehr beträchtliches Kapital, das uns durch die in Deutschland so gewöhnliche Buchmacherey nun entzogen werden soll. Unter diesen Umständen sehen wir uns daher gedrungen, das ganze Repert., das mit den Supplementen aus 10 Bänden besteht, und im Subscriptionspreise 65 fl. 40 kr. kostet, an diejenigen, die sich binnen jetzt und Ostern bey uns melden, das Exemplar für 6 Dukaten baar zu erlassen. Bey 6 Exemplaren soll das siebente noch gratis gegeben werden.

Die Zusendung soll aufs wohlfeilste durch gewöhnliche Büchersendungen besorgt werden. Tübingen, den 11. Nov. 1800.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Druckfehler.

Im LVI. Bd. 1. St. S. 73. Z. 12. st. kurz l. karg,
— — — — — — 75. — 17. st. geringste l. günstigste.
— — — — — — 132. — 18. st. in l. an.
— — — — — — ebd. — 29. st. weg l. wegwünschten.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

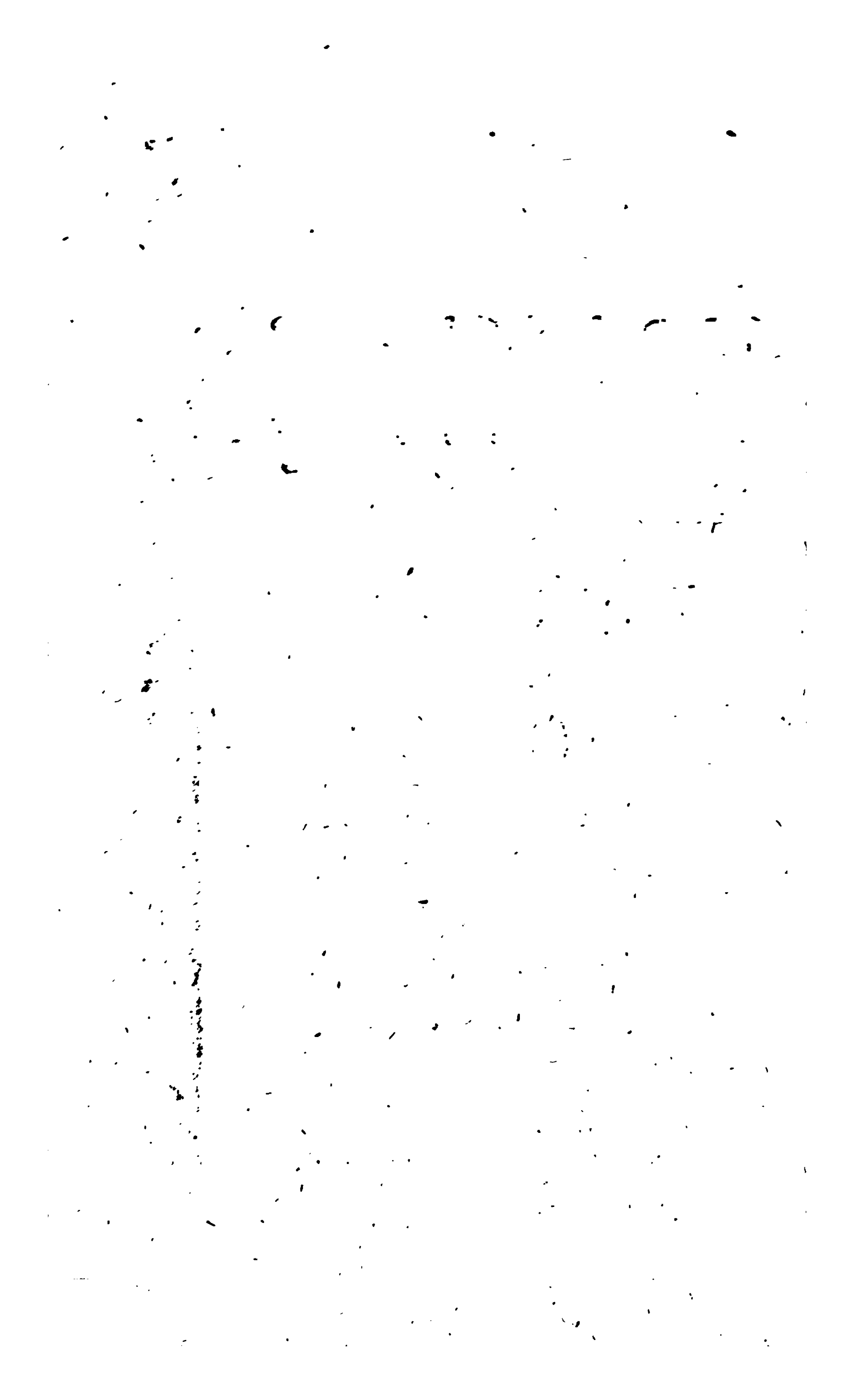


Des LVII. Bandes Zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischem allergn. Privilegium.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1801.



Verzeichniß

der

im 2. Stücke des sieben und funfzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

Die

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften.

VI. Theater.

VII. Romane.

VIII. Weltweisheit.

Philo-

IX. Mathematik.

X. Chemie und Mineralogie.

XI. Forstwissenschaft.

XII. Geschichte.

 J. Mil.

XIII. Gelehrtengeschichte.

XIV. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Horaz

XV. Deutsche Sprache.

XVI. Erziehungsschriften.

XVII. Reitkunst.

XVIII. Handlungswissenschaft.

Neu

XIX. Haushaltungswissenschaft.

XX. Vermischte Schriften.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

1) Politisch-theologische Aufgabe über die Behandlung der jüdischen Täuflinge. Nebst einer Beantwortung derselben. Berlin, bey Maurer. 1799. 35 S. 8. 4 gr.

2) Sendschreiben an Seine Hochwürden, Hrn. Oberkonsistorialrath und Probst Teller von einigen Hausvätern jüdischer Religion. Berlin, bey Mylius. 1799. 86 S. 8. 7 gr.

3) Beantwortung des Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an mich den Probst Teller. Berlin, bey Mylius. 1799. 60 Seit. 8. 6 gr.

4) Gespräch über das Sendschreiben von einigen jüdischen Hausvätern an den Probst Teller, zwischen einem christlichen Theologen und einem alten Juden. Berlin, bey Rottmann. 1799. 45 S. 8. 5 gr.

5) Moses und Christus, oder über den innern Werth und die wahrscheinlichen Folgen des Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an Hrn.

 Probst

Probst Teller, und dessen darauf ertheilte Antwort. Berlin, bey Maurer. 1799. 70 S. 8. 7 gr.

6) Iohannes Boanerges, eine Begleitungs- und Ermunterungsschrift für seine Zeitgenossen. Ein Beytrag zu den Ueberzeugungen einiger Hausväter jüdischer Religion in Berlin, von *Albrecht Heinr. Matthias Kochen*, D. der Phil. Iena, bey Göpferdt. 1800. XXVIII und 116 S. 8. 10 gr.

7) Charlotte Sampson, oder Geschichte eines jüdischen Hausvaters, der mit seiner Familie dem Glauben seiner Väter entsagte. Eine Geschichte der neuesten Zeit. Berlin, bey Unger. 240 Seiten. 8. 16 gr.

8) Briefe bey Gelegenheit der politisch-theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter. Von einem Prediger außerhalb Berlin. Berlin, bey Franke. 1799. 64 S. 8. 6 gr.

9) Die Juden. Nebst einigen Bemerkungen über das Sendschreiben an Herrn Oberkonsistorialrath und Probst Teller in Berlin, von einigen Hausvätern jüdischer Religion, und die darauf erfolgte Tellersche Antwort, von Chr. Ludw. Paalzow. Berlin, bey Schöne. 1799. 74 S. 8.

10) Beantwortung des an Herrn Probst Teller erlassenen Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Nation. Nicht von Teller. Berlin, bey Maurer. 1799. 46 S. 8.

11) Lettre aux Auteurs Iuifs d'un mémoire addressé à Mr. Teller. Par I. A. de Luc. Berlin. 1799. 99 S. 8. und dessen deutsche Uebersetzung: An die

die Hausväter jüdischer Religion, Verfasser eines an den Herrn Ober-Consistorialrath und Probst Teller zu Berlin gerichteten Sendschreibens, von J. A. de Lüc, Vorleser Ihro Maj. der Königinn von Großbritannien, rc. Berlin, gedruckt bey Starke. 1799. 240 S. 8.

12) Ueber das Sendschreiben einiger Hausväter jüdischer Religion an den Herrn Oberkonsistorialrath Teller, und die von demselben darauf ertheilte Antwort. Leipzig, bey Kummer. 1799. 150 S. 8. 10 gr.

13) Das Verhältniß des Judenthums und des Christenthums gegeneinander, betrachtet von Andreas Gottlieb Masch, Hofprediger, Consistorialrath und Superintendenten in Neu-Strelitz. Neu-Strelitz, bey dem Hofbuchhändler Albanus. 1800. VIII und 63 S. kl. 8.

14) Kurzer Beweis, daß in den Schriften des neuen Bundes die wesentliche und uralte Religion der Menschen enthalten sey. Jüdischen und christlichen Hausvätern gewidmet, von S. B. Schreiner, Insp. zu Pechüle. Magdeburg, bey Creuz. 1800. XVI und 100 S. kl. 8. 9 gr.

15) Wer ist ein Christ? Oder über den Begriff von einem Christen. Nebst Bemerkungen über das Sendschreiben der jüdischen Hausväter an den Herrn Oberkonsistorialrath Teller und dessen Beantwortung. Von Dan. Joachim Köppen, Pastor zu Zettemin. Leipzig, bey Hilscher. 1800. VIII und 408 S. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

16) An einige Hausväter jüdischer Religion, über die vorgeschlagene Verbindung mit den protestan-

tischen Christen. Von einem Prediger in Berlin. Berlin, bey Dieterici. 1799. X und 59 Seit. Zweytes Heft. VIII und 74 Seit. kl. 8.

17) Treue Relation des ersten Eindrucks, den das neuerlich erschienene, an den Probst Teller gerichtete Sendschreiben einiger Juden auf das Publikum machte. Ein Fingerzeig für die Juden. Berlin. 1799. 24 S. 8.

18) Sollen sich die Christen beschneiden oder die Juden taufen lassen? Versuch über den uralten Sinn und die allmäligen Umbildungen der jüdischen Volksreligion, mit Berücksichtigung des Sendschreibens jüdischer Hausväter an den Herrn Probst Teller in Berlin. Zur Verständigung und Annäherung beyder Religionsverwandten. Berlin, bey C. A. Nicolai. 1800. 54 S. 8. 4 gr.

19) Machet die Thore weit! Die Juden kommen. Eine kritische Beylage zu dem Briefwechsel zwischen dem Probst Teller und einigen jüdischen Hausvätern in Berlin. Auch nicht von Teller, sondern von einem Erbfeinde der Juden wie sie sind, und von einem wahren Menschenfreunde und Freunde der Duldung. Gera, bey Haller und Sohn. 1800. 186 S. 8. 12 gr.

Unsere Bibliothek hat der merkwürdigen Erscheinung, wovon die vorstehenden Schriften handeln, noch keine Erwähnung gethan. Es war auch nicht möglich, die Beurtheilung der einzelnen Schriften so schnell zu liefern, als sie erschienen. Der erste Schritt der jüdischen Hausväter hat auf das Publikum eine so starke Sensation gemacht, daß alle dadurch veranlaßte Schriften gleich in Jedermanns Händen waren; und es war leicht abzusehen, daß die Verschiedenheit der öffentlichen Urtheile bey Denkern und Nichtdenkern eine Gährung

rung veranlassen würde, deren Operationen man erst abwarten müsse, ehe man den Versuch wagen dürfe, mit einer unpartheyischen Schätzung aufzutreten, um mit Ruhe gehört zu werden, und Resultate zu veranlassen, die der Wichtigkeit der Sache angemessen wären. Da indessen der Gegenstand von so grosser Erheblichkeit ist: so müssen die bis jetzt darüber verhandelten Akten in diesem Archiv der deutschen Literatur allerdings aufbewahrt werden. Wenn auch die Akten noch nicht ganz geschlossen seyn sollten: so scheinen sie doch reponirt zu seyn; indem der Staat, von dessen Entscheidung am Ende Alles abhängt, noch keine Notiz davon genommen hat, und die Hauptpersonen keine weitern Schritte gethan haben. Der Menschenfreund hofft indessen, daß eine Zeit kommen werde, wo diese, nicht nur für die jüdische Nation, sondern für die ganze theilnehmende Menschheit interessante Angelegenheit wieder vorgenommen, und zur Ehre des vernünftigen Christenthums entschieden werden wird. Daraus, daß die meisten öffentlichen Urtheile über das Sendschreiben der Hausväter, mißbilligend, und manche bitter und ungerecht waren, sieht man wenigstens, daß der Zeitpunkt jetzt noch nicht da ist, wo eine friedliche Vereinigung beyder Partheyen zu erwarten wäre. Dieß ist freylich kein Beleg für die gepriesene Aufklärung unserer Zeiten; aber wer kann dem Strome der Meinungen gebieten? Er wird allmählich abfliessen, und vielleicht durch die behutsamen Bemühungen der Vernünftigern in seine Ufer treten, und ein stilles klares Wasser werden.

Unterdessen ist es aber unstreitig ein peinlicher Zustand, worin sich aufgeklärte Juden befinden, die von einer gedoppelten Last, ihres zweckwidrigen Rituals und ihrer politischen Lage, zu Boden gedrückt werden. Wer kann es ihnen verdenken, wenn sie ihren und der Ihrigen Zustand zu verbessern suchen? Aber wie können, wie sollen sie es thun? Als Juden, so viel ihrer auch seyn mögen, die eine Verbesserung wünschen, ist's ihnen wohl nicht möglich, auf ihre Nation so zu wirken, daß sie zu einer innern Reformation bereitwillig wäre; wenigstens ist vor der Hand noch gar keine Hoffnung dazu vorhanden. Wenn aber keine solche innere Reform zu Stande kommt: so ist es auch mit der bürgerlichen Verbesserung sehr weit aussehend; — es wird leider noch lange ein blosser frommer Wunsch bleiben, daß die bürgerlichen Verhält-

hältnisse mit den kirchlichen nichts gemein haben, daß alle besondere kirchliche Gesellschaften einerley bürgerliche Verfassung, Rechte und Pflichten haben möchten. — Es bleibt ihnen daher nichts übrig, als daß jeder für sich und die Seinigen so gut sorge, als er weiß und kann. Da aber in den meisten Staaten die Verfassung es mit sich bringt, daß man sich an eine privilegirte Korporation anschließe, um die Existenz der begünstigten Staatsbürger zu erhalten: so muß der darnach verlangende Jude von seiner Religion und Nation ausgehen, und die alten Verbindungen aufheben, um neue einzugehen, und sich einer der herrschenden Kirchenparteyen einzuverleiben; weil seine Wünsche nur unter dieser Bedingung erfüllt werden können. Indessen hat es mit dem denkenden Proselyten eine ganz andre Beschaffenheit, als mit dem, welcher im Schooße irgend einer Kirche erzogen worden ist. Jener sieht die Mängel und Unvollkommenheiten, die doch auch bey der besten Sache angetroffen werden, mit andern Augen an, als dieser. Wenn jener nicht bloß durch eigennützige Rücksichten, sondern durch den Drang seines Geistes und Herzens auf den Entschluß geführet wird, seine ältere Lage mit einer neuen zu vertauschen: so muß er nothwendig wünschen, daß das Maaß der Verbesserung möglichst groß seyn möge. Er steht auf einem Scheidewege, der ihm zwey Aussichten gewähret, die beyde von der Beschaffenheit sind, daß ihm die Wahl schwer wird. Da er nun aber doch wählen will und muß: so wagt er den Versuch, den neu zu erwählenden Weg so zu ebnen, daß sein Geist und sein Herz nicht in neue Schwierigkeiten verwickelt werden, sondern für das abgeschüttelte Joch völlige Erleichterung finden. Dieser Wunsch muß um so stärker seyn, je peinigender die Zurückerinnerung an die zu verlassende alte Lage ist. Bedarf nun nicht dieser Entschluß eines starken Uebergewichts von Zutrauen gegen die neue Gesellschaft, worein man sich begeben will? Und wenn sich nun der Jude den Christen in die Arme werfen will, weil er durch die Grundsätze ihrer Sittenlehre zum Vertrauen auf ihre Humanität erweckt wird: wie muß ihm zu Muthe werden, wenn er sich in seiner Hoffnung so sehr betrogen findet, wenn ihn die, zu welchen er seine Zuflucht nehmen wollte, verhöhnen, wenn sie ihn durch hämisches Kritisiren seine Schritte und Absichten kränken, wenn sie ihm die Aufnahme so theuer verkaufen wollen, daß er nicht im Stande ist, den geforderten Preiß zu leisten?

Man

Man wird aus der Inhaltsanzeige der oben genannten Schriften ersehen, daß die meisten Stimmen aus diesem unfreundlichen harten Tone angestimmt worden sind; daß selbst der edle Mann, der den anfragenden Hausvätern im schonenden und belehrenden Geiste des Christenthums antwortete, mißbilligende Urtheile von den blinden Eiferern erfahren hat. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Frage von einer totalen bürgerlichen Verbesserung der Juden schwer zu entscheiden sey, und daß sogar die größte Schwierigkeit im Charakter der Nation und ihrer religiösen Verfassung selber liege. In wieferne politische Lasten, welche der jüdischen Nation auferlegt und etatsmäßig geworden sind, darauf Einfluß haben, liegt außer unserem Gesichtskreise; aber es scheint, daß es nicht bloß Anhänglichkeit an die väterliche Religion, sondern auch Rücksicht auf das gemeinschaftliche Tragen der auferlegten Lasten sey, wenn die Nation es nicht gern siehet, daß einige, und besonders reichere und angesehenere Mitglieder, aus den Verbindungen mit ihrem Volke treten. Wie dem aber auch seyn mag: so kann doch der ächt christliche Menschenfreund nur den einen Gesichtspunkt haben, woraus er jene Frage ansieht und beurtheilt, daß es mit der jüdischen Nation besser werden möchte; daß insbesondere auch die Hindernisse gehoben werden möchten, die ihr bisher von innen und von außen im Wege standen, an den Rechten christlicher Staatsbürger vollen Antheil zu nehmen. Es ist schwerlich zu erwarten, daß sich die jüdische Nation aus eigener Entschließung annähern werde. Denn in der Regel wird der Jude nur zu jüdischer Erkenntniß und Lebensweise erzogen; man hält ihn von Jugend an vom zutraulichen Umgange mit Nichtjuden ab; man gewöhnt ihn an die Eigenthümlichkeiten seines Volks, an strenge Pünktlichkeit in seinen Religionsgebräuchen, und die natürliche Folge davon ist, Schüchternheit und Mißtrauen gegen Andere, peinliche Aengstlichkeit vor Versündigungen, wenn er sich durch Gemeinschaft mit ihnen verunreinigen würde, also, festes Zusammenhalten mit den Seinigen, und Absonderung von Fremden. Die Christen müßten dafür sorgen, daß eine solche Verbesserung nach und nach zu Stande komme. Und wenn sie von dem Geiste ihres Lehrers beseelt wären: so würden sie durch Beweisung besserer Erkenntniß und reinerer Moralität ungemein viel dazu beytragen können.

Im vorliegenden Falle ist ja aber auch nicht die Rede von der ganzen Nation; sondern nur von einzelnen Familienvätern, die den ersten Schritt selber gethan haben. Man hat ihnen zwar den Einwurf gemacht, daß sie durch diesen Schritt die Veredlung der Nation nicht befördern; sondern vielmehr hindern werden. Es ist allerdings ein großer Gedanke, seiner Nation das Opfer zu bringen, daß man sich um ihres Besten willen alle moralische und politische Uebel gefallen lasse, die man, so lange man ihr angehört, gemeinschaftlich mit ihr tragen muß. Wie viel haben denn nun aber ihre Weisen durch diese edelmüthige Aufopferung im Ganzen ausgerichtet? Die Ehre, einen Moses Mendelssohn z. B. zu besitzen, schmeichelte zwar der Eitelkeit des gemeinen abergläubischen Juden; aber zu Reflexionen über den Werth oder Unwerth seiner jüdischen Vorurtheile ward er dadurch doch nicht gebracht; seine Anhänglichkeit an die väterliche Sitte ward dadurch doch nicht vermindert. Man hat es vor einigen Jahren gesehen, wie eigensinnig das Volk an seinen Meinungen und Gebräuchen hängt, als in den Preußischen Staaten Verbesserungsversuche gemacht wurden. Wie selten sind nicht die Beyspiele, daß Väter ihre Söhne bey christlichen Handwerkern in die Lehre geben; und mußte dem barbarischen Gebrauche des frühen Begrabens nicht endlich durch Machtgebote gesteuret werden? Wahrlich dem edlern Juden wird die Hoffnung benommen, durch seine Aufopferung nützlich zu werden. Wer kann es ihm also verdenken, wenn er seiner bessern Ueberzeugung und seinen edlern Gefühlen folgt, und seinen Zustand zu verbessern sucht? — Wir gehen nun zur Anzeige der einzelnen Schriften.

Nr. 1. stand zuerst im Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, März 1799. und ward nebst der dabey befindlichen Auflösung wieder besonders abgedruckt. Das Resultat der politisch-theologischen Aufgabe besteht darin, daß jüdische Proselyten, um die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit ihres Uebertritts zu beweisen, sechs Jahre lang gleichsam als Novizen angesehen werden, und erst nach rühmlich überstandener Probezeit an allen bürgerlichen Rechten der Christen Theil nehmen, ihre Kinder eben dieser Probezeit unterworfen seyn, und auch Verheyrathungen erst nach sechs Jahren geschlossen werden sollen.

Die

Die Auflösung setzt das Hämische und Ungereimte der Aufgabe gut aus einander, klärt mancherley Einwendungen und Zweifel gründlich auf, und widerlegt falsche Urtheile. Aufmerksame Leser werden gestehen, daß der „Versuch des „Verf., den Gesichtspunkt zu berichtigen, von welchem man „bey Untersuchungen über diesen Gegenstand ausgehen müsse, „um sich nicht auf Abwege zu verlieren," gelungen sey. Diese Antwort scheint einen denkenden Juden zum Verf. zu haben: so wie dieser glaubt, daß die Aufgabe von einem Juden herrühre, der mit ächt Makkabäischem Eifer über die armen Täuflinge seiner Nation habe herfallen wollen. Beyde Schriften mögen wohl absichtliche Vorgänger gewesen seyn

von Nr. 2. Diese Schrift, die eigentliche Veranlassung der ganzen Verhandlung, ist mit vieler Gelehrsamkeit, Weisheit, Präcision, Humanität und Wahrheitsliebe geschrieben. Ihr Hauptinhalt ist folgender: einige wenige jüdische Hausväter bekennen, daß sie die Grundlage der Mosaischen Religion nach strenger Prüfung als der Vernunft gemäß erkannt haben; das politische System aber, und das Rituale in der Mosaischen Verfassung für etwas Außerwesentliches halten, das für unsere Zeiten und Umstände nicht mehr passend, von der Mosaischen Religionslehre getrennt werden müsse; daß sie, weil die ganze Nation diese Ueberzeugung noch nicht angenommen habe, wünschen, von den schweren hindernden Banden der Konfession zum Judenthume befreyt zu werden, und in eine Lage zu kommen, in der sie zwar ihren Ueberzeugungen treu bleiben; doch aber auch von den Fesseln des Judenthums erlöst werden, und zum vollen Genusse der Rechte christlicher Staatsbürger gelangen möchten. Sie weigern sich nicht, die allgemeinen Grundwahrheiten des Christenthums zu bekennen, und sich der Taufe, in wieferne sie als ein bloßer Initiationsritus angesehen werde, zu unterwerfen; aber sie fürchten sich, das auf historische Angaben und deren besondere Auslegung gegründete Dogma als unfehlbar wahr bekennen zu müssen, worunter sie namentlich den Begriff vom Sohne Gottes, wie er von christlichen Theologen verstanden wird, rechnen. Sie wünschen folglich, unter die Christen aufgenommen zu werden, ohne sich zum Glauben an kirchliche Dogmen verpflichten zu müssen; sondern bloß ihrer vernünftigen Ueberzeugung folgen zu dürfen, und bitten daher Herrn D. Teller, nachdem sie ihm ein offenes Bekennt-

niß von ihren religiösen Ueberzeugungen dargelegt haben, ihnen zu rathen, welches öffentliche Bekenntniß sie, bey einer vorzunehmenden Veränderung ihrer äußern Verhältnisse, abzulegen haben, ohne mit ihrem Gewissen in Widerspruch zu gerathen.

Man sieht aus dieser konzentrirten Darstellung, daß die Auflösung der Frage ihre Schwierigkeiten hat. Denn das Verlangen geht eigentlich dahin, unter den Christen eine besondere Gesellschaft als Anhänger der bloßen reinen Vernunftreligion zu bilden. Freylich ist das recht verstandene Christenthum eine bloß geistige und ganz moralische Religion, die mit allen Verfassungen bestehen kann, welche nicht unmoralische Einrichtungen und Zwecke haben; wobey im Grunde auch nicht nöthig ist, daß man sich gerade an eine der christlichen Parteyen anschliesse. Denn das Reich Gottes kommt, nach dem Ausspruche Jesu, nicht mit äußerlichen Geberden, sondern es ist inwendig in uns; der Hauptgrundsatz des Christenthums ist, daß man Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten soll; moralische Gesinnung und moralisches Verhalten macht demnach den Christen aus. Daher auch ein rechtschaffener Jude die eigentlichen Grundsätze des Christenthums ehren und befolgen kann; wenn er gleich bey seiner Konfession und Nation bleibt. Es giebt ja auch unter den verschiedenen christlichen Konfessionen Lehrmeinungen und Gebräuche, welche vom wahren Geiste des Christenthums abweichen, und dennoch hat der vernünftige Christ nicht nöthig, seine Partey zu verlassen; denn er kann doch ein Verehrer Gottes im Geiste und in der Wahrheit seyn. Wir beziehen uns hierbey auf die deutlichen Aussprüche der Schrift: Marc. 9, 38 — 40. Apost. Gesch. 10, 34. 35. Röm. 2, 26 ff. Hiernach hätten die jüdischen Hausväter auch nicht nöthig gehabt, diesen öffentlichen Schritt zu thun. Da es aber nicht sowohl darauf ankam, hierüber Belehrungen zu suchen, weil sie, wie aus dem Sendschreiben erhellet, an diesen Wahrheiten auch gar nicht zweifeln; sondern auf den wichtigen Umstand, daß sie zu einer bürgerlichen Existenz gelangen wollten, welche nach der bestehenden Verfassung mit dem öffentlichen Bekenntniß zur christlichen Kirchengesellschaft zusammenhängt; und es allerdings für den reingeistigen Gottesverehrer Gewissenssache ist, etwas als religiöse Wahrheit zu bekennen, das er nicht

nicht dafür erkennt, etwas als religiöse Pflicht zu üben, das er nicht für ein wesentliches Erforderniß der moralischen Religion hält: so sieht man wohl, daß die Veranlassung zu ihrem Sendschreiben für sie sehr wichtig, und doch auch die Bedenklichkeit, wie sie es abfassen sollten, sehr bedeutend war. Das eine sowohl als das andere macht sie der Achtung aller wahren Religionsfreunde werth. Freylich stoßen in dieses Sendschreiben auch einige Aeußerungen, die man wegwünschen möchte. Es ist z. B. in der That mehr als inkonsequent, daß der jüdischen Religion eine bloß moralische Tendenz beygelegt, und beym Christenthum dagegen nicht eben so anerkannt wird. Und doch wird man sehr wenig Mühe haben, mit den Auslegungs- und Demonstrationsregeln, deren sich die Verf. des Sendschr. bedienen, aus den Urkunden beyder Religionsgesellschaften, das Gegentheil zu zeigen. Man darf sie ferner bey ihrem Gesuch an die christliche Gesellschaft wohl auch daran erinnern, daß die jüdische Kirche wohl nie einen Proselyten aufgenommen hätte, der sich nicht zur Beobachtung ihrer religiösen Gebräuche, und zur gebührenden Achtung gegen ihre schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen verstanden hätte. Die Proselytae Portae können hiegegen nicht als Einwendung gebraucht werden; was bey ihnen Ausnahme zu seyn scheint, ist eigentlich verächtliche Zurücksetzung. Und sicherlich würden sich die Hausväter nicht gern in diese Kategorie gesetzt sehen. Und, um zum Belege des vorhin Gesagten noch etwas anzuführen, so ließe sich gegen die Behauptung S. 51 noch Manches anführen, „daß nämlich die Juden auf der Leiter der moralischen Würdigkeit „nicht um eine Sprosse tiefer stehen, als irgend ein anderes „noch so gelehrtes, polirtes und kultivirtes Volk.“ Der Streit über mehrere oder mindere Moralität ganzer Religionsgesellschaften, ist schwer zu führen. Durch Induktionen kommt man nicht zum Ziele; besonders wenn man, wie billig, die veranlassenden und verhindernden Umstände mit in Anschlag bringt. Einmal steigt die eine und dann wieder die andere Waagschale. Wenn es bloß darauf ankäme, das Menschengeschlecht auf einer so niedern Stufe stehen zu lassen, daß es nur von sinnlicher Furcht und Hoffnung geleitet würde: so scheint es wohl, daß das Rabbinische Judenthum mit seiner strengen Zucht diesem Grade von Moralität zuträglicher sey, als das Christenthum. Dieß kann aber nur in einem unbedeutend kleinen Sinne Moralität heißen. Wahre

Mora-

Moralität, wozu der vernunftfähige Mensch erzogen werden soll, kann zwar bey der im Sendschreiben geschilderten ursprünglichen Mosaischen Religion eben so gut bestehen, als im Christenthum, weil beyde auf die ersten Gründe der vernünftigen Gotteserkenntniß gebauet sind; aber so wie das Judenthum immer war und noch ist, daß das drückendste, ins kleinste Detail gehende Cärimonienwesen den Geist mit Unbedeutsamkeiten beschäfftigt, das Christenthum aber den Forschungsgeist weckt und befördert: so kann man nicht umhin, dem letztern eine stärkere Kraft zur Beförderung der Moralität zuzuschreiben, als dem erstern. Ja das Sendschreiben bezeugt es selber S. 79, daß „die Juden keinen eigentlichen „Religionsunterricht, keinen auf Frömmigkeit abzielenden „Gottesdienst haben." Es ist also bloße Legalität, was von ihnen behauptet werden kann, und nicht Moralität. Doch dieß alles sind Nebendinge, die auf die Hauptsache keinen bedeutenden Einfluß haben können; und dergleichen Aeußerungen sind den Hausvätern in Rücksicht auf ihre individuellen Verhältnisse nicht zu verargen.

Wichtiger ist dagegen das Hauptmoment, nämlich das Verlangen, daß man sie beym Uebertritte zur christlichen Gesellschaft, von der unbedingten Annahme des ganzen christlichen Dogma dispensiren, und kein anderes Bekenntniß von ihnen fordern möchte, als welches genau mit ihren gewissenhaften Ueberzeugungen übereinstimme. Hierauf nun hat der gelehrte, aufgeklärte und rechtschaffene christliche Religionslehrer, an den sie sich wandten, in

Nr. 3. so weise, menschenfreundlich und befriedigend geantwortet, als man von ihm erwarten konnte. Wir lassen uns auf die schönen Berichtigungen und Fingerzeige in seiner Schrift nicht ein, welche bloß auf die einleitenden Untersuchungen und Darstellungen Bezug haben, da sie, wie schon gesagt worden, nicht unmittelbar zur Hauptsache gehören. Die politische oder staatsrechtliche Auflösung der Frage lehnt Herr D. Teller von sich ab; indem er nicht in der Qualität als Staatsdiener und Konsistorialrath, sondern als Privatmann, nach seinen individuellen Gesinnungen und Ueberzeugungen, antworten wollte. Da giebt er nun gleich zu, S. 21. daß Männer, wie sich die Hausväter durch ihr Sendschreiben dargestellt haben, schon Christi Sinn hätten, ohne das kirchliche Ansehen derer haben zu müssen, die sich nach seinem

nem Namen nennen. Er deutet S. 23 darauf, daß die Entsagung vom Cärimonialgesetz für einen christlichen Staat genug seyn dürfte, um ihnen das Bürgerrecht zuzugestehen. Im Fall aber, daß mehr verlangt würde, erleichtert er ihnen den Schritt zum öffentlichen Bekenntniß des Christenthums durch eine sehr gründliche und lichtvolle Entwickelung ihrer dagegen geäußerten Bedenklichkeiten; indem er ihnen S. 28 zeigt, wie die durch Christum veranstaltete Religionsverbesserung anzusehen sey; S. 32 den theoretischen Unterschied und die praktische Vereinigung der Vernunft- und Geschichtswahrheiten in der Religion auseinander setzt; S. 33 den Sinn und wahren Werth der von Christo herrührenden Religionsgebräuche bestimmt, und S. 34 ff. über den Religionsglauben treffliche psychologische Bemerkungen macht. „Wenn sie „Christen werden wollen, heißt es S. 36, wird das erste „seyn müssen: daß sie Christum für den Stifter der bessern „moralischen Religion annehmen. Und so gehen sie wenigstens mit dieser Geschichtswahrheit erst vom Glauben aus, „ehe derselbe in ein Ueberzeugtseyn übergehen kann.“ Ließe sich aber nicht auch der Fall denken, daß vernünftige und Wahrheit liebende Forscher mit Untersuchung der Lehren Jesu anfiengen, und von ihrer überwiegenden Vortrefflichkeit überzeugt, zu der fernern Ueberzeugung von der hohen Würde des Urhebers derselben gelangten? Auf derselben Seite heißt es weiter, recht im Geiste des sanftmüthigen Jesu: „dagegen „überlasse ich die Lehrmeinungen, die auch das Christenthum „bald mehr bald weniger entstellt haben, im Gegensatz gegen die „Grundlehren, völlig ihrer eigenen bedächtigen Wahl. Um „diesen zu huldigen, mag wenigstens ich keine Christenseele an „jene binden; ich würde fürchten, ihr nur ein Joch anderer Art „aufzulegen, als das war, wovon Christus uns seine Bekenner „befreyt hat.“ Gern würden wir nun auch, wenn es der Raum gestattete, die Bestimmung der Grundlehren und Lehrmeinungen, ihres verschiedenen Werths, und die rührende kraftvolle Apostrophe S. 38 abschreiben. Und nun weist er sie bloß auf jene Grundlehre des Christenthums zurück, „daß „Christus der von Gott erkohrne und gesandte Stifter einer bessern Religion sey, als ihr bisheriger „ganzer Cärimoniendienst war und seyn konnte; der „Herr, das Haupt Aller, die sich ihn zum Vorgänger in der „wahren Anbetung Gottes wählen, und seiner Anweisung „folgen.“ Er führt ihnen S. 40 zu Gemüthe, daß man-

che Funken von dem Lichte des Christenthums in ihre Seelen gefallen seyn mögen; daß in der Christenheit die Erkenntniß dessen, was sie ewige Wahrheiten nennen, früher in ihrer Reinheit da gewesen seyen, als unter ihren Glaubensgenossen rc. Wenn indessen die Hausväter noch ein erweiterteres Bekenntniß verlangen, welches alle Grundlehren in sich enthalte und rein apostolisch sey: so empfiehlt er ihnen die Worte Ephes. 4, 4. 5. 6 dazu. Endlich giebt er auch S. 45 die Tauffomel an, der man sich bey ihrer feyerlichen Aufnahme bedienen könnte, nämlich aus Apost. Gesch. 2, 38. und 19, 5. Da diese kleine, aber äußerst reichhaltige Schrift einen so hohen innern Werth und für alle denkende Religionsfreunde eine so entschiedene Brauchbarkeit hat: so können wir dieser Anzeige hier um so lieber Gränzen setzen, je gewisser wir darauf rechnen, daß sie ganz gelesen worden ist, und ferner gelesen werden wird.

Nr. 4. kann gleichsam als ein Anhang zum Sendschreiben der jüdischen Hausväter angesehen werden. Ein verständiger und frommer alter Jude schildert sowohl die guten Wirkungen, welche das Sendschreiben auf seine Nation haben kann, als auch die Hindernisse, welche diesen Wirkungen von orthodoxen und heterodoxen Juden entgegengesetzt werden. Er gesteht ein, daß es jetzt für die Juden Bedürfniß geworden sey, durch einen solchen Schritt erweckt, belehrt, und von Abwegen zurückgeführt zu werden; zweifelt aber doch an dem gleich zu hoffenden guten Erfolg.

Nr. 5. „Diese Blätter, sagt der Verfasser, haben den „Zweck, die Urtheile des Publikums über diesen Gegenstand „zu leiten, und, wo möglich, demselben eine wahre Richtung „zu geben." Das heißt zwar viel versprochen, und der Verf., der schon viele vorhergegangene Piecen gelesen hatte, die sich wohl auch diesen Zweck vorgesetzt haben mochten, hätte eben daher bedenken sollen, wie schwer er zu erreichen sey. Indessen gebührt ihm das Zeugniß, daß er ein hellsehender Mann sey, die Hauptpunkte gut auseinander gesetzt, und die zarten Pflichten der Humanität nicht verletzt habe. Ob nun gleich das Sendschreiben nicht an ihn gerichtet war: so hat er doch eine förmliche Antwort darauf entworfen. S. 52—70. Wenn der S. 68 f. befindliche fromme Wunsch so leicht erfüllt werden könnte, wie er ihn sich in seinem menschenfreundlichen Enthusiasmus für allgemeine Aufklärung gedacht

dacht haben mag: so wären die Schwierigkeiten bald aufgelöst. Diese Schrift ist übrigens sehr lesenswerth, und verdient, nicht bloß in Rücksicht auf ihre besondere Veranlassung, sondern überhaupt als eine gedachte und schön geschriebene Abhandlung über das Wesen der Religion, und den relativen Werth der verschiedenen Religionsformen, beherziget zu werden.

Nr. 6. hat einen zweyfachen Inhalt. In einer vorangeschickten langen Einleitung und Abhandlung, welche sich vorzüglich auf das Sendschreiben der jüdischen Hausväter beziehen, will der Verf. diesen und überhaupt seinen Zeitgenossen zeigen, worin eigentlich das Christenthum und die Religion überhaupt bestehe; daß zwar das Geschichtliche nicht unmittelbar dazu gehöre, aber doch als Mittel dazu, wenigstens für die Unfähigern, nützlich sey; daß der aufgeklärte Christ nicht Ursache habe, sich an der äußern Form zu stoßen, wenn sie nur der Moralität nicht geradezu entgegen wirke; sondern daß er sich an seine innere Ueberzeugung und an seine moralische Freyheit halten soll. Zu dem Ende stellt er S. 2 eine Rekapitulation der Religionsideen an, welche den Sendschreibern verdächtig und lästig sind; liefert eine historische Darstellung der Schicksale der jüdischen Religion von Moses bis auf Christum und die Talmudisten, mit vieler Belesenheit und Einsicht — die Entstehung einer Messiaserwartung, die Modifikationen und Wirkungen derselben S. 28 ff. ist besonders lesenswerth —; urtheilt über die Lehrart Jesu, seine Bemühungen, und wie weit eigentlich sein Plan gieng, und stellt die Verschiedenheit der Vorstellungen seiner Zeitgenossen über seine Person und sein Geschäffte in ein helles Licht. S. 37 ff. wird über das Bedürfniß des Sinnlichen in der Religion mit vieler Gründlichkeit gehandelt, und den jüdischen Hausvätern gezeigt, daß es dem Aufgeklärten nicht nachtheilig werden könne, daß er vielmehr mit den Schwachen, die desselben bedürfen, Geduld tragen müsse.

Der andere Theil dieser Schrift liefert eine neue Uebersetzung des ersten Briefes Johannes, wobey Herr K. besonders auf das Praktische in der Religion Rücksicht genommen, und auch die Absicht gehabt hat, den jüdischen Hausvätern dazu nützlich zu werden, daß sie sich von der Reinheit und Nutzbarkeit der christlichen Moral überzeugen sollen. In den voranstehenden Prolegomenen behauptet er, daß der erste

Brief Johannes eine moralische — sein Evangelium aber eine dogmatische Tendenz habe, und daß jener als Zugabe zu diesem anzusehen sey. Ueber die Frage: ob der Brief an eine bestimmte Gemeine oder Gesellschaft gerichtet gewesen? geht er mit einer leichten Verneinung weg. So soll diese Schrift, nach seiner Meinung, auch gar keine polemische Absicht haben, weder gegen die Aloger noch Doceten, noch Gnostiker oder Juden geschrieben seyn. In der Zeitbestimmung ist er mit sich selbst nicht einig. Denn er sagt, sie scheine nach der Zerstörung Jerusalems niedergeschrieben zu seyn; und doch auch wieder: sie könne früher abgefaßt und in mehrern einzelnen Privatschreiben dem Evangelio beygelegt worden seyn. Etwas auffallend ist das Urtheil S. 59: „Johannes faßte den Gottessohn in Jesu vollkommener, als er „den Menschensohn in ihm beobachtete. Um so bereitwilliger können wir auch seinen moralischen Schriften die Hand „bieten, als den dogmatischen, in welchen ihn seine bekannte Phantasie oft mehr von Beobachtungen der Menschheit „selbst abgezogen, als zu natürlichen und selbst dem schwächern Auge anschaulichen Entdeckungen hingeleitet zu haben „scheint.“ Man kann aus diesen aufgestellten Grundsätzen abnehmen, daß die Uebersetzung selber diesem Maaßstabe untergeordnet sey. Man vermißt oft die historische Interpretation, und findet fast überall neue, rein philosophische Begriffe; sogar die neuen Terminologien der kritischen Philosophie sind in die Uebersetzung dieses Buchs aus dem ehrwürdigen Alterthume übergetragen worden. Aber der Verf. hat den Grundsatz: daß Johannes eine allgemeine, vollständige, und nach einem gewissen systematischen Zusammenhange geordnete Moral für die Vernunft liefere.

Nr. 7. Ist wegen der Einkleidung, des schönen Vortrags und der trefflichen Ausführung, eine der zweckmäßigsten und lesenswerthesten Schriften über den vorliegenden Gegenstand. Der Verf. faßte die Idee, seine reifen Urtheile über diese Begebenheit und seine heilsamen Belehrungen, welche er dem Publikum mittheilen wollte, in einen Roman einzukleiden, wodurch er unstreitig sehr viel Gutes gestiftet hat. Denn dieses Vehikel verschaffte ihm viele und theilnehmende Leser; auch konnte er mit großer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß die durch so viele schiefe Darstellungen irre geleitete öffentliche Meinung berichtiget, und auf den Weg des Nachdenkens

kens und der Humanität geleitet werden würde. Um seinem Zwecke mehr Interesse zu geben, verwebte er eine Liebesangelegenheit eines edlen christlichen Jünglings und einer sittsamen jüdischen Jungfrau in die Geschichte, die er so geschickt behandelte, daß sie gleichsam der Faden geworden ist, worauf sich Alles in der schönsten Ordnung anreihen ließ. Da wir es hier aber nicht mit der Form, sondern mit der Materie des Buchs zu thun haben: so müssen wir es dem Leser überlassen, den Gang des Romans selber aufzusuchen; wobey wir ihm die Versicherung geben können, daß ihm die Einkleidung sowohl als die Ausführung der eigentlichen Absicht, völlige Befriedigung gewähren werde. Der Verf. kennt den wahren Sinn des Christenthums, und alle seine Belehrungen sind darauf gegründet; darum durfte er ihnen auch mit Recht die Wirkungen zuschreiben, wie sie in der erdichteten Geschichte dargestellt werden. Obgleich seine Protestation gegen den Grad von Glaubensfreyheit, daß sich der Sekten so viele bilden dürften, als den Menschen gefällig wäre, S. 173 ff. Manchen, und vielleicht auch den Hausvätern, hart zu seyn scheinen mag: so wird man doch nach reiferm Nachdenken nichts dagegen einwenden können. Zwar ist aller Glaubenszwang dem Geiste des reinen Christenthums geradezu entgegen. Aber der Protestantismus öffnet auch das weite Feld der uneingeschränkten Gewissensfreyheit, des Untersuchens, Prüfens und der eigenen Wahl. Da im Grunde jeder denkende Mensch einen eigenen Ideengang hat, und sich die Masse und Gestalt der menschlichen Vorstellungen von Zeit zu Zeit ändert: so würde es mit großen Inkonvenienzen verbunden seyn, wenn von Staatswegen das Sektiren begünstiget würde. Und welche Partey würde nicht mit der Zeit ihre Dogmatik und Polemik formiren? Wäre nicht zu besorgen, daß dann immer wieder neue Sekten daraus hervorgehen würden? So würde ja diese uneingeschränkte Glaubensfreyheit nach und nach in die ärgste Verwirrung ausarten. Es muß also eine gewisse Form seyn, die ein sanftes Band um alle herumschlingt. Wenn indessen im gemeinen Leben jeder verständige Mensch die Eigenheiten und Eingeschränktheit seines Nächsten duldet, weil er auf ähnliche Duldung Anspruch macht, ohne deshalb in seinem Gedankengange, oder in seinem legalen Verhalten eingeschränkt zu seyn — warum wollte man nicht in kirchlichen Verbindungen dieselben Regeln beobachten, und mit denselben Freyheiten vorlieb

nehmen? Was insbesondere die protestantische Kirche in den preußischen Staaten anbetrifft: so ist sie weit vom Gewissenszwange entfernt; denn durch Gewissenszwang würde sie aufhören, eine protestantische Kirche zu seyn. Auch ist der Protestantismus eben so weit entfernt, das bloß Geschichtliche und Positive zum eigentlichen Glaubensartikel zu machen. Hat doch Paulus selbst dahin gedeutet 2. Kor. 5, 16 — 19. daß der christliche πιστις nicht in der Anhänglichkeit an die Person Christi, sondern in der gänzlichen Sinnes- und Lebensänderung nach der von Gott durch Christum bekanntgemachten Ordnung bestehe. Daher er auch darauf besteht, daß es Gott ist, der Alles in Allen wirket. Verlangen die Apostel, daß die Juden glauben sollen, Jesus sey der Christ: so bezieht sich diese Forderung darauf, weil die Juden den moralischen Retter, der am Kreuze starb, nicht für den Messias erkennen wollten; sondern hartnäckig einen Andern nach ihren Vorstellungen erwarteten; aber um deswillen von der moralischen Wiedergeburt entfernt blieben. Wer aber überzeugt ist, daß das Wesen der Religion in der moralischen Tendenz bestehe, der glaubt und bekennt es von ganzem Herzen, daß Jesus der Christ sey. Wer nun dazu in ewigen Vernunftwahrheiten hinlängliche Kraft für sich erfährt, an dem sind die Absichten Gottes, welche Christus verkündigte und beförderte, erreicht. Wenn nun aber Andere anderer Antriebe, bewegender und leitender Autoritäten bedürfen: so störe man auch sie nicht; welches doch durch die Bildung einer Sekte der reinen Vernunftreligion unfehlbar geschehen würde. Genug, daß einerley Zweck Alle, so verschieden sie auch in ihren Vorstellungsarten seyn mögen, zu Einem Haupte und zu Einer Gemeine verbindet.

Nr. 8. Der Verf. dieser Briefe ist ein denkender Mann, der in einer lebhaften geistreichen Schreibart viel Gutes sagt. Einige Nachläßigkeiten im Ausdruck sind durch die Einkleidung zu entschuldigen, daß er mit einem bekannten Freunde korrespondirt. Aber er nimmt Partey gegen die Verf. des Sendschreibens. Er will in demselben nur Anhänglichkeit am Judenthume, und Geringschätzung des Christenthums gefunden haben; er meint, daß man dem Christen nur um deswillen noch Komplimente mache, um seine Zwecke, bürgerliche Freyheit, zu erreichen; im Grunde wären sie doch Juden, und würden auch Juden bleiben. Daher wünscht er, daß

der

der Staat ihnen unter gewissen Bedingungen die gesuchten Vortheile gestatten möchte, ohne ihnen den Zwang aufzulegen, dem Scheine nach Christen zu werden. Die Bedingungen sollten nämlich seyn: 1) die Juden sollen die Beobachtung des Cärimonialgesetzes den bürgerlichen Pflichten nachsetzen; 2) die Erwartung auf einen Messias, oder eine Nationalrestauration, aufgeben. Er glaubt, daß ihre Einverleibung in die protestantische Kirche dem Christenthume zu sehr großem Schaden gereichen würde, und hält dafür, daß es besser wäre, den Juden, welche eine Reform wünschen, zu gestatten, eine eigene Kirchengesellschaft zu formiren.

Nr. 9. Die Piece verdient vor manchen andern den Vorzug, weil sie mit Sachkenntniß verfaßt ist. Der Hauptinhalt geht indessen mehr auf die Frage, ob und unter welchen Bedingungen es rathsam sey, den Juden bürgerliche Rechte einzuräumen. Der Charakter dieser Nation wird aus der Geschichte so dargestellt, daß die Christen allerdings Bedenken tragen müßten, zu bereitwillig und zuvorkommend zu seyn. Es wäre denn aber doch besser gewesen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, zu zeigen, daß wenigstens eine bürgerliche Verbesserung der Juden nach ächt christlichen Grundsätzen zu wünschen sey, und wie sie zu bewerkstelligen seyn möchte. Freylich ist es leichter, das Fehlerhafte im jüdischen Charakter darzustellen, — das im Grunde aber nicht nöthig war, weil man davon schon eine Menge Schriften hat, — als Mittel auszusinnen und vorzuschlagen, wie und wodurch er verbessert werden könne. Außerdem steht auch die ganze Abhandlung mit dem Schreiben der Hausväter zu wenig in Verbindung; denn in diesem ist nicht von der ganzen Nation, sondern nur von einigen Individuen derselben; nicht von einer bürgerlichen Verbesserung der Juden überhaupt, sondern von dem Uebertritte jener Einzelnen zum Christenthum die Rede. Und wenn ein christlicher Schriftsteller über diesen Gegenstand kommentiren wollte: so gebührte es ihm zwar, die Würde des Christenthums zu behaupten; aber er mußte nicht bitter und beleidigend werden. Ist denn der denkende Christ nicht davon überzeugt, daß in den Dogmen und Gebräuchen seiner — selbst der protestantischen — Kirche Manches unrichtig und zweckwidrig sey? Wünscht er nicht, daß es anders seyn möchte? Freut er sich nicht, wenn Aussichten

zum Besserwerden vorhanden sind? Darum sollte er es den jüdischen Hausvätern nicht verdenken, daß sie bey ihrem Uebertritte Modifikationen wünschen. Die Bemerkungen über Herrn D. Tellers Antwort sind von geringer Bedeutung. Es war unnöthig, Bedenklichkeiten vorzubringen, die der Verf. durch sein — vielleicht war es auch so oder so verstanden, — selber zurückzunehmen scheint.

Nr. 10. Eine sonderbare Mischung von richtigen und Trugschlüssen, und so geschrieben, daß man öfters Mühe hat, den wahren Sinn des Verf. herauszufinden. Er betrachtet das Christenthum als eine Staatsreligion; da es doch nach dem Sinne seines Stifters eine moralische Religion zur Belehrung und Beruhigung aller vernünftigen und redlichen Gottesverehrer unter jeder Staatsverfassung seyn sollte. Sonst hört es auf, eigentliche Religion zu seyn, und wird bloßer Kultus. Wenn es aber Staatsreligion ist: so fragt sich, ob es gut und dem Zwecke des Christenthums gemäß sey? Der Verf. läßt sich darauf nicht ein; sondern bleibt nur dabey stehen, daß die Staatsreligion keine Abweichungen in der Form gestatten könne; wobey er sich sogar auf die politischen Verhandlungen des deutschen Staatskörpers beruft, und darauf ein großes Gewicht legt. Es ist leicht einzusehen, daß es dem Verf. nicht um wahre Religion des Geistes und des Herzens, sondern nur um seine Staatsreligion zu thun ist. Darum erklärt er es auch für eine unnütze Bedenklichkeit, wenn die jüdischen Hausväter nur nach ihren gewissenhaften Ueberzeugungen ein Glaubensbekenntniß ablegen wollen. Wenn sie ihn um Rath gefragt hätten: so würde er ihnen geantwortet haben: nehmt das Staats- und Kirchenchristenthum mit allen seinen Dogmen und Gebräuchen ohne Bedenken an; denn dadurch erhaltet ihr die Rechte der begünstigten Staatsbürger, und mit eurem Gewissen könnt ihr leicht fertig werden. Bleibt immerhin bey euren Ueberzeugungen, und täuscht die Kirche durch die Beobachtung des Ritus, damit sie euch für Gläubige hält. Der Verf. behauptet nämlich: „der Geist der protestantischen Kirche sey bestimmt in „dem Satz ausgedrückt: daß mit der Ablegung des Bekennt„nisses zum christlichen Glauben keinesweges der Ueberzeugung „vorgegriffen; sondern dieselbe nur geleitet werden soll.“ Dieß ist wohl der Geist des Katholicismus; aber nicht des Protestantismus. Dieser verlangt, daß das Bekenntniß reines

Resul-

Resultat der Ueberzeugung seyn soll. Diese Beantwortung soll wohl eigentlich die staatsrechtliche Auflösung der Frage seyn. Aber es wäre schlimm, wenn sich der Staat eine so leichtsinnige Behandlung einer so äußerst wichtigen Angelegenheit zu Schulden kommen liesse.

Nr. 11. Die deutsche Uebersetzung kam mit dem franz. Originale fast zu gleicher Zeit heraus; es scheint, daß beydes vom Verf. herrühre. Herr de Lüc tritt in einem hohen Tone als Repräsentant des Christenthums auf; und da er sich überzeugt hält, daß die Abgötterey, welche in diesen letzten Zeiten des Unglaubens mit der leidigen Vernunft getrieben wird, lediglich durch eingebildete Naturforscher veranlaßt worden sey: so will er als der wahre rechtgläubige Geolog für den Riß stehen, und die jüdischen Hausväter, wo nicht bekehren, jedoch gründlich widerlegen. Denn am ersten verzweifelt er, weil es ihm nicht einmal mit Moses Mendelssohn gelungen ist; aber das zweyte hält er für Pflicht. Doch unterläßt er, aus einem Andrang von christlicher Menschenliebe, nicht, den jüdischen Hausvätern zu Gemüthe zu führen, daß sie auf einem verkehrten und gefährlichen Wege wandeln. Nach seiner Behauptung nämlich ist die christliche Religion in christlichen — besonders deutschen — Staaten nur darum die herrschende, weil in derselben das öffentliche Bekenntniß abgelegt wird, daß sie unmittelbar göttlichen Ursprungs sey, und positive Verordnungen enthalte, welche der menschlichen Beurtheilung, bey Strafe, nicht überlassen seyen, wobey man gar keine eigene Meinungen haben dürfe; sondern sich lediglich dem Gehorsam des Glaubens unterwerfen müsse; und so werden auch die Juden in christlichen Staaten nur um deswillen geduldet, weil sie an die unmittelbare Offenbarung des A. T. glauben; die Ursache dieser Duldung höre aber auf, wenn dieser Glaube, wie aus dem naturalistischen Glaubensbekenntniß des Sendschreibens erhelle, nicht mehr vorhanden sey. Man muß nun erwarten, was diese verstockten Juden, und was der Preußische Staat thun werden. Man will behaupten, daß Herr de Lüc bey seiner Anwesenheit in Berlin auch durch mündliche Insinuationen die vermeinte gute Sache seines Christenthums besorgt habe. Bey dem hohen Tone, woraus er spricht, ist es zweifelhaft, ob die Worte auf der 1sten Seite: „vermuthlich bin ich ihnen „nicht bekannt,“ aus einer Anwandlung von Bescheidenheit her-

herfließen; oder ob sie eine Art von Geringschätzung gegen Männer ausdrücken soll, die bekanntlich Verehrer und Kenner der Literatur sind.

Nr. 12. Wenn man das Sendschreiben der jüdischen Hausväter einer schulgerechten theol. Fakultät aus den Zeiten des dogmatischen Schematismus zum Gutachten vorlegen könnte: so würde es ungefähr so lauten, wie diese Schrift abgefaßt ist. Nur muß man dem Verf. den Ruhm lassen, daß er nicht die wegwerfende Sprache der alten Theologen führt; sondern sein System mit Bescheidenheit vorträgt. Freylich sind ihm Alle, welche nicht mit ihm einerley Meinung haben, keine Bibelfreunde, keine Verehrer Gottes und des Christenthums. Dieß liegt aber in der Natur der Sache, wenn man sein System auf den unbedingten Glauben an strikte Offenbarung aller Sachen und Worte des A. T. mosaischer Anordnungen, Wundergeschichten und vermeinter Weissagungen erbaut hat. Die Materialien zum Gebäude sind alle so mühsam und sorgfältig zusammengebracht, und so künstlich zusammengefügt, daß man sein Machwerk mit Bewunderung anstaunt, und für das allervollkommenste hält. Der Verf. giebt sich zwar das Ansehen, als ob ihm die neuern Untersuchungen der Kritik, Exegese und historischen Schriftauslegung bekannt wären; aber er kennt sie wohl nur dem Namen nach; gelesen, überdacht und geprüft hat er sie nicht. Sonst könnte er in seinen einseitigen Darstellungen und übereilten Entscheidungen nicht so absprechend seyn. Daher kann auch diese Schrift dem in Rede stehenden Gegenstande keine Aufklärung geben; und es wäre eben so gut, wenn sie gar nicht geschrieben wäre, weil sie nichts sagt, als was in allen dogmatischen Büchern der vorigen Zeit gesagt worden ist. Liberalere und wahre christliche Erkenntniß befördert sie nicht, und den Juden wird sie auch nicht behagen; ob sie ihnen gleich beweist, daß sie das auserwählte Volk Gottes sind, und mit völligem Rechte auf eine buchstäbliche Wiederherstellung warten dürfen. In eben diesem dogmatischen, jedoch gesitteten, Tone ist auch die sogenannte Prüfung und Beantwortung der Tellerschen Antwort geschrieben.

Nr. 13. Daß der ehrwürdige Greis seinem Systeme getreu bleibt, ist nicht zu verwundern, da es, wie man auch aus der gegenwärtigen Schrift ersieht, einen strengen Zusammen-

menhang hat. Die Hauptfrage aber, ob die Prämissen richtig seyen, fällt freylich einem Manne nicht ein, der nie daran zweifelte, und seinen Untersuchungsgeist nur darauf richtete, das Gebäude in seinen Verhältnissen immer besser zusammenzufügen und auszuschmücken. Herr Hospr. Masch setzt eine möglichst moralische Vollkommenheit der ersten Menschen voraus, und meint, daß nach dem Verlust dieser Vollkommenheit die Gerechtigkeit Gottes nur durch die Versöhnung eines leidenden Stellvertreters habe befriedigt werden können, und bey der anhaltenden Unvollkommenheit fortdaurend befriedigt werden müsse. Zu dem Ende hätte auch Gott die Offenbarung durch Moses, die Propheten und Christum veranstaltet; wer aber diese Offenbarungen nicht annehme, der könne kein Christ seyn, und der göttlichen Begnadigung nicht fähig werden. Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, daß er mit dem Inhalt des Sendschreibens nicht zufrieden ist, und eine bedingte Aufnahme der jüdischen Hausväter in die christliche Kirche nicht billiget.

Nr. 14. Eine gutgemeinte dogmatische Vorlesung für gläubige Christen. Man sieht, daß der Verf. manches Gute gehört, gelesen und gedacht hat; aber recht hell ist es bey ihm noch nicht geworden. Ein paar Beyspiele zur Probe. §. 13. verwechselt der Verf. beständig mittelbaren und unmittelbaren Unterricht. Wer hat es je geleugnet, daß Gott es ist, der die Menschen lehret, was sie wissen? Aber setzt denn dieß schon eine unmittelbare Offenbarung voraus? Die Möglichkeit derselben kann zwar nicht geradezu geleugnet werden; aber ihre Wirklichkeit ist auch noch nie mit genugsamen Gründen dargethan worden. Die Behauptung, §. 17. daß eine Sittenlehre, wie sie in der Bibel steht, nie in eines bloßen Menschen Vernunft entstanden sey, bedarf einer strengern Untersuchung und genauern Bekanntschaft mit Profanskribenten, als der Verf. angestellt haben mag. §. 27. heißt es: „Gott selbst habe den Adam opfern gelehrt." Wenn die ersten Menschen so weise und vollkommen waren, wie der Verf. behauptet: so bedurften sie einer solchen Gottesdienstlichkeit, die selbst Ps. 50. für unnütz erklärt wird, nicht. Gerade die Opfer, was auch die sich selbst so nennenden Orthodoxen davon sagen mögen, beweisen gegen das System des Verf.; indem daraus erhellet, daß die Religionen der Alten menschliche Erfindungen waren. Man findet

nirgends, daß Jesus geopfert, oder diesen Ritus bestätigt habe. Das sagt er aber: Gehorsam ist besser denn Opfer. §. 53. sagt der Verf. „Bey einer jeden Religion hat Gott durch „Mittler gehandelt." Warum aber nicht unmittelbar? Beweisen nicht eben diese Mittler, daß weise und fromme Menschen nach dem Maaße ihrer besondern Fähigkeiten und der Erkenntnisse ihres Zeitalters, die Religionsgebäude errichtet haben? Die Behauptung §. 100. „Es ist falsch, wenn „man nach der kritischen Philosophie, die moralische Verbes„serung als den letzten Endzweck annimmt, — sie ist nur „von unserer Seite das Mittel, wodurch der letzte Endzweck „— die Glückseligkeit — erreicht wird;" ist gegen den Ausspruch Jesu: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit ꝛc. Die S. 81 ff. angestellte Parallele zwischen den Religionslehren des A. und N. T. ist nicht sonderlich gerathen. Sie mag dem Verf. wohl Mühe gemacht haben; aber es kommen sehr viele willkührliche Schriftauslegungen und Voraussetzungen darin vor. Es ist daher mehr zu wünschen, als zu erwarten, daß seine gutgemeinten Bemühungen die Judenbekehrung befördern werden.

Nr. 15. Wir verweisen unsere Leser auf die Bemerkungen auf Herrn D. Tellers Antwort an die jüdischen Hausväter, S. 293 ff. weil sie denn gleich wissen werden, was sie in diesem dicken Buche zu suchen haben. Wem nun mit diesem Tone gedient ist, der wird am Verfasser seinen Mann finden; wer aber anderer Meinung ist, der wird sich dadurch vor der anzuwendenden Mühe und Geduld warnen lassen.

Nr. 16. Wenn man auch darüber wegsehen will, daß dieser vorlaute Prediger in Berlin dem Herrn D. Teller zuvorgekommen ist: so hätte man ihm doch, um seiner eignen Ehre willen, wünschen mögen, daß er sich mehr Zeit zur Ueberlegung genommen hätte. (Das Sendschreiben war kaum erschienen: so war er schon mit dem ersten Hefte da.) Diese ganze Schrift ist in einem so unwürdigen Tone geschrieben, daß man sie nur mit Unwillen lesen kann. Bald scheint der Vf. von steif orthodoxen Juden erkauft zu seyn; bald behandelt er wieder die ganze Nation mit der äußersten Geringschätzung. Schade, daß gerade ein Stadt = und Landprediger (Siehe Nr. 8.) in diesen Ton der unanständigen Herabwürdigung verfallen mußten! Doch hat der Landprediger noch erhebliche Vorzüge vor dem Stadtprediger, dessen Brochüren auch

gar

gar nichts enthalten, was des Lesens und Erwägens werth wäre.

Nr. 17. Ist bloß der Vollständigkeit wegen hier mit angezeigt. Man muß ja nicht denken, daß sie eine Relation von dem Eindruck enthalte, den das Sendschreiben unter rechtlichen und denkenden Personen veranlaßt hat. Wenn es nicht die Erdichtung eines armseligen Skriblers ist: so ist das, was darin erzählt wird, höchstens in einer Bierstube vorgefallen.

Nr. 18. Enthält 1) einen Vorbericht des Herausgebers, — wir hoffen, zur Ehre des Verf., von einer fremden Hand — voll des unwürdigsten Muthwillens und Afterwitzes; 2) die Abhandlung selbst, eine zusammengeraffte Kompilation, besonders aus Nr. 9. Daher auch der Inhalt bald besser, bald schlechter ist. Der erste Titel: sollen sich die Christen beschneiden rc. steht übrigens mit der Abhandlung selbst in keiner Verbindung; er ist ein bloßes Aushängeschild, um Käufer anzulocken.

Nr. 19. Es ist sehr zu bedauren, daß der Verf. dieser Schrift, von seinen Kenntnissen und seinem Talent, witzig zu seyn, einen so unwürdigen Gebrauch gemacht hat. Denn sie ist eine petulante Persiflage der jüdischen Hausväter, des Herrn D. Teller, und außerdem, der ehrwürdigsten Dinge. Wollte er sein Talent üben: so mußte er andere Seiten an der Sache aufsuchen, und sich nicht im Tone der Satyre auch in ernsthafte Untersuchungen einlassen. Es schickt sich für einen Mann, der sich vorsetzt, die christliche Religion zu vertheidigen und dafür zu sorgen, daß sie vor unsichern Proselyten bewahrt bleibe, nicht, den lauten Lacher zu machen, und eben so wenig, mit Grundsätzen zu spielen, auf deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit so viel beruht. Man weiß wirklich nicht, was ihm eigentlich Spaß macht — sein eigener Ausdruck — die Religion selbst, oder die Gefahr, worin sie ihm zu schweben scheint, — oder die Art des Benehmens der Hauptpersonen? Denn da er seinen Witz über Alles ausgießt, selbst der Sache, die er in Schutz nehmen will, nicht schont, und sich in seiner muthwilligen Laune so sehr gefällt: so bleibt es unentschieden, was man für seine wahre Meinung halten soll. Und es wäre sonderbar, wenn er sich einbilden wollte, für die gute Sache der Religion etwas gethan zu haben; er macht vielmehr Alles lächerlich und verächt-

lich. Daher würde es auch vergebliche Mühe seyn, über Behauptungen mit ihm zu disputiren, die er ernstlich zu meinen scheint, und deren manche untersucht und berichtiget zu werden verdienen. Gleich das vorangeschickte Freudenlied ist so unanständig und pöbelhaft, daß ein Freund guter Sitten und der Wahrheit, wenn er nicht als Recensent die Pflicht des Durchlesens hat, die Schrift mit Indignation wegwirft; leichtsinnige Spötter aber, denen mit dergleichen Waare gedient ist, in ihrem Muthwillen gestärkt werden, und also der bessere Zweck, den der Verf. vielleicht haben mochte, gänzlich verfehlt wird. Wir wünschen, daß sein Name unter einer ungestörten Anonymität begraben bleibe.

Durch das Sendschreiben der jüdischen Hausväter sind noch folgende zwey Aufsätze veranlaßt worden:

1) Zur Geschichte der jüdischen Nation in den preußischen Staaten. (In den Jahrbüchern der preuß. Monarchie August 1799. S. 363—390.)

Der Verf. hat mit eben so großer Bedachtsamkeit, als liebenswürdiger Humanität die bis dahin erschienenen Schriften: Die Aufgabe und ihre Auflösung; das Sendschreiben; des Berl. Predigers Sendschreiben an einige Hausväter ꝛc.; Tellers Antwort; Beantwortung des Sendschr. nicht von Teller; und de Luc Lettre aux Auteurs Juifs etc. beurtheilt; und jeder gutdenkende protestantische Christ wird seine Urtheile ohne Bedenken unterschreiben.

2) D. Schönemann an die Verf. des Sendschreibens an Herrn Oberkonsistorialrath Teller. (In der neuen Berl. Monatsschrift, herausgegeben von Biester. Sept. 1800. S. 208—225.)

Der Verf. dieses Aufsatzes, ein jüdischer Arzt, stellt den Verfassern des Sendschreibens mit vielen Gründen, die mit Herzlichkeit und Wohlanständigkeit vorgetragen sind, vor, daß ihr Vorhaben, wenn es zur Ausführung käme, der Nation sehr nachtheilig werden würde, indem dieselbe an ihnen und den edlern, die ihnen wahrscheinlich nachfolgen würden, die besten Mitglieder verlieren würde, welche sonst zu ihrer allmähligen Aufklärung ungemein viel beytragen könnten. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Rücksicht gutdenkenden Gemüthern nicht gleichgültig seyn kann; auch haben die jüdischen Hausväter in ihrem Sendschreiben derselben so Erwähnung gethan, daß man wohl

Ansicht, sie sey ihnen keinesweges gleichgültig. Indessen sind wohl die Hoffnungen zu einer Totalreform der Nation durch das Beyspiel ihrer gebildetern Glaubensgenossen, mehr fromme Wünsche, als wahrscheinliche Erwartungen; wenigstens wird es gewiß noch lange Zeit brauchen, ehe es dahin kommt. Wenn man nun aber dem schweren Opfer, das der bessere Theil der Nation bringen soll, so wenigen, oder doch so höchst langsamen, Erfolg versprechen darf: so ist es in der That zu hart. Der Verf. der Auflösung der Aufgabe, (Nr. 1. der oben angezeigten Schriften) hat gewiß nicht Unrecht, wenn er S. 32 sagt: „Der Tugendhafte darf wegen einer geringern Pflicht keine größere hintansetzen." Viele von den christlichen Schriftstellern haben jenen Umstand den Hausvätern ebenfalls eingewendet; sie sollten aber bedenken, daß Jesus unter seiner Nation, und sogar von seinen Anverwandten, sehr viele Widersprüche fand, und überhaupt den Juden ein Aergerniß war; daß Paulus, nachdem er eingesehen, daß er bey seinem Volke nichts auszurichten vermöge, sich zu den Heiden wandte.

Das vor Jedermanns Augen überall zerstreute jüdische Volk und sein Schicksal, als Zeugniß und Warnung für Christen, in fünf Reden, die in der Universitätskirche zu Leipzig am X. Sonntage nach Trinit. gehalten worden. Nebst einer Rede zum Gedächtniß weil. Ihro K. Hoheit der Durchlauchtigsten Maria Antonia, verwittweten Churfürstinn zu Sachsen. Auf Verlangen hat sie dem Druck überlassen D. Johann Friedrich Burscher rc. Leipzig, bey Küchler. 1798. 113 S. 8. 8 gr.

Diese Predigten sind in den Jahren 1792 — 97 gehalten worden, haben also zwar keine absichtliche Beziehung auf das Sendschreiben der jüdischen Hausväter; wir zeigen sie aber bey dieser Gelegenheit an, weil sie mit den Urtheilen sich selbst so nennender orthodoxer Theologen über die Schicksale der Juden, als Zeichen eines fortdaurenden Strafgerichts Gottes,

über-

übereinstimmen. Man kennt den Feuereifer des Verf.; er hat sich hier wieder in seiner ganzen Stärke gezeigt. Er bleibt aber nicht bey den Juden allein stehen; sondern geht per analogiam weiter, wie aus der Schlußfolge erhellet: da sich die Juden ihr trauriges Schicksal durch die Nichtachtung der prophetischen Weissagungen und durch die Verwerfung Christi zugezogen haben: so ist nichts natürlicher und unfehlbarer, als daß die überklugen Schriftausleger (welchen in der 5ten Predigt tüchtig der Text gelesen wird,) ein ähnliches Schicksal erwartet: S. 15 f. stehen die merkwürdigen Worte: „Laßt euch diejenigen nicht irre machen oder verführen, die Gottes Wort in der heil. Schrift haben, aber „es nicht achten, oder geradezu verachten, wohl gar verlästern und verspotten, und auf das darin verkündigte Wort „Gottes nicht merken." (Das Alles will bloß so viel sagen: die sich unterstehen, unsere, des Herrn Doktors und Praf. prim. Burschers Schriftauslegung nicht gläubig anzunehmen.) „Der Gott, der sein Werk für die Ewigkeit thut, „wird ihnen nach diesem vergänglichen Leben eine ganze „Ewigkeit geben, sich ihre Thorheit reuen zu lassen." Muß man sich nicht hiebey an jenen katholischen Prälaten erinnern, der einst zu Voltaire sagte, er werde recht lachen, wenn er vom Himmel herab ihn in der Hölle sehen werde? Der Herr D. B. hat ohnehin in seinen Predigten einen Ton, der immer an katholische Ketzermacher erinnert. Seine Predigten würden, den bessern deutschen Styl abgerechnet, auf des Paters Merz Kanzel nicht für Plagiat; sondern für eigene Arbeit gehalten worden seyn. Uebrigens bringt der Verf. auch einen großen Vorrath von Belesenheit in der alten Geschichte und Geographie zu Markte; besonders in der 4ten Predigt: vom Untergange einer großen Menge Völker, Königreiche und Staaten, seit dem Anfange der Zerstreuung Israels, und die dabey immer fortwährende sichtbare Erhaltung dieses, so lange Zeit seiner Sünden wegen in der Welt zerstreuten Volks, zur Rechtfertigung der heiligen Schrift gegen Jedermann. Wer könnte so ungläubig seyn, wenn er so viele ihm unbekannte Namen von Nationen, Reichen und Ländern hört, noch weiter nach Beweisen zu fragen? da ohnehin der eifrige Mann, wenn es mit den Beweisen nicht weiter fort will, mit drohenden Verdammungsurtheilen zu Hülfe kommt. Der Gedanke, daß Alle, die nicht seiner Meinung sind, ihren Irrthum eine ganze Ewigkeit hindurch

bereuen

vertrauen müssen, scheint für den frommen Mann etwas Süßes und Erfreuendes zu haben; denn er äußert ihn mehrmals.

Postille, von C. F. Sintenis, Consistorialrath und Pastor zu St. Trinit. zu Zerbst. Dritter Theil. 374 S. Vierter Theil. 388 S. gr. 8. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1799. 2 Rt. 8 gr.

Das Publikum erhält hier die Fortsetzung der Vorträge des würdigen Verf., wodurch der Jahrgang vollständig wird. Eben das Lob, welches Rec. den beyden ersten Theilen gab, muß er hier wiederholen. Der Vortrag ist weder hochtrabend und schwülstig, noch niedrig; sondern mit Würde und einer edlen Herzlichkeit abgefaßt; dem Geringen verständlich, dem Geübtern belehrend. Die Materien sind den Zeitbedürfnissen angemessen. In der Predigt am 8ten Sonnt. nach Trinit., wo er beweiset, daß Thun die Hauptsache in der Religion sey, sagt er: „Luthers Betragen, im „Streite über die Werke, wollen wir, wie seine Asche, ruhen lassen. Sein Eifer gegen die Katholiken verleitete ihn „bey diesem Artikel offenbar zu weit. Das verächtliche Licht, „welches bey Gelegenheit der Reformation auf die guten Werke geworfen ward, hat der Menschheit unendlich geschadet. „Als man in den folgenden Zeiten nichts weiter, als die Predigt vom bloßen Glauben hörte, und zwar nach einer Erklärung, an die Jesus und seine Apostel nie gedacht hatten: „verließ der Geist der Thätigkeit fast ganz die protestantische „Kirche. Hätte dieß länger fortgedauert: so würde der größte Theil unserer gemeinnützigen Anstalten eingegangen seyn, „und die Barmherzigkeit gegen Nothleidende hätte überall ein „Ende gehabt. Nicht nach unserer Rechtgläubigkeit; sondern nach unsern Verdiensten um die Welt sind wir zu „schätzen. Sich aller Sünden schuldig geben, wehmüthig „das Verdienst Christi ergreifen, das heißt: das Christenthum in eine Religion verkehren, die die Welt ins Verderben stürzt, und vor der das blindeste Heidenthum unendliche

„che Vorzüge hat. Jesus erniedrigte sich selbst, und ward
„gehorsam; darum hat ihn Gott erhöhet, und mit Preis und
„Ehren gekrönt. Wollt ihr auch mit Preis und Ehren ge-
„krönt werden: so verlasset euch nicht auf Jesu Erniedrigung,
„und auf Jesu Gehorsam; sondern erniedriget euch, wie Je-
„sus; seyd gehorsam, wie Jesus. Könnte Jesus wohl für
„uns lernen, so, daß wir dadurch es hernach wüßten, ohne
„es selbst gelernt zu haben? Wie soll er denn für uns thun
„können, so daß es wäre, als wenn wir es selbst gethan hät-
„ten? Nein, was Jesus that, dafür wird Jesus gelohnt;
„wofür wir gelohnt seyn wollen, das müssen wir thun.“

In der 38sten Predigt über Frömmeley und Frey-
denkerey scheint uns der Verf. in Beschreibung der letztern
zu weit zu gehn. Er macht Anspielungen auf Kant und
Fichte. Wenn in der neuern spekulativen Philosophie Gott
die Naturkraft heißt: (welche Benennung doch, so viel
Rec. sich erinnert, weder Kant noch Fichte brauchen) so ist
das weder neu noch unerhört, wenn man sich nur recht ver-
steht. Die Idee der Gottheit ist in ein geheimnißvolles
Dunkel gehüllt; und schon deshalb verdient Jeder, der darin
seinen eigenen Gang geht, wenigstens Nachsicht, wenn er
nur nicht intolerant gegen Andere ist, die auch ihren Weg
gehen; wie sich dieses leider! Herr Fichte in seiner Apologie
auf eine höchst unanständige Art hat zu Schulden kommen las-
sen. Auch scheint dem würdigen Verf. der kategorische Im-
perativ nicht recht zu seyn. Rec. hätte denselben, bey der
Freydenkerey wenigstens, nicht gesucht. S. 83 heißt es:
„Wir können nicht, wir sollen nicht gleichgültig gegen Ge-
„winn und Verlust äußerlicher Glückseligkeit seyn.“ — Wer
hat das jemals verlangt? Nur bey der Autonomie der Ver-
nunft hat der äußerliche Gewinn kein Stimmrecht. Dieß
sagt Kant; aber freylich haben dieß auch alle andere Philoso-
phen vor ihm behauptet, und es ist lächerlich, daß seine An-
hänger die einzige reine Moral in einem eingebildeten Impe-
rativ suchen. Die letzte Beschreibung S. 87, von dem
Ende eines Freydenkers, wünschten wir in aller Absicht
hinweg. Auch einige Ausdrücke, bey denen dem Zuhörer ein
Lächeln anwandelt, hätten wohl in ernsthaftere verwandelt
werden können; als z. B. fluchen, daß sich Himmel und
Erde aufthun möchte; die Sonne scheint wohl Licht,
aber

aber nicht Geld ins Haus. — Diese Flecken rügt Rec. nur, um den Verf. auf dieselben aufmerksam zu machen.

Zweyte Postille von C. F. Sintenis, Consistorialrath und Pastor zu St. Trinitatis zu Zerbst. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1799. Erster Theil. 376 S. gr. 8. 1 Rh. 4 gr. Zweyter Theil. 1799. 374 S. Dritter Theil. 365 S. gr. 8. Der 2te und 3te Theil 1 Rh. 16 gr.

Dieser Jahrgang steht dem vorigen an Werthe nicht nach. Doch bedauert der Rec., daß er auch hier, obgleich seltener, als in den vorigen Arbeiten des Verf. solche Stellen antraf, wo der lebhafte Enthusiasm des Redners die kalte prüfende Vernunft und das gereifte Urtheil hinter sich zurück läßt. Z. B. im 1sten Theile S. 107. „Treulos handelt der, welcher, um sein Amt zu behalten, seinen Amtspflichten zuwider thut. Die abscheuliche Zumuthung hievon thun oft „die Vergeber der Aemter unter geheimen Bedrohungen selbst; „da ist es dann die höchste Amtstreue, sich lieber von seinem „Amte entsetzen zu lassen und Noth zu leiden, als ein stummer Hund zu seyn, und aus Tyrannenfurcht Schelm ge„gen das allgemeine Beste zu werden.“ — An sich ist es wahr, was der Verf. sagt; aber die Ausdrücke Hund und Schelm vertragen sich mit der weisen Mäßigung durchaus nicht, welche doch auf der Kanzel so sehr zu empfehlen ist.

S. 108. „Es ist schlecht, sich von Seiten der Arbeit „ins Todtenregister zu schreiben, wenn man von Seiten des „Genusses noch immer unter den Lebendigen figuriren „will.“ —

Die VII. Predigt hätten wir nicht Sympathie überschrieben. Der gemeine Mann, der doch auch diese Predigten lesen wird, versteht das Wort nicht.

Auch geht der Verf. zuweilen zu sehr ins Kleine, und verfällt ins Lächerliche. „Bey der Weltsitte, Böses durch „Andere zu thun, klagen die Arbeiter sehr häufig, daß Einer „ihrer Mitdiener den Uebrigen alles Böse anrichte, was ih-„nen

„nen geschieht. Wenn er unsern Herrn, sprechen sie, „nicht eher gegen uns aufhetzen kann: so thut ers, „wenn er ihm Kaminfeuer macht."

Im zweyten Theile in der 22. Predigt: über das Gefällige, welches unsere Pflichten an sich haben, redet der Verf. von der Mosaischen Gesetzgebung, in Vergleichung mit der sanftern und bessern Erkenntniß der Pflichten im Christenthume. Letztere lesen wir ruhig aus unserm Herzen und Gewissen. Da hingegen die solenne Gesetzgebung bey Moses mit den größten Fürchterlichkeiten verbunden war. Unter Donner und Erdbeben bekam er das Gesetz. Das Volk mußte sich, während des ganzen schrecklich feyerlichen Vorgangs in Entfernung halten; ja die Priester durften nicht hinauf steigen, daß Gott sie nicht zerschmetterte: so gewann das Pflichtwesen eine finstere Gestalt.

Viele von des Verf. klügern Zuhörern werden dabey gelächelt haben.

Im dritten Theile findet man viele wohlgerathene Predigten: Von der Kreuzigung des Fleisches; Von der Dankbarkeit gegen die Lehrer; Ueber die Zeichen der Reue; Ueber die Würdigkeit, als Hauptsache bey allem Glück; Ueber das rechte Verhalten bey fremdem Strafanblick; Ueber die Verläumdungssucht; alle hat Rec. mit Vergnügen gelesen.

Indessen muß er jedem jungen Gottesgelehrten eine gedoppelte Weisung bey dieser nützlichen Postille geben: Erstlich beurtheile man doch ja seine Zuhörer richtig, ehe man ihnen eine Predigt aus Sintenis hält. Wahrlich der Haufe muß schon einen merklichen Grad von Geisteskultur erreicht haben, wenn man mit diesen Reden ihm beykommen will. Noch mehr gesunde Prüfung ist zweytens nothwendig, wenn man alte schädliche, aber von Jugend auf eingesogene Lehren, so frey und unbefangen angreifen, und öffentlich in ihrer Blöße aufstellen will. Wie leicht könnte sich ein junger Lehrer Verdruß machen, und mehr schaden als nützen! Hier ist die große Prüfung aller Lehrweisheit, wenn man die Frage richtig beantwortet: Was ist für jetzt, nach Zeit und Umständen, räthlich?

quisque sibi placet, et sapiens sibi quisque videtur;
hinc risum excutimus superis, hinc plurimus error.

Od.

Katholische Gottesgelahrheit.

Die konstitutionelle Kirche sammt den neufränkischen Staatsverfassungen und Eidesformeln in und ausser Frankreich, oder Unterrichte in Fragen und Antworten über die einzig wahre Kirche Jesu, als ein sicheres Verwahrungsmittel wider die Spaltung, den Unglauben und Abfall jetziger Zeiten für Hirten und Volk. Von Placidus Sartore, des fürstlichen und unmittelbaren Reichsstifts Einsiedeln Capitular, und der dogmatischen Gottesgelahrtheit Professor. Mit Genehmigung des hochwürdigsten Ordinariats. Augsburg, bey Doll. 1799. 46 Bog. 8.

Wenn wir unsere Leser versichern, daß der Verf. dieser Schrift mit ächt ultramontanischem Eifer die Sache der römischen Kirche, und alles dessen, was dazu gehört, nicht nur gegen die in Kirchenangelegenheiten ergangenen neufränkischen Verordnungen vertheidiget; sondern auch das gemeine Volk in Frag und Antwort darüber belehrt, und gegen die Verführungen warnt; dabey seinen Unterricht hin und wieder, bald mit Schimpfworten, bald mit ächtem Klosterwitz annehmlich zu machen sucht: so wissen sie, was sie Alles in diesem Buche zu suchen und zu finden haben. Wir sind zwar weit entfernt, uns als Vertheidiger der neufränkischen Kirchenverordnungen aufzuwerfen; aber es dünkt uns immer, daß demjenigen, der, wenn er in Gefahr steht, zu verbrennen, sich ins Meer stürzt, damit wenig oder gar nicht geholfen sey. Doch wir wollen den Verf. von seinem Unternehmen selbst Rechenschaft ablegen lassen: „Die ächten Charaktere „und Kennzeichen der wahren Kirche Jesu im Kontraste oder

„Widersprüche mit der neufränkischen konstitutionellen Kirche
„sammt den neumodischen Staatsverfassungen und Eidesfor-
„meln in und außer Frankreich, sind der Hauptgegenstand
„dieses Werks. Nachdem ich die Begriffe von der wahren
„Kirche Jesu überhaupt, und von deren sichtbarem Ober-
„haupte bestimmt habe: setze ich die Kennzeichen fest, wo-
„durch sie als das Werk Gottes unter allen Sekten, die eben
„so viele Pfuschereyen vermessener Narren sind, un-
„schwer kennbar ist. Und nachdem ich gezeigt habe, daß alle
„diese Kennzeichen sich in der römisch-katholischen Kirche ver-
„einbaren, war es mir ein Leichtes, darzuthun, daß die so-
„genannte konstitutionelle Kirche aus Mangel dieser Kennzei-
„chen unmöglich die wahre Kirche Jesu seyn könne. Hierin
„besteht der ganze Plan des Buchs, welchen die Inhaltstabelle
„in seiner Zergliederung darstellt. Um meine Arbeit gemein-
„nütziger zu machen, schicke ich die erste neufränkische Kon-
„stitution vom Jahre 1791, als die Hauptbasis aller übri-
„gen voraus, setze selbe forthin sowohl mit der wirklichen Kon-
„stitution der Frankenrepublik vom Jahre 1795, als mit den
„beyden Schweizerkonstitutionen vom Jahre 1798 in Ver-
„gleichung, erlaube mir in der Folge zuweilen einen Blick
„auf die Geschichte der Umwälzung Engellands, (unter Hein-
„rich VIII.); und so wird jedes Volk und Land, das schon
„nach der Mode regenerirt ist, oder es mit Gnade noch wer-
„den möchte, in Stand gesetzt, seine wirkliche oder künftige,
„gewünschte oder gefürchtete Lage unparteyisch zu beurthei-
„len." — Daß bey dieser Gelegenheit auch die Protestan-
ten manchen Hieb bekommen, mag auf sich beruhen; denn
es geschah bloß, um sie wieder auf den rechten Weg, das
ist, in den mütterlichen Schooß der Alleinseligmachenden zu
führen. Der Verf. erklärt sich auch hierüber in der Vorre-
de folgendermaaßen: „Wie dem immer seyn mag" (er führt
nämlich vorher die Lobsprüche an, welche seine Freunde die-
ser Schrift, die sie im Manuscripte lasen, gegeben haben,
und wodurch er bewogen wurde, sie zum Nutzen des Publi-
kums drucken zu lassen): „so haben wir es uns um so lieber
„zum Geschäffte gemacht, die Aufklärung durch die Aufklä-
„rung — die falsche Aufklärung durch die wahre zurechte zu
„weisen; weil wir uns zu einer Religion und zu einer Kirche
„bekennen, die nicht nöthig hat, ihre Grundsätze in dem
„Dunkel geheimer Logen zu verbergen; sondern zu einer Re-
„ligion und Kirche, die nichts so sehr bedauert, als daß sie

„nicht

„nicht von allen Menschen vollkommen erkannt ist, um von „ihnen Allen sogleich geliebet und geübt zu seyn. Die innere „Ueberzeugung von dieser Wahrheit trieb uns manches Mal „an, über das Beginnen unserer Glaubensgegner, beson- „ders der Protestanten, kurze, aber wichtige Betrachtun- „gen anzustellen, wobey wir sie ersuchen, diese unsere bestge- „meinten Erinnerungen für eben so viele Ausbrüche der christ- „lichen Liebe des Menschenfreundes anzusehen" (unsere Leser erinnern sich hier, daß der Verf. seine christliche Liebe schon oben dadurch erprobte, daß er alle Sekten, außer der rö- misch-katholischen Kirche, Pfuschereyen vermessener Nar- ren betitelte), „welcher dem verirrten, oder irre gewiesenen „Wanderer die Hand bietet, um ihn auf den rechten Weg zu „bringen." —

Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunter- richtes, von einem katholischen Religionslehrer. Omnia probate, bonum tenete. Leipzig, in Commission bey Gräff. 1800. 38 Bog. 8.

Dieses Buch verdient die aufmerksamste Beherzigung, sowohl von Seiten der katholischen, als auch der protestantischen Re- ligionslehrer; obgleich der Verf. sich zunächst auf eine voll- ständige Prüfung des katholisch-praktischen Religionsun- terrichts beschränkt. Es erhellet aus jeder Seite dieser Prü- fung, daß der Verf. nicht nur den Gegenstand derselben in seiner ganzen Ausdehnung, und aus eigener Erfahrung, kennt; sondern auch mit den erforderlichen philosophischen und psychologischen Kenntnissen ausgerüstet, den reinsten Eifer für Sittlichkeit und Religion verbindet. Wir wollen es nun versuchen, dem Verf. Schritt für Schritt zu folgen, um da- durch unsere Leser in den Stand zu setzen, sowohl die edle Absicht des Verf., als auch die Art und Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt, richtig zu beurtheilen. Es entgehe wohl keinem aufmerksamen Beobachter der Zeit, daß gegen- wärtig zwey Parteyen, die einerley Absicht haben, nämlich die Religion aufrecht zu erhalten, und den Staat vor Aufruhr, Unordnung und Anarchie zu sichern, sehr verschiedene Klagen anstimmen. Die erste Partey klagt, Un- sittlichkeit steige immer höher, und der Unglaube dro-

he allgemein zu werden. Die Schuld hiervon schiebt sie auf die sogenannten Aufklärer, und hält deswegen, um diesen entgegen zu arbeiten, so streng als möglich am Alten. Die zweyte Partey klagt, der Aberglaube nehme immer mehr über Hand, und daher müsse sich auch Unsittlichkeit und Zügellosigkeit immer weiter verbreiten. Diese Klagen drängten sich auch dem Verf. auf; er fand sie beyde gegründet, spürte dem Grunde dieses um sich greifenden Uebels nach, fand diesen in dem bisherigen praktischen Religionsunterricht, und theilt uns hier nicht nur aufrichtig und ehrlich seine Entdeckungen mit; sondern giebt auch ganz deutliche Winke, wie diesem der Menschheit drohenden Uebel am sichersten begegnet werden könne. Da der Verf. in dieser Prüfung so Manches berühren mußte, was bisher für zu heilig gehalten wurde, als daß man sich erlaubt hätte, es einer genauern Untersuchung zu unterwerfen; da er so Manches tadeln mußte, was als allgemein gut geglaubt und getrieben ward; da er so Manches als irrig rügen mußte, was man schlechthin, und ohne Untersuchung, für Wahrheit gelten ließ: so erklärt er sich in der Vorrede ausdrücklich und feyerlich, daß er bey dieser Arbeit keine andere Triebfeder, als den Gedanken gehabt habe, an seinem Theile so viel als möglich beyzutragen, der Religion Jesu den Glanz, die Verehrung, die Anhänglichkeit und die Wirksamkeit zu verschaffen, die sie verdient, und die ihr immer mehr werden muß, je mehr man einsehen wird, daß das Volk als solches, eben so wenig je auf die Stufe einer Vernunftreligion zu bringen sey, auf der sich Philosophen träumen, als die Menschheit, selbst die philosophische, je auf dem Grade reiner Vernünftigkeit stehen kann. Das Volk wird nie aufhören, Volk zu seyn, so wie der Philosoph nie aufhört, Mensch zu seyn. Religion wird also ewig für dasselbe die wichtigste Wohlthat, und das einzige Mittel des Heils bleiben. Aber nur muß sie so gelehrt werden, daß sie das seyn kann, was dieses kostbarste Geschenk der Vorsehung dem Sterblichen seyn soll. In Ansehung der in dieser Prüfung so häufig vorkommenden Rügen hergebrachter Gebräuche und Cäremonien, erklärt er, daß sie nie die Sache selbst, sondern immer nur die darüber im Schwange gehende Denkungsart des Volks und kurzsichtiger Priester angehen, und daß er vielmehr von der Zweckmäßigkeit der mehresten katholischen Kirchenanstalten so durchdrungen sey, daß es ihm wehe thue, wenn er sie

nicht

nicht in der Form benutzt sehe, in welcher sie nicht nur über allen Tadel und Spott weit erhaben; sondern sogar für jeden Vernünftigen anziehend seyen. In dieser Hinsicht verspricht er auch nächstens eine Apologie der katholischen Kirchensprache und Kirchengebräuche zu liefern; woraus man mit Verwunderung und Freude bemerken soll, daß mancher Gebrauch, über den man sich vielleicht schon oft lustig machte, vernünftig, zweckmäßig und vortrefflich sey.

In der Einleitung wird, nachdem vorher bewiesen worden ist, daß man mit dem Religionsunterricht Philosophie verbinden darf und soll, der Gegenstand und die Absicht dieser Prüfung bestimmt. Der Gegenstand derselben ist die Lehrmethode, nach welcher die christliche Moral unter dem Volke verbreitet wird; von welcher behauptet wird, daß sie die Quelle der steigenden Unsittlichkeit, des bleibenden Aberglaubens, und des beginnenden Unglaubens sey. Die nächste Absicht derselben aber ist, die Lehrer des Volks auf ihren Beruf aufmerksam zu machen, und ihnen Sätze zur Prüfung vorzulegen, um sie, im Fall sie selbige als falsch befinden sollten, in ihrem Bewußtseyn, bis jetzt zweckmäßig gearbeitet zu haben, Trost finden zu lassen; im Fall aber, daß sie jene Sätze als wahr anerkennen sollten, sie aufzufordern, aus edlem Gefühle der Pflicht, ihren bisherigen Plan und Verfahrungsart zu ändern, und nach Einsicht zu verbessern.

Das Ganze zerfällt in drey Hauptstücke. Im ersten wird dargethan, daß der bisherige katholisch-praktische Religionsunterricht, die Quelle der immer steigenden Unsittlichkeit sey. Um diese harte Beschuldigung zu erweisen, wird zuvörderst der Religionsunterricht in zwey Klassen abgetheilt, in den streng biblischen, oder den ältern, und in den philosophischen, oder den neuern. Der Erstere hat zum Zwecke, die genaue Beobachtung der Gebote Gottes einzuschärfen, um dadurch die ewige Seligkeit zu erlangen. Dieser Unterricht aber erschwert sich die Erreichung seines Zwecks selbst; oder ist dazu wenigstens unzulänglich. Dieß wird dadurch evident erwiesen, daß die Untauglichkeit der Mittel, deren er sich bedient, klar dargestellt wird. Dieser Unterricht erschwert sich die Erreichung seines Zweckes, durch trockene Gebote, die er als christliche Pflichten lehrt; durch die Vernachläßigung einer obersten Regel für die Anwendung die-

dieser Gebote; durch den Mangel wirksamer Bestimmungsgründe; durch die Versöhnungsart, die er nach der Uebertretung der vorgelegten Gebote Gottes empfiehlt; durch die Lehre von den Tugendmitteln, die er angiebt; durch Vermissung eines obersten Musters, das zur Hauptidee paßte. — Der neuere, oder philosophische Religionsunterricht geht von folgenden Sätzen aus: Glückseligkeit ist des Menschen höchste Bestimmung: Tugend bringt Glückseligkeit: der Mensch muß also noch immer ringen, damit er sie erreiche. Von dieser Methode wird nun gezeigt, daß sie nicht nur unzulänglich sey zur Erreichung ihres Zwecks, theils wegen der Unsicherheit ihrer Bestimmungsgründe, theils wegen der Untauglichkeit ihrer obersten Regel; sondern daß sie auch überdieß sowohl ihrem eigenen Zwecke, als auch dem ältern Religionsunterrichte entgegen arbeite, und dadurch recht eigentlich Quelle der Unsittlichkeit werde. Um dieses zu erweisen, wird gezeigt, daß dieser Unterricht den Lehrlingen theils den Geist des Eigennutzes, theils den der Verfeinerungssucht einflöße. Der Geist des Eigennutzes erzeugt bey dem gehorchenden Stande, Habsucht, Geldgierde und Geitz, Uebertreibung des Verdienstes und Gewinnes, Begierde nach Aemtern und Salarien, Kriechen und Selbstwegwerfung, Kabalen und Verfolgungen, Schmeicheley und Heucheley, Betrug aller Art, Unbilligkeit, Heucheley und Schurkerey, Gleichgültigkeit und Kaltsinn gegen Andere, Ungefälligkeit und Schmutzigkeit, Unempfindlichkeit und Hartherzigkeit. Bey dem gebietenden Stande erzeugt dieser Geist, Eroberungssucht, Machiavellism, Prachtliebe, Verschwendung, Despotism und Unterdrückungssucht. Der Geist der Verfeinerungssucht erzeugt in seinen Ausartungen, Schwärmerey und Empfindeley, Charakterlosigkeit und Leichtsinn, Leichtigkeit Thorheiten und Verbrechen zu begehen, Luxus in Kleidern und Meublen, Ueppigkeit in Speisen und Getränken, Weichlichkeit, thierische Wollust, erkünstelte Wollust. Endlich wird gezeigt, daß der bisherige praktische Religionsunterricht, der alte wie der neue, dadurch Quelle der steigenden Unsittlichkeit werde, weil jeder die zu seinem Zwecke wesentlich nöthigen Hauptpunkte vernachläßige. Der alte Religionsunterricht wird Quelle der steigenden Unsittlichkeit dadurch, daß er der Freyheit des Menschen geradezu zuwider ist, indem er die Pflichten bloß als trockene Gebote, und nicht als Gesetze der Natur lehrt; und der neuere

er-

erzeugt Unsittlichkeit dadurch, weil er dem Menschen kein anderes Ziel vorhält, nach dem er ringen soll, als Glückseligkeit, und mithin diese anstatt der Sittlichkeit lehrt. Dagegen wird nun gezeigt, daß derjenige Religionsunterricht, der die Pflichten als Gesetze der Natur darstelle, und Sittlichkeit zu seinem Zwecke habe, sich den Weg zum Herzen der Menschen bahne, eine oberste Regel aufstelle, wirksame Bestimmungs- und Beweggründe habe, und alle diejenigen Hindernisse gänzlich beseitige, die dem bisherigen Religionsunterrichte die Erreichung seines Zweckes unmöglich machten; indem er nothwendiger Weise Unsittlichkeit erzeugen mußte, weil er nicht Sittlichkeit als Bedingung der Glückseligkeit lehrte. Am Ende dieses Hauptstücks wird noch gezeigt, daß der vom Vf. vorgeschlagene praktische Religionsunterricht mit der Religion selbst gar wohl vereinbarlich sey; indem es ganz dem Evangelium gemäß sey, Sittlichkeit unbedingt zu lehren, und Glückseligkeit als nothwendige Folge derselben vorauszusetzen; es auch mit dem Wesen der Religion gar wohl zusammenstimme, die christlichen Pflichten als Naturpflichten zu lehren; auch dieser Unterricht mit der Lehrart der ersten Lehrer der Religion übereinstimme, und unser gegenwärtiges Zeitalter denselben schlechterdings nothwendig mache.

Im zweyten Hauptstücke wird bewiesen, daß der bisherige katholisch-praktische Religionsunterricht die Quelle des Aberglaubens sey, weil er seinen wahren Zweck nicht kenne. Zuerst wird erwiesen, daß der bisherige katholisch-praktische Religionsunterricht mit sich selbst über gewisse Punkte seines Inhaltes uneinig sey, und also seinen wahren Zweck nicht kenne: alsdenn wird gezeigt, daß der Zweck des Stifters der christlichen Religion ein ganz anderer sey, als der bisherige Unterricht sich vorsteckte; indem nach dem ersten Lehrer der praktischen Religion, Jesus, weder sklavischer Gehorsam gegen Gottes Gebote, noch Streben nach Glückseligkeit der wahre Zweck des praktischen Religionsunterrichtes sey. Dieß wird zunächst aus der sogenannten Bergpredigt, die hier vortrefflich zergliedert wird; dann aber auch aus mehreren einzelnen Aeußerungen Jesu dargethan. Daß aber dieser bisherige Unterricht etwas ganz Fremdartiges und Zweck-Destruirendes, nämlich den Aberglauben, hervorbringe, wird, nachdem vorher die Entstehungsart des Aberglaubens im Allgemeinen angegeben, und dieser in den sklavi-

schen, höfischen und eigennützigen eingetheilt wird, dadurch bewiesen, daß gezeigt wird, wie aus der Furcht vor Strafe der sklavische Aberglaube nach allen seinen Abarten entstehe. Die verschiedenen Abarten des sklavischen Aberglaubens zeigen sich nun vorzüglich im Mönchthum, das die Einsamkeit als ein Mittel zur Seligkeit anpreist; in dem Glauben an Teufelseinwirkungen, Teufelsvertreibungen, Weyhwasser, Lukaszettel, geweyhtes Pulver, Dampf des Weyhrauchs, Brennen geweyhter Kerzen, oder Teufelsbannerey überhaupt; in den abergläubischen Begriffen von Beleidigung und Versöhnung Gottes, von Buße und Beichte, vom Büßen und Ablaßgewinnen. Der höfische Aberglaube, oder der Aberglaube in Hinsicht der Gottesverehrung, entsteht aus dem bey dem bisherigen Religionsunterricht ganz mißverstandenen Lehrsatz: **Gott ist der Herr Himmels und der Erde,** und erzeugt Opfer und Schenkungen, Bilderverehrung, alberne Litaneyen und Gesänge, prachtvolle Prozessionen, bey denen man den Herrn und Gott wie im Triumphe herumträgt, Votivwallfahrten und Gnadenbilder, Kirchenmusiken, Zölibat, Ketzerverfolgung. — Der eigennützige oder kaufmännische Aberglaube entsteht aus dem von dem bisherigen Religionsunterrichte ganz falsch gedeuteten Begriff von Gottes Güte, und erzeugt Vielbeterey, Gelübde, bedingte Frömmigkeit und Wohlthätigkeit.

Im dritten Hauptstücke wird gezeigt, daß der bisherige katholisch-praktische Religionsunterricht auch **Quelle des Unglaubens werde, weil er unmöglich eine wahre Herzensbesserung bewirken könne.** Um diese Behauptung zu erweisen, wird zuerst gezeigt, daß sich dieser Unterricht die Erreichung des wahren Zwecks selbst unmöglich mache, indem er bloß **Religionsmechanism,** anstatt **Spiritualism** oder Sittlichkeit wirke. Dieß wird insbesondere durch die Zergliederung der Gottesdienstlichkeit gezeigt, welche dieser Unterricht von Kindern, von Erwachsenen und von Priestern fordert. Kinder lehrt dieser Unterricht in Hinsicht der Gottesverehrung, sich mit Weyhwasser besprengen, das Kreuzzeichen und dann eine Verbeugung gegen den Altar machen, dann an den bestimmten Ort gehen, sich auf die Knie werfen, die Hände falten, in dieser zwangvollen Stellung einem Amte oder einer Messe beywohnen, sich nach derselben niedersetzen, und so noch eine Predigt anhö-

ren,

ren, das Vaterunser, das Gegrüßet seyst du Maria, den Glauben an Gott Vater, die zehn Gebote Gottes, und die fünf der christlichen Kirche, beten. Von den Erwachsenen fordert dieser Unterricht, Gebet, das im Vaterunser, Rosenkranz und in Litaneyen besteht, Beywohnung der Messe, Predigt und Vesper an Sonn- und Festtagen, Beichte und Kommunion zu gewissen Zeiten, Prozessionen und Wallfahrten, Küssen und Tragen der Reliquien, u. dergl. Bey den Priestern endlich besteht der Gottesdienst im Brevierbeten (wobey gezeigt wird, daß die ganze Einrichtung des Breviers den lächerlichsten und ärgerlichsten Mechanism verrathe), und Messelesen; wobey wieder gezeigt wird, daß die ganze Einrichtung der Messe auf Mechanism abzwecke. Vom Mechanism aber ist kein Aufsteigen zum Spiritualism möglich; denn sie sind ganz entgegengesetzter Natur; und die Gedankenlosigkeit, die der erstere erzeugt, in Verbindung mit den mehresten Religionshandlungen, besonders dem Brevierbeten und Messelesen, erzeugt nach und nach einen wahren Abschen vor dem letztern. Soll nun diesem Uebel, das alle wahre Religion und Sittlichkeit unmöglich macht, abgeholfen werden: so muß der Religionslehrer dem Volke in Zukunft nicht mehr bloß Gebete vortragen; sondern den Begriff der Sittlichkeit entwickeln, und die Verbindlichkeit der daraus fließenden Pflichten dadurch erhöhen, daß er sie als Religionspflichten, oder als Willen Gottes vorträgt; dabey muß die äußere Gottesverehrung als Mittel zum Zwecke angegeben, und so eingerichtet werden, daß durch sie auch wirklich die Erreichung des Zwecks, Sittlichkeit und wahre Religiosität, befördert wird. Die besondern Vorschläge, die der Verf. in dieser Hinsicht seinen Untersuchungen beyfügt, müssen wir hier übergehen. — Endlich wird gezeigt, daß sich der bisherige katholisch-praktische Religionsunterricht zuletzt selbst aufhebe, indem er auch Quelle des Unglaubens werde; weil bey ihm keine wahre Herzens-Besserung möglich sey. Um dieß zu beweisen, wird zuerst der Begriff des Unglaubens, und die Entstehungsweise der verschiedenen Arten desselben, vorzüglich des gelehrten, des lasterhaften und des eitlen Unglaubens entwickelt; dann wird gezeigt, wie sich diese drey Arten des Unglaubens verbreiten, und davon die Anwendung auf den bisherigen Religionsunterricht gemacht. Zuletzt werden einige Vorschläge angehängt, um dem allgemein drohenden Unglauben vorzubeugen. Bey diesen Vorschlägen wird zuvör-

derst auf den Wahn, der Religionsunterricht sey unveränderlich, Rücksicht genommen; und deswegen den Religionslehrern die Lesung und Prüfung aller Schriften in Bezug auf ihren Beruf empfohlen. Damit sie aber daran nicht gehindert werden: so wird um Milderung der Censurstrenge gebeten. Da nun aber der leider! so gangbare Religionsmechanism jeder Fortschreitung zum Bessern unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt: so wird, um diesen einstens zu verdrängen, die Abschaffung des Breviers, der gewöhnlichen Kirchenmusik, der geistlosen Gebete; und der Fastengebete, vor der Hand vorgeschlagen. Zur Verhütung des Unglaubens für die Zukunft wird die Errichtung eines Religionskollegiums vorgeschlagen, dessen Geschäffte in seinen verschiedenen Departements und Abtheilungen, **Begründung und Verbreitung wahrer Sittlichkeit und ächter Religiosität** seyn soll. — — Aus dieser Darstellung werden sich unsere Leser überzeugen, daß diese Prüfung ihren Gegenstand wirklich erschöpfe, und eben deswegen allgemeine Beherzigung verdiene. Dabey leitet den Verf. überall reiner Eifer für Sittlichkeit und Religion, und selbst da, wo er es nicht vermeiden kann, Mißbräuche zu tadeln, hat er es nur mit diesen, und nie mit Personen zu thun; auch unterscheidet er immer den Mißbrauch, den er tadelt, von der Sache oder Anstalt, und dem guten Gebrauche, den man davon wohl machen könnte. So angenehm es uns gewesen ist, die mit wahrer Kenntniß des menschlichen Herzens entworfene, und bis in das kleinste Detail hinausgeführte Darstellung zu lesen, wie der bisherige katholisch-praktische Religionsunterricht, Unsittlichkeit, Aberglauben und Unglauben erzeuge: so möchte doch gerade dieses Detail dem Zwecke dieser Prüfung bey manchem Leser hinderlich seyn; indem er darüber ermüdet, und den Hauptzweck gleichsam aus dem Gesichte verliert, besonders wenn er sich an einer oberflächlichen Durchlesung begnügt. Doch wir wünschen, daß alle Religionslehrer und Religionsfreunde, besonders aber katholische Religionslehrer, diese Prüfung nicht nur ein-sondern mehrmals durchlesen, und jeden einzelnen Punkt derselben wohl beherzigen mögen; wodurch sie ganz gewiß in den Stand gesetzt werden, bey dem Detail jedes einzelnen Punktes, die Uebersicht des Ganzen nicht aus dem Gesichte zu verlieren. — Noch bleibt uns zu wünschen übrig, daß der Verf. mehr Fleiß auf die Sprache, so wie überhaupt auf die Ausfeilung seines Manuscripts

hätte

hätte verwenden wollen. Um unser Urtheil in diesen verschiedenen Hinsichten zu rechtfertigen, wollen wir unsern Lesern noch einige Stellen, die gegen das Ende dieser Prüfung, S. 513 rc. vorkommen, mittheilen: „Schon am Anfange dieses Buchs, und so eben wieder wurde die Bemerkung gemacht, daß die Menschheit außer dem Gebiete der Religion „unaufhaltsam in der Bildung fortschreite, und daß der Religionsunterricht sich so wenig daran kehre, daß dieser sich „vielmehr um so eigensinniger auf seiner alten Bahn erhalte. „Diese Bemerkung kann aber noch nicht oft und nachdrücklich „genug wiederholt werden, um ihr Aufmerksamkeit und Eingang zu verschaffen. Und eben darum soll sie auch noch am „Schlusse zur Grundlage aller noch nöthigen Erläuterungen „genommen werden. Es ist beynahe kein Terrain einer Wissenschaft mehr übrig, das nicht mit dem größten Eifer bebauet würde, auf dem man nicht stets neuen Saamen ausstreute, und neue Früchte sammelte. Nur das Gebiet der „Theologie allein scheint eifrige und muthvolle Arbeiter zu „bedürfen. Denn fürwahr im Anfange dieses Decenniums „war man noch weit freyer und herzhafter in seinen Untersuchungen und in der Mittheilung derselben, als jetzt. Nach „der Erscheinung der Kritiken der Offenbarungen scheint man „sich vielmehr absichtlich zurück zu ziehen, und hinter den „Verschanzungen des Supernaturalismus halten zu wollen. „Bey den Männern, von welchen man so vieles zu erwarten „berechtiget wäre, treten leider solche Umstände ein, daß wir „unsere Erwartungen vereitelt sehen müssen. Wir bedürfen „eines Unterrichtes in der Theologie, der uns die Homogeneität der Religionssätze mit den Grundsätzen der Philosophie der Zeit darlegte, und eines Unterrichtes in der praktischen Religion, der nicht nur die Heiligkeit derselben in Vergleichung mit der philosophischen Moral zeigte; sondern auch „ihren Vorzug in Hinsicht auf das Volk bewiese. Wir bedürfen endlich eines Gottesdienstes, oder einer äußern Religionsanstalt, die gemäß der bestehenden Volksbildung das „tauglichste Bildungsmittel der Jugend wäre. — Allein was „ist von der ersten Belehrung über diese Gegenstände zu erwarten? — — So bleibt dann alles beym Alten, während daß die übrige Bildung des ganzen Menschengeschlechts „stets weiter vorrücken muß, und auch die Frivolität der Halbgelehrten täglich zunimmt. So kommt es, daß man schon „bey der Benennung Theolog entweder mitleidig die Achseln

„zucket,

„zucket, oder den Mund in ein satyrisches Lächeln verzieht;
„daß man jede theologische Schrift, wenn sie zu genau im
„alten Zuschnitte erscheint, schon mit dem Vorurtheil von sich
„weiset, sie enthalte entweder skolastische Subtilitäten, oder
„polemische Inurbanitäten. So kommt es auch, daß man
„der praktischen Religion den Vorwurf macht, sie verkrüp-
„pele die freye Menschheit durch ihre Disciplin, und daß man
„die äußeren Religionsanstalten mit den verächtlichen Be-
„nennungen: Religiöses Frohnwerk, Fetischmacherey,
„u. dergl. bis zum Verabscheuen herabwürdiget. So muß
„denn Verachtung gegen alles Religiöse sich immer mehr aus-
„breiten, und der Strom der Irreligiosität den Kern mit der
„Schale dahinreißen, weil an keine Besserung gedacht, viel
„weniger mit Ernste an einer gearbeitet wird. Das Uebel
„muß also besonders von Seiten der praktischen Religion an-
„fangen, und von da aus am stärksten wirken, weil der durch
„ihren Unterricht eingeführte Mechanism auch dem schon et-
„was gebildeten Menschen auffällt, und wegen seinem steten
„Gang denselben entweder zum Aerger reizt, oder zur Ver-
„achtung stimmt, und in beyden Fällen auf den Verdacht der
„Unächtheit der guten Sache selbst leitet. Ist aber einmal
„nur ein Funken eines Zweifels in die Seele des Menschen
„geworfen: so muß derselbe bey dem Gedanken, daß keine
„Besserung erfolgt, immer mehr angefacht werden. —
„Allgemeine kirchliche Irreligiosität, allgemeiner Unglaube,
„und darum gänzliche Zweckwidrigkeit des Religionsunter-
„richts sind also sicher das vollendete Unglück, das die Reli-
„gionslehrer noch zu befürchten haben, wenn sie nicht mit
„vereinigten Kräften an einer Verbesserung arbeiten. Der
„Spruch: Iam proximus ardet! gilt fürwahr vollständig
„für die Religionslehrer in unsern Tagen. Man beruhige
„sich nur nicht mit dem Versprechen Christi, daß die Pforte
„der Hölle nicht die Kirche Gottes überwältigen werde.
„Dieses Versprechen wird uns sicher nie trügen; denn auch
„beym allgemeinen Verderben (in Hinsicht auf die Mehrheit)
„werden sich immer die Grundwahrheiten eben so unerschüt-
„terlich, als die wahren Gerechten unverdorben auf ihrer
„Bahn erhalten. Allein ist es nicht des Unglückes genug,
„wenn das Verderbniß sich über den größern Theil des Men-
„schengeschlechts ausbreitet, und wenn die Vorsehung, so zu
„sagen, gewaltsame Mittel ergreifen muß, um wieder eine
„vollkommene Reinigung vorzunehmen? Spricht nicht auch
„Chri-

„stus, ungeachtet seines Versprechens, daß die Pforte der
„Hölle seine Kirche nicht überwältigen werde, von einem sol-
„chen Unglauben und Sittenverderbniß, daß, wenn es
„möglich wäre, auch die Gerechten verführet wür-
„den? Und sollten die Lehrer der Religion nicht eine so trau-
„rige Periode fürchten? — Doch sie fürchten sie sicher.
„Dieß beweisen ihre Anstalten, ihr Bestreben, ihr Eifer, die
„Lehrer des Unglaubens zu verbannen, und wie sie sich schmei-
„cheln, den Einwirkungen derselben auf die Gläubigen, einen
„Damm entgegen zu setzen. Bücherverbote, strenge Censur-
„anstalten, neue Verordnungen, sich genau an das Alte zu
„halten, Begünstigungen und Befehle, den Religionsme-
„chanism ungestört wieder fortzutreiben: — dieß alles sind
„nun tägliche Erscheinungen. Gewiß die Absicht ist edel,
„und verdient Achtung in Hinsicht auf die Form der Mei-
„nung. Aber möchte sie doch auch erzielt werden! möchten
„alle die nun ergriffenen und noch vorzunehmenden Maaßre-
„geln auch wirklich frommen! Wie froh und ruhig würde
„der wahre Religionsfreund Gott für den Erfolg danken, und
„die Edlen seegnen, die sie mit gutem Herzen vorschlugen,
„und mit Eifer ausführten! Allein wie wehe muß ihm um
„das Herz werden, wenn er in eben solchen Unternehmungen
„neue und um so gefährlichere Beförderungsmittel der Irre-
„ligiosität, des Unglaubens und des allgemeinen Verderbens
„erkennet. Dadurch müssen die falschen Propheten und die
„Hasser der Religion nur noch mehr sich berechtiget glauben,
„Alles, was Religion heißt, und dahin bezogen wird, als
„verdächtig auszuschreyen. So wird es ihnen um so leichter,
„auf die verdorbene Klasse zu wirken, und über ihren er-
„wünschten Erfolg zu triumphiren. Denn, wenn das Volk
„nicht auch in der Religionskultur fortschreitet; wenn es viel-
„mehr (während daß Zeitungen und Erzählungen von an-
„dern Ländern manche Idee unter dasselbe ausstreuen, und ei-
„gene Polizeyanstalten es aufmerksamer darauf machen, oder
„gelegenheitliche Drangsalen es im Nachdenken üben) an sei-
„nem freylich gewöhnten, und darum auch geliebten Schlen-
„drian hingehalten wird: so ist auch der Zeitpunkt zu befürch-
„ten, daß es entweder durch einen gewaltsamen Schlag elek-
„trisirt, sich die Binde von den Augen reißt, und, nicht ge-
„wöhnt in die Helle zu sehen, alles mit sich über den Haufen
„stürzet; oder daß es nach und nach von selbst das Eine oder
„das Andere gewahr wird, so wie das Bedürfniß es dazu

„ver-

„verleitet, und die sonst bisweilen schon aufgehaschten, aber „damals noch verachteten Lieblingswörter der armseligen Mo„de“ (Philosophen, Pfaffentrug, Pfaffentand, u. dgl.) „nun wieder ins Gedächtniß hervorruft, mit Wohlgefallen „aufnimmt, und Andern mittheilt. Kurz, von jeder Seite, „wo wir uns hinwenden, ist die Aussicht, trotz den bisheri„gen, wenn auch gut gemeinten Anstalten, trübe und trau„rig; und man wird immermehr von der schmerzlichen Ueber„zeugung durchdrungen, daß die Behauptung, der Reli„gionsunterricht hebe zuletzt sich mit seinem Zwecke, „wenn er bey seiner alten Form bleibt, selbst auf, in „Erfüllung gehen muß.“

De.

Rechtsgelahrheit.

D. *Karl Theodor Gutjahr's*, Lehrers der Rechte auf der Universität Leipzig, Entwurf des Naturrechts. Leipzig, bey Martini. 1799. 256 S. 8. 16 gr.

Die Zahl der neuern Schriftsteller über das Naturrecht heißt Legion; und doch ist die Ausbeute, die sich aus ihren Werken für die Wissenschaft ziehen läßt, in den meisten Fällen nur klein. Wahrlich es ist endlich Zeit, daß eine strengere Kritik unberufene Hände von diesem Heiligthume zurückschreckt. Thäten ihre verunglückten Versuche oder ihre durchwässerten Wiederholungen auch weiter keinen Schaden: so versündigen sie sich schon dadurch genug an der Wissenschaft, daß die Arbeit des bessern Kopfes deswegen oft unbemerkt bleibt; oder wohl gar aus Verdruß dem Publiko vorenthalten wird.

Der Verf. der jetzt anzuzeigenden Schrift bescheidet sich selbst in der Vorrede, daß er seine Vorgänger nicht übertroffen zu haben glaube; sondern nur ein Handbuch zunächst für seine Vorlesungen ausarbeiten wollte, da es ihm drückend schien, „den Knäuel fremder Gedankenfolge, wie richtig die„selbe auch sey, immer wieder von vorn ab- und aufzuwin„den.“ Nun wollen wir zwar nicht mit dem Verf. wegen

die-

dieser Veranlassung zur Herausgabe eines neuen Handbuchs rechten; und protestiren daher nur auf das Feyerlichste, daß ja nicht etwa die Maxime des Herrn Verf. zu einem allgemeinen Gesetze erhoben werde! Indessen kann man doch zum wenigsten von seinem Handbuche fordern, daß es, wenn auch kein neues System enthalte, doch überhaupt den Regeln, die die logische Methodenlehre für den Vortrag einer jeden Wissenschaft aufstellt, entspreche.

Allein der Verf. hat es selbst (Vorr. S. 6) keinen Hehl, daß systematische Strenge nicht seine Sache sey; und er glaubt sogar, die Zeit sey vorüber, wo man so etwas von einem Schriftsteller fordere. Aber auch an den wissenschaftlichen Schriftsteller, und namentlich an den Compendienschreiber, sollte man nicht mehr diese Forderungen thun? Es sollte einen Unterschied zwischen einer natürlichen, und zwischen einer systematischen Ordnung geben? Es sollte eine solche Ordnung nicht die Erlernung einer Wissenschaft mehr, als alles andere, erleichtern? Es sollte unser Zeitalter etwas anderes, als die systematisirende Pedanterey verwerfen?

Nach dieser Erklärung des Verf. dürfte es Manchem überflüßig zu seyn scheinen, wenn Rec. noch länger bey dieser Schrift verweilt. Indessen um den Verf. selbst, der uns noch mit andern Schriften beschenken will, auf die Mängel des vorliegenden Werkes aufmerksam zu machen, setzt er noch Folgendes hinzu.

Zur Darstellung einer Wissenschaft wird doch erstens eine richtige Deduktion derselben vorausgesetzt. — Der Verf. glaubt (§. 12.) das formale Rechtsprinzip aus dem Satze des Widerspruchs ableiten zu können. Wir verlieren kein Wort über diesen Gedanken, der auf einer bloßen Täuschung beruht. Der Verf. setzt in dieser Deduktion eine Bedingung als erwiesen voraus, auf deren Beweis gerade Alles in diesem Falle ankommt.

Eine zweyte Eigenschaft eines guten wissenschaftlichen Handbuchs, ist eine systematische Eintheilung der Wissenschaft. Der Vf. theilt das Naturrecht nur in das absolute und in das hypothetische, und das letztere wieder in das Außergesellschaftliche und Gesellschaftliche ein. Wo bleiben denn aber gerade die wichtigsten Eintheilungen des Rechts: in das Privat- und

und in das öffentliche, in das theoretische, und in das praktische Recht?

Bestimmtheit der Begriffe, Vollständigkeit der Eintheilungen, Ordnung in den einzelnen Theilen der Wissenschaft, ist eine dritte Forderung, die man an ein gutes Compendium machen kann. Freylich hat der Verf. schon in der Vorrede diese Forderung von sich abgelehnt. Aber findet er wohl selbst die Ordnung, in welcher er z. B. das Staatsrecht vorträgt, nicht, um das gelindeste Wort zu wählen, rhapsodisch? Glaubte er nicht z. B. eine wissenschaftliche Eintheilung der Verträge, eine systematische Aufzählung der einzelnen Arten von Verträgen, seinen Lesern schuldig zu seyn?

Endlich kann man auch von dem Abrisse einer Wissenschaft, wenigstens was ihren synthetischen Theil betrifft, eine gewisse Vollständigkeit fordern. Die Sünden, die unser Verf. gegen dieses Gesetz begeht, sind unzählig. Sein Sachenrecht erwähnt nicht einmal des Pfandrechtes und der Dienstbarkeiten. Das philosophische Criminal-Recht fehlt ganz.

Wollte Rec. auch einzelne fehlerhafte Stellen rügen: so müßte er selbst ein eignes Lehrbuch des Naturrechts schreiben.

Dk.

Allgemeines Staatsrecht, von Joh. Christ. Hoffbauer, Professor der Philosophie in Halle. Halle, bey Kümmel. 1797. Erster Theil. 21 Bog. 8. 1 Rg. 4 R.

Rec. hat, in der Erwartung, daß der zweyte Theil dieses Buchs erscheinen werde, mit der Beurtheilung desselben lange Anstand genommen. Da aber, nach Verlauf von 4 Jahren dieser wohl kaum mehr zu erwarten ist: kann jene nicht länger ausgesetzt bleiben; Rec. wird sich jedoch, eben jener Ursachen wegen, nur auf eine kurze Anzeige beschränken.

Hierzu wird er auch noch überdieß durch den Umstand bestimmt, daß der vor ihm liegende erste Theil eigentlich nicht das, was der Titel verspricht: sondern nur eine Entwickelung

lung der dem allgemeinen Staatsrechte zur Basis dienenden naturrechtlichen Principien, unter steter Rücksichtnahme auf Kants metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, deren genaue und ausführliche Kritik jedem Abschnitte beygefügt ist, enthält. — Die Ausführung des Gesellschafts- und allgemeinen Staats-Rechts ist dem zweyten, bis jetzt vergeblich erwarteten Theile dieses Werkes vorbehalten worden. —

Herr Hoffbauer gehört zu demjenigen Theile unsrer philosophischen Docenten, durch welche zwar die Wissenschaft nicht mit neuen Entdeckungen, oder System-Schöpfungen bereichert; wohl aber das von Andern Entdeckte und Aufgestellte in lichtheller Darstellung und zweckmäßiger Anordnung mitgetheilt worden ist; ein Verdienst, um welches wir manches künstlich zusammengebaute System unsrer frühreifen soi-disant Weltweisen, das den Keim der Zerstörung schon im Entstehen empfieng, willig hingeben möchten. — Auch dieses Buch trägt jene Vorzüge an sich, und zeigt überall Spuren des parteylosen Prüfungsgeistes und rastlosen Fortschreitens seines Urhebers. Die Art, mit welcher Letzterer seine Einwendungen gegen mehrere Behauptungen des Königsberger Weltweisen vorträgt, kann als Muster einer urbanen und bescheidenen Prüfung abweichender Meinungen gelten. —

Fm.

Quae sint origines et fundamenta distinctionis inter iurisdictionem contentiosam et voluntariam. Commentatio proposita a *Gottfrido Henrico Böttcher*. Hannoverae. 1799. 44 S. 8. 4 gr.

Der Verf. will seinen Gegenstand in zwey Theilen abhandeln; dieß geschieht in der vorliegenden Schrift mit dem ersten Theile nach dem unvermischten römischen Rechte; der zweyte Theil, welcher die praktische Anwendung dieser Lehre zeigt, soll in deutscher Sprache nachfolgen. Der erste, in gutem Latein, und gründlich geschriebene Theil hat sechs Kapitel. Das erste untersucht, was Jurisdiktion sey? Mit Ulpian wird sie iuris dicundi licentia genannt, und dieser

Begriff gut erläutert; das Resultat dieser ersten Untersuchung geht dahin: iurisdictionem esse iuris dicundi licentiam; ius autem dicere magistratum, cum de re aliqua sibi exposita statuit, vel iudices det; sive extra ordinem fiat cognitio, sive civilis sive criminalis sit causa. Im zweyten Kap. wird untersucht, was die wahre Natur des Imperiums sey. Nach dem Verf. ist es die Gewalt und der Befehl der höhern Obrigkeiten, welchem Folge geleistet werden muß. Merum imperium aber heißt, welches für sich besteht, und mit keiner Jurisdiktion vermischt ist; es war hauptsächlich bey dem Volke, an welches von den Magistraten appellirt, von welchem allein de capite civis Romani gesprochen werden konnte; dann auch bey den Diktatoren, und den Quästoren, welchen das Volk die Gewalt gab, ut iubere possent, in noxios animadverti. Nur diese Animadversion, die potestas gladii, nicht die Cognition in Criminalsachen, nicht maleficii coercitio gehörten zum mero imperio; Letztere nur zur Jurisdiktion. Das dritte Kapitel untersucht den Begriff und die Natur des mixti imperii; es ist mit der Jurisdiktion so verbunden, daß keines ohne das andere bestehen kann, und begreift alle Gewalt der Obrigkeit, welche ad ius dicendum nothwendig ist; es ist die potestas magistratus, also von der Jurisdiktion, oder iuris dicundi licentia sehr unterschieden; ungeachtet beyde immer vereinigt sind, und seyn müssen, und wenn ein Magistrat seine Jurisdiktion überträgt, damit auch das mixtum imperium übergeht. Das vierte Kap. untersucht den Werth der in der Aufschrift erwähnten Eintheilung der Jurisdiktion, und zeigt, daß sie den Römern ganz unbekannt gewesen, und mit ihrem Begriffe von Jurisdiktion im Widerspruche sey. Die Eintheilung dankt ihren Ursprung der Glosse, und stützt sich hauptsächlich auf die l. 2. D. de offic. proconf. welche aber der Verf. gründlich zu beantworten weiß. Das fünfte Kap. prüft diejenigen Eigenschaften, welche die Rechtsgelehrten der voluntaren Jurisdiktion zuzuschreiben pflegen, wie z. B. daß sie nur unter denen, welche es verlangen, nach ihrem Willen ausgeübt werde; daß sie außer dem Gebiet des ius dicentis, oder an Festtagen und vom Magistrat in seiner eigenen Sache ausgeübt, und daß die dahin gehörigen Handlungen nicht durch einen Bevollmächtigten verrichtet werden können; und zeigt auch hieraus, wie ungegründet im römischen Rechte der Begriff einer voluntaren Jurisdiktion sey. Endlich das letzte

sechste

sechste Kap. zählt die einzelnen rechtlichen Geschäffte auf, welche man zu dieser Jurisdiktion zu ziehen pflegt, wie z. B. Adoption, Emancipation, Manumission, u. s. w. und zeigt, daß sie nicht zur Jurisdiktion gehören; sondern legis actiones sind, zu welchen der Magistrat nur kraft eines besondern Auftrags der Gesetze berechtigt war; und daß bey den meisten die angegebenen Eigenschaften der voluntaren Jurisdiktion nicht eintreffen.

Primae lineae doctrinae de protestatione cambiali; auctore *Gottlieb Hufeland*. Ienae, in bibliopolio academico. 1799. 56 S. 4. 5 gr.

Nach einer kurzen Anzeige der Schriftsteller über die Lehre vom Wechselprotest, wird im ersten Abschnitte zuerst vom Ursprung und den Quellen des Wechselrechts gehandelt; wo denn keine andere Quelle außer dem deutschen Privatrechte nach dem System des Verf. angenommen wird. Der Begriff nämlich des Wechselgeschäffts, wie er allgemein angenommen ist, muß vorausgesetzt, und daraus die Grundsätze abgeleitet werden; das Wesentliche desselben ist, daß jede Verbindlichkeit aus demselben die schleunigste Exekution nach sich zieht, welchem Zweck daher gemäß alle einzelne Handlungen einzurichten sind; so daß der Richter von jeder, aus welcher Rechte hergeleitet werden, zuverlässige Gewißheit hat. Der zweyte Abschnitt giebt den Begriff und die allgemeinen Grundsätze des Wechselprotests; der dritte aber untersucht, in welchen Fällen derselbe erfordert werde. Im Allgemeinen werden diese Fälle dahin bestimmt, wenn ein Dritter, welcher nach der Verabredung der Contrahenten eine gewisse Handlung vornehmen sollte, solche nicht vornimmt, der Wechselbesitzer aber die hiervon abhängenden Rechte gegen einen Andern verfolgen will, und daher die Handlung oder Unterlassung des Dritten vollständig beweisen muß. Hierauf werden mehrere Fälle bey trassirten und eigenen Wechseln angeführt; so muß bey jenen die Protestation geschehen, wenn der erste Trassat, oder der, an welchen die Nothaddresse gerichtet ist, die Acceptation aus irgend einer Ursache ganz verweigert, oder sie nur unter einer Bedingung, oder sonsten nicht nach ihrem vollen Umfange geschieht; selbst nach §. 23. wenn der Wechsel an einen Ort

gerichtet ist, welcher keine Wechselgesetze hat; sie ist gegen den Trassanten oder Indossanten nöthig, wenn der Acceptant nicht, oder nur einen Theil bezahlt; sie ist gedoppelt nöthig, wenn auf die Verweigerung des Trassaten ein Anderer per honore acceptirt, und nicht bezahlt; u. s. f. Der vierte Abschnitt, solennia interna protestationis cambialis überschrieben, untersucht besonders: wer und gegen wen man zu protestiren habe? Jenes ist gewöhnlich der Inhaber des Wechsels, zuweilen auch ein Dritter; wird der Wechsel, welchen der Trassat nicht acceptirt, von einem andern per honore acceptirt: so hat nicht der Acceptant, sondern der Präsentant zu protestiren, und die Protestation dem Acceptanten zuzustellen; die Protestation geht gegen denjenigen, welcher die Handlung nicht verrichtet, um welche er angegangen worden, gegen den Mandatar, wenn der Trassat anderswo als an seinem Wohnorte bezahlen soll, den Wechsel acceptirt, seinem Mandatar zur Bezahlung den Befehl giebt, dieser aber nicht bezahlt. In dem fünften Abschnitte, solennia externa s. requisita instrumenti cambialis, wird gezeigt, daß die Protesturkunde theils alle Erfordernisse einer öffentlichen Urkunde haben, theils Alles, was durch sie bewiesen werden soll, enthalten muß; gewöhnlich wird sie von einem Notar verfertigt, und dann wird auch die Zuziehung zweyer Zeugen für nothwendig gehalten, wo nicht besondere Gesetze das Gegentheil verordnen; allein auch ein gerichtliches Protokoll über die Protestation beweist, und ist, wenn es Umstände betrifft, von welchen das Gericht die beste Kenntniß hat, der Notariatsurkunde vorzuziehen. Der sechste Abschnitt giebt kurz die Wirkung der geschehenen Protestation an; sie giebt keine neue Rechte, erhält nur die alten, und soll selbst die Verjährung nicht unterbrechen; daß im Falle, wo der Schuldner abwesend ist, oder sich verborgen hat, keine Verjährung Statt finde, schreibt der Verf. der Regel: agere non valenti non currit praescriptio, nicht der Protestation zu; wobey jedoch Rec. anderer Meinung ist. Bey der Verfahrungsart nach geschehener Protestation, welche der Gegenstand des siebenten Abschnittes ist, ist der Verf. sehr kurz. Endlich im achten Abschnitte von den Wirkungen der unterlassenen Protestation ist der Verf. der Meinung, daß wer zu spät oder gar nicht protestirt, (oder, setzen wir hinzu, die geschehene Protestation nicht sogleich beweisen kann,) die Vortheile des Wechselprocesses verliert; aber doch im Gange des ordentli-

chen

Weil Processes immer noch sein Recht verfolgen kann; jedoch auch dessen verlustig wird, wenn derjenige, welcher sonst verbunden wäre, durch schuldhafte Unterlassung der Protestation in Schaden kommt. Daß übrigens diese Rechtslehre hier noch lange nicht erschöpft sey, giebt die Aufschrift selbst zu erkennen.

Francisci Xaverii Philippi Schucki, Iur. utr. Doctoris, tractatus specialis de furto tertio. Ienae, sumtibus Voigt. 1799. 68 S. 8. 6 gr.

Nach unsern Pflichten zu urtheilen, können wir dieser Abhandlung keinen großen Werth beylegen. So erfreulich es dem Rec. ist, wenn er noch zuweilen ein wissenschaftliches Buch in der Gelehrtensprache geschrieben erblickt: so traurig ist es ihm, diese Sprache so, wie in dieser Abhandlung, mißhandelt zu sehen; z. B. S. 31, non amplius *studemus* ad novum inveniendum et crudeliorem occidendi modum, S. 21. §. 18. furtum poena capitali non *arcendum* esse, welcher schöne Ausdruck S. 39 wieder vorkommt; S. 60. quaeritur, an furta, *cuius* poenam quis passus, in tertio sint computanda; Ausdrücke, wie z. B. acquisivit anstatt acquievit, Prosper*us* Farinacius, afferrere, commisisse, attentitur, consumatum, wollen wir, obwohl sie öfters vorkommen, dem Verf. gar nicht zurechnen, da die Abhandlung von Druckfehlern so voll ist, daß man schon in dieser Hinsicht sie nicht ohne Aergerniß lesen kann. Eben so wenig will uns die Art des Verf. wenn er philosophiren will, gefallen; sie ist ganz nach der Hellfeldischen Manier, z. B. S. 7. §. 6, §. 29 und 30, in §. 53. S. 53. wo es heißt: Est vero Blasphemus et Atheista, qui emendandi possibilitatem facultatemque homini negaverit, et merito iure Calumniator totius populi appellatur, qui furem toto populo callidiorem, aut viginti milliones hominum ad quinquaginta vel centum sceleratos custodiendos insufficientes dicit etc. Nach der Schreibart des Verf. glaubten wir uns in die Zeiten seines Farinacius versetzt. Doch um uns nicht allein an die Schaale zu halten, gehen wir auch auf den Inhalt über, mit welchem uns der Verf. mehr befriedigt hat. In dem ersten Kap. gehen allgemeine Betrachtungen nebst einer kurzen allgemeinern Geschichte des deutschen peinlichen Rechts voran;

„zucket, oder den Mund in ein satyrisches Lächeln verzieht;
„daß man jede theologische Schrift, wenn sie zu genau im
„alten Zuschnitte erscheint, schon mit dem Vorurtheil von sich
„weiset, sie enthalte entweder skolastische Subtilitäten, oder
„polemische Inurbanitäten. So kommt es auch, daß man
„der praktischen Religion den Vorwurf macht, sie verkrüp-
„pele die freye Menschheit durch ihre Disciplin, und daß man
„die äußeren Religionsanstalten mit den verächtlichen Be-
„nennungen: Religiöses Frohnwerk, Fetischmacherey,
„u. dergl. bis zum Verabscheuen herabwürdiget. So muß
„denn Verachtung gegen alles Religiöse sich immer mehr aus-
„breiten, und der Strom der Irreligiosität den Kern mit der
„Schale dahinreißen, weil an keine Besserung gedacht, viel
„weniger mit Ernste an einer gearbeitet wird. Das Uebel
„muß also besonders von Seiten der praktischen Religion an-
„fangen, und von da aus am stärksten wirken, weil der durch
„ihren Unterricht eingeführte Mechanism auch dem schon et-
„was gebildeten Menschen auffällt, und wegen seinem steten
„Gang denselben entweder zum Aerger reizt, oder zur Ver-
„achtung stimmt, und in beyden Fällen auf den Verdacht der
„Unächtheit der guten Sache selbst leitet. Ist aber einmal
„nur ein Funken eines Zweifels in die Seele des Menschen
„geworfen: so muß derselbe bey dem Gedanken, daß keine
„Besserung erfolgt, immer mehr angefacht werden. —
„Allgemeine kirchliche Irreligiosität, allgemeiner Unglaube,
„und darum gänzliche Zweckwidrigkeit des Religionsunter-
„richts sind also sicher das vollendete Unglück, das die Reli-
„gionslehrer noch zu befürchten haben, wenn sie nicht mit
„vereinigten Kräften an einer Verbesserung arbeiten. Der
„Spruch: Iam proximus ardet! gilt fürwahr vollständig
„für die Religionslehrer in unsern Tagen. Man beruhige
„sich nur nicht mit dem Versprechen Christi, daß die Pforte
„der Hölle nicht die Kirche Gottes überwältigen werde.
„Dieses Versprechen wird uns sicher nie trügen; denn auch
„beym allgemeinen Verderben (in Hinsicht auf die Mehrheit)
„werden sich immer die Grundwahrheiten eben so unerschüt-
„terlich, als die wahren Gerechten unverdorben auf ihrer
„Bahn erhalten. Allein ist es nicht des Unglückes genug,
„wenn das Verderbniß sich über den größern Theil des Men-
„schengeschlechts ausbreitet, und wenn die Vorsehung, so zu
„sagen, gewaltsame Mittel ergreifen muß, um wieder eine
„vollkommene Reinigung vorzunehmen? Spricht nicht auch
„Chri-

„stus, ungeachtet seines Versprechens, daß die Pforte der „Hölle seine Kirche nicht überwältigen werde, von einem sol„chen Unglauben und Sittenverderbniß, daß, wenn es „möglich wäre, auch die Gerechten verführet wür„den? Und sollten die Lehrer der Religion nicht eine so trau„rige Periode fürchten? — Doch sie fürchten sie sicher. „Dieß beweisen ihre Anstalten, ihr Bestreben, ihr Eifer, die „Lehrer des Unglaubens zu verbannen, und wie sie sich schmei„cheln, den Einwirkungen derselben auf die Gläubigen, einen „Damm entgegen zu setzen. Bücherverbote, strenge Censur„anstalten, neue Verordnungen, sich genau an das Alte zu „halten, Begünstigungen und Befehle, den Religionsme„chanism ungestört wieder fortzutreiben: — dieß alles sind „nun tägliche Erscheinungen. Gewiß die Absicht ist edel, „und verdient Achtung in Hinsicht auf die Form der Mei„nung. Aber möchte sie doch auch erzielt werden! möchten „alle die nun ergriffenen und noch vorzunehmenden Maaßre„geln auch wirklich frommen! Wie froh und ruhig würde „der wahre Religionsfreund Gott für den Erfolg danken, und „die Edlen seegnen, die sie mit gutem Herzen vorschlugen, „und mit Eifer ausführten! Allein wie wehe muß ihm um „das Herz werden, wenn er in eben solchen Unternehmungen „neue und um so gefährlichere Beförderungsmittel der Irre„ligiosität, des Unglaubens und des allgemeinen Verderbens „erkennet. Dadurch müssen die falschen Propheten und die „Hasser der Religion nur noch mehr sich berechtiget glauben, „Alles, was Religion heißt, und dahin bezogen wird, als „verdächtig auszuschreyen. So wird es ihnen um so leichter, „auf die verdorbene Klasse zu wirken, und über ihren er„wünschten Erfolg zu triumphiren. Denn, wenn das Volk „nicht auch in der Religionskultur fortschreitet; wenn es viel„mehr (während daß Zeitungen und Erzählungen von an„dern Ländern manche Idee unter dasselbe ausstreuen, und ei„gene Polizeyanstalten es aufmerksamer darauf machen, oder „gelegenheitliche Drangsalen es im Nachdenken üben) an sei„nem freylich gewöhnten, und darum auch geliebten Schlen„drian hingehalten wird: so ist auch der Zeitpunkt zu befürch„ten, daß es entweder durch einen gewaltsamen Schlag elek„trisirt, sich die Binde von den Augen reißt, und, nicht ge„wöhnt in die Helle zu sehen, alles mit sich über den Haufen „stürzet; oder daß es nach und nach von selbst das Eine oder „das Andere gewahr wird, so wie das Bedürfniß es dazu

„verleitet, und die sonst bisweilen schon aufgehaschten, aber „damals noch verachteten Lieblingswörter der armseligen Mo„de" (Philosophen, Pfaffentrug, Pfaffentand, u. dgl.) „nun wieder ins Gedächtniß hervorruft, mit Wohlgefallen „aufnimmt, und Andern mittheilt. Kurz, von jeder Seite, „wo wir uns hinwenden, ist die Aussicht, troz den bisheri„gen, wenn auch gut gemeinten Anstalten, trübe und trau„rig; und man wird immermehr von der schmerzlichen Ueber„zeugung durchdrungen, daß die Behauptung, der Reli„gionsunterricht hebe zuletzt sich mit seinem Zwecke, „wenn er bey seiner alten Form bleibt, selbst auf, in „Erfüllung gehen muß."

De.

Rechtsgelahrheit.

D. *Karl Theodor Gutjahr's*, Lehrers der Rechte auf der Universität Leipzig, Entwurf des Naturrechts. Leipzig, bey Martini. 1799. 256 S. 8. 16 gr.

Die Zahl der neuern Schriftsteller über das Naturrecht heißt Legion; und doch ist die Ausbeute, die sich aus ihren Werken für die Wissenschaft ziehen läßt, in den meisten Fällen nur klein. Wahrlich es ist endlich Zeit, daß eine strengere Kritik unberufene Hände von diesem Heiligthume zurückschreckt. Thäten ihre verunglückten Versuche oder ihre durchwässerten Wiederholungen auch weiter keinen Schaden: so versündigen sie sich schon dadurch genug an der Wissenschaft, daß die Arbeit des bessern Kopfes deswegen oft unbemerkt bleibt; oder wohl gar aus Verdruß dem Publiko vorenthalten wird.

Der Verf. der jetzt anzuzeigenden Schrift bescheidet sich selbst in der Vorrede, daß er seine Vorgänger nicht übertroffen zu haben glaube; sondern nur ein Handbuch zunächst für seine Vorlesungen ausarbeiten wollte, da es ihm drückend schien, „den Knäuel fremder Gedankenfolge, wie richtig die„selbe auch sey, immer wieder von vorn ab- und aufzuwin„den." Nun wollen wir zwar nicht mit dem Verf. wegen

die-

dieser Veranlassung zur Herausgabe eines neuen Handbuchs rechten; und protestiren daher nur auf das Feyerlichste, daß ja nicht etwa die Maxime des Herrn Verf. zu einem allgemeinen Gesetze erhoben werde! Indessen kann man doch zum wenigsten von seinem Handbuche fordern, daß es, wenn auch kein neues System enthalte, doch überhaupt den Regeln, die die logische Methodenlehre für den Vortrag einer jeden Wissenschaft aufstellt, entspreche.

Allein der Verf. hat es selbst (Vorr. S. 6) keinen Hehl, daß systematische Strenge nicht seine Sache sey; und er glaubt sogar, die Zeit sey vorüber, wo man so etwas von einem Schriftsteller fordere. Aber auch an den wissenschaftlichen Schriftsteller, und namentlich an den Compendienschreiber, sollte man nicht mehr diese Forderungen thun? Es sollte einen Unterschied zwischen einer natürlichen, und zwischen einer systematischen Ordnung geben? Es sollte eine solche Ordnung nicht die Erlernung einer Wissenschaft mehr, als alles andere, erleichtern? Es sollte unser Zeitalter etwas anderes, als die systematisirende Pedanterey verwerfen?

Nach dieser Erklärung des Verf. dürfte es Manchem überflüßig zu seyn scheinen, wenn Rec. noch länger bey dieser Schrift verweilt. Indessen um den Verf. selbst, der uns noch mit andern Schriften beschenken will, auf die Mängel des vorliegenden Werkes aufmerksam zu machen, setzt er noch Folgendes hinzu.

Zur Darstellung einer Wissenschaft wird doch erstens eine richtige Deduktion derselben vorausgesetzt. — Der Verf. glaubt (§. 12.) das formale Rechtsprinzip aus dem Satze des Widerspruchs ableiten zu können. Wir verlieren kein Wort über diesen Gedanken, der auf einer bloßen Täuschung beruht. Der Verf. setzt in dieser Deduktion eine Bedingung als erwiesen voraus, auf deren Beweis gerade Alles in diesem Falle ankommt.

Eine zweyte Eigenschaft eines guten wissenschaftlichen Handbuchs, ist eine systematische Eintheilung der Wissenschaft. Der Vf. theilt das Naturrecht nur in das absolute und in das hypothetische, und das letztere wieder in das Außergesellschaftliche und Gesellschaftliche ein. Wo bleiben denn aber gerade die wichtigsten Eintheilungen des Rechts: in das Privat-

und

und in das öffentliche, in das theoretische, und in das praktische Recht?

Bestimmtheit der Begriffe, Vollständigkeit der Eintheilungen, Ordnung in den einzelnen Theilen der Wissenschaft, ist eine dritte Forderung, die man an ein gutes Compendium machen kann. Freylich hat der Verf. schon in der Vorrede diese Forderung von sich abgelehnt. Aber findet er wohl selbst die Ordnung, in welcher er z. B. das Staatsrecht vorträgt, nicht, um das gelindeste Wort zu wählen, rhapsodisch? Glaubte er nicht z. B. eine wissenschaftliche Eintheilung der Verträge, eine systematische Aufzählung der einzelnen Arten von Verträgen, seinen Lesern schuldig zu seyn?

Endlich kann man auch von dem Abrisse einer Wissenschaft, wenigstens was ihren synthetischen Theil betrifft, eine gewisse Vollständigkeit fordern. Die Sünden, die unser Verf. gegen dieses Gesetz begeht, sind unzählig. Sein Sachenrecht erwähnt nicht einmal des Pfandrechtes und der Dienstbarkeiten. Das philosophische Criminal-Recht fehlt ganz.

Wollte Rec. auch einzelne fehlerhafte Stellen rügen: so müßte er selbst ein eignes Lehrbuch des Naturrechts schreiben.

Ok.

Allgemeines Staatsrecht, von Joh. Christ. Hoffbauer, Professor der Philosophie in Halle. Halle, bey Kümmel. 1797. Erster Theil. 21 Bog. 8. 1 Rg. 4 gr.

Rec. hat, in der Erwartung, daß der zweyte Theil dieses Buchs erscheinen werde, mit der Beurtheilung desselben lange Anstand genommen. Da aber, nach Verlauf von 4 Jahren dieser wohl kaum mehr zu erwarten ist: kann jene nicht länger ausgesetzt bleiben; Rec. wird sich jedoch, eben jener Ursachen wegen, nur auf eine kurze Anzeige beschränken.

Hierzu wird er auch noch überdieß durch den Umstand bestimmt, daß der vor ihm liegende erste Theil eigentlich nicht das, was der Titel verspricht: sondern nur eine Entwickelung

lung der dem allgemeinen Staatsrechte zur Basis dienenden naturrechtlichen Principien, unter steter Rücksichtnahme auf Kants metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, deren genaue und ausführliche Kritik jedem Abschnitte beygefügt ist, enthält. — Die Ausführung des Gesellschafts- und allgemeinen Staats-Rechts ist dem zweyten, bis jetzt vergeblich erwarteten Theile dieses Werkes vorbehalten worden. —

Herr Hoffbauer gehört zu demjenigen Theile unsrer philosophischen Docenten, durch welche zwar die Wissenschaft nicht mit neuen Entdeckungen, oder System-Schöpfungen bereichert; wohl aber das von Andern Entdeckte und Aufgestellte in lichtheller Darstellung und zweckmäßiger Anordnung mitgetheilt worden ist; ein Verdienst, um welches wir manches künstlich zusammengebaute System unsrer frühreifen soi-disant Weltweisen, das den Keim der Zerstörung schon im Entstehen empfieng, willig hingeben möchten. — Auch dieses Buch trägt jene Vorzüge an sich, und zeigt überall Spuren des parteylosen Prüfungsgeistes und rastlosen Fortschreitens seines Urhebers. Die Art, mit welcher Letzterer seine Einwendungen gegen mehrere Behauptungen des Königsberger Weltweisen vorträgt, kann als Muster einer urbanen und bescheidenen Prüfung abweichender Meinungen gelten. —

Fm.

Quae sint origines et fundamenta distinctionis inter iurisdictionem contentiosam et voluntariam. Commentatio proposita a *Gottfrido Henrico Böttcher*. Hannoverae. 1799. 44 S. 8. 4 gr.

Der Verf. will seinen Gegenstand in zwey Theilen abhandeln; dieß geschieht in der vorliegenden Schrift mit dem ersten Theile nach dem unvermischten römischen Rechte; der zweyte Theil, welcher die praktische Anwendung dieser Lehre zeigt, soll in deutscher Sprache nachfolgen. Der erste, in gutem Latein, und gründlich geschriebene Theil hat sechs Kapitel. Das erste untersucht, was Jurisdiktion sey? Mit Ulpian wird sie iuris dicundi licentia genannt, und dieser

Begriff gut erläutert; das Resultat dieser ersten Untersuchung geht dahin: iurisdictionem esse iuris dicundi licentiam; ius autem dicere magistratum, cum de re aliqua sibi exposita statuit, vel iudices det; sive extra ordinem fiat cognitio, sive civilis sive criminalis sit causa. Im zweyten Kap. wird untersucht, was die wahre Natur des Imperiums sey. Nach dem Verf. ist es die Gewalt und der Befehl der höhern Obrigkeiten, welchem Folge geleistet werden muß. Merum imperium aber heißt, welches für sich besteht, und mit keiner Jurisdiktion vermischt ist; es war hauptsächlich bey dem Volke, an welches von den Magistraten appellirt, von welchem allein de capite civis Romani gesprochen werden konnte; dann auch bey den Diktatoren, und den Quästoren, welchen das Volk die Gewalt gab, ut iubere possent, in noxios animadverti. Nur diese Animadversion, die potestas gladii, nicht die Cognition in Criminalsachen, nicht maleficii coercitio gehörten zum mero imperio; Letztere nur zur Jurisdiktion. Das dritte Kapitel untersucht den Begriff und die Natur des mixti imperii; es ist mit der Jurisdiktion so verbunden, daß keines ohne das andere bestehen kann, und begreift alle Gewalt der Obrigkeit, welche ad ius dicendum nothwendig ist; es ist die potestas magistratus, also von der Jurisdiktion, oder iuris dicundi licentia sehr unterschieden; ungeachtet beyde immer vereinigt sind, und seyn müssen, und wenn ein Magistrat seine Jurisdiktion überträgt, damit auch das mixtum imperium übergeht. Das vierte Kap. untersucht den Werth der in der Aufschrift erwähnten Eintheilung der Jurisdiktion, und zeigt, daß sie den Römern ganz unbekannt gewesen, und mit ihrem Begriffe von Jurisdiktion im Widerspruche sey. Die Eintheilung dankt ihren Ursprung der Glosse, und stützt sich hauptsächlich auf die l. 2. D. de offic. proconf. welche aber der Verf. gründlich zu beantworten weiß. Das fünfte Kap. prüft diejenigen Eigenschaften, welche die Rechtsgelehrten der voluntaren Jurisdiktion zuzuschreiben pflegen, wie z. B. daß sie nur unter denen, welche es verlangen, nach ihrem Willen ausgeübt werde; daß sie außer dem Gebiet des ius dicentis, oder an Festtagen und vom Magistrat in seiner eigenen Sache ausgeübt, und daß die dahin gehörigen Handlungen nicht durch einen Bevollmächtigten verrichtet werden können; und zeigt auch hieraus, wie ungegründet im römischen Rechte der Begriff einer voluntaren Jurisdiktion sey. Endlich das letzte

sechste

sechste Kap. zählt die einzelnen rechtlichen Geschäffte auf, welche man zu dieser Jurisdiktion zu ziehen pflegt, wie z. B. Adoption, Emancipation, Manumission, u. s. w. und zeigt, daß sie nicht zur Jurisdiktion gehören; sondern legis actiones sind, zu welchen der Magistrat nur kraft eines besondern Auftrags der Gesetze berechtigt war; und daß bey den meisten die angegebenen Eigenschaften der voluntaren Jurisdiktion nicht eintreffen.

Primae lineae doctrinae de protestatione cambiali; auctore *Gottlieb Hufeland*. Ienae, in bibliopolio academico. 1799. 56 S. 4. 5 gr.

Nach einer kurzen Anzeige der Schriftsteller über die Lehre vom Wechselprotest, wird im ersten Abschnitte zuerst vom Ursprung und den Quellen des Wechselrechts gehandelt; wo denn keine andere Quelle außer dem deutschen Privatrechte nach dem System des Verf. angenommen wird. Der Begriff nämlich des Wechselgeschäffts, wie er allgemein angenommen ist, muß vorausgesetzt, und daraus die Grundsätze abgeleitet werden; das Wesentliche desselben ist, daß jede Verbindlichkeit aus demselben die schleunigste Exekution nach sich zieht, welchem Zweck daher gemäß alle einzelne Handlungen einzurichten sind; so daß der Richter von jeder, aus welcher Rechte hergeleitet werden, zuverläßige Gewißheit hat. Der zweyte Abschnitt giebt den Begriff und die allgemeinen Grundsätze des Wechselprotests; der dritte aber untersucht, in welchen Fällen derselbe erfordert werde. Im Allgemeinen werden diese Fälle dahin bestimmt, wenn ein Dritter, welcher nach der Verabredung der Contrahenten eine gewisse Handlung vornehmen sollte, solche nicht vornimmt, der Wechselbesitzer aber die hiervon abhängenden Rechte gegen einen Andern verfolgen will, und daher die Handlung oder Unterlassung des Dritten vollständig beweisen muß. Hierauf werden mehrere Fälle bey trassirten und eigenen Wechseln angeführt; so muß bey jenen die Protestation geschehen, wenn der erste Trassat, oder der, an welchen die Nothaddresse gerichtet ist, die Acceptation aus irgend einer Ursache ganz verweigert, oder sie nur unter einer Bedingung, oder sonsten nicht nach ihrem vollen Umfange geschiehet; selbst nach §. 23. wenn der Wechsel an einen Ort

gerichtet ist, welcher keine Wechselgesetze hat; sie ist gegen den Trassanten oder Indossanten nöthig, wenn der Acceptant nicht, oder nur einen Theil bezahlt; sie ist gedoppelt nöthig, wenn auf die Verweigerung des Trassaten ein Anderer per honore acceptirt, und nicht bezahlt; u. s. f. Der vierte Abschnitt, solennia interna protestationis cambialis überschrieben, untersucht besonders: wer und gegen wen man zu protestiren habe? Jenes ist gewöhnlich der Inhaber des Wechsels, zuweilen auch ein Dritter; wird der Wechsel, welchen der Trassat nicht acceptirt, von einem andern per honore acceptirt: so hat nicht der Acceptant, sondern der Präsentant zu protestiren, und die Protestation dem Acceptanten zuzustellen; die Protestation geht gegen denjenigen, welcher die Handlung nicht verrichtet, um welche er angegangen worden, gegen den Mandatar, wenn der Trassat anderswo als an seinem Wohnorte bezahlen soll, den Wechsel acceptirt, seinem Mandatar zur Bezahlung den Befehl giebt, dieser aber nicht bezahlt. In dem fünften Abschnitte, solennia externa s. requisita instrumenti cambialis, wird gezeigt, daß die Protesturkunde theils alle Erfordernisse einer öffentlichen Urkunde haben, theils Alles, was durch sie bewiesen werden soll, enthalten muß; gewöhnlich wird sie von einem Notar verfertigt, und dann wird auch die Zuziehung zweyer Zeugen für nothwendig gehalten, wo nicht besondere Gesetze das Gegentheil verordnen; allein auch ein gerichtliches Protokoll über die Protestation beweist, und ist, wenn es Umstände betrifft, von welchen das Gericht die beste Kenntniß hat, der Notariatsurkunde vorzuziehen. Der sechste Abschnitt giebt kurz die Wirkung der geschehenen Protestation an; sie giebt keine neue Rechte, erhält nur die alten, und soll selbst die Verjährung nicht unterbrechen; daß im Falle, wo der Schuldner abwesend ist, oder sich verborgen hat, keine Verjährung Statt finde, schreibt der Verf. der Regel: agere non valenti non currit praescriptio, nicht der Protestation zu; wobey jedoch Rec. anderer Meinung ist. Bey der Verfahrungsart nach geschehener Protestation, welche der Gegenstand des siebenten Abschnittes ist, ist der Verf. sehr kurz. Endlich im achten Abschnitte von den Wirkungen der unterlassenen Protestation ist der Verf. der Meinung, daß wer zu spät oder gar nicht protestirt, (oder, setzen wir hinzu, die geschehene Protestation nicht sogleich beweisen kann,) die Vortheile des Wechselprocesses verliert; aber doch im Gange des ordentlichen

chen Processes immer noch sein Recht verfolgen kann; jedoch auch dessen verlustig wird, wenn derjenige, welcher sonst verbunden wäre, durch schuldhafte Unterlassung der Protestation in Schaden kommt. Daß übrigens diese Rechtslehre hier noch lange nicht erschöpft sey, giebt die Aufschrift selbst zu erkennen.

Francisci Xaverii Philippi Schucki, Iur. utr. Doctoris, tractatus specialis de furto tertio. Ienae, sumtibus Voigt. 1799. 68 S. 8. 6 gr.

Nach unsern Pflichten zu urtheilen, können wir dieser Abhandlung keinen großen Werth beylegen. So erfreulich es dem Rec. ist, wenn er noch zuweilen ein wissenschaftliches Buch in der Gelehrtensprache geschrieben erblickt: so traurig ist es ihm, diese Sprache so, wie in dieser Abhandlung, mißhandelt zu sehen; z. B. S. 31, non amplius *studemus ad* novum inveniendum et crudeliorem occidendi modum, S. 21. §. 18. furtum poena capitali non *arcendum* esse, welcher schöne Ausdruck S. 59 wieder vorkommt; S. 60. quaeritur, an furta, *cuius* poenam quis passus, in tertio sint computanda; Ausdrücke, wie z. B. acquisivit anstatt acquievit, Prosperus Farinacius, asserrere, commmisisse, attentitur, consumatum, wollen wir, obwohl sie öfters vorkommen, dem Verf. gar nicht zurechnen, da die Abhandlung von Druckfehlern so voll ist, daß man schon in dieser Hinsicht sie nicht ohne Aergerniß lesen kann. Eben so wenig will uns die Art des Verf. wenn er philosophiren will, gefallen; sie ist ganz nach der Hellfeldischen Manier, z. B. S. 7. §. 6, §. 29 und 30, in §. 53. S. 53. wo es heißt: Est vero Blasphemus et Atheista, qui emendandi possibilitatem facultatemque homini negaverit, et merito iure Calumniator totius populi appellatur, qui furem toto populo callidiorem, aut viginti milliones hominum ad quinquaginta vel centum sceleratos custodiendos insufficientes dicit etc. Nach der Schreibart des Verf. glaubten wir uns in die Zeiten seines Farinacius versetzt. Doch um uns nicht allein an die Schaale zu halten, gehen wir auch auf den Inhalt über, mit welchem uns der Verf. mehr befriedigt hat. In dem ersten Kap. gehen allgemeine Betrachtungen nebst einer kurzen allgemeinern Geschichte des deutschen peinlichen Rechts voran;

an; billig hätte auch von der römischen Gesetzgebung über den Diebstahl etwas vorausgeschickt werden sollen; den alten deutschen Gesetzen wird vor den römischen bey weitem der Vorzug gegeben; dieß kann Rec. zwar in Rücksicht auf den Unterschied zwischen dem ersten und wiederholten Diebstahl zugeben, welchen die römisch. Gesetze ganz außer Acht gelassen haben; wenn wir aber erwägen, wie leicht nach dem deutschen Rechte der Dieb sein Leben verwirken kann: so ist die einzige Novelle 134 Justinians, (freylich eines seiner besten Gesetze) mehr werth, als alle deutsche Gesetze, selbst die Karolinische H. G. O. nicht ausgenommen. In dem zweyten Kap. werden hierauf zuerst die Verordnungen der Bambergischen und Karolinischen H. G. O. mit den Uebersetzungen von Gobler und Remus vorangestellt, und nach diesem die Meinungen der Rechtsgelehrten über alle hier einschlagende Rechtsfragen, nur zu weitläuftig, immer mit ihren eigenen Worten angeführt; selbst Müller mit seinem Promtuar, welcher doch nie eine eigene Meinung äußert, ist mehrmals unter denselben bemerkt. Bey der Frage: ob schon bestrafte Diebstähle einzurechnen seyen, wird unrichtig Meister als der verneinenden Meinung zugethan, angegeben; nur wenn berechnet werden soll, ob alle Diebstähle zusammen auf die Summe eines großen Diebstahls sich belaufen, will er auf die schon bestrafte keine Rücksicht genommen wissen. Das dritte Kap. enthält die Meinung des Verf. über die mancherley zuvor bemerkten Rechtsfragen; meistens sind sie richtig, und aus guten Gründen entschieden. Aber als Probe, wie der Verf. seine Sätze entwickelt, und seiner Schreibart, setzen wir noch eine Stelle S. 51 hierher: Furtum in genere dicitur dolosa rei alterius ablatio lucri causa invito domino clam facta; ubi ergo talis ablatio, ibi furtum. Ablatio est actio circa rem alienam commissa; quoties haec actio, toties reiteratur furtum. Bene vero distinguendum est, actionem inter continuatam et reiteratam. Continuatur actio, quamdiu non altera, ab hac diversa, nec immediate primam adiuvans committitur. Actio igitur quaedam per alteram heterogeneam interrumpitur, si post secundam repetitur, reiterata est, non continuata. Ex hisce praemissis controversia de computando tempore in furto tertio dirimenda erit. Si quis igitur plures res uno animi impetu continuatim furatus fuerit, etsi per tres dies noctesque furari continuaverit, modo nullam aliam actionem

inter-

intermiscuerit, non nisi unum furtum commisit; posteriori enim casu post hanc actionem alterum furtum commissum non continuatum, sed reiteratum foret, quamvis minima temporis pars, una solummodo hora, e. g. edendo, dormiendo aut scribendo consumta interiecta fuerit, etc.

Die verworrene Lehre der ehelichen Güter-Gemeinschaft, systematisch bearbeitet von Philipp Karl Scherer, Marggräflich-Badischem Hofrathe. Mannheim, bey Schwan und Götz, Hof- und Akademie-Buchhändler. Erster Theil. 464 S. 8. (Nebst Vorrede, Inhaltsanzeige, und Verzeichniß von Druckfehlern.) 1 Rl. 12 gr.

Der Herr Verf. hat eine sehr schwere Arbeit übernommen, wenn er diese verworrene Lehre systematisch entwickeln will; und so wie wir an der Möglichkeit derselben beynahe verzweifeln: so glauben wir auch, daß der Herr Verf. damit nicht zu Stande gekommen sey; eine systematische Entwickelung hätte erfordert, daß der Verf. zuerst historisch den Begriff der ehelichen Gütergemeinschaft mit allen ihren Unterarten durch alle urkundliche Belege von ihrer ältesten bis zu ihrer neuesten Gestalt festgesetzt; sodann die dem Begriffe der Gattung und der einzelnen Arten unter allen ihren Modifikationen zukommenden Bestimmungen durch eine richtige Abstraktion ins Reine gebracht, ferner die besondern Arten der ehelichen Gütergemeinschaft genau von einander abgesondert unter einen allgemeinen Begriff gebracht, und so die Theorie dieser ganzen Rechtslehre in ihren allgemeinen und besondern Principien entwickelt hätte; allein dieß hat der Vf. nicht geleistet, und wir können es ihm, da wir die Sache bey der wenigen Philosophie, welche die alten deutschen Gesetze enthalten, für beynahe unausführbar halten, nicht verübeln; hingegen hat der Verf. für diese Lehre, so weit sie auf der Kenntniß der statutarischen Rechte und der praktischen Meinungen der Rechtsgelehrten über einzelne hier einschlagende Rechtsfragen beruht, brauchbare Materialien gesammelt, und gut geordnet. Der vorliegende erste Theil enthält zwey Hauptstücke: 1) vom Ursprung, den Eintheilungen und Eigenschaften der ehlichen Gütergemeinschaft überhaupt; 2) von den Kennzeichen und Wirkungen

der allgemeinen ehlichen Gütergemeinschaft. Das erste Hauptstück fängt sich gleich mit einer Definition der ehlichen Gütergemeinschaft an. Sie heißt, ein unzertheiltes Recht, welches beyden Ehleuten über ihr beyderseitiges gesammtes Vermögen, oder einen Theil, und den Genuß desselben der Ehe halber zusteht; es folgen hierauf die Eintheilungen derselben in die allgemeine und besondere, gesetzliche und vertragsmäßige; der allgemeinen in die ordentliche und außerordentliche; sodann der Ursprung, wo von der Urwelt angefangen, die Einrichtungen der Israeliten im Lande Kanaan, die Gesetze des Romulus, Lycurgus, selbst Platos in seiner erdichteten Republik bemerkt werden, und hiervon der Uebergang auf die ersten Spuren des alten deutschen Rechts gemacht, jedoch diese Geschichte nicht bis zu den neuen Gesetzgebungen durchgeführt, sondern sogleich zur Theorie geschritten wird; wobey denn besonders der Anfang der ehelichen Gütergemeinschaft, die Personen, bey welchen sie Statt findet, und ihr Zweck ausgeführt werden; besonders ausführlich und gut wird die Geschichte nach alten deutschen Gesetzen ausgeführt. Den Anfang der ehlichen Gütergemeinschaft nimmt zwar der Verf. im Zweifelsfall von der Zeit an, wo die neu Verlobten die priesterliche Einseegnung erhalten haben, worüber auch mehrere Statuten angeführt werden; er zeigt aber auch durch eine Menge anderer Statuten, daß solche bald die Beschlagung der Decke oder Beschreitung des Ehbetts, bald den wirklichen Beyschlaf erfordern, ja einige gar den Ablauf von Jahr und Tag, oder die Geburt eines Kindes; im Fall der Statutenkollision soll (§. 38.) der Anfang der Ehe nach den Statuten des Wohnorts des Mannes beurtheilt werden; auch der Adel, die fürstlichen Bedienten und graduirten Personen stehen in der ehlichen Gütergemeinschaft, nur die erstern nicht in Ansehung ihrer Lehnen und Stammgüter; die Landleute und Bauren nur, in sofern es die Qualität ihrer Güter zuläßt; die Juden sind nach §. 43. auch in der nach den Landesgesetzen eingeführten Gütergemeinschaft. In der allgemeinen Gütergemeinschaft ist alles eingebrachte und nachher erworbene Vermögen der Eheleute gemein, und sie stehen in dem genauesten und unzertrennten Sammteigenthum; was wieder durch eine Menge Statuten bestärkt, und gegen einige Einwürfe vertheidigt wird; sie erstreckt sich über alle Güter, Handlungen und Verbindlichkeiten; nur sind Güter ausgenommen, von welchen ein Ehegatte nur die Administration und Nutznießung hat,

hat, und welche er ohne des eigentlichen, oder Obereigenthümers, (wir würden setzen: ohne eines Dritten) Einwilligung nicht veräußern darf, und Güter, welche durch besondere Verträge von der Gütergemeinschaft ausgenommen worden; dagegen sind auch die außerhalb des Wohnorts der Eheleute gelegene Güter in der allgemeinen Gütergemeinschaft. Kein Ehegatte kann nach §. 58. ohne des andern Einwilligung etwas von Wichtigkeit über das gemeine Gut verfügen; doch hat nach den meisten Statuten (§. 59.) der Mann eine Art von Kuratel über die Frau, und eben daher auch vorzüglichere Rechte; die Frau aber kann (§. 68.) ohne ihres Mannes Einwilligung keine Kontrakte verbindlich eingehen, ausgenommen, was zu Führung des Hauswesens gehört, oder wenn sie mit dem Mann öffentlichen Handel treibt, oder sonst der Mann stillschweigend einwilligt; besonders sind in der allgemeinen Gütergemeinschaft alle in der Ehe gemachte, nach der Regel auch die eingebrachten Schulden aus dem Sammtvermögen beyder Ehegatten zu berichtigen; (§. 63 u. f.) jedoch ist diese Wirkung in einigen Ländern bald so, bald anders eingeschränkt; indem besonders viele Statuten der Frau das Recht eingeräumt haben, mit Zurücklassung ihres in der Gütergemeinschaft gehabten Vermögens sich mit ihrem künftigen Vermögen von Bezahlung der noch unberichtigt gebliebenen Schulden frey zu machen; was dann mit den Fällen, in welchen die Frau dieses Rechts verlustig wird, sehr gut ausgeführt wird. Den Kindern stehen an dem eingebrachten Vermögen der Eheleute gewisse Rechte zu, welche in §. 70. aus einem Miteigenthume hergeleitet werden. Als die Hauptwirkung der allgemeinen ehlichen Gütergemeinschaft nach getrennter Ehe wird in §. 71 aufgestellt, daß der Letztlebende der alleinige Eigenthümer des Sammtvermögens bleibt, folglich nicht als Erbe, sondern als Sammteigenthümer das Vermögen allein bekommt. Die Zweifel dawider werden beantwortet, und sodann der Grundsatz weiter ausgeführt, je nachdem die Ehen kinderlos, oder Kinder aus denselben vorhanden sind; bey kinderlosen Ehen ist es die Regel, daß dem Letztlebenden allein das Sammteigenthum zufällt, was mit vielen Statuten belegt wird; die Regel aber hat ihre Ausnahmen: 1) wenn ein Ehegatte über einen Theil des Sammtvermögens durch letzten Willen verordnet, was jedoch anders nicht, als mit Einwilligung des andern Ehegatten geschehen solle; oder 2) wenn das Theilrecht durch besondere Gesetze

eingeführt ist, welches dann nach den angeführten Statuten wieder mancherley Modifikationen hat; wo 3) das Fallrecht eingeführt ist, unter welchem hier das Recht verstanden wird, nach welchem, wenn ein Ehegatte vor dem andern abstirbt, das Eigenthum der liegenden Güter, welche dem Verstorbenen von seinen Aeltern oder Anverwandten angestorben und angefallen sind, auf dieselbe wieder zurückfällt, wobey die unterschiedene Beschaffenheit und Rechte der Fallgüter mit Anführung vieler Statuten erläutert werden, besonders der Beysitz auf denselben, und die Rechte und Verbindlichkeiten des Beysitzers wegen derselben, vornehmlich in Beziehung auf vorhandene Schulden, und endlich der Unterschied des gesetzlichen vom paktirten Beysitz gezeigt wird. Sind Kinder aus der Ehe vorhanden: so wird dennoch der Ueberlebende Alleineigenthümer des Sammtvermögens, und bleibt in dessen Besitz, die Kinder haben gegen ihn keine weitere Rechte, als zuvor gegen beyde Aeltern, und sitzen in der Were; nur wenn der Ueberlebende zur zwoten Ehe schreitet, muß er nach vielen Statuten seinen Kindern erster Ehe einen Ausspruch reguliren; welchen er aber oft Lebenslänglich einbehält. Diese Wirkung der allgemeinen Gütergemeinschaft aber leidet Einschränkungen 1) durch das Verfangenschaftsrecht der Kinder, welches auf gleichen Grundsätzen, wie das Fallrecht im ersten Falle beruht, dessen mancherley Modifikationen durch Statuten erläutert werden; es bezieht sich auf die ererbten liegenden Güter beyder Ehegatten nach des einen Absterben, und ist kein Erbfolgerecht, sondern aus dem sammteigenthümlichen Familienrechte herzuleiten; es ist nur ein bedingtes Recht auf den Fall, wenn der letztlebende Ehegatte vor den Kindern stirbt, und nicht zu seiner äußersten Noth die verfangenen Güter anzugreifen nöthig hat; 2) durch das Repräsentations- oder Theilrecht; daß es angenommen wird, daß die Kinder in die Stelle des verstorbenen Ehegatten eintreten, woraus eine prorogirte Gütergemeinschaft entsteht, schreibt der Verf. einer ungeschickten Anwendung des römischen Rechts zu, welche jedoch nun fast aller Orten angenommen ist; allein es ist gewiß älter in Deutschland, als die Aufnahme des römischen Rechts; nach demselben ruhet aber das Erbfolgerecht so lange, als der Letztlebende nicht seinen Wittwenstand verändert, oder die Gütergemeinschaft aus einem andern gesetzlichen Grund aufgehoben wird; der Letztlebende bleibt dabey in den

Gütern sitzen, und die Kinder können ihn zu keiner Theilung zwingen; er behält die Administration des Sammtvermögens, und ist in der Regel nicht verbunden, sich inventiren zu lassen, und Kaution zu leisten, ausgenommen, nach vielen Statuten, wenn er wieder heyrathet; er kann auch über das, was ihm aus dem Sammtvermögen bey einer Theilung zufallen würde, frey durch letzten Willen verordnen. Noch wird von den Rechten und Verhältnissen der Kinder, mit dem letztlebenden Ehegatten, und von den während dem Wittwenstand gemachten Schulden gehandelt; die Kinder sitzen in der Were, und haben noch nichts Eigenes, außer was ihnen sonsten angefallen, oder sie mit Einwilligung ihrer Aeltern erworben haben. Endlich von den Arten, wie die allgemeine Gütergemeinschaft aufhört, durch Absterben des letztlebenden Ehegatten, oder Absonderung der Kinder, welche jenem in der Regel frey steht, und die Vertheilung des Sammtvermögens mit den Kindern; zu welcher der Letztlebende entweder freywillig sich entschließt, oder gesetzlich genöthigt ist, wenn er zu einer weitern Ehe schreitet; oder wegen Verschwendung, oder einiger andern in besondern Gesetzen bestimmter Ursachen. Es wird ferner von der Inventirung, welche vor der Vermögenstheilung vorangeht, und den dabey nöthigen Vorsichten, von der Einwerfung des Vorempfangs, von Berichtigung der vom Aktivvermögen abzukürzenden Schulden, dann von der Theilung selbst gehandelt, wobey die Grundlage vorzüglich diese ist, daß der letztlebende Ehegatte seinen Antheil nach sammteigenthümlichen, die Kinder aber nach dem Erbfolgerecht zu beziehen haben; wobey dann einige Statuten dem letztlebenden Ehegatten die Wahl lassen, wie er die Theilung vornehmen wolle; sonsten aber zwischen dem Letztlebenden und seinen Kindern die Theilung zur Hälfte geschieht; jedoch bekommt nach einigen Statuten der Letztlebende, besonders der Mann mehr, nach andern aber weniger, oft nur einen Kindstheil, was jedoch im Zweifelsfall nicht vom Sammtvermögen, sondern nur von der Hälfte des Antheils des Verstorbenen anzunehmen ist. Endlich werden sehr gut die Wirkungen der Abtheilung des Sammtvermögens, deren Unterschied von der gänzlichen Abfindung der Kinder von allen ihren Ansprüchen auf das Vermögen beyder Aeltern, und die Einkindschaft als ein Mittel, der Abtheilung des Sammtvermögens vorzubeugen abgehandelt, und der folgende Theil wird

wird ohne Zweifel die Lehre von der besondern Gütergemeinschaft unter Eheleuten enthalten.

Emb.

Arzneygelahrheit.

Pharmacopoea Wirtembergica in duas partes divisa, quarum prior materiam medicam historico-physico-medice descriptam, posterior composita et praeparata etc. exhibet. — Editio sexta, aucta et emendatior. Stutgardiae, impensis Löflundi. Der erste Theil XV und 132 Seit. der zweyte Theil 224 Seit. Folio. 3 Rg.

Nach der Vorrede kannte man den Tadel, welchen die vorige Ausgabe in den kritischen Schriften erfahren hatte, sehr wohl; man lächelte aber mehrmals darüber, daß die Kritik ihr gerade eben das zum Vorwurf gemacht, was in der Vorrede zu jener Ausgabe selbst eingestanden, und die Gründe angegeben worden, warum man nicht alles Ueberflüßige, Unpassende und Ungereimte weggelassen habe. Es ist billig, diese Gründe aus der Vorrede zur fünften Ausgabe, welche dieser neuen wieder vorgedruckt ist, kurz hier anzuführen: das Wirtembergische Dispensatorium sey kein Werk des jetzigen Zeitalters; man liefere nur eine neue Ausgabe eines schon lange in den Apotheken angenommenen Dispensatoriums, das den Aerzten und den Apothekern gleichsam zum Lexikon diene, worin die alten, ehemals bis zum Himmel erhobnen Formeln, von denen aufgesunden werden können, die sich die meisten alten und neuen Apothekerbücher nicht anschaffen wollen oder können; vieles habe man auch bloß des gewöhnlichen Handverkaufs wegen beybehalten; und dann sey das Urtheil der Aerzte über die Wirksamkeit oder Untauglichkeit dieses oder jenes Mittels auch sehr verschieden, es trete also oft der Fall ein, daß hier oder da ein Arzneymittel nach der alten Vorschrift verlangt werde, und wenn es nun entweder ganz fehle, oder nach einer andern Vorschrift bereitet sey: so gebe dieß nur zu allerhand Verwirrungen, Streitigkeiten und Betrüge-

trägereyen Anlaß; überdieß habe man die entbehrlichen oder untauglichen Arzneyen in der vorigen Ausgabe durch Schwabacher Druck, in der jetzigen durch ein Sternchen bezeichnet, und es werde auch von den Apothekern, zumal kleiner Städte, gar nicht gesetzlich gefordert, daß sie diese bezeichneten Mittel vorräthig haben sollten. Allerdings haben diese Gründe einen Schein für sich; besonders ist es unwidersprechlich wahr, daß sehr viele Aerzte nicht mit ihrer Kunst fortgehen; sondern bey ihren akademischen Heften stehen bleiben, daß also die Apotheker selbst in den Ländern, wo die geläutertsten und gepriesensten Dispensatorien eingeführt sind, sich doch genöthiget sehen, auch eine Menge alter, aus dem Dispensatorium verwiesener Arzneymittel vorräthig zu haben; aber so wahr diese Bemerkung auch ist: so berechtiget sie doch die Männer, welchen das Departement der öffentlichen Gesundheitspflege in einem Staate übertragen ist, noch lange nicht, sich so weit zu dem alten Sauerteig herab zu lassen, daß sie noch für die Mittel zu seiner Existenz und Fortdauer Sorge tragen! Es ist der Ehre, und selbst auch der Pflicht der öffentlichen Gesundheitsbeamten entgegen, den obsoleten Aerzten den Weg zu ebnen! Beschwerden und Zänkereyen über den Mangel eines untauglichen und ungereimten Arzneymittels in der Apotheke können leicht und müssen ernstlich niedergeschlagen werden; und um den Betrügereyen vorzubeugen, die sich habsüchtige Apotheker gegen die Liebhaber veralteter und ungereimter Arzneyen zu Schulden kommen lassen mögen, könnte ein besonderes Glossarium der obsoleten Heilmittel abgefaßt und öffentlich bekannt gemacht werden; dieß möchte noch den Nebenvortheil haben, daß mancher Arzt sich dieses Glossariums schämen, und das neue bessere Dispensatorium mehr studiren würde, als er ohne diese öffentliche Bezeichnung thut. Rec. ist überzeugt, daß das Wirtembergische Dispensatorium, eben darum, weil es von Alters her, in so großem Kredit bey den Apothekern steht, und bey seinen fünf neuen Auflagen, doch mit den Aufklärungen in der Heilkunde und in der Pharmacie nicht gleichen Schritt hielt; sondern immer noch den Vorurtheilen und dem Aberglauben fröhnte, große Schuld daran hat, daß man in dem praktischen Apothekerwesen noch so viele Jahre hinter der neuen verbesserten und geläuterten Pharmacie zurück ist. Nach der eigenen Erklärung des Herausgebers (Herrn Rath Christian Friedrich Jägers), darf Rec. diese sechste Auflage des Wirtembergischen Dispensato-

sato-

satoriums nicht nach den Grundsätzen der jetzigen gesunden Pharmacie beurtheilen; sondern er muß es als ein altes Gebäude betrachten, an welchem die auffallendsten, und nicht im mindesten mehr haltbaren unschicklichen Partieen abgetragen, und dagegen manche Verbesserungen und Eigenthümlichkeiten der neuern Baukunst angeflickt worden! Diese neue Ausgabe unterscheidet sich von der fünften 1786 erschienenen unter andern auch darin, daß die altväterischen Mittel bloß mit einem Sternchen bezeichnet sind. Rec. möchte diesen Unterschied für keinen Vorzug erklären; bey den kleinern Lettern, womit sie in der vorigen Ausgabe bemerkt waren, war die Kohle schwärzer, also, wie es recht und billig war, in die Augen fallender. Aus der jetzigen Ausgabe sind: essent. lumbricor. terrestr., millepedum, mumiae purific. Claud., extr. opii per fermentat., pulv. contra casum; tinct. mart. caerulea Ettneri, metallor., Syr. Porellae etc. weggelassen. Viele Beschreibungen der einfachen Mittel im ersten Theile sind verbessert, und bey vielen die Kennzeichen der Güte und der Verfälschung, zuweilen auch die Mittel beygefügt worden, welche man dafür substituirt. Im zweyten Theile sind die neuen verbesserten Bereitungsarten öfter angeführt als in der vorigen Ausgabe, und bey den salzigten Mitteln sind die Unterscheidungszeichen derselben angegeben. Auch ist in beyden Theilen die Angabe der Heilkräfte besser modificirt und vorsichtiger abgefaßt, als in den vorigen Ausgaben. Besonders hat der H. H. dafür gesorgt, daß jetzt diejenigen Arzneymittel, welche in die letztere Ausgabe noch nicht aufgenommen waren, die aber doch dem H. H. der Aufnahme würdig schienen, an ihren Stellen eingerückt worden sind. Zwar sagt der H. H. in der Vorrede: es scheine weniger der Mühe werth, von den Mitteln zu reden, die weggelassen, als von denen, die neu aufgenommen worden; indessen glaubt Rec. es verdiene doch hier angemerkt zu werden, daß es der H. H. noch für gut hielt: lac lunae, lithomarga, lapis aquilae, asbestus, bufonites, lapis lyncis, selenites, die lapides pretiosi, vitrum venenatum, blatta byzantina, dentalia, entalia, umbilicus marinus in einem 1798 neu herausgegebenen Dispensatorium zu dulden. Freylich sind diese Dinge mit dem mißbilligenden Sternchen bezeichnet; aber die Ursachen, warum er sie nicht ganz wegstrich, da sie zu keinem andern Endzweck als zum abergläubischen oder unsinnigen Arzneygebrauch beybehalten

seyn

seyn können, sind immer die Arzneykunst und die Aerzte entehrend. Noch auffallender ist es, daß sogar der weiße Hundskoth, die Hirschruthe, Wallfischruthe, Menschenhirnschaale, Pferdegeilen, der gebrannte Igel, das Bocksblut, die gebrannten Schwalben, die Schwalbennester, der gebrannte Hase, die Hasensprünge, die Seemäuse, die Aalrippengräten, das Hirschkreuz, der Pfauenkoth, die gebrannten Maulwürfe, die Ochsenruthe, u. dergl. noch in einem 1798 gedruckten Dispensatorium genannt, und ihnen sogar jetzt noch die Heilkräfte beygeschrieben werden konnten, welche ihnen die dickste Unwissenheit, der roheste Aberglaube, und der schimpflichste Unsinn, sonst beymaaß; wahrhaftig in einem Lande, wo ein Kollegium medicum sich jetzt noch genöthigt sieht, bey der neuen Ausgabe des Landesdispensatoriums noch solche Dinge darin zu dulden, muß es um das Medicinalwesen, um die Staatsarzneykunde und um die medicinische Aufklärung sehr ärmlich und traurig aussehen! Es bedarf wohl nun der Bemerkung nicht, daß es im medicinischen Pflanzenreich nicht besser aussehe, als im medicinischen Mineral- und Thierreich; die besternten, also gemißbilligten Pflanzenmittel will Rec. als verwiesen betrachten; aber was sollen unter den unbesternten, also empfohlnen und für unentbehrlich erklärten: die rad. acetosae, acori vulgaris, anthorae, apii palustris, betae rubrae, buglossi, caryophyllatae aquat., cichorei hortens. cucumeris sylvestris, gentianae nigrae, hyosciami albi et nigri, olsnitii, petasitidis maior., phu pontici, pimpinellae nigrae, rapae, saniculae, tragopon. pratens.? Die herba alceae, alsines mediae, balsamitae, bellidis minoris, calaminth. vulgar. und montan., crassulae, cupressi, ebuli, myrti, nepetae ophioglossi, pentaphylli lutei, scabiosae, soldanellae? Die flores calcatrippae, scabiosae, stoechadis, tunicae hortensis? Die semina acetosae, agni casti, althaeae, angelicae sativ., atriplicis hortens., basilici, cichorei hortensis, endiv. alb., genist. angul., lactucae sativ., malvae, milii solis, otobi, raphani, sambuci, seseli, Sophiae chirurg., violar. purpur.? Die corna, die baccae hederae, und sorbi torminalis, und die tribuli aquatici? Das lignum asphalti und buxi, und der fungus sambuci? Unbegreiflich ists, daß neben diesen unbesternten oder gebilligten Pflanzenmitteln, die rad. cassummaniar., doronici pardalianch., dentariae maior., parei-

rae

nae bursae, botryos, oder chenopod. mexican., verbenae vulgaris, die flores balaustiorum, lilior. convall., das semen melonum, die nuces ben, baccae ribes. nigr., das gummi copal, und der fungus melitensis bestreut, und also gemißbilliget werden konnten! und daß semen xanthii, baccae sorbi aucupar., vitis ideae, und mororum, fol. aquifol. und taxi, cortex Switeniae oder mahagon, und turiones pini ganz fehlen? Gern würde Rec. auch in das Detail von den Beschreibungen der einfachen Mittel eingehen, um mehr oder minder wichtige Mängel derselben zu zeigen; z. B. daß bey fol. laurocerasi, violae tricolor., onopordi acanth. u. s. w. die Beschreibung ganz fehlt; daß bey einigen wichtigen Mitteln z. B. im Pflanzenreiche bey der rad. filicis und rad. valerianae die Abarten nicht fest bestimmt sind; welche eigentlich allein officinell seyn müssen; daß bey einigen nicht die ähnlichen Pflanzen, womit diese oft verwechselt oder verfälscht werden, und die Unterscheidungsmerkmale derselben angegeben sind; z. B. bey hb. aconiti, verbasci; aber er muß den Raum schonen. Ueber die Bestimmung der Arzneykräfte der einfachen und auch der zusammengesetzten Mittel mag Rec. sich gar nicht einlassen; es ist nicht anders möglich, sie können in einem Dispensatorium nur verstümmelt, und nicht genau angegeben werden, sie gehören gar nicht in ein solches Werk, können in selbigem niemals nützen, öfters aber schaden. Im Allgemeinen gilt über den zweyten Theil dieses Dispensatoriums, welcher die Vorschriften zur Bereitung der zusammengesetzten und der chemischen Arzneymittel, eine verstümmelte Angabe ihrer arzneylichen Wirkungen; aber nicht der Merkmale ihrer Aechtheit und Güte enthält, dasselbe Urtheil, welches eben über den ersten gefällt wurde; es wird darin neben den guten zweckmäßigen und unentbehrlichen Arzneyen, eine Menge schlechter, obsoleter, untauglicher angeführt. Zwar hat der H. H. unter seine Invaliden, auch fast alle guten, neuen Zusammensetzungen und Zubereitungen aufgenommen, und Rec. wundert sich, daß er unter dieser Zahl nicht auch acetum concentratum, aethiops martialis, calx salita, acidum phosphori, sapo jalappae, tinctura rhei dulcis, und noch einige andere fand; aber wahrlich sie müssen sich noch einer großen Menge ihrer Nachbarn schämen, die das Zeichen der Verwerfung, das Sternchen, nicht an ihrer Stirne tragen; z. B. der aq. dest. ari, beccabung., artemisiae, hederae terrestris, veronicae, nymphaeae,

phaeae, paeoniae, primulae veris, bacc. lauri, lign. rhodii, cort. cascarill. und winteran.; fructus alkekengi, des aq. hysteric. loch. sani et experti, und aq. physagog.; der empl. de bacc. lauri, de betonica, diabotan., Blondel., divin., ad fractur. et luxat., pro hernios., regii Burrhi. incogniti, de scrophularia, und splenetic.; der extr. hederae terrestr., plantag., rutae, veronicae, aristoloch. clemat. rotund. und longae, turpethi, croci, lign. aloes und sennae! Rec. müßte zu viel Raum verderben, wenn er so aus den 30 Vorschriften zu Pillen, den 80 zu Pulvern, den 115 Elixiren (worunter 7 elix. propriet. befindlich!) Essenzen und Tinkturen, den 90 Syrupen, 24 Trochisken, den 60 Salben, und den 40 zu Species, nur die nicht besternten hier namhaft machen wollte, welche entweder ganz verwiesen werden sollten, oder doch einer wichtigen Verbesserung bedürfen. Einige Vorschriften verdienen zwar das Sternchen, oder die Mißbilligung, so wie sie da stehen; statt derselben hätte aber, weil sie Volksmittel sind, also öfters von den Apothekern verlangt werden, eine verbesserte und zweckmäßige Vorschrift angeführt werden sollen, z. B. elect. mithridat. Damocr., elect. s. requies Nicolai, elect. theriacae Androm., pulv. epilept. Marchion., specif. cephal. Michael. Warum mag bey so vielen schlechten nicht gemißbilligten Vorschriften der balsam. locatelli die globuli moschat., essent. catechu etc. besternt worden seyn? Von vielen Mitteln, z. B. aqua phagaedenica, balsam. Arcaei, arcan. duplicat., balsam. ophthalm. St. Yves., extr. aconiti und belladonnae, extr. pahchymagog., infus. laxativ. Vienn., merc. praecip. alb., magnes. alba, naphta nitri, ol. tart. per deliq., ol. myrrhae per deliq., phosphorus, pulv. temperans, und galactopoeus, sapo medicatus etc. hätten doch bessere Bereitungsarten angegeben werden können und sollen; die angeführten sind theils sehr altväterisch, theils sehr unchemisch, und alle dem Geiste der jetzigen Pharmacie entgegen. Wo neben der alten Bereitungsart auch eine oder mehrere neuere angeführt sind, ist oft, z. B. bey butyr. antimon. spir. sal. dulcis, sulphur. antimon. aurat. liquidum, nicht bestimmt, welche die bessere sey. Damit der zweyte Theil doch auch wie der erste seine Dreckarzneyen habe: so enthält er das aq. flor. omn. (aus Kuhfladen) aq. hirudinum cum und sine castoreo! Sonderbar, daß zwar fünf besondere Vorschriften von pulv. sternutator. angegeben; aber alle 5 be-

 sternt

stern, also gemißbilligt sind, ohne daß eine bessere Vorschrift angegeben wäre! Rec. las im vorigen Jahre (1799) in den Erfurtischen gelehrten Zeitungen eine sehr günstige Anzeige von dieser neuen Ausgabe der Pharmacopoea Wirtemberg.; die Leser mögen nun entscheiden, ob die namentliche Unterzeichnung der Rec. immer der Wahrheit und der Kunst treu und nützlich sey!

Ebh.

Lippisches Dispensatorium. Aus der lateinischen Urschrift verdeutscht, verbessert und vermehrt, von dem Herausgeber, *Joh. Christ. Scherf*, D. etc. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandl. 1799. *Erster Theil.* 450 S. gr. 8. 1 Rg. 12 gr.

Diese Uebersetzung ist 170 Seiten stärker als die Urschrift. Hieran nimmt zwar die Sprache selbst einigen Antheil; allein den vorzüglichen die Vermehrung des Inhalts, wodurch die deutsche Ausgabe dieses schätzbaren Apothekerbuchs vor der Urschrift einen unläugbaren Vorzug verdient. In der Urschrift waren einige Artikel aus der Lippischen Medicinalordnung über das Apothekenwesen abgekürzt oder ausgelassen, welche hier aber völlig abgedruckt sind. Sehr viele Zusätze bey der Beschreibung der Kennzeichen, Güte, Verfälschung, Zubereitung und Unterscheidung roher Arzneymittel mit ähnlichen, dienen zur bessern Belehrung der Leser und wahren Verbesserung des Buchs. Verschiedene rohe Arzneyen sind noch eingeschaltet, als beym Eisen der Hammerschlag, cortex chinae regius, cortex Geoffroyae Surinamensis, herba Chenopodii mexicani, folia taxi, siliqua Vanillae, resina elastica; andere, als herba Atriplicis olidae, herba Rhododendri officinalis, flores liliorum convallium, muscus pyxidatus, balsamus nucistae, terebinthina cocta, butyrum insulsum weggelassen. Der Druck ist im Ganzen sehr korrekt. Nur S. 126 ist durch Weglassung einiger Hauptwörter die Beschreibung der Knoblauchswurzel ganz unverständlich geworden. Rec. erlaubt sich, noch einige Bemerkungen zuzufügen, die ihm beym Durchlesen des Buches sich aufdrangen; z. B. beym Schwerspath steht S. 67.

68:

68. die Methode, ihn vom metallischen Gehalte zu reinigen, sehr richtig und genau angegeben. Sollte es aber nicht besser seyn, die Apotheker vor diesen metallhaltigen Arten durchaus zu warnen, da die Reinigung eine große Vorsicht erfordert, welche nicht allen Apothekern eigen ist, und nur den von Natur ganz reinen Spath in Officinen zu dulden? — Beym Vitriolöl, wo S. 108 die Rede von der Probe ist, ob der sich darin befundene Niederschlag ein Bleykalk sey, kann man die Salzsäure als reagens wohl nicht anwenden, weil sie bekanntlich das Bley nicht so auflöset, daß daraus eine Flüssigkeit würde, die mit Leberluftwasser sich weiter prüfen ließe. Der Essig könnte hier viel mehr thun, besonders im Essigneutralsalze, wodurch der Bleyvitriol zersetzt, und ein Bleyzucker dargestellt wird. — Die Salpetersäure sollte jetzt doch nicht mehr zu den Mineralsäuren gerechnet werden. — S. 120 beym sauren Salzgeiste steht noch die Probe auf beygemischte Vitriolsäure vermittelst des Bleyzuckers, welche aber gar nichts entscheidet, weil das Bley von der Salzsäure selbst, und zwar als Hornbley gefället wird. Der Zusatz von der Probierart mit salzsaurer Schwererde war daher um desto nöthiger. —

Mr.

Versuch einer Anleitung zum Gebrauche der warmen Mineralquellen zu Töpliz von W. L. Ambrozi, d. f. K. d. W. u. d. Arzneykunde Doktor, Hochfürstlich-Clarischen Badearzt. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung. 1799. 9 Bog. 12 gr.

Herr Ambrozi lieferte, wie bekannt, eine physisch-chemische Beschreibung der bekannten und berühmten Bäder in und um Töpliz, welche bereits von einem andern Rec. in einem der vorigen Bände dieser Bibliothek ist angezeigt worden. Er versprach auf diese Untersuchung einen zweyten praktischen Theil folgen zu lassen, wurde aber durch mancherley unangenehme Umstände abgehalten; als er wieder an die Arbeit kam, fand er sie zu weitläuftig, und lieferte diese Anleitung, welche gewiß jeden Brunnenarzt und Brunnengast interessiren

wird. Wir können hier weiter keinen Auszug geben, als nur eine genaue Uebersicht seines Plans mittheilen, da wir gewiß hoffen dürfen, daß dieses Buch allgemein werde gelesen werden. In der dem Werke selbst vorausgeschickten Einleitung, liefert er das Nöthigste über den Gebrauch der Bäder überhaupt, und bestreitet die noch in dieser Hinsicht gangbaren Vorurtheile. Das erste Kapitel zeigt die allgemeinen Wirkungen der Töplitzer Bäder. Hier liefert er ein Verzeichniß derjenigen Krankheiten, in welchen sich diese Bäder, nach denen bisher angestellten Erfahrungen wirksam bewiesen haben. Er führt hier, die von ihm im ersten Theile erwiesenen Bestandtheile der Töplitzer Bäder auf, und bestimmt nach diesen die Wirkungen dieser Bäder. Die Rheumatalgien und chronischen Rheumatismen machen die vorzüglichsten Krankheiten aus, gegen welche diese Bäder mit Nutzen gebraucht werden; dann Lähmung und Schwäche, Kontrakturen, Steifigkeiten, Krämpfe und Konvulsionen, Krankheiten des Unterleibes, Steinschmerzen, chronische Hautausschläge, und mehrere Krankheiten der Weiber. Nachtheilig sey der Gebrauch dieser Bäder in der Schwindsucht, Wassersucht, in abzehrenden Fiebern, Wechselfiebern, bey Blutungen, Bluthusten, Blutbrechen. Das zweyte Kapitel handelt von denen den Gebrauch dieser Bäder gewöhnlich begleitenden Zufällen, und dadurch bewirkten sinnlichen Veränderungen. Dahin rechnet er vermehrte Schmerzen; diese ereignen sich gewöhnlich die ersten 10 Tage, in leichtern Fällen dauert der vermehrte Schmerz selten über 8 Tage, er nimmt dann allmählich ab, bis zum völligen Aufhören. Je früher sich der vermehrte Schmerz einfinde, je heftiger er werde, um so geschwinder und zuverläßiger erfolge die gewünschte Genesung; schlimm sey es, wenn sich nach 4 bis 5 Wochen noch keine Veränderung zeige. 2) Abgeschlagenheit, ein Gefühl von Schwäche. 3) Vermehrte Ausdünstung, oft sey sie ganz überflüßig zur Heilung. 4) Abmagerung, als Folge der unterhaltenen Schweiße, der Sommerhitze, der stärkern Bewegung. 5) Röthe der Haut. 6) Ein verhältnißmäßiger Grad der Empfindlichkeit gegen ein kälteres Medium; sie finde nicht allein während der ganzen Badekur statt; sondern währe auch eine längere Zeit nach derselben. 7) Badeausschlag, er bestehe hier theils in weißgelblichten, theils röthlichen sehr kleinen, oft ziemlich eiternden Pusteln, die aufgerieben etwas Feuchtigkeit geben, dann bren-

brennen, sonst von selbst wieder eintrocknen, und sich abschuppen; nicht selten ist er dem Nesselausschlag, oft kleinen Krätzpusteln ähnlich. Er stehe oft nur wenige Tage, er komme in Töplitz nicht sehr häufig vor, man bade auch nicht bis zur Erscheinung desselben, er werde oft ganz vermißt auch bey dem glücklichsten Erfolg, und komme oft ohne Erleichterung. A. hält ihn für ein Nebensymptom; als Ursache, bald die Empfindlichkeit der Haut, bald eine unverhältnißmäßige Wärme des Bades, bald krampfhafte Verschließung der Hautgefäße, bald unterdrückte Ausdünstung nach Erkältung. 8) Neigung zum Schlafe. 9) Schlaflosigkeit. 10) Neigung zur Verstopfung, um dieses zu vermeiden, empfiehlt er immer vor dem Baden ein Glas Bilinersauerbrunnen. Das dritte Kapitel beschreibt die in Töplitz gebräuchlichen Arten zu baden, Troschels Bademethoden, die dortigen Badeanstalten; er rühmt hier das Dampfbad und das absolute Beizbad, und verwirft mit Recht die von Troschel vorgeschlagene Verbindung des Töplitzer Mineralwassers mit andern. Mehr verspreche die von Troschel vorgeschlagene Verbindung der Elektricität mit diesem Bade. Das vierte Kapitel handelt von Hausbädern und einigen Vorzügen der Bäder an der Quelle. Er bestimmt genau die Fälle, wo warme Bäder indiciret sind, und die Vorzüge der Bäder an der Quelle; diese sind 1) die Grösse; 2) weil bey den warmen Bädern ein guter Theil der natürlichen Wärme verloren geht; so wie auch kohlensaures Gas. Rathsam seyen die Hausbäder 1) bey solchen Kranken, wo man noch nicht weiß, ob ihnen die Töplitzer Bäder bekommen, man müsse bey solchen mit Hausbädern den Anfang machen; 2) bey solchen, die sich noch niemals der warmen Mineralbäder bedient haben; 3) die, so zu schwach, sehr reizbar und empfindlich gegen die Wärme sind; 4) die außer jenen Zufällen, gegen die das Töplitzer Bad wohl angezeigt ist, zugleich mit Nebenzufällen behaftet sind; ferner seyen die Hausbäder heilsam, bey Lähmung, Blutschlagflüssen, und bey furchtsamen sehr ekelhaften Personen. Im fünften Kapitel handelt er von ganzen und halben Bädern, und vom Verhalten im Bade; er warnt hier mit Recht vor dem gleich anfangs heißen Baden, und giebt die nöthigen Regeln beym Baden. Im sechsten Kapitel beantwortet er folgende Fragen: a) Ist es vortheilhafter, mehr als einmal des Tages zu baden? b) Welche Zahl der Bäder macht eine Badekur

 aus?

aus? c) bestimmt er die Dauer des Badens, und theilt d) die Bäder nach der Temperatur ein. Das siebente Kapitel enthält Einiges zur Würdigung der warmen Bäder nach Martens und Marcard mit Anwendung auf Töplitz. Das achte Kapitel handelt von dem Bade in Absicht auf den Schweiß, den Schlaf, die Bewegung und die Diät. Er behauptet mit Recht, daß man sich in Bestimmung dieser Punkte nach der individuellen Beschaffenheit des Kranken richten müsse. Das neunte Kapitel handelt von der Wahl der Jahreszeit zum Gebrauch der Töplitzer Bäder. Das zehnte von der Vorbereitung zum Töplitzer Bade und dem Nachtheile der gewöhnlichen Vorbereitungsarten. Das eilfte Kapitel beantwortet die Frage — warum entsprechen die Wirkungen der Töplitzer Bäder nicht immer der Erwartung der Kranken? Er findet hiervon mit Recht die Ursache in dem Betragen des Kranken selbst, dem unordentlichen und übertriebenen Gebrauch der Bäder. Das zwölfte Kapitel handelt von dem nöthigen Verhalten nach der geendigten Badekur in Töplitz. Zuletzt untersucht er die Frage: ob man sich zur Nachkur kalter Flußbäder bedienen solle; welche Frage er auf jeden Fall verneinend beantwortet. Das dreyzehnte Kapitel handelt von dem Trinken der Töplitzer Mineralquellen, besonders der Gartenquelle.

Annalen des Seebades von Doberan vom Sommer 1799. Zur Fortsetzung der Berichte der vorigen Jahre, von S. G. Vogel. Rostock, 1800. 4 Bog. 8. 6 ℋ.

Diese in Hinsicht des nun schon ziemlich bekannten Seebades zu Doberan interessante kleine Schrift enthält zuerst einige nöthige Regeln in Ansehung des Badens; dann einige Nachrichten von den Lustbarkeiten, welche im Sommer 1799 vorfielen, zuletzt 11 Geschichten von einigen durch das Seebad geheilten Krankheiten. Es waren 650 Personen in Doberan, davon badeten 220 nur mäßig. Einige bekamen wieder Jucken auf der Haut oder nesselartige und andere Ausschläge; welches heilsam ist. Manche wurden nach dem Baden müde, wo man mit der Bewegung bis zur gehörigen Erwärmung fortfahren muß. Andern wurde der Kopf mehr

oder

oder weniger eingenommen. Dieß erfordert mehr Aufmerksamkeit, wenn das Baden dem Zustand angemessen ist, und alles genau befolgt wird, diese Wirkung auf den Kopf nach jedem Bade sich einstellt, nicht gering ist, und nicht etwa zufällige Ursachen, als Leibesverstopfung, daran schuld sind. Den Damen bekam im Durchschnitt das kalte Bad besser. Einige bekamen ohne weitere Folgen blaue Flecken auf der Haut. Unter die neuern Verbesserungen gehört das Pumpenwerk am heiligen Damm, auch wird noch eine neue Douche angelegt.

Mp.

Schöne Wissenschaften.

Abraham Gotthelf Kästners zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle. Erste Sammlung. Frankfurt und Leipzig (ohne Jahrzahl und Verlag) 142 S. X S. Inhalt. 8. — Zweyte, mit Genehmigung des Verfassers veranstaltete Sammlung. Frankfurt und Leipzig, bey Schellenberg. 1800. 240 S. XX S. Inh. 8. 20 gr.

Der erste Theil ist bloß eine neue Auflage einer im J. 1781. (nicht 1782.) ohne Kästners Vorwissen gemachten Sammlung, welche in der alten A. D. B. im L. Bande S. 442. angezeigt ist. Ueber die zweyte Sammlung sagt Herr K. W. Justi, in einer im Jun. 1800. zu Marburg datirten Vorrede, sie sey mit Kästners Vorwissen gemacht worden. Das kann wohl seyn. Aber Kästner hat gewiß diese Sammlung nicht gesehen; sonst würde er Manches gewiß weggestrichen haben. Nicht einmal kann Kästner gefragt worden seyn, ob alle in der ersten Sammlung gedruckte Epigramme wirklich von ihm wären; denn es sind einige nicht von ihm und doch hier wieder abgedruckt, welches doch sehr zu tadeln ist. So haben sich auch in der zweyten Sammlung mehrere Epigramme eingeschlichen, die keineswegs von Kästnern sind. Z. B. die S. 129 befindliche Plattitüde ist von einem der elendesten Schriftsteller, von Cranz. Daß der Herausgeber übrigens ganz ohne Wahl, viel ganz schlechte und niedrige Späß-

chen, die wohl von Kästnern seyn mögen; aber nicht verdienten aufbehalten zu werden, einrückte, macht seiner Beurtheilungskraft eben so wenig Ehre, als seiner Selbstkenntniß, daß er urtheilt über Sachen, die er, wie man deutlich sieht, nicht versteht. So sagt er S. 145 ganz unerwartet von dem verstorbenen berühmten Gren: „Er verstand zu wenig Mathematik, um in der Naturlehre ein festes und „dauerhaftes Gebäude errichten zu können."

Und bey der Sorglosigkeit des Herausgebers, Kästnern unterzuschieben, was er nicht gemacht hat, und ohne Auswahl auch die schlechtesten Einfälle abdrucken zu lassen, enthält doch diese Sammlung Kästners Epigramme noch nicht vollständig. Der Rec. könnte sie selbst aus einer vieljährigen Korrespondenz mit Kästnern vermehren. Z. B. in Klotzens Bibliothek war unter andern an Ramlers Gedichten getadelt worden, daß so viel Mythologie darin vorkäme. Da schrieb Kästner:

Vertheidigung Ramlers gegen Klotzen.

Daß Ramler seines Königs Lob
Durch Fabeln alter Götzen hob,
Das kann ich nicht für tadelnswerth erkennen!
Bey Friedrichen durft' er nicht Christum nennen!

S. 189. der zweyten Sammlung steht ein Einfall Kästners, der besonders in der letzten Zeile eine große Wahrheit enthält:

Was heißt jetzt: in der Gelehrsamkeit mit seiner Zeit fortgehen?

In der Mathematik, immer mehr wissen.
In der Theologie, immer weniger glauben.
In der Philosophie, immer eine neue Sprache reden.

Om.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der regierende Herzog von Braunschweig hat dem Königl. Großbritannischen Rath Pockels den Charakter eines Hofraths ertheilt.

Herr Consistorialrath Uhle zu Hannover erhielt am 1. Jenner d. J. das Diplom eines Doktors der Theologie von der Universität Göttingen, welches ihm durch den Herrn Hofrath Feder, bekanntlich jetzt Vorsteher des dasigen Georgianums (oder Unterrichtungsanstalt für junge Edelleute), überliefert wurde.

Chronik deutscher Universitäten.

Fortsetzung der Chronik der Universität Göttingen.

(S. Intell. Blatt 1800. Nr. 39. und 40. S. 349 ff. und 358 ff.)

Prorektorats-Anschläge. 1) Am 1. September, welcher Tag zugleich zur Stiftungsfeyer der Universität bestimmt war, da sie ihr 63. Jahr antrat, übernahm Herr Consistorialrath D. Planck das Prorektorat. Die Ankündigungsschrift war von Herrn HR. Heyne verfaßt: Academiae G. A. Prorector — anniversaria inaugurationis sacra LXIII. — celebranda indicit, simulque successorem in magistratu academico — civibus honoris et officii caussa commendat. — *Philostrati iunioris imaginum illustratio, partem posteriorem, IX — XVII. ult. tabulas complexa.* Goett. typ. Henr. Dieterich, fol. 1½ Bog. Die Gemälde, welche beschrieben werden, sind folgende: Tab. IX.

IX. Pelops. X. [illegible] vel Myrt. XI. Argo [illegible]. XII. Helenae. XIII. [illegible]. XV. Hyacinthus. XVI. Meleager. XVII. [illegible]. XVIII. Phaedra. „In quidem exemplis [illegible] quicquid est, operae in illustrandis [illegible] [illegible], admoventibus [illegible] antiqua artis monumenta, [illegible] artis [illegible], [illegible] nobis hoc [illegible], ut nec nimium [illegible] in priore artis fundamenta, nec in [illegible] omnis [illegible], [illegible] omnis [illegible] in [illegible] antiquis operibus."

2) Catalogus praelectionum publice et privatim in Acad. G. A. per Semestre hibernum cIↄIↄCCC inde a die XIII Oct. habendarum. Typ. Henr. Dieterich. 4. 1 Bog. Die Vorrede rügt zwey entgegengesetzte Fehler der Studirenden in Anhörung der Vorlesungen ihrer Lehrer; [illegible], die alles darin suchen, einen guten Heft zu schreiben, und Solcher, die gar nichts aufzeichnen oder nachschreiben. Es liegt dabey die Antwort zum Grunde, die Antisthenes einem seiner Zuhörer gab, als er ihm klagte, er habe seine Hefte verloren: ἔδει γάρ, ἔφη, ἐν τῇ ψυχῇ αὐτά, καὶ μὴ ἐν τοῖς χάρταις γράφειν, oportebat enim in animo ea, non in chartis, scribere; oder die Anweisung, die er sonst seinen Schülern in einem Wortspiele gab: δεῖ βιβλιαρίου καὶ νοῦ, γραφείου καὶ νοῦ, καὶ πινακιδίου καὶ νοῦ, et libello et mente, et calamo et mente, et tabella et mente opus est. Quae si quis perpenderit, facile intelliget, in auditione parum consultum esse, perscribere omnia et chartae periturae mandare, quae ore magistri exceperit; etsi altera ex parte non magis consulere sibi putamus eum, qui sola auditione contentus sedet; ita enim animus facile ad alia abripitur et effluunt ea, quae quis supine et somnolente vix satis in aures, multo minus in mentem, admiserat. Habet haud dubie magnam utilitatem annotare ea, quae aut facile animo excidant, aut quae ad cetera audita facilius in mentem revocanda sint opportuna. Ipse Antisthenes, supra memoratus, auctor erat discipulis suis, ut cum attenta mente afferrent etiam tabulas, quibus aliquid ex auditis mandarent. Es werden die Lektionen von 43 öffentlichen Lehrern angezeigt. Die Lehrstunden der Privatlehrer, Sprachmeister u. a. enthält das

das deutsche Lektionsverzeichniß, das mit den gelehrten Anzeigen ausgegeben, und auch einzeln verkauft wird.

Festprogrammata. 3) Das Weihnachtsprogramma ist von Herrn Doktor Ammon. — Agitur *de prologi Iohannis, Evangelistae, fontibus et sensu.* Goett. 4. 2 Bog. Die Rede ist von Johannis Vorstellung vom Λογος. Sie sey ursprünglich keine Platonische Idee; sondern das Dreyfache, was Plato in der Gottheit unterschieden habe, sey spät erst vom Plotinus mit der Vorstellung des Johannis verglichen worden. Johannes habe Plato's Schriften und Lehre gewiß nicht gekannt; vielmehr sey Johannes Lehre vom Λογος uralte Bibel-Lehre, nur in der Sprache der Hellenistischen Juden vorgetragen. Als Quellen dieser Vorstellung werden angegeben: Sprüchw. 8, 22. Sirach 24, 14. Sprüchw. 8, 30. Weish. Sal. 9, 4. 9. Sirach 24, 4. Weish. Sal. 7, 25. Sprüchw. 8, 23. Weish. Sal. 9, 1. Jes. 45, 6. 7. Sprüchw. 8, 31. Sirach 24, 9. Weish. Sal. 17, 20 ff. Pred. Sal. 8, 1. Weish. Sal. 7, 26. 14, 28. 10, 16. 7, 14. Sirach 24, 12. 7, 25. 43, 35. Λογος und Σοφια bedeute ganz einerley, und der Sinn der angezeigten Stelle sey folgender: Ehe die Welt ward, war Gott, der die Weisheit (ὁ λογος) ist, und durch die Weisheit, die bey Gott oder in Gott ist (durch Gottes weisen Willen) ward Alles. Sie schuf Leben und Licht; sie schuf nicht nur Menschen; sondern sie veranstaltete auch von Zeit zu Zeit, daß der rohe, unwissende Mensch Unterricht und Aufklärung erhielt; wiewohl oft schon ihre Veranstaltungen fruchtlos blieben. Zu diesen Veranstaltungen, durch welche sich die Weisheit (λογος) Gottes den Menschen in erleuchteten Männern, als Mose und andern, oft mittheilte, gehört insonderheit die veranstaltete große Aufklärung in unsern Tagen. Erst erschien ein Mann, gesandt von Gott, Namens Johannes, der das kommende Licht bloß ankündigte, und auf die große Aufklärung vorbereitete. Darauf erfolgte bald das große Licht und die wahre Aufklärung im vollen Glanze. Nachdem sich nämlich die Weisheit Gottes (λογος) oft durch andere erleuchtete Männer unter den Menschen geoffenbaret hatte, theilte sie sich in ihrer ganzen Fülle ihrem großen Gesandten (dem Messias) Jesu mit, und nahm in ihm ihren Sitz. Sie, welche die Welt geschaffen hatte, kam zu denen, die ihr angehörten, zu ihren Geschöpfen (εἰς τα ἰδια); allein die, so ihr angehörten,

(οἱ

(οἰ ἴδιοι) nahmen sie, wie schon oft vorher, nicht an, und stießen sie von sich. So viele ihrer aber sie annahmen, und ihren Unterricht hörten, traten, wie Kinder, in das zärtlichste Verhältniß der Liebe mit Gott, wurden weise und glücklich. Die Weisheit erschien also in Christo als Mensch (das Wort ward Fleisch) und schlug ihre Wohnung unter den Menschen auf, u. s. w. Videtur autem, nisi certum, probabile tamen, λογον ex mente Iohannis non hac ratione σαρκα factum esse; ut a numine auulsus et in hominem Iesum quasi transfusus separaretur, id quod sine blasphemia et contradictione ne cogitari quidem potest; sed ita potius, ut natura Iesu intelligens ἐκ τȣ λογȣ, ceu fonte suo, exiret, adeoque sapientiae infinitae, in angustos corporis humani limites coarctatae, (hominis sapientissimi) speciem mortalibus conspiciendam praeberet. Hic enim huius loci sensus non rationi solum consentaneus et orationi evangelistae contextae adcommodatus, sed linguae etiam sacrae usui et orientis universi ingenio quam maxime aptus et conveniens est.

Theologische Dissertationen und Promotionen. Die theologische Fakultät hat Herrn Joh. Clausen, Past. primar. zu Stubbekiöbing, auf der Insel Falster, am 30. Jun. 1800. zum Doktor der Theologie creirt. Die Inaugural-Schrift führt den Titel: Diss. inaug., *continens Introductionem in Epistolam Iacobi*, quam pro summis in Theologia honoribus, in Vnivers. Gottingensi rite impetrandis scripsit *Io. Clausen*, Falstrorum Stübberodiae primarius sacrorum praefectus. Goett. 4. 4½ Bog. Die Ankündigungsschrift zu dieser Promotion hat Herr Doktor Ammon verfaßt: Ordinis Theol. in Ac. G. A. hoc tempore decanus D. *Chph. Fr. Ammon* — Joannem Clausen, eccl. Stübbekobiensis in Dania pastorem primar. Doctorem Theologiae d. 30. Iun. 1800. rite creatum esse indicit. Inest *adscensus Iesu Christi in coelum historia biblica*. Goett. 4. 2 Bog. Der V. sondert die Stellen, welche die Himmelfahrt Christi betreffen, in 4 Klassen. Christus selbst habe oft seinen Hingang zum Vater, aber nie eine sichtbare und körperliche Himmelfahrt verkündigt; Matthäus und Johannes erwähnen weiter nichts, als daß Christus sein irrdisches Leben in Galiläa beschlossen habe; nur Markus und Lukas folgen einer gemeinen Tradition, durch welche der Abschied

schied Christi von der Erde versinnlicht worden war, und accommodiren sich den Vorstellungsarten und Erwartungen der Juden von dem Messias; die Apostel erwähnen nirgends in ihren Schriften eine körperliche und sinnliche Himmelfahrt; aber sie lehren, daß Christus zur Rechten Gottes sitze, und einen verklärten Leib habe, wie wir ihn einst bekommen sollen.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Feier des Stiftungstags der mineralogischen Gesellschaft zu Jena.

Es sind nun 3 Jahre, seitdem diese Societät sich den beynahe zahllosen Gesellschaften, die sich in den letzten Decennien für die Naturkunde vereinten, kühn an die Seite zu stellen wagte. Sie hat in diesem kurzen Zeitraume so viel theilnehmende Freunde und warme Beförderer gefunden, daß sie sich weder ihres Daseyns schämen, noch auch das rücksichtsloseste Urtheil eines billigen Richters scheuen darf. — Welche Aufmunterung für die Glieder dieser Gesellschaft, den Eintritt in ein neues Jahrhundert so festlich als möglich zu begehen! — und welche bessere Gelegenheit ließe sich denken, als die Feier des Stiftungstags der Societät, die am 7ten Januar 1798. zuerst ans Licht trat! — Die Feier dieses Festes wurde auf den 11ten Januar dieses Jahrs festgesetzt. Schon einige Tage vorher hatte die Gesellschaft ihre an diesem Tage zu haltende Versammlung öffentlich annoncirt, und der zahlreiche glänzende Cirkel, der diese Sitzung mit seiner Gegenwart beehrte, entsprach ganz unsern Wünschen. Hier wurde nun

1) ein zu dieser Gelegenheit von Herrn D. Schwabe verfertigter „Jubelgesang an die Natur“ an alle Anwesende vertheilt.

2) Hierauf eröffnete Herr D. Schwabe die Sitzung durch eine Vorlesung über den Kiffhäuser-Berg, die Schrotenstein- (vulgo Roogenstein) Lager bey Wallhaußen in Thüringen, und gab überhaupt einige

nige Nachricht von den mineralogischen Merkwürdigkeiten der Gegend um Altstädt.

3) Dann wurde eine von Herrn Werner, ausübenden Rechtsgelehrten in Wetzlar, der Gesellschaft zu dieser Feierlichkeit gewidmete Abhandlung; „von der Politur des Flußgesteins“ durch Herrn Candidat Pansner vorgelesen; und endlich las

4) Herr Lange aus Idstein im Nassauischen, eine Abhandlung über empirisches und wissenschaftliches Studium der Naturwissenschaften überhaupt, und der Mineralogie insbesondere der Gesellschaft vor, und schloß die Sitzung mit einigen frommen Wünschen für das Wohl der Societät in gebundener Rede.

Den Abend dieses Tags verlebte die Gesellschaft in fröhlichem Cirkel und festlichem Wonnegefühl bey Spiel und Tanz, dem erst die tiefe Nacht ein Ende machte. Jena, den 12ten Januar 1801.

D. J. Georg Lenz,
der Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena Direktor.

Bücherverbote.

In dem Berlinischen Militärischen Kalender für 1801. stand ein Aufsatz: Unser Zeitalter über Friedrich den Großen. Der König bezeugte in einer Kabinetsorder sein Mißfallen darüber, weil über seinen verewigten Vorfahren unanständig geurtheilt war. Darauf wurde dieser Aufsatz ausgeschnitten, und der Kalender wird ohne denselben verkauft. Es ward auch auf den Verf. inquirirt, welche Untersuchung aber niedergeschlagen ward.

Gleichfalls ist in Berlin der Telegraph, die Fortsetzung der Geißel, eine periodische Schrift, verboten worden. Man giebt einen gewissen D. Heynig als den Herausgeber an, der sich eine Zeit lang in Berlin aufhielt.

Korre-

Korrespondenz.

Schreiben aus Dresden vom 10ten Jenner 1801.

Der Geograph Lange, dessen in der N. A. D. Bibl. LI. Bd. S. 466 ff. gedacht, und ein von ihm verfaßtes ziemlich schlechtes Werk recensirt wird, hat seine Laufbahn leider! mehr verschlechtert, statt verbessert; denn er war nicht mit dem Schreiben zufrieden; sondern fieng an, mit mehreren Gehülfen Kupferplatten zu stechen, zu Sächsischen Kassenbilletten zu 10, 5 und 2 Thalern. Er und ein Mensch, der sich Wolf nennt, und sich für einen verabschiedeten Preuß. Major ausgiebt, vertheilten diese Billette in vielen Städten und Dörfern, so, daß es in die Tausende gieng, und man solche dann erst erkannte, als man viele hatte. Die unterschriebenen Namen und Nummern waren zu schön nachgemalt, von einem Maler Frickmann. Noch konnte man die Quelle nicht entdecken, wo sie herkamen, bis Lange mit Wolfen in die Lausitz zu neuer Distribution reiste, sich Bedienten nebst Pferd und Wagen daselbst anschaffte. Nun gab seine Frau in Dresden ebenfalls 10 Thlr. Billette aus, und da ihr davon für falsche zurückgebracht wurden, ward sie erkannt, die Wohnung visitirt, und die ganze Fabrik, (Platten, Papier und Presse) vorgefunden. Ein angekommener Brief, von Langen an den Maler mit der Post, ward eröffnet, und die Marschroute zur Rückkunft entdeckt, und so diese Herren unterwegs in Empfang genommen. Nun sitzen alle diese zu Dresden, und erwarten ihren Lohn für ihre betrügerische Kunst!

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Die Druckschrift: **Was ist besser, Krieg oder Frieden mit den Franzosen?** (August 1800.) 8. rührt von dem durch mehrere gute politische Schriften und durch seine Schicksale rühmlichst bekannten Ludwig von Haller aus Bern her. Er ist ein Enkel des großen Haller, und privatisirt jetzt in Erlangen; dagegen wird ihm die geheime Geschichte der Rastadter Friedensverhandlungen, (1800. 6 Theile 8.) in so vielen Journalen ganz mit Ungrund zugeschrie-

ben. Dieses Werk hat keinen Schweizer zum Verfasser.

Jene kleine Schrift wurde in Wien zweymal nachgedruckt, und der Debit höhern Orts begünstigt. Auswärts versandte man sie als officielle Schrift, und selbst in Oesterreich sah man sie so an. Nun erscholl in allen Journalen, der Hofrath von Müller habe sie auf Befehl des Hofes geschrieben, um das Volk zur Bewaffnung gegen Frankreich zu reizen. Alle Zeitungen sprachen davon, und fanden einen Beweis des gänzlichen Abbruchs der Friedensverhandlungen darin, bis daß der kaiserliche Hof die Schrift desavouirte, und sogar den fernern Debit untersagte. Darauf kündigten sie das Verbot der Schrift als einen Vorboten des nahen Friedens an.

Bey den Batavischen Truppen in Franken befinden sich auch als Artilleristen zwey Söhne des verstorbenen Gelehrten Herrn v. Mauvillon in Braunschweig.

Die bekannte Frankische Sekte zu Offenbach, lebt jetzt dort stille, und im Geldmangel. Der Baron Joseph von Frank, der sich vor Kurzem bey der fürstlichen Regierung zu Isenburg schriftlich auf den Schutz des russischen Kaisers berief, und eine glänzende Reise nach Petersburg ankündigte, ist auch noch immer in Offenbach mit seiner Schwester Eva und seinem Bruder Rochus Frank. Dieses sind die noch lebenden Häupter der Sekte.

Zu Paris kommt eine französische Uebersetzung des bekannten Romans: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen heraus, unter dem Titel: Voyage de Sophie en Prusse traduit de l'Allemand sur la douzième Edition par P. B. Lamare III Vol. 8. avec six belles figures. A Paris, chez Poignée, imprimeur.

Druckfehler.

Im LVI. Bd. 2. St. S. 471. Z. 14. st. Milferd l. Mitford
— LVII — 1. — — 44. — 15. st. Reichholm l. Reichheim

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Theater.

Der Veteran. Schauspiel in einem Aufzuge, von August Wilhelm Iffland. Berlin, bey Unger. 1798. 4 Bog. gr. 8. 8 gr.

Dieß Schauspiel wurde den 6ten Jul. 1798, am Tage der dem jetzt regierenden Könige von Preußen geschehenen Huldigung, auf dem Nationaltheater in Berlin mit großem und verdientem Beyfall aufgeführt. Es unterscheidet sich gar sehr von gewöhnlichen Gelegenheitsstücken, und hat für treue Anhänglichkeit und Vaterlandsliebe so viel Anziehendes und Eingreifendes, daß es seine Wirkung, vollends bey der dem Dichter so günstigen und einmüthigen Stimmung der Zuschauer, unmöglich verfehlen konnte. Es ist doch ganz etwas anderes, wenn der Stoff eines solchen Schauspiels aus der wirklichen Veranlassung selbst ausgehoben wird, als wenn er in dunkle und entfernte Allegorien und Anspielungen eingeflochten wird. Dazu kommt, daß die so gerechten Lobsprüche des Königs und der Königinn hier nicht in Weihrauchswolken und festlichem Pomp aufsteigen; sondern aus dem Herzen fließen, und mit den feinsten, glücklichsten Wendungen angebracht sind. Das Ganze ist von der Art, daß es auch ohne seine Lokal- und Zeitbeziehung vollen Werth und Interesse behält, und besonders in den preußischen Landen immer von der besten Wirkung bleiben muß.

Km.

chen, die wohl von Kästnern seyn mögen; aber nicht verdienten aufbehalten zu werden, einrückte, macht seiner Beurtheilungskraft eben so wenig Ehre, als seiner Selbstkenntniß, daß er urtheilt über Sachen, die er, wie man deutlich sieht, nicht versteht. So sagt er S. 145 ganz unerwartet von dem verstorbenen berühmten Gren: „Er verstand zu wenig Mathematik, um in der Naturlehre ein festes und „dauerhaftes Gebäude errichten zu können."

Und bey der Sorglosigkeit des Herausgebers, Kästnern unterzuschieben, was er nicht gemacht hat, und ohne Auswahl auch die schlechtesten Einfälle abdrucken zu lassen, enthält doch diese Sammlung Kästners Epigramme noch nicht vollständig. Der Rec. könnte sie selbst aus einer vieljährigen Korrespondenz mit Kästnern vermehren. Z. B. in Klotzens Bibliothek war unter andern an Ramlers Gedichten getadelt worden, daß so viel Mythologie darin vorkäme. Da schrieb Kästner:

Vertheidigung Ramlers gegen Klotzen.

Daß Ramler seines Königs Lob
Durch Fabeln alter Götzen hob,
Das kann ich nicht für tadelnswerth erkennen!
Bey Friedrichen durft' er nicht Christum nennen!

S. 189. der zweyten Sammlung steht ein Einfall Kästners, der besonders in der letzten Zeile eine große Wahrheit enthält:

Was heißt jetzt: in der Gelehrsamkeit mit seiner Zeit fortgehen?

In der Mathematik, immer mehr wissen.
In der Theologie, immer weniger glauben.
In der Philosophie, immer eine neue Sprache reden.

Om.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der regierende Herzog von Braunschweig hat dem Königl. Großbritannischen Rath Pockels den Charakter eines Hofraths ertheilt.

Herr Consistorialrath Uhle zu Hannover erhielt am 1. Jenner d. J. das Diplom eines Doktors der Theologie von der Universität Göttingen, welches ihm durch den Herrn Hofrath Feder, bekanntlich jetzt Vorsteher des dasigen Georgianums (oder Unterrichtungsanstalt für junge Edelleute), überliefert wurde.

Chronik deutscher Universitäten.

Fortsetzung der Chronik der Universität Göttingen.

(S. Intell. Blatt 1800. Nr. 39. und 40. S. 349 ff. und 358 ff.)

Prorektorats-Anschläge. 1) Am 1. September, welcher Tag zugleich zur Stiftungsfeyer der Universität bestimmt war, da sie ihr 63. Jahr antrat, übernahm Herr Consistorialrath D. Planck das Prorektorat. Die Ankündigungsschrift war von Herrn HR. Heyne verfaßt: Academiae G. A. Prorector — anniversaria inaugurationis sacra LXIII. — celebranda indicit, simulque successorem in magistratu academico — civibus honoris et officii caussa commendat. — *Philostrati iunioris imaginum illustratio, partem posteriorem, IX — XVII. ult. tabulas complexa.* Goett. typ. Henr. Dieterich, fol. 1½ Bog. Die Gemälde, welche beschrieben werden, sind folgende: Tab. IX.

IX. Pelops. X. Pyrrhus vel Mysi. XI. Argó seu Aeetes. XII. Hesione. XIII. Sophocles. XIV. Hyacinthus. XV. Meleager. XVI. Nessus. XVII. Philoctetes. „Ita quidem exegimus hoc, quidquid est, operae in illustrandis „his imaginibus, rhetoricis coloribus pictis, adumbrantibus saltem antiqua artis monimenta, interdum etiam veris artis genuinae lineis, videmurque nobis hoc saltem „effecisse, ut nec nimium tribuatur his priscae artis simulacris, nec iis detrahatur omnis honos, cumque ea „omnis auctoritas in illustrandis antiquis operibus.“

2) Catalogus praelectionum publice et privatim in Acad. G. A. per Semestre hibernum cIↃIↃCCC. inde a die XIII. Oct. habendarum. Typ. Henr. Dieterich. 4. 1 Bog. Die Vorrede rügt zwey entgegengesetzte Fehler der Studirenden in Anhörung der Vorlesungen ihrer Lehrer; solcher, die alles darin suchen, einen guten Heft zu schreiben, und solcher, die gar nichts aufzeichnen oder nachschreiben. Es liegt dabey die Antwort zum Grunde, die Antisthenes einem seiner Zuhörer gab, als er ihm klagte, er habe seine Hefte verloren: ἔδει γὰρ, ἔφη, ἐν τῇ ψυχῇ αὐτὰ, καὶ μὴ ἐν ταῖς χάρταις γράφειν, oportebat enim in animo ea, non in chartis, scribere; oder die Anweisung, die er sonst seinen Schülern in einem Wortspiele gab; δεῖ βιβλιαρίȣ καὶ νȣ̃, γραφείȣ καὶ νȣ̃, καὶ πινακιδίȣ καὶ νȣ̃, et libello et mente, et calamo et mente, et tabella et mente opus est. Quae si quis perpenderit, facile intelliget, in auditione parum consultum esse, perscribere omnia et chartae periturae mandare, quae ore magistri exceperit, etsi altera ex parte non magis consulere sibi putamus eum, qui sola auditione contentus sedet; ita enim animus facile ad alia abripitur et effluunt ea, quae quis supine et somnolente vix satis in aures, multo minus in mentem, admiserat. Habet haud dubie magnam utilitatem annotare ea, quae aut facile animo excidant, aut quae ad cetera audita facilius in mentem revocanda sint opportuna. Ipse Antisthenes, supra memoratus, auctor erat discipulis suis, ut cum attenta mente afferrent etiam tabulas, quibus aliquid ex auditis mandarent. Es werden die Lektionen von 43 öffentlichen Lehrern angezeigt. Die Lehrstunden der Privatlehrer, Sprachmeister u. a. enthält das

das deutsche Lektionsverzeichniß, das mit den gelehrten Anzeigen ausgegeben, und auch einzeln verkauft wird.

Festprogrammata. 3) Das Weihnachtsprogramma ist von Herrn Doktor Ammon. — Agitur *de prologi Iohannis, Evangelistae, fontibus et sensu.* Goett. 4. 2 Bog. Die Rede ist von Johannis Vorstellung vom Λογος. Sie sey ursprünglich keine Platonische Idee; sondern das Dreyfache, was Plato in der Gottheit unterschieden habe, sey spät erst vom Plotinus mit der Vorstellung des Johannis verglichen worden. Johannes habe Plato's Schriften und Lehre gewiß nicht gekannt; vielmehr sey Johannes Lehre vom Λογος uralte Bibel-Lehre, nur in der Sprache der Hellenistischen Juden vorgetragen. Als Quellen dieser Vorstellung werden angegeben: Sprüchw. 8, 22. Sirach 24, 14. Sprüchw. 8, 30. Weish. Sal. 9, 4. 9. Sirach 24, 4. Weish. Sal. 7, 25. Sprüchw. 8, 23. Weish. Sal. 9, 1. Jes. 45, 6. 7. Sprüchw. 8, 31. Sirach 24, 9. Weish. Sal. 17, 20 ff. Pred. Sal. 8, 1. Weish. Sal. 7, 26. 14, 28. 10, 16. 7, 14. Sirach 24, 12. 7, 25. 43, 35. Λογος und Σοφια bedeute ganz einerley, und der Sinn der angezeigten Stelle sey folgender: Ehe die Welt ward, war Gott, der die Weisheit (ὁ λογος) ist, und durch die Weisheit, die bey Gott oder in Gott ist (durch Gottes weisen Willen) ward Alles. Sie schuf Leben und Licht; sie schuf nicht nur Menschen; sondern sie veranstaltete auch von Zeit zu Zeit, daß der rohe, unwissende Mensch Unterricht und Aufklärung erhielt; wiewohl oft schon ihre Veranstaltungen fruchtlos blieben. Zu diesen Veranstaltungen, durch welche sich die Weisheit (λογος) Gottes den Menschen in erleuchteten Männern, als Mose und andern, oft mittheilte, gehört insonderheit die veranstaltete große Aufklärung in unsern Tagen. Erst erschien ein Mann, gesandt von Gott, Namens Johannes, der das kommende Licht bloß ankündigte, und auf die große Aufklärung vorbreitete. Darauf erfolgte bald das große Licht und die wahre Aufklärung im vollen Glanze. Nachdem sich nämlich die Weisheit Gottes (λογος) oft durch andere erleuchtete Männer unter den Menschen geoffenbaret hatte, theilte sie sich in ihrer ganzen Fülle ihrem großen Gesandten (dem Messias) Jesu mit, und nahm in ihm ihren Sitz. Sie, welche die Welt geschaffen hatte, kam zu denen, die ihr angehörten, zu ihren Geschöpfen (εἰς τα ἰδια); allein die, so ihr angehörten,

(al

(οἱ ἴδιοι) nahmen sie, wie schon oft vorher, nicht an, und stießen sie von sich. So viele ihrer aber sie annahmen, und ihren Unterricht hörten, traten, wie Kinder, in das zärtlichste Verhältniß der Liebe mit Gott, wurden weise und glücklich. Die Weisheit erschien also in Christo als Mensch (das Wort ward Fleisch) und schlug ihre Wohnung unter den Menschen auf, u. s. w. Videtur autem, nisi certum, probabile tamen, λογον ex mente Iohannis non hac ratione σαρκα factum esse; ut a numine auulsus et in hominem Iesum quasi transfusus separaretur, id quod sine blasphemia et contradictione ne cogitari quidem potest; sed ita potius, ut natura Iesu intelligens ἐκ τȣ λογȣ, ceu fonte suo, exiret, adeoque sapientiae infinitae, in angustos corporis humani limites coarctatae, (hominis sapientissimi) speciem mortalibus conspiciendam praeberet. Hic enim huius loci sensus non rationi solum consentaneus et orationi evangelistae contextae adcommodatus, sed linguae etiam sacrae usui et orientis universi ingenio quam maxime aptus et conveniens est.

Theologische Dissertationen und Promotionen. Die theologische Fakultät hat Herrn Joh. Clausen, Past. primar. zu Stubbekiöbing, auf der Insel Falster, am 30. Jun. 1800. zum Doktor der Theologie creirt. Die Inaugural-Schrift führt den Titel: Diss. inaug., *continens Introductionem in Epistolam Iacobi*, quam pro summis in Theologia honoribus, in Vnivers. Gottingensi rite impetrandis scripsit *Io. Clausen*, Falstrorum Stübberodiae primarius sacrorum praefectus. Goett. 4. 4½ Bog. Die Ankündigungsschrift zu dieser Promotion hat Herr Doktor Ammon verfaßt: Ordinis Theol. in Ac. G. A. hoc tempore decanus D. *Chph. Fr. Ammon* — Ioannem Clausen, eccl. Stübbekobiensis in Dania pastorem primar. Doctorem Theologiae d. 30. Iun. 1800. rite creatum esse indicit. Inest *adscensus Iesu Christi in coelum historia biblica.* Goett. 4. 2 Bog. Der V. sondert die Stellen, welche die Himmelfahrt Christi betreffen, in 4 Klassen. Christus selbst habe oft seinen Hingang zum Vater, aber nie eine sichtbare und körperliche Himmelfahrt verkündigt; Matthäus und Johannes erwähnen weiter nichts, als daß Christus sein irrdisches Leben in Galliäa beschlossen habe; nur Markus und Lukas folgen einer gemeinen Tradition, durch welche der Abschied

schied Christi von der Erde versinnlicht worden war, und accommodiren sich den Vorstellungsarten und Erwartungen der Juden von dem Messias; die Apostel erwähnen nirgends in ihren Schriften eine körperliche und sinnliche Himmelfahrt; aber sie lehren, daß Christus zur Rechten Gottes sitze, und einen verklärten Leib habe, wie wir ihn einst bekommen sollen.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Feier des Stiftungstags der mineralogischen Gesellschaft zu Jena.

Es sind nun 3 Jahre, seitdem diese Societät sich den beynahe zahllosen Gesellschaften, die sich in den letzten Decennien für die Naturkunde vereinten, kühn an die Seite zu stellen wagte. Sie hat in diesem kurzen Zeitraume so viel theilnehmende Freunde und warme Beförderer gefunden, daß sie sich weder ihres Daseyns schämen, noch auch das rücksichtsloseste Urtheil eines billigen Richters scheuen darf. — Welche Aufmunterung für die Glieder dieser Gesellschaft, den Eintritt in ein neues Jahrhundert so festlich als möglich zu begehen! — und welche bessere Gelegenheit ließe sich denken, als die Feier des Stiftungstags der Societät, die am 7ten Januar 1798. zuerst ans Licht trat! — Die Feier dieses Festes wurde auf den 11ten Januar dieses Jahrs festgesetzt. Schon einige Tage vorher hatte die Gesellschaft ihre an diesem Tage zu haltende Versammlung öffentlich annoncirt, und der zahlreiche glänzende Cirkel, der diese Sitzung mit seiner Gegenwart beehrte, entsprach ganz unsern Wünschen. Hier wurde nun

1) ein zu dieser Gelegenheit von Herrn D. Schwabe verfertigter „Jubelgesang an die Natur" an alle Anwesende vertheilt.

2) Hierauf eröffnete Herr D. Schwabe die Sitzung durch eine Vorlesung über den Kiffhäuser-Berg, die Schrotenstein- (vulgo Roogenstein) Lager bey Wallhaußen in Thüringen, und gab überhaupt einige

nige Nachricht von den mineralogischen Merkwürdigkeiten der Gegend um Altstädt.

3) Dann wurde eine von Herrn Werner, ausübenden Rechtsgelehrten in Wetzlar, der Gesellschaft zu dieser Feierlichkeit gewidmete Abhandlung: „von der Politur des Flußgesteins" durch Herrn Candidat Pansner vorgelesen; und endlich las

4) Herr Lange aus Idstein im Nassauischen, eine Abhandlung über empirisches und wissenschaftliches Studium der Naturwissenschaften überhaupt, und der Mineralogie insbesondere der Gesellschaft vor, und schloß die Sitzung mit einigen frommen Wünschen für das Wohl der Societät in gebundener Rede.

Den Abend dieses Tags verlebte die Gesellschaft in fröhlichem Cirkel und festlichem Wonnegefühl bey Spiel und Tanz, dem erst die tiefe Nacht ein Ende machte. Jena, den 12ten Januar 1801.

D. J. Georg Lenz,
der Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena Direktor.

Bücherverbote.

In dem Berlinischen Militärischen Kalender für 1801. stand ein Aufsatz: Unser Zeitalter über Friedrich den Großen. Der König bezeugte in einer Kabinetsorder sein Mißfallen darüber, weil über seinen verewigten Vorfahren unanständig geurtheilt war. Darauf wurde dieser Aufsatz ausgeschnitten, und der Kalender wird ohne denselben verkauft. Es ward auch auf den Verf. inquirirt, welche Untersuchung aber niedergeschlagen ward.

Gleichfalls ist in Berlin der Telegraph, die Fortsetzung der Geißel, eine periodische Schrift, verboten worden. Man giebt einen gewissen D. Heynig als den Herausgeber an, der sich eine Zeit lang in Berlin aufhielt.

Korre-

Korrespondenz.

Schreiben aus Dresden vom 10ten Jenner 1801.

Der Geograph Lange, dessen in der N. A. D. Bibl. LI. Bd. S. 466 ff. gedacht, und ein von ihm verfaßtes ziemlich schlechtes Werk recensirt wird, hat seine Laufbahn leider! mehr verschlechtert, statt verbessert; denn er war nicht mit dem Schreiben zufrieden; sondern fieng an, mit mehreren Gehülfen Kupferplatten zu stechen, zu Sächsischen Kassenbilletten zu 10, 5 und 2 Thalern. Er und ein Mensch, der sich Wolf nennt, und sich für einen verabschiedeten Preuß. Major ausgiebt, vertheilten diese Billette in vielen Städten und Dörfern, so, daß es in die Tausende gieng, und man solche dann erst erkannte, als man viele hatte. Die unterschriebenen Namen und Nummern waren zu schön nachgemalt, von einem Maler Frickmann. Noch konnte man die Quelle nicht entdecken, wo sie herkamen, bis Lange mit Wolfen in die Lausitz zu neuer Distribution reiste, sich Bedienten nebst Pferd und Wagen daselbst anschaffte. Nun gab seine Frau in Dresden ebenfalls 10 Thlr. Billette aus, und da ihr davon für falsche zurückgebracht wurden, ward sie erkannt, die Wohnung visitirt, und die ganze Fabrik, (Platten, Papier und Presse) vorgefunden. Ein angekommener Brief, von Langen an den Maler mit der Post, ward eröffnet, und die Marschroute zur Rückkunft entdeckt, und so diese Herren unterwegs in Empfang genommen. Nun sitzen alle diese zu Dresden, und erwarten ihren Lohn für ihre betrügerische Kunst!

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Die Druckschrift: Was ist besser, Krieg oder Frieden mit den Franzosen? (August 1800.) 8. rührt von dem durch mehrere gute politische Schriften und durch seine Schicksale rühmlichst bekannten Ludwig von Haller aus Bern her. Er ist ein Enkel des großen Haller, und privatisirt jetzt in Erlangen; dagegen wird ihm die geheime Geschichte der Rastadter Friedensverhandlungen, (1800. 6 Theile 8.) in so vielen Journalen ganz mit Ungrund zugeschrieben.

ben. Dieses Werk hat keinen Schweizer zum Verfasser.

Jene kleine Schrift wurde in Wien zweymal nachgedruckt, und der Debit höhern Orts begünstigt. Auswärts versandte man sie als officielle Schrift, und selbst in Oesterreich sah man sie so an. Nun erscholl in allen Journalen, der Hofrath von Müller habe sie auf Befehl des Hofes geschrieben, um das Volk zur Bewaffnung gegen Frankreich zu reizen. Alle Zeitungen sprachen davon, und fanden einen Beweis des gänzlichen Abbruchs der Friedensverhandlungen darin, bis daß der kaiserliche Hof die Schrift desavouirte, und sogar den fernern Debit untersagte. Darauf kündigten sie das Verbot der Schrift als einen Vorboten des nahen Friedens an.

Bey den Batavischen Truppen in Franken befinden sich auch als Artilleristen zwey Söhne des verstorbenen Gelehrten Herrn v. Mauvillon in Braunschweig.

Die bekannte Frankische Sekte zu Offenbach, lebt jetzt dort stille, und im Geldmangel. Der Baron Joseph von Frank, der sich vor Kurzem bey der fürstlichen Regierung zu Isenburg schriftlich auf den Schutz des russischen Kaisers berief, und eine glänzende Reise nach Petersburg ankündigte, ist auch noch immer in Offenbach mit seiner Schwester Eva und seinem Bruder Rochus Frank. Dieses sind die noch lebenden Häupter der Sekte.

Zu Paris kommt eine französische Uebersetzung des bekannten Romans: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen heraus, unter dem Titel: Voyage de Sophie en Prusse traduit de l'Allemand sur la douzième Edition par P. B. Lamare III Vol. 8. avec six belles figures. A Paris, chez Poignée, imprimeur.

Druckfehler.

Im LVI. Bd. 2. St. S. 471. Z. 14. st. Milford l. Mitford
— LVII — 1. — — 44. — 15. st. Reichholm l. Reichheim

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Theater.

Der Veteran. Schauspiel in einem Aufzuge, von August Wilhelm Iffland. Berlin, bey Unger. 1798. 4 Bog. gr. 8. 8 gr.

Dieß Schauspiel wurde den 6ten Jul. 1798, am Tage der dem jetzt regierenden Könige von Preußen geschehenen Huldigung, auf dem Nationaltheater in Berlin mit großem und verdientem Beyfall aufgeführt. Es unterscheidet sich gar sehr von gewöhnlichen Gelegenheitsstücken, und hat für treue Anhänglichkeit und Vaterlandsliebe so viel Anziehendes und Eingreifendes, daß es seine Wirkung, vollends bey der dem Dichter so günstigen und einmüthigen Stimmung der Zuschauer, unmöglich verfehlen konnte. Es ist doch ganz etwas anderes, wenn der Stoff eines solchen Schauspiels aus der wirklichen Veranlassung selbst ausgehoben wird, als wenn er in dunkle und entfernte Allegorien und Anspielungen eingeflochten wird. Dazu kommt, daß die so gerechten Lobsprüche des Königs und der Königinn hier nicht in Weihrauchswolken und festlichem Pomp aufsteigen; sondern aus dem Herzen fließen, und mit den feinsten, glücklichsten Wendungen angebracht sind. Das Ganze ist von der Art, daß es auch ohne seine Lokal- und Zeitbeziehung vollen Werth und Interesse behält, und besonders in den preußischen Landen immer von der besten Wirkung bleiben muß.

Km.

Liebe und Treue. Ein Liederspiel in einem Aufzuge. Nach Melodien von Joh. Friedrich Reichard. Berlin, bey Unger. 1800. 64 S. 8. 4 gr.

Das kleine Stück läßt ganz angenehm sich lesen, und wird auf dem Theater gleichfalls nicht ohne Wirkung seyn. Ein ehrlicher Landpächter in Frankreich, unweit der Schweizergränze, bleibt seinem guillotinirten Grundherrn noch so ergeben, daß er aus Liebe zu den ausgewanderten Kindern desselben, das Landgut von ihm erkauft zu haben sich anstellt; in Hoffnung nämlich, es über lang oder kurz ihnen wieder einräumen zu können. Eben will er den Geburtstag seiner Gattinn feyern; wozu die Kinder, ohne daß die Mutter es weiß, allerhand Vorkehrungen machen. Sohn und Tochter des Guillotinirten haben indeß die Schreckensperiode glücklich überstanden, geben für Schweizer-Musikanten sich aus, und wagen es, dem vaterländischen Boden sich wieder zu nähern. Mitten in der Feyer des Geburtsfestes erscheinen solche. Das Uebrige kann man errathen, und eben so leicht, daß es gar keine Schwierigkeit hat, durch Verheyrathung der Pächterstochter mit dem ehemaligen Gutserben Alles auf's Reine zu bringen. Beyde hatten einander vorher schon geliebt, u.s.w. Das Ganze mit Gesang durchflochten, artig dialogisirt, rührend genug, und auch nicht ohne Sittensprüche, die in solchen Verhältnissen doppelt anziehen. Schade nur, daß wer in den neuesten, besonders den kleinen Stücken der Pariser Bühne sich ein wenig umgesehen hat, hier nichts ihm noch Unbekanntes finden wird, und also gleich vom ersten Auftritt an die Entwickelung voraussieht.

Liederspiel heißt der Ungenannte (wenn dieses anders nicht Hr. R. selbst ist; in welchem Falle jedoch das Titelblatt unrichtig interpungirt) sein zum Nachspiel nicht untaugliches Stück deshalb, weil er hier den Versuch macht, wie die bey den Franzosen so beliebten Vaudeville-Stücke sich auch auf deutschem Theater nachahmen ließen. Bekanntlich finden in solchen kleinen Dramen, schon bekannte Lieder, auch wohl Gassenhauer nur, sich eingeflickt; die, wenn nicht immer vorzüglich, doch in Aller Munde sind, oft auf die Ereignisse des Tages anspielen, und solange dieser Eindruck dauert, überall gern gehört werden. Zuweilen wird nur dieselbe Melodie gebraucht; da es denn neue Ueberraschung giebt, etwas

ganz

ganz anderes zu hören, als man erwartet hatte. Man begreift, daß, um so etwas mit Erfolg zu thun, ein Mittelpunkt wie Paris nöthig ist, ein von der geringsten Neuigkeit sogleich elektrisirtes Parterre, wie das dasige, und vor allem, ein peuple chansonnier, wie das französische; dem selbst die Guillotine neuen Stoff darbot, und mehr als einen Anakreon gab. Außerhalb Paris, erinnert Rec. sich nicht dergleichen Vaudeville-Stücke in Frankreich haben aufführen zu sehen. Was unsern Landsmann betrifft: so hat dieser einige Lieder von Göthe, Salis und Herder ganz beybehalten; andern aber einen neuen, wie er hofft, ihnen entsprechenden Text untergelegt. Wo diese Melodien zu finden sind, hätte doch billig angezeigt werden sollen; denn wie mancher deutsche Leser wird bis diesen Augenblick noch keinen einzigen Takt davon gehört haben! Schon ein Umstand, der von der geringen Hoffnung zeugt, diese exotische Pflanze bey uns je gedeihen zu sehen! Auch ein paar, wie hier von ihnen gerühmt wird, allerliebste Schweizer-Volkslieder sind mit der ihnen eigenthümlichen Melodie ganz eingewebt worden. Rec. will diesen Liedchen ihre Naivetät gar nicht absprechen; ihr Text indessen sticht in vorliegendem Falle gegen die französische Geschliffenheit des übrigen Dialogs, und gegen das Feyerliche mehrerer Gesänge, eben nicht angenehm ab. Im Vorberichte wird der Rath gegeben, bey Fertigung kleiner Dramen dieses Schlags, solche Situationen zu wählen, denen die Poesie allgemein beliebter Lieder willig sich anschmiegt. Gerade dieß aber ist ein Hauptknoten mehr, bey dessen Lösung unsere Dramatisten oft genug sich sehr unfein benehmen dürften! Das alles, und noch manches Andere genauer zu erörtern, verbietet der Raum. Der erste jedoch, der mit Verpflanzung der Vaudeville-Dramen es versucht hat, ist dieser Ungenannte auch nicht gewesen; denn seit Jahr und Tag schon sind dergleichen, und das in ganzen Dutzenden, angekündigt worden. Sich zu belehren, ob und wie der Unternehmer Wort hielt, hatte Rec. noch nicht Gelegenheit.

Zb.

Romane.

Theodor. Von August Lafontaine. Erster Theil, 29 Bogen. Zweyter Theil, 27 Bogen in 8. Mit zwey Titelkupfern. Berlin, bey Sander. 1800. 3 Rh. 4 gr. Velinp. 4 Rh. 18 gr.

Das wichtige Bedürfniß, einer Menge müßiger Menschen, durch die Dienstfertigkeit unserer Lesegesellschaften, von Zeit zu Zeit neue Unterhaltungsbücher, zur Zeitverkürzung und zur Befriedigung einer nie gesättigten Lesewuth, an die Hand zu geben, hält unsre Romanschreiber fortwährend in Athem; die jede Messe dieser Neugierde einige Opfer bringen. Auch Hr. Lafontaine schließt sich an diese rüstigen Romandichter an; ohne den Wink seines guten Genius verstehen zu wollen, mit seinem schriftstellerischen Ruhme kein Gewerbe zu treiben, und seine raschen Dichtungen nicht so lange fortzusetzen, bis er sich erschöpfe, oder in Gefahr komme, sich selbst zu wiederholen. Wer jede Messe nicht ein, sondern mehrere Kinder seiner Phantasie zur Welt schickt, zeugt zuletzt Schwächlinge, deren kraftloses Leben schnell dahinwelkt. Zwar ist das Gepräge Lafontainischer Schriften, Originalität der Charaktere, die in der Menschengällerie eben nicht allzugewöhnlich sind, die feinste Welt- und Menschenkenntniß, nebst Gewandtheit und Correktheit des Ausdrucks, auch in diesem Werke nicht wohl zu verkennen; allein man stößt doch schon hie und da auf Cramersche Alltäglichkeiten, aus der Luft gegriffene Verbindungsmittel, eine Feuersbrunst, als eine Gelegenheit, sich einer Geliebten edel und brav zu zeigen, eine Nachbarschaft im Schauspielhause, als Veranlassung seinem Herzen Luft zu machen, Belauschungen einer Geliebten hinter Gebüschen, Anhörung ihrer nächtlichen schmelzenden Gesänge unter ihrem Fenster, wiederholte mitternächtliche Zusammenkünfte im Garten, ohne daß die Alten, die doch die liebenden Personen beobachten, ihre mitternächtliche Entfernung nur ahnden oder bemerken, und dergleichen Armseligkeiten mehr.

Der Horazischen Regel: in mediam rem deducere lectorem, getreu, eröffnet der Verf. seinen Roman mit einem Gespräche dreyer Personen, die man nicht kennt, die aber in der Folge Hauptrollen in der Geschichte spielen: Lind-

ners, eines pedantischen aber edlen Schulmanns, der bey jedem dritten Worte Stellen und Gebräuche der Alten, oder alte Geschichte citirt; seiner Schwester Sabine, eines gutherzigen, wirthschaftlichen Frauenzimmers, und des Hrn. von Senk, ihres Hausfreundes, dessen einzige Liebhaberey Beschäfftigung mit seinen Uhren ist. Während dieses Gesprächs wird ein frisch gebornes Kind, nicht vor die Thür gesetzt, sondern zu dem Fenster hineingereicht, mit einem beyliegenden Zettel, worin das Kind als ein Kind der unglücklichsten Liebe einer sterbenden Mutter, fremder Liebe empfohlen wird. Nach langem Streit, ob man das Kind behalten, oder der Gemeinde zu erziehen übergeben soll, siegt das gute Herz Sabinens, den Findling, als ein Geschenk von Gott, selbst zu erziehen. Man giebt ihm daher den Namen Theodor, und der ist nun der Held der Geschichte; und Lindner ist es zufrieden, weil es vielleicht ein zweyter Theseus, Cyrus oder Romulus werden könnte. Hr. v. Senk läuft selbst nach der Hebamme; diese Theilnahme aber und die Krankheit der eben zu Bette liegenden Sabine, erwecken bey dieser, und durch sie bey der ganzen Nachbarschaft den Argwohn, daß Senk und Sabine, deren täglicher Umgang bekannt war, selbst die Eltern des angeblich ausgesetzten Kindes seyn möchten. Dieser Nachrede zu entgehen, entschließen sich, sonderbar genug, die beyden Leutchen, einander zu heyrathen. Sie hatten sich lange schon vorher geliebt; aber aus Schüchternheit und falscher Bedenklichkeit ihre Neigung unterdrückt. Unter diesem Kleeblatt sonderbarer, aber guter Menschen, wuchs denn der kleine Theodor auf. In dem Orte ihres Aufenthalts Lobenstein, nicht dem Reußischen, lebte eine reiche Gutsbesitzerinn, Frau von Raubahn, mit ihrer Tochter Heloise, einige Jahre jünger als Theodor. Da sie ihren Stolz darin setzte, allenthalben zu herrschen, und alle Personen ihrer Bekanntschaft als Werkzeuge zur Erreichung ihrer Absichten an sich zu ziehen: so sah sie auch den jungen feurigen, talentvollen und hochaufstrebenden Theodor gern im Schlosse, und im Umgange mit ihren Kindern. Bald aber fiengen Heloise und Theodor an, etwas für einander zu fühlen. Hier ist der Verf. in seinem Fache, nach der ihm eigenen Kenntniß des menschlichen Herzens das stufenweise Aufkeimen dieser erwachenden Liebe mit allen ihren Aeußerungen, weitläuftig genug zu schildern. Nur die Frau von R. will aus Stolz und aus Zutrauen zu dem Selbstgefühl ihrer Tochter, sie nicht

bemerken. Als sie aber einst nach mehreren theatralischen Uebungen, Romeo und Julie vorstellen — (wer sollte sich wohl einfallen lassen, Romeo und Julie durch Kinder aufführen zu lassen?) — überzeugte sie sich von dem, was in dem Herzen der jungen Leute vorgieng, nicht etwa durch die Natürlichkeit, mit der sie ihre Rolle spielten; sondern, abentheuerlich genug, aus seiner ängstlichen Geschäfftigkeit, als sie bey Erbrechung der Gewölbthüre ihres Begräbnisses durch ein Brecheisen, von dem sie getroffen wurde, nicht antwortete, und von ihm als wirklich todt über das Theater getragen wurde — als wenn nicht jeder andere Schauspieler, der seine Mitspielerinn, die eine Leiche vorstellen soll, wirklich in einem todtenähnlichen Zustande findet, in das äußerste Schrecken versetzt werden müßte. Von nun an also denkt Frau v. R. mit Ernst darauf, die beyden Liebenden zu trennen. Sie schickt ihre Tochter in die Stadt, mit dem Auftrag an ihre Verwandte, sie durch tägliche Vergnügungen zu zerstreuen, daß sie darüber eine kindische Liebschaft vergessen möge; thut aber übrigens nicht das mindeste, um den Keim dieser Liebe in dem Herzen Theodors zu unterdrücken. Nach Verlauf einiger Jahre, als sie glaubt, daß Zeit, Stolz und Hoflust die Eindrücke der frühern Jahre verwischt haben würde, läßt sie ihre Tochter zurückkommen. Theodor sieht sie nicht, außer im Vorbeygehen und versteckt. Heloise bemerkt ihn mit Wohlgefallen; die alte Liebe erwacht wieder; hat aber weder Muth noch Gelegenheit, sich gegenseitig zu erklären. Ein Zufall bringt beyde vor ein Schattenspieltheater; und ein noch sonderbarerer Zufall, daß bey Erscheinung des ersten Schattenbildes Jemand den Namen Heloise nennt, (es sollte Abälards Heloise seyn) und dazu sagt, daß sie vor Liebe gestorben sey, setzt Heloisen in eine fieberhafte Erschütterung, daß sie unwillkührlich Theodors Hand ergreift, und dieser, dadurch elektrisirt, unter dem Schutze der Dunkelheit — aber vor einer vollbesetzten Bank, ihr zu Füßen fällt, und ewige Treue schwört. Ohne die Gerüchte zu fürchten, die daraus entstehen konnten, begleitet er sie halben Wegs nach Hause; die Verbindungen werden aufs engste angeknüpft, und durch mitternächtliche Zusammenkünfte wiederholt; ohne den mindesten Verdruß zu ahnden, den ein so heller Kopf wie Theodor voraussehen mußte. Endlich einmal geht Hr. v. Senk um Mitternacht einer Grille nach, um nach einer sich selbst gemachten Idee von einer Blumenuhr, um 12 Uhr eine Blume im Garten

zu besehen, und daraus das Wetter des folgenden Tages vorherzusagen; und da findet er das saubere Pärchen Arm in Arm in einem Bosket sitzen. Er kommt, wie sichs versteht mit einer Laterne, und der pflegen sonst Heimlichliebende bey Zeiten auszuweichen; das geschieht aber hier nicht. Natürlicherweise wird nun über das nächtliche Abentheuer Theodors von dem Triumvirat seiner Pflegeeltern großer Staatsrath gehalten, dessen Resultat ist, daß es Pflicht sey, der Fr. v. R. von der gemachten Entdeckung Nachricht zu geben. Der Delinquent wird um seine Meinung gefragt, und ist entweder so rechtschaffen oder so unbesonnen, zu dem Vorschlag Ja zu sagen. Nun wird vom Schloß aus aller fernere Umgang ernstlich verboten; Heloise soll Theodorn dieses selbst in Gegenwart beyderseitiger Eltern erklären. Statt dessen aber sagt sie mit unerwarteter Unbefangenheit, daß sie ihm ewig treu bleiben werde, sich übrigens allen Befehlen ihrer Mutter unterwerfe; giebt ihm einen Abschiedskuß, und geht davon. Nun soll Theodor entfernt, oder in die Fremde geschickt werden; man sucht den von seiner Mutter mitgegebenen Zettel, um ihm solchen mitzugeben. Da sieht ihn ein ehrwürdiger, alter, aber durchaus unbekannter Mann, Namens Schall, der sich vor Kurzem in Lobenstein einen Landsitz angekauft hatte, erblaßt bey Durchsicht des Zettels, und giebt dem scheidenden Jüngling insgeheim den Trost, daß Frau v. R. sich vermuthlich seiner Herkunft nicht werde zu schämen haben. Vorher aber hatte er derselben gelinde Maaßregeln gegen ihre Tochter angerathen; da er durch gleiche Härte gegen die Liebe seiner Tochter, diese veranlaßt habe, ihn heimlich zu verlassen, und er nun ein unglücklicher Vater sey. Nun kann man also die Mutter Theodors leicht errathen; inzwischen hat es dem Verf. beliebt, hier den ersten Theil zu schließen, und die nahe Entwickelung noch durch einen zweyten Theil aufzuhalten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der noch übrige Theil der Geschichte Theodors keinen ganzen Band füllen könne: daher mußte der Verf. zu einem Nebenroman seine Zuflucht nehmen, der die ganze erste Hälfte dieses Bandes ausfüllt, und ohne Nachtheil der Hauptgeschichte ganz wegbleiben konnte. Der Amtsverwalter Gobel in Lobenstein nimmt nach dem Tode seiner Schwester, bey der sie erzogen worden war, seine Tochter Marie zurück, ein schönes, gutes, aber

von ihrer Tante zur Pietisterey erzogenes Mädchen. In diese verliebt sich nicht nur der junge Senk, Sabinens Sohn, sondern auch der junge Hr. v. Raubahn, Heloisens Bruder. Da aber der alte Gobel ein schändlicher Betrüger und Geizhalz ist: so kann ihm die Tochter anders nicht, als durch zugestandene Vortheile, abgehandelt werden. Die dadurch entstehenden Kabalen, nebst den Scenen des abermals durch eine Mißheyrath beleidigten Stolzes der Fr. v. R. und der frömmelnden Gewissenhaftigkeit der Marie, die ihre Liebhaber bekehren will, werden denn mit einer wirklich ermüdenden Weitschweifigkeit dargelegt. Endlich wird beliebt, daß Senk mit Bewilligung der Eltern, Marien entführen soll. Gobel aber, der als ein furchtsamer Bösewicht es mit keinem Theil verderben will, giebt dem Baron von diesem Vorhaben einen Wink. Dieser also erscheint zur verabredeten Stunde vor Mariens Wohnung, und empfängt sie, ohne erkannt zu werden. Nach sechs Wochen tritt Theodor in Officiers Uniform in Hrn. v. Senks Zimmer mit einem verschleyerten Frauenzimmer, welches Marie ist, die er seinem Jugendfreunde, dem Hrn. v. R., auf das Gerücht von einem entführten Frauenzimmer, aus einem einsamen Försterhause abgenommen hatte. Aus Verdruß geht nun dieser auf Reisen. Billig hätte man nun eine nachgeholte Nachricht von den Schicksalen Theodors seit seiner Entfernung von Lobenstein erwarten sollen, von dem das Buch den Namen führt; das geschieht aber nicht, er erscheint auf einmal wie ein Meteor; man erfährt nicht, wo er sich bisher herumgetrieben, und wie er das geworden ist, wofür er jetzt erscheint. Er hielt sich damals, als er Marien rettete, auf dem Lande bey einer liebenswürdigen Familie, Sommer, auf; auch den Hrn. v. Raubahn läßt der Romandichter, der die Leitung des Zufalls in seiner Hand hat, auf dieses Dörfchen gerathen, wo sich die Sommersche Familie aufhält. Er verliebt sich in die älteste Tochter Wilhelmine, und eilt zurück, um seiner Mutter Einwilligung zur Heyrath zu holen, die ihm mit ihrem gewöhnlichen Stolze versagt wird. Indem er dieses Sommern meldet, und zugleich des Grafen von Steinthal, Onkels seiner Mutter, Erwähnung thut, der, nachdem er lange genug seine Tochter gesucht habe, sich nun unter dem Namen Schalls in Lobenstein aufhalte: so erkennen Herr und Mad. Sommer in diesem Manne ihren Vater, dem sie sich aus Furcht vor seinem Zorn nicht eher entdeckt haben,

und eilen mit ihren Kindern nach Lobenstein, um sich ihm zu Füßen zu werfen. Unter dem Namen Sommer aber hatte sich der Graf Burgau verborgen, dem der Graf Steinthal seine Tochte Julie, wegen eines unauslöschlichen Familienhasses zwischen den Häusern Steinthal und Burgau, versagt hatte. Julie aber wird bey fortgesetztem Umgange in einer unglücklichen Stunde Mutter, entflieht mit ihrem Geliebten, und gebiert auf der Flucht einen Sohn, den sie einem Arzte übergiebt, um ihn nach einiger Zeit abzuholen. Dieser aber ist es, der aus Sorge, eine fortwährende Last übernommen zu haben, das Kind in das Lindnersche Haus reichen läßt, und nachher die Mutter versichert, daß das Kind gestorben sey. Daher weigern sich auch die Eltern, Theodorn für ihren Sohn zu erkennen; bis ein an den Arzt abgeschickter Bote dieses Geständniß zurückbringt. Nun erfolgen mehrere Entwickelungen auf einmal. Schall oder Gr. Steinthal findet seine Tochter Julien mit ihren Kindern, und Julie ihren Vater wieder; Theodor kann nun Heloisen, und Nauhahn Wilhelminen heyrathen. Durch diese allgemeine Freude gerührt, fühlt auch die alte Baroninn den Werth der Liebe, und verspricht, nicht bloß Gehorsam von ihren Kindern zu fordern, sondern auch ihre Liebe zu verdienen. Das pedantische Geschwätz des alten Lindners ist vielmals sehr langweilig, und unterbricht zuweilen den Eindruck der rührendsten Situationen. Wohin eigentlich die moralische Tendenz dieses Romans gehe, ist schwer zu bestimmen.

Bg.

Angelina. Aus dem Englischen der Mrs. Maria Robinson. Erstes Bändchen, 23 Bog. Zweytes Bändchen, 21 Bog. Drittes Bändchen. 27 Bog. 8. Erlangen, bey Schubart. 1799 u. 1800. 4 Rg. 12 gr. (Das vierte Bändchen wird nachgeliefert.)

Zu den besten Arbeiten dieser sonst sehr beliebten Schriftstellerinn wird dieser Rotman van den englischen Kunstrichtern nicht gezählt. Sie vermissen darin Einheit und durchgängige Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten, und gehörige Consistenz der Charaktere. Auch ist in den Gesinnungen nicht

überall Feinheit, und in dem Benehmen der handelnden Personen nicht immer Vorsicht und moralische Strenge genug beobachtet. Unter mehrere dieser Personen wird auch das Interesse des Lesers zu oft und zu gleichförmig getheilt. Dieser Mängel ungeachtet gewährt dennoch die immer lebhaft erhaltene Erzählung eine anziehende und unterhaltende Lectüre. Man weiss, dass Mrs. Robinson gewohnt ist, ihren romantischen Dichtungen Verse einzuschalten, und dass auch ihr poetisches Verdienst einen nicht geringen Rang hat. Am Schlusse des ersten Bandes des gegenwärtigen Romans steht ein gefühlvolles Gedicht: *The Progress of melancholy.* Der Uebersetzer hat den englischen Text mit aufgenommen, und gegenüber eine Verdeutschung in Prosa gesetzt; weil ihm, wie er gesteht, die Natur den Beruf zum Dichter versagte. Im Ganzen ist diese Uebersetzung nicht schlecht; aber einigemal ist doch der Sinn verfehlt, z. B.

> Her mind, *each active faculty possess'd,*
> Resigns itself to ever — musing wol

heisst nicht: „Ihr Gemüth, das jede Geisteskraft besass," u. s. f. sondern: „in dem jede Thätigkeit betäubt, gelähmt, „und das von dem Kummer ganz beherrscht und eingenommen ist." — Eine der nachherigen Stellen ist gewiss Anspielung auf die Westmünsterabtey und die dort befindlichen Grabmäler. The dreary monumental pile war daher nicht durch „fürchterliche Steinhaufen" zu übersetzen.

Jß.

Friedrich. Ein Roman aus dem Französischen von dem Verfasser (des Verfassers) von Suschens Aussteuer. Zwey Theile. Berlin, bey Voss. 1800. Erster Theil, XX und 322 S. Zweyter Theil, 336 S. 8. Mit einem artigen von Jury gestochnen Kupferblatt. 2 Rg.

Auch in deutscher Sprache ist Suschens Aussteuer schon bekannt. In Frankreich selbst, oder vielmehr zu Paris, hatte der kleine Roman um so viel schneller sein Glück gemacht, da die neuen Reichen darin geschildert wurden, das Herz nicht

nicht leer ausgieng, und, was wohl zu merken, ein Frauenzimmer von (ehemaligem) Stande für die Verfasserinn des leicht hingeschriebenen Buches galt. Eine Zeitlang ließ der wahre Vater diesen Irrthum sich gefallen. In der Vorrede zu seinem Friedrich aber protestirt er desto lauter dagegen, und wundert sich, daß nicht durch den Vorbericht zu seiner Erstgeburt schon jeder Leser von Kopf eines Bessern belehrt worden. Es sey mit dieser Qua pro quo, wie es will bewandt: schwerlich wird Jemand sich einfallen lassen, den neuen Roman desselben auf Rechnung eines Frauenzimmers zu schreiben. Zwar giebt er seinen Namen hier eben so wenig an, und allerdings hieng dieß von seinem Gutdünken ab; der Uebersetzer jedoch hätte ihn, ohne sonderlich unbescheiden zu seyn, dem Leser immer ins Ohr sagen können! Fiévée heißt der Ehrenmann. Freylich weiß auch Rec. nichts weiter von ihm, als daß er artige Gedichte geschrieben, auf dem Musenberge also nicht fremd sey. Etwas indessen ist doch besser als nichts.

Sein jüngstes Erzeugniß hat mit den Sitten und Farben des Tages gar nichts zu thun; man müßte denn, was eben nicht unwahrscheinlich ist, annehmen: gerade durch Schilderung, wie es kurz vor der Revolution in Frankreich aussah, habe er einen Aufschluß mehr zu ihr selbst liefern wollen; und seine Herzenserleichterungen über den damaligen, höchst inkonsequent gewordenen Adelstand, bestätigen diese Vermuthung. Witz und nichts als Witz ist übrigens die Losung, der auch die ganze Darstellung und das ex professo treu bleibt; denn, wie Hr. F. ausdrücklich versichert, sey Witz das unterscheidende Kennzeichen des an die Revolution gränzenden Zeitraums gewesen. Daß der Uebersetzer diesen esprit hier immer durch Geist verdeutscht, war etwas unvorsichtig. Wie bekannt, kann man bis zum Uebetfluß witzig seyn, ohne deshalb im mindesten geistreicher zu werden. Witz oder Geist: der Fabel Hauptfaden ist folgender. Ein junger Mensch, kurzweg Friedrich genannt, dem seine Eltern schlechterdings unbekannt sind, wird von einem Dorfpfarrer bis ins 17te Jahr sehr verkehrt erzogen, und sodann nach Paris gebracht, wo eine reiche Dame und ihr Kammerdiener bey seiner weitern Bildung sich eben so thöricht benehmen. Daß es sehr bald zu Liebeshändeln gedeiht, versteht sich. Einer darunter wird sehr ernsthaft; und als man endlich dem

Bur-

Burschen Zügel anlegen will, steht dieser auf dem Punkt, den Kammerdiener zu erschießen, der in solch einem Augenblicke nicht anders, als durch die Erklärung: er sey Friedrichs Vater, sich zu helfen weiß. Freylich muthmaaßten die Leser und der junge Wildfang selbst, dieses längst schon; und wer seine Mutter sey, noch viel früher. Der, einen Vatermord zu begehen im Begriff gewesene Hasenfuß, zieht den Vorfall sich dermaaßen zu Gemüthe, daß er darüber todtkrank wird; und dieß kann die Mutter ebenfalls ohne Beängstigung nicht ansehen, kränkelt seitdem, und stirbt in den ersten Blättern des 2ten Bandes, nicht ohne sich für seine Mutter erklärt zu haben; in unaufhörlichem Kampfe jedoch mit ihrer Eitelkeit. — Sehr füglich hätte der Romanschreiber mit diesem ersten Bande schließen können; denn was man im zweyten zu lesen bekommt, ist noch viel abentheuerlicher, und endigt so gemein als möglich. Mit Darstellung verdorbner Sitten, und der ihren Landsleuten angebornen Neigung zur List, hatten die Schöngeister Frankreichs uns bereits übersättigt; und wenn Hr. F. auch des Witzes noch mehr aufgeboten hätte; immer bleibt die Frage, ob das magere Gericht einer so kostbaren Würze werth war. Gegen ein anspruchsloses, und daher selten anziehendes Gesicht, stößt man auf Dutzende von Gaunern, Taugenichtsen und Egoisten. Unter Letztere gehört Mr. Fréderic selbst, und das in vorzüglichem Grade. Seine werthe Person ist und bleibt der Mittelpunkt, worum Alles sich drehen muß; und das Unbedeutende dieser seiner werthen Person ist doch überall so auffallend, daß man ihm sehr gern aus dem Wege geht, um lieber — den auf Witz es anlegenden Autor sprechen zu hören. Eine ganz unerhörte Rolle spielt auch der Vater. Dieser vergißt nie, daß er nur Kammerdiener geblieben; indeß das zum Hrn. v. Teligny gewordene, und von ihm nach wie vor vergötterte Söhnchen fortfährt, den Mann von Stande zu spielen, und am Ende doch so glücklich wird, als ein Windbeutel von Franzosen es vor der Revolution werden konnte. Zu was aller Witz an einem so unhaltbaren, durch Unsittlichkeit und Fabeley jeder Art überall untergrabenen Gebäude!

Demungeachtet ist Hr. F. von dem Vorzuge seiner Zweitgeburt so innig überzeugt, daß er kein Bedenken trägt, ihr die Unsterblichkeit zu versprechen. Wer überhaupt noch keinen Begriff von der Eitelkeit eines französischen Schriftstellers

stellers hat, den das Pariser Publikum nur so eben zu begünstigen anfängt, mag aus der, wie man sieht, nicht kurzen Vorrede sich darüber belehren. — Die sehr lesbare Verdeutschung giebt nur selten zum Zweifel Anlaß, daß es im Original doch wohl anders klingen möge. Dergleichen Stellen noch bemerklich zu machen, will der, einem ausländischen Erzeugnisse vergönnte Raum nicht mehr gestatten.

Zb.

Weltweisheit.

Schriften über den Fichtischen und Forbergischen Atheismus.

1) Ueber die Lehre beyder genannten Schriftsteller, von den Schriftstellern selbst.

a) Philosophisches Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten, herausgegeben von Joh. Gottlieb Fichte und Friedr. Immanuel Niethammer. 1798. Erstes Heft.

b) Fichte's Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus. Eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt. Jena und Leipzig, bey Gabler, Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1799. 116 S. 8.

c) Der Herausgeber des philosophischen Journals gerichtliche Verantwortungs-Schriften gegen die Anklage des Atheismus, herausgegeben von J. G. Fichte. Gedruckt auf Kosten des Herausgebers und in Commission bey Gabler zu Jena. 1799. 192 Seiten 8. Beylagen 24 Seiten.

2) Gegen diese Lehre:

a) Schreiben eines Vaters an seinen studirenden Sohn über den Fichtischen und Forbergischen

Athe-

Atheismus. Ohne Druckort. 1798. 45 Seiten 8.

b) Appellation an den gesunden Menschenverstand in einigen Aphorismen über des Hrn. Prof. Fichte Appellation an das Publikum. Im Febr. 1799. Ohne Druckort. 47 Seit. 8.

c) Ueber des Hrn. Prof. Fichte Appellation an das Publikum, eine Anmerkung aus der deutschen Uebersetzung des ersten Bandes von Saint Lamberts Tugendkunst, besonders abgedruckt. Ohne Jahrzahl und Druckort. 8 Seiten 8.

d) Ein paar Worte zur Belehrung an den Herrn Ex-Professor Fichte, von D. Christian Gottfried Grüner. Jena, bey Göpferdt. 1799. 107 Seiten 8. Beylagen 63 Seit.

e) Zwölf Briefe über die Appellation des Hrn. Pr. Fichte von einem freyen Bürger der gelehrten Republik. Tübingen, bey Heerbrandt. 1799. 52 Seit. 8.

f) Vom Verhältniß des Idealismus zur Religion, oder, ist die neueste Philos. auf dem Wege zum Atheismus? Ohne Druckort. 1799. 134 Seiten 8.

g) Freymüthige Gedanken über Fichte's Appellation gegen die Anklage des Atheismus, und deren Veranlassung. Gotha, bey Perthes. 1799. 134 Seiten 8.

h) Ueber das idealistisch-atheistische System des Hrn. Prof. Fichte. Einige Aphorismen von Johann Heinr. Gottlieb Heusinger, D. der Philosophie. Dresden und Gotha, bey Perthes. 1799. 94 Seiten 8.

i) Be-

i) Beantwortung der vorhergehenden Schrift von Fichte im philosophischen Journale 1798. Heft 8. S. 358.

k) Meine Antwort auf Hrn. Fichte's Erwiederung meiner Einwürfe gegen seine Religionstheorie, eine Streitschrift von J. H. G. Heusinger. Gotha, bey Perthes. 1800. 64 S. 8.

l) Jacobi an Fichte. Hamburg, bey Perthes. 1799. 106 S. 8.

m) Ueber den Briefsteller Jacobi an Fichte. Ohne Druckort. 1800. 52 Seit. 8.

3) Schriften für beyde Verfasser:

a) Einige Fragen, veranlaßt durch die Appellation des Hrn. Prof. Fichte an das Publikum, über die ihm beygemessenen atheistischen Aeußerungen, und durch die darauf erfolgte Appellation eines Ungenannten an den gesunden Menschenverstand. Helmstädt, bey Fleckeisen. 1799. 24 S. 8.

b) Aktenstücke in der Sache des Fichtischen Atheismus, vorgelegt der philosophirenden Vernunft, als höchster Instanz. 1799.

Mit einem andern Titelblatte:

Eine Stimme aus dem Publikum über Gottes Seyn und Wesen, als Beantwortung von des Hrn. Prof. Fichte Appellation an das Publikum. Ohne Druckort und Verleger. 212 S. 8.

c) Kann man den Hrn. Prof. Fichte mit Recht beschuldigen, daß er den Gott der Christen läugnet? Kiel, in der neuen akademischen Buchhandlung. In Commission, in Braunschweig und Helmstädt, bey Fleckeisen. 1799. 69 S. 8.

d) Ue-

d) Ueber die Paradoxien der neuesten Philosophen von C. L. Reinhold. Hamburg, bey Perthes. 1799. 112 S. 8.

e) Sendschreiben an J. C. Lavater, und J. G. Fichte über den Glauben an Gott, von C. L. Reinhold. Hamburg, ebendaselbst. 1799. 142 Seiten 8.

f) Wohlverdiente Abfertigung der Schäfferschen Schrift über des Hrn. Professors Fichte Appellation an das Publikum. Ohne Druckort und Verleger. 1799. 80 S. 8.

g) Joh. Ernst Christian Schmidts, ordentlichen Prof. der Theologie in Gießen, Nachricht an das ununterrichtete Publikum, den Fichtischen Atheismus betreffend. Gießen, bey Heyer. 1799. 39 Seit. 8.

h) Schaumanns Erklärung über Fichte's Appellation, und über die Anklage gegen die Philosophie. Gießen, bey Stamm, Universitäts-Buchhändler. 1799. 136 S. 8.

i) Etwas von dem Herrn Prof. Fichte und für Ihn, herausgegeben von einem wahrheitliebenden Schulmeister. Baireuth, bey Lübecks Erben. 1799. 116 S. 8.

4) Vermittelnde Schriften.

a) Versuch einer genauern Bestimmung des Streitpunkts zwischen Hrn. Prof. Fichte und seinen Gegnern, von Joh. Aug. Eberhard. Halle, im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung. 1799. 92 S. 8.

b) Ver-

b) Versuch Hrn. Fichte mit seinem Publikum in Absicht seines Atheismus auszugleichen, von G. E. W. Dedekind. Hildesheim, bey Gerstenberg. 1799. 32 S. 8.

c) Kann eine übersinnliche Weltordnung die Prädikate haben, die Fichte Gott beylegt, und kann sie also Gott seyn? Den Aeußerungen des Hrn. Prof. Fichte selbst gemäß, verneinend beantwortet von —s. Für und wider ihn. Jena, bey Prager und Comp. 1799. 32 S. 8.

Endlich gehört hierher auch noch:

Friedr. Carl Forbergs, der Philos. D. und des Lyceums zu Saalfeld Rektors, Apologie seines angeblichen Atheismus. Gotha, bey Perthes. 1799. 181 S. 8.

und als Gegenschrift:

Einige Bemerkungen über die Apologie des Hrn. Rektors Forberg zu Saalfeld, wegen des ihm angeschuldigten Atheismus, von ***. Tübingen, bey Heerbrandt. 1800. 47 S. 8.

Zur leichtern Uebersicht und bequemern Darstellung des Inhalts, haben wir diese Menge von, meistentheils Broschüren, in obige Klassen vertheilen zu müssen geglaubt. Dem ganz genauen Literator sind wir noch die vorläufige Bemerkung schuldig, daß das Verzeichniß nicht die äußerste Vollständigkeit hat; einige, aber unsers Wissens doch nur wenige Schriften, waren uns bey der Verfertigung dieser Anzeige nicht zur Hand.

Bevor wir zur Beurtheilung der Schriften selbst schreiten, glauben wir eine kurze Erzählung des Herganges der ganzen Sache vorlegen zu müssen; theils weil daraus allein dieser Strom von mancherley Schriften und Schriftchen begreiflich ist; und theils, weil dadurch manche Aeußerungen der

Schriftsteller selbst verständlich werden. Die Herren Fichte und Forberg rückten in das bekannte philosophische Journal ein paar Aufsätze ein, deren vornehmste Behauptungen sich sehr beträchtlich von den in die öffentliche Religion aufgenommenen Vorstellungen von der Gottheit entfernten, und auch den allgemeinsten philosophischen Lehrsätzen der Theologie zu widersprechen schienen. Sie wurden daher von Theologen sowohl als Philosophen, die der kritischen, und besonders der Fichtischen Philosophie nicht zugethan waren, für atheistisch angesehen; und der Kurfürst von Sachsen, dem diese Schrift zufällig zu Gesicht gekommen war, befahl durch einen unmittelbaren Befehl die Confiskation dieses Stücks in Leipzig. Er wendete sich in gleicher Absicht an mehrere Höfe, und darunter vornehmlich an die der Sächsischen Herzoge, als Nutritoren der Universität Jena. Darauf wurden von diesen die Herausgeber des philosophischen Journals durch die akademische Obrigkeit zur Vertheidigung aufgefordert; aber ehe noch diese Vertheidigung erfolgte, gab Hr. Fichte seine Appellation an das Publikum gegen die Confiskation heraus. Die Vertheidigungsschriften wurden nachher, dem Rescripte gemäß, bey der Akademie eingereicht, und von derselben an die Sächsischen Herzöge zur Entscheidung gesandt. Da Herr Fichte vor der Entscheidung einen derben Verweis befürchtete; so schrieb er, diesen abzuwenden, an den Hrn. Geh. Rath Voigt in Weimar, und stellte ihm vor, man verkenne die Tendenz seines Systems ganz; er begreife nicht, wie man ihn wegen des Atheismus zur Verantwortung ziehe, da man doch von dem Gen. Sup. des Herzogthums, Hrn. Herder, dessen Lehre dem Atheismus völlig gleiche, keine Verantwortung fordere. Zugleich fügte er ganz bestimmt hinzu, er werde, er dürfe keinen Verweis annehmen, und würde ihn durch Abgebung seiner Dimission beantworten; mehrere seiner Freunde von Bedeutung für die Universität, hätten ihm ihr Wort gegeben, wenn er weggienge, auch dieselbe zu verlassen. Diesen Brief dem Herzog von Weimar mitzutheilen, hielt sich der Hr. Geh. Rath Voigt verpflichtet; denn es war schon im Geheimenrathscollegium beschlossen worden, Hrn. Fichte einen Verweis zu geben; und Hr. Fichte hatte in dem Briefe selbst gedrohet, denselben drucken zu lassen, wenn der Verweis dennoch erfolgte, und hatte überdieß dem Hrn. Geh. R. überlassen, welchen Gebrauch er von dem Briefe machen wollte. Da nun das Rescript an die

die Universität Jena, das den Verweis an die Herren Fichte und Niethammer enthielt, noch nicht abgegangen war: so ward demselben ein Postscript beygefügt, worin Hrn. Fichte die Dimission, womit er dem Herzoge, auf den Fall eines Verweises, gedrohet hatte, vom Herzoge selbst gegeben würde; weil der Verweis nicht könne zurückgenommen werden. Zugleich erklärte der Herzog, daß Niemanden der Abschied solle versagt werden, der ihn fordern würde. Niemand aber forderte ihn. Vielmehr wendete Fichte sich abermals an den Hrn. G. Rath Voigt, und schrieb demselben, er habe in dem ersten Briefe einen Verweis gemeint, der als eine Verletzung der Lehrfreyheit angesehen werden könnte, und einen Verweis, der den Gebrauch dieser Freyheit in öffentlicher Untersuchung aller Gegenstände der Spekulation, ihrer Materie nach, getroffen, der gegen seine Religionslehre selbst sich gerichtet hätte; nur in diesem Falle habe er den Entschluß, seine Stelle niederzulegen, als unausweiblich nothwendig ankündigen können; einen point d'honneur der Eitelkeit, der um höherer Zwecke willen nicht eine kleine Demüthigung ertragen könne, habe er nicht; er wolle also weder vor sich selbst, noch vor dem Publikum das Ansehen haben, aus dieser Ursache seine Stelle niedergelegt zu haben; da seine Lehre durch das ihm bestimmte Rescript nicht angefochten werde.

Daß dieß Verfahren sich rechtfertigen lasse, dürfte nicht leicht Jemand behaupten wollen. Es ist klein, und beynahe kindisch, um sich loszuwickeln, einen Andern, den die Sache nicht angeht, mit hinein zu verwickeln. Es ist klein, erst von Abgebung der Dimission in hohem Tone zu sprechen, und hernach zu erklären, man wolle doch lieber einen Verweis hinnehmen, als seine Stelle fahren lassen. Es ist sophistisch, der Anfangs absolut gegebenen Erklärung: „Man könne, „man dürfe keinen Verweis annehmen, man werde ihn „durch Abgebung seiner Dimission beantworten," nachher die Bedingung anzuerklären, sie sey nur auf die Verletzung der Lehrfreyheit abgesehen gewesen. Dieser Schritt Fichtens war um so viel mehr protestatio facto contraria, da wirklich im Rescripte Hrn. Fichtens Lehre ausdrücklich gemißbilligt, und die, der Meinung des Landesherrn nach, gemißbrauchte Art des Lehrvortrages, aufs künftige allerdings in etwas eingeschränkt wurde. Es hieß im Rescripte: „ob zwar philoso„phische Spekulationen kein Gegenstand einer rechtlichen

„Entscheidung seyn können: so muß doch die Verbreitung „anstößiger Sätze als sehr unvorsichtig erkannt werden; „es wäre also den Professoren Fichte und Niethammer ihre „Unbedachtsamkeit zu verweisen, und ihnen bessere Auf„merksamkeit auf die ins Publikum zu bringenden „Aufsätze zu empfehlen; auch versehe man sich zu allen aka„demischen Lehrern, daß sie sich solcher Lehrsätze enthal„ten, welche der allgemeinen Gottes-Verehrung wi„derstreiten.“ Hr. Fichte richtete auch durch sein zweytes Schreiben an den Hrn. G. R. Voigt nichts aus. Der Herzog von Weimar ließ darauf antworten: er finde nicht, daß es etwas enthalte, wodurch die genommenen Entschließungen abgeändert werden könnten. (Theologische Annalen von 1799, Band I. p. 279, 382, 411 ff. 426 ff.)

Nachdem auch Hr. Forberg seine Verantwortung an seine Obern eingereicht hatte, ward ihm eine Erklärung über folgende Punkte abgefordert: Ob er von dem Daseyn Gottes, als eines höchsten selbstständigen Wesens, wie auch davon, daß Gott nach der Lehre Jesu verehrt werden muß, überzeugt sey; ferner ob er versprechen wolle, in seinem Schulunterrichte die christliche Lehre nach dem christlichen Lehrbegriffe, auf welchen er vereidet worden, vorzutragen, und nichts, wodurch der Glaube daran bey den Schülern wankend gemacht werden könne, einzustreuen; endlich, in öffentlichen Schriften nichts, wodurch die Wahrheit der christlichen Religion zweifelhaft gemacht werden könne, zu verbreiten. Dieß alles leistete derselbe verlangtermaaßen; und so blieb Hr. Forberg an seiner Stelle. (Man s. Intelligenzblatt der Erlanger Literaturz. 1800 p. 306).

Es erhellet aus Allem diesem so viel, daß Hr. Fichte seine Entlassung allein dem Trotze zu danken hat, mit welchem er keinen Verweis annehmen zu können erklärte; weil er sich vermuthlich einbildete, die Regierung würde einen sehr grossen Schaden befürchten, wenn er Jena verließe, und aus Furcht, ihn aus Jena zu verlieren, es nicht wagen, ihm einen Verweis zu geben; wie er denn in dem ersten Briefe an den Hrn. G. R. Voigt einfließen ließ, es stehe bey dieser Sache das Wohl der Universität auf dem Spiele. Von der andern Seite erhellet, daß die Regierung nicht furchtsam war, und sich nicht wollte trotzen lassen; hingegen der Mei-

nung

nung war, Hr. Fichte könne in Jena füglich entbehrt werden. Endlich erhellet, daß die Regierung eine vernünftige Denkfreyheit an sich einzuschränken nicht gewillet war, und daß nur die Unvorsichtigkeit in Ausbreitung gefährlich aussehender Lehren mit Recht getadelt wird.

Ehe wir über die mancherley Schriften selbst ein Urtheil zu fällen im Stande sind, müssen wir genau festsetzen, worauf, und nach welchen Grundbegriffen, wir Rücksicht nehmen wollen; damit wir uns nicht in den mehrern Nebenpunkten zu weit vom Ziele verlieren, und damit wir nach bestimmten Gründen bestimmt zu urtheilen im Stande seyn mögen. Folgende dürften ohne Widerrede die vornehmsten Punkte in dieser ganzen Streitsache seyn:

Sind, oder scheinen die Behauptungen der beyden Schriftsteller, Fichte und Forberg, atheistisch? und, in wiefern sind sie philosophisch begründet? Hierauf werden wir unsere Aufmerksamkeit vorzüglich richten; die andern Nebenfragen, welche nicht so eigentlich vor ein kritisches Journal gehören, werden wir hingegen nur gelegentlich berühren.

Die Frage über den Atheismus bedarf noch einiger vorläufiger Erörterungen; da der Begriff eines Atheisten sehr schwankend ist, und auch hier von den Streitenden nicht in gleichem Umfange genommen wird. Ein Atheist ist, unserer Einsicht nach, wer weder außer der Welt ein verständiges oder denkendes, und alles nach Plan ordnendes Wesen annimmt; noch in der Welt selbst ein solches Wesen, oder eine Intelligenz, eine Denkkraft, als mit den Weltsubstanzen wesentlich verknüpft, anerkennt, durch welche Alles planmäßig geordnet ist. Ein Pantheist also, ist nach diesem Begriffe kein Atheist, wofern er nur behauptet, daß mit dem großen Ganzen eine Denkkraft wesentlich verknüpft ist, durch welche dieß Ganze seine regelmäßige Ordnung bekommt. So ist auch ein Hylozoist, der eine durch die ganze Materien-Masse verbreitete, ihr wesentlich anklebende, und Alles anordnende Denkkraft behauptet, nach diesem Begriffe kein Atheist. Zwar wissen wir wohl, daß dieser Begriff weiter ausgedehnt ist, als er gewöhnlich pflegt ausgedehnt zu werden; allein wir glauben ihn bis hierhin erweitern zu müssen, um alle Zweydeutigkeiten und Bedenklichkeiten gänzlich zu entfernen. Das Gefährliche und Gehässige des Atheismus

wird nämlich darin gesucht, daß er ein Feind aller und jeder Religion ist. Nun kann ein Pantheist ohne Zweifel Religion haben; weil seine Intelligenz, Ehrfurcht und Anbetung gegen das unendlich grössere Meer von Denkkraft im Universum hegen kann. Er kann auch eine Offenbarung anerkennen; weil es nicht widersprechend ist, daß jene unermeßliche Denkkraft des All, sich durch irgend ein Individuum, oder durch irgend einige Mittel, ihm entdecke, und ihre Anordnungen ihm bekannt mache. Eben das gilt auch von dem Hylozoisten. Weiter unten werden wir Gelegenheit finden, dieß noch mehr auseinander zu setzen.

Jetzt wenden wir uns zu den vorliegenden Schriften selbst, und zwar zuerst zu der Fichtischen Abhandlung im philosophischen Journale. Nachdem der Verf. alle bisherigen Beweise einer moralischen Weltordnung aus der Welt-Betrachtung, als unzulänglich verworfen hat, schreitet er zu dem seinigen. „Wir haben," sagt er, „einen Begriff einer „übersinnlichen Welt; ich finde mich frey von allem Einflusse „der Sinnenwelt, absolut thätig in mir selbst, sonach als eine „über alles Sinnliche erhabene Macht. Diese Freyheit aber „ist nicht unbestimmt; sie hat ihren Zweck; nur erhält sie „denselben nicht von außen her, sondern sie setzt sich ihn durch „sich selbst. Ich selbst und mein nothwendiger Zweck sind „das Uebersinnliche. — Indem ich jenen, mir durch mein „eigenes Wesen gesetzten Zweck ergreife, und ihn zu dem „meines wirklichen Handelns mache, setze ich zugleich die „Ausführung desselben durch wirkliches Handeln als möglich. „Beyde Sätze sind identisch; denn, ich setze mir etwas als „Zweck vor, heißt, ich setze es in irgend einer zukünftigen „Zeit als wirklich; in der Wirklichkeit wird aber die Möglichkeit nothwendig mit gesetzt. — Nicht von der Möglichkeit wird auf die Wirklichkeit fortgeschlossen; sondern umgekehrt. Es heißt nicht, ich soll, denn ich kann; sondern ich „kann, denn ich soll. Daß ich soll, und was ich soll, ist „das erste, unmittelbarste. — Jene lebendige und wirkende „moralische Ordnung ist selbst Gott; wir bedürfen keines andern Gottes, und können keinen andern fassen. Es liegt „kein Grund in der Vernunft, aus jener moralischen Weltordnung heraus zu gehen, und vermittelst eines Schlusses „vom Begründeten auf den Grund, ein besonderes Wesen, „als Ursache derselben anzunehmen."

So weit unser Verf. Was nun diesen Beweis von seiner philosophischen Seite anlangt: so gebricht es ihm sehr an der so unentbehrlichen Deutlichkeit. Trägt man aber auch aus den nachher erfolgten Erläuterungen mehr Licht hinein: so kann man sich doch nicht genug wundern, wie sein Urheber im Vertrauen auf ihn, alle andere Beweise eines göttlichen Daseyns verwerfen konnte; da er nicht wenigern und nicht geringern Schwierigkeiten bloß gestellt ist, als diese. Gleich beym ersten Satze wird ein Zweifler vielen Anstoß finden; die Freyheit von allem Sinnen-Einflusse, die absolute Thätigkeit, wird er sagen, woher wißt ihr die? Aus der Erfahrung schlechterdings nicht; denn da ist sie nach eurem eigenen Geständnisse nicht zu Hause. Aus dem Sittengesetze könnt ihr sie auch nicht bündig herleiten; denn der bekannte, und überall als wahr zugestandene Satz, ultra posse nemo obligatur, zeigt euch klar genug, daß ihr von dem Sollen auf das Können keinen Schluß wagen dürft; zeigt euch klar genug, daß unser menschliches Sollen kein unbedingtes, sondern manchen Ausnahmen unterworfnes ist; daß folglich hieraus eine völlige Herrschaft über die Sinnenwelt, oder eine gänzliche Unabhängigkeit von ihr nicht gefolgert werden kann. Bey dem zweyten Schritte: ich soll recht thun; also muß das Rechtthun ausführbar seyn, muß in dem Flusse der Ereignisse eine solche Veranstaltung seyn, daß das sittlich Gute gelinge. Hierbey wird aber dieser Zweifler nicht geringere Steine des Anstoßes vorfinden. Zuvörderst, wird er sagen, folgt hieraus nicht eine wirklich außer meinem Denken vorhandene moralische Weltordnung; es folgt nur, daß ich eine solche voraussetzen muß, um handeln zu können. Der Alchymist muß, um das große Werk zu beginnen, die Möglichkeit des Goldmachens annehmen; folgt daraus, daß ihm je seine Absicht wirklich gelingen wird? Denn, wird er hinzusetzen, daß ich recht thun soll, weiß ich das durch sich selbst? Ihr nehmet das freylich an, aber habt ihr es auch bewiesen? Oder ist es von der Art, daß Jeder es ohne allen Beweis zugestehen muß? Mich dünkt, das keinesweges; denn nehmt einmal an, alle eure Handlungen hätten weiter keine Folgen; oder alle Folgen derselben wären so gänzlich einerley, als es einerley ist, ob ihr beym Heraustreten aus der Thür den rechten oder den linken Fuß voransetzt: würdet ihr in eurer Philosophie vom Recht oder vom Unrecht auch nur eine verständliche Sylbe sprechen können?

nen? Mir scheint es also eine gänzliche Umkehrung aller natürlichen Ordnung der Begriffe und Sätze zu seyn, wenn ihr aus dem sittlichen Sollen eine moralische übersinnliche Weltordnung herleiten wollt; da ihr vielmehr umgekehrt aus der in der Erfahrung vorgefundenen Weltordnung eure sittliche Obliegenheiten herleiten müßtet.

So viel vorjetzt von der Gültigkeit des Beweises! In der Folge werden sich Veranlassungen finden, noch einiges Mehrere beyzubringen. Was nun die andere Hauptfrage anlangt: ob diese Lehre, wie sie hier steht, atheistisch ist? so müssen wir allerdings gestehen, daß sie uns beym ersten Erscheinen dieses Journals-Stücks auf Atheismus hinauszugehen schien, und nach dem bloßen Wortverstande noch scheint. Anfänglich, als Hr. Fichte noch in Gefahr einer Verfolgung seyn konnte, würden wir Bedenken getragen haben, dieß öffentlich zu sagen. Jetzt, da Hr. Fichte über alle Verfolgung weg ist, sieht Rec. keinen Grund, ferner darüber zu schweigen; da es hier nur auf Bestimmung der Begriffe ankommt, ohne Jemand wehe thun zu wollen. Eine moralische Weltordnung, nach der hergebrachten Bedeutung des Wortes, als eine bestimmte Zusammenstellung von Begebenheiten, wenn noch ausdrücklich alles Hinzudenken einer Ursache derselben, einer ordnenden Substanz, einer bewirkenden Intelligenz, verboten wird, lautet unläugbar atheistisch. Gegen eine solche Ordnung allein findet weder Verehrung, noch Anbetung statt; und bey einer solchen allein kann keine Offenbarung und keine Art von Religion bestehen. Zwar nennt sie Hr. Fichte einmal eine lebendige Ordnung; aber daß darunter ein tieferer Sinn verborgen seyn sollte, wie in der Folge daraus entwickelt wird, konnte man um so weniger ahnen, als dieß Beywort dem gewöhnlichen Sinne des Wortes Ordnung widerspricht, und somit mehr verwirrt, als aufklärt. Aus dem innersten System des Verf. den bessern Sinn heraufzuholen, kann von äußerst Wenigen, wegen seiner äußerst abstrakten und dunkeln Hülle, worin es damals nur noch erschienen war, gefordert werden; zumal da so manche Worte unbestimmt hingeworfen waren. Daß also der Kurfürst von Sachsen hier nichts als Atheismus erblickte, und mithin die Verbreitung desselben zu hemmen suchte, war sehr verzeihlich; und Hr. Fichte darf daher gar nicht, wie er thut, vorgeben, daß es irgend Jemand besonders darauf an-

gelegt

gelegt hätte, ihn zu verfolgen. Wenn er auf die natürlichen und nothwendigen Folgen seiner Lehre im Voraus hätte Acht haben wollen: so hätte er selbst finden müssen, sie werde, nach der allgemeinen Meinung und Ueberzeugung seiner Landesobrigkeit und aller seiner Mitbürger, die nicht seine Schüler waren, sehr anstößig seyn; und konnte voraussehen, daß er darüber würde angegriffen werden, und daß also, wenn er ein ruhiger Bürger bleiben wollte, diese Aeußerungen sehr unvorsichtig wären. Wollte er aber wirklich, wie aus seiner nachherigen Apologie zu erhellen scheint, den in den sächsischen Herzogthümern, und in allen Ländern bestehenden Glauben an Gott den Weltschöpfer abschaffen, und, wie er in der gedachten Apologie thut, für Götzendienst und Mangel an gesunder Vernunft erklären: so mußte er voraussehen, daß dieß für ihn unangenehme Folgen haben würde; mußte nun nicht über Verfolgung schreyen, und sich nicht wundern, daß jene Landesobrigkeit ihn nicht ferner zum Lehrer der Jugend würde haben wollen. Die Landesreligion für Götzendienst zu erklären, ist doch wohl mehr als unvorsichtig, und muß nothwendig für den, der es unternimmt, verdrießliche Folgen haben. Diese Folgen hatte Hr. Fichte offenbar Niemanden anders zuzuschreiben, als sich selbst. Wer so unbesonnen und ohne alle Schonung sich die Kraft zutrauet, umzustürzen, was Millionen von Menschen heilig ist, darf sich wahrlich nicht beklagen, wenn diese ihre Kraft gegen ihn brauchen.

Der Forbergische Aufsatz in demselbigen Stücke des phil. Journals geht von dem Begriffe der Religion aus, und stellt darüber folgende Axiome auf: „Religion ist nichts anders, als ein praktischer Glaube an eine moralische Weltregierung. — Wer eine moralische Weltregierung glaubt, „und zwar praktisch glaubt, der hat Religion, und nur der „hat Religion.“ Hiergegen muß Rec. sogleich protestiren: denn da hieße der Satz nichts anders, als wer seinen Obliegenheiten allen Genüge thut, oder zu thun sucht, weil er eine moralische Weltregierung glaubt, der allein hat Religion; folglich wäre Religion und ein moralischer Wandel völlig einerley. Es hätte demnach auch der Religion, welcher etwa sich davon überzeugt hätte, daß durch blinde mechanische Gesetze der Materie, und durch eine geometrisch nothwendige Anordnung und Verknüpfung der Substanzen in der Welt,

Alles so eingerichtet wäre, daß der Mensch Rechte thun müßte, und daß sein Rechtthun ihm allemal gelänge. Wer kann einem solchen Menschen Religion zuschreiben? Religion setzt vielmehr, nach dem bisherigen allgemeinen Sprachgebrauch, Verehrung, Anbetung irgend eines höhern und zugleich verständigen Wesens, so nothwendig voraus, daß sie nur dadurch allein von dem bloßen sittlichen Wandel ohne Religion kann unterschieden werden, und daß man nur darum von jeher mit Recht behauptet hat, ein Atheist könne zwar einen guten Wandel führen, aber nie Religion haben. Hierin eben liegt die Hauptursache, warum der Glaube an eine moralische Weltregierung allein vom Atheismus noch nicht befreyet.

Von hieraus nimmt Hrn. Forbergs Abhandlung einen, der vorhergehenden Fichtischen ähnlichen Gang, und stellt gegen die bisher üblichen Beweise und Behauptungen über Gottes Daseyn und Eigenschaften, mehrere Schwierigkeiten auf, um sie durch diese als ganz unstatthaft zu verwerfen. Diese Schwierigkeiten sind größtentheils die, von Zweiflern oder Atheisten sonst schon oft vorgetragenen Einwürfe gegen die Lehren der Theisten, und mußten schon dadurch nicht geringen Verdacht von einem Hange dieser Theorie zum Atheismus erregen. Das hätte wahrlich auch Hr. Forberg leicht voraussehen können; wenn er nicht in der erst ganz kürzlich von ihm eingeschlürften Fichtischen Philosophie gleichsam noch berauscht gewesen wäre. Ueberhaupt haben die Freunde der neuen und neuesten Philosophie die Gewohnheit, ihre vermeinten Deduktionen selbst der willkührlichsten Sätze, für untrüglich auszugeben; hingegen aller Art der Philosophie höchst verächtlich zu begegnen, und sich gar nicht darauf einzulassen, sie zu untersuchen, oder höchstens mit vieler Selbstgenügsamkeit alle längst beantwortete Zweifel wieder hervorzusuchen, und als schlechterdings unbeantwortlich aufzustellen, ohne von dem, was dagegen vielfältig schon erinnert ist, die geringste Notiz zu nehmen. Rec. möchte sie angelegentlich bitten, sich hierin ein wenig besser vorzusehen; denn indem sie so manchem längst vergessenen Zweifel neues Gewicht beylegen, wecken sie die Zweifelsucht zu ihrem eigenen Nachtheile; und sie werden in Kurzem erfahren, daß diese ungebundene Zweifelsucht ihre eigenen Systeme verzehren wird, so apodiktisch sie auch immer dieselben ankündigen mögen;

werden

werden erfahren, daß das Ende von allem Lärm, den sie ma-
chen, eine beynahe gänzliche Gleichgültigkeit gegen alles Phi-
losophiren und alle spekulative Philosophie seyn wird.

Die eigentliche Meinung des Verf. ist nun folgende:
„Es ist," spricht er, „der Wunsch und das Bestreben jedes
„Rechtschaffenen, dem Guten über das Böse in der Welt das
„Uebergewicht zu verschaffen, und das Böse am Ende, wo
„möglich, ganz zu vertilgen. — Allein nun entsteht billig
„die Frage: ist denn das auch überall ein möglicher Endzweck,
„den sich die guten Menschen zur Erreichung vorsetzen? —
„Es ist wahr, wenn der gute Mensch weniger auf die Stim-
„me seines Herzens in sich selbst, als auf die Stimme der
„Erfahrung um sich hören wollte: so würde er gar bald seine
„Hoffnung besserer Zeiten aufzugeben, und dann zugleich auch
„sein Bestreben fahren zu lassen, genöthigt seyn, die Annähe-
„rung jener bessern Zeiten durch alle Mittel, die in seinen
„Kräften stehen, zu beschleunigen. Wie Wenige findet er, die
„gesinnt sind, wie er? — Er entwirft manchen wohlthäti-
„gen Plan zur Beförderung des Wohls seiner Mitbrüder,
„zur Abstellung von Mißbräuchen, zur Ausrottung von Vor-
„urtheilen; aber durch die Bosheit der Einen, und durch
„Dummheit der Andern, sieht er oftmals nur um so mehr Ver-
„wirrung, Schaden und Unglück daraus hervorgehen. —
„Soll er nun auch aufhören, sich dem Strohm des Unrechts
„entgegen zu stellen? — Nein, ruft ihm mit lauter Stim-
„me sein gutes Herz zu, du sollst Gutes thun, und nicht
„müde werden! Glaube an die Tugend, daß sie am
„Ende siegen wird! Hoffe, daß das Recht über das Unrecht,
„die gute Sache über die böse, am Ende sicher noch die Ober-
„hand behalten wird! — Thue du, was du kannst, da-
„mit es besser, heller, und aufgeklärter, und edler, und red-
„licher, und friedlicher, und gerechter in der Welt zu ehe,
„und sey unbekümmert um den Ausgang! Glaube, daß
„nichts Gutes, was du thust, oder auch nur entwirfst, sey es
„auch noch so klein, und so unscheinbar, verloren gehe in dem
„regellosen Laufe der Dinge! Glaube, daß dem Laufe der
„Dinge ein, dir freylich unübersehbarer Plan zum Grunde
„liege, in dem auf das endliche Gelingen des Guten gerech-
„net ist! Glaube, daß eben auf das Trachten von dir Ein-
„zelnen Alles berechnet ist, und daß ein erhabener Genius

„über

„über das Schicksal waltet, der Alles, was du beginnst, voll„endet, vielleicht erst nach Jahrhunderten vollendet!“

Auch aus dieser Darstellung, die in einigen Stücken mehr Licht enthält, als die vorhergehende Fichtische, erhellet, daß von einer wirklich außer uns vorhandenen moralischen Weltordnung nicht die Rede ist; sondern eigentlich nur gezeigt wird, daß wir eine annehmen oder glauben müssen, um unsern Pflichten Genüge leisten zu können. Wie wenn nun dagegen der Zweifler sich folgendergestalt erheben sollte: Ich fühle klar, daß ich aller meiner Obliegenheit nicht Genüge leisten kann; fühle, daß körperliche Schwäche, geistige Unvermögenheiten mir nicht gestatten, Alles zu thun, was ich sollte; wie kann ich an eine moralische Weltordnung glauben? Ich erfahre nur zu sehr und zu schmerzlich, daß äußere Umstände, die Obermacht der Bösen, der Feinde und Neider, der Haß der Verfolger, meine besten Absichten allemal vereiteln, und daß ich dem mächtigen Strehme nicht entgegenstreben kann: wie ist es mir möglich, eine solche moralische Weltordnung, durch die das Gegentheil bewirkt werden soll, damit zu vereinbaren? Denken muß ich sie mir freylich; aber als wirklich vorhanden kann ich sie niegends antreffen.

Was nun die Beschuldigung des Atheismus angeht: so ist diese Abhandlung derselben von der Seite weniger ausgesetzt, daß hier doch ein weltregierendes Wesen, ein über das Ganze waltender Genius anerkannt wird; von der Seite hingegen, daß dieser Genius nur so im Vorbeygehen erwähnt, und durch die Benennung Genius in ein sehr zweydeutiges Licht gestellt wird, ist sie hier nicht minder bloß gestellt. Ja in dem Anhange von dem Verf. selbst verfänglich genannter, und in der That höchst unanständig ausgedrückter Fragen, erscheint sie gar in einem noch schlimmern Lichte; hier wird gleich zu Anfang die Frage aufgeworfen: ist ein Gott? und zur Antwort ertheilt: „es ist und „bleibt ungewiß (denn diese Frage ist bloß aus spekulati„ver Neugierde aufgeworfen, und es geschieht dem Neu„gierigen ganz recht, wenn er bisweilen abgewiesen „wird).“ Hieraus erhellet, daß wir oben den Gehalt beyder Gründe für Gottes Daseyn richtig gewürdigt haben; indem wir behaupteten, es werde dadurch kein wirkliches,

außer

außer unserm Denken statt findendes Daseyn erwiesen. Was bleibt also noch übrig? Nichts als ein Glauben, wie der Verf. sich ausdrückt; aber auch dieß Glauben enthält nicht den Gedanken eines Daseyns Gottes außer uns; sonst wäre es theoretisch, und stellte einen spekulativen Satz auf; sondern es enthält mehr nicht, als: wir sollen handeln, als ob ein Gott wäre, unter der Voraussetzung seines Daseyns, ohne jedoch über das Daseyn selbst das geringste weiter zu bestimmen. Ein solcher Glaube nun dürfte vom Atheismus nur durch eine sehr schmale Linie getrennt, und diese schmale Linie zuverläßig nur äußerst Wenigen bemerkbar seyn. Wo bleibt aber bey diesem Glauben die Gottesverehrung? Wo die Stärkung und Linderung, welche der gedrängte Tugendhafte aus dem Gedanken an das Daseyn eines gerechten und gütigen Weltregierers schöpfen muß? Wo der Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit? Auch hieraus ist ersichtlich, (wir werden gleich unten noch mehrere Beyspiele aufstellen) daß man über manche Dinge nicht zu viel raffiniren muß, um sie nicht am Ende nur noch in der leeren Hülse eines willkührlichen Wortes übrig zu behalten. Wir wenigstens möchten gern wissen, was von der Religion und vom Theismus noch übrig bleibt, wenn die bald hernach folgende Behauptung des Hrn. Forbergs angenommen wird: „Die Religion ist keine Ueberzeugung des Verstandes; sondern eine Maxime des „Willens. Was von Ueberzeugung des Verstandes „dabey ist, ist Aberglaube." Folglich wäre, nach Hrn. Forbergs Voraussetzung, auch das schon Aberglaube, wenn der Christ den Satz, es ist ein Gott, als einen theoretischen Satz, der ein außer ihm befindliches Daseyn aussagt, aufzustellen wagt? wenn er unter Gott etwas außer ihm Vorhandenes, etwas Objektives versteht? Wir möchten gern wissen, wie Hr. Forberg die von ihm selbst verfänglich genannten Sätze: „Ob jemals ein Reich Gottes auf Erden „erscheinen wird, das ist, ein Reich der Wahrheit und des „Rechts, ist ungewiß; und wenn man auf die bisherige Erfahrung bauen darf, die jedoch in Vergleich mit der unendlichen Zukunft, für nichts zu rechnen seyn möchte, sogar „unwahrscheinlich. Daß ein Reich Gottes auf Erden erscheinen „kann, ist eben so gewiß und ungewiß, als daß ein Reich „des Satans erscheinen kann; die Religion der Hölle hat „vor dem Forum der Spekulation nicht mehr und weniger

„für

„für sich, als die Religion der guten Menschen;“ wir möchten, sagen wir, gern wissen, wie er diese Sätze mit der vorhergehenden Begründung des Glaubens an Gott in Harmonie bringen will. Sind diese Sätze alle, als speculative Behauptungen, das ist, sofern dadurch etwas außer uns wirklich Vorhandenes ausgesagt wird, gänzlich ungewiß: wie kann sich darauf irgend ein Glaube stützen? Soll ich, als tugendhafter Mensch, an eine moralische Weltregierung glauben: muß ich da nicht schlechterdings annehmen, daß außer mir so etwas vorhanden ist, als mit diesem Worten gesagt wird? Wie kann ich dieß glauben, und doch zugleich es für eben so gewiß halten, daß ein Reich Gottes kommen wird, als ein Reich des Satans? Oder soll ich dieß etwa nicht aus speculativen Gründen annehmen? Wenn ich es glaube, weil ich erkenne, daß ich meine Pflicht thun soll: ist das nicht auch ein theoretischer Satz? Wird nicht durch ihn etwas als wahr, als in mir wirklich vorhanden, ausgesagt? Die letzte von Hrn. Forbergs verfänglichen Fragen scheint alles vorherige sogar zurückzunehmen, und in ein bloßes Spielwerk zu verwandeln. „Ist nicht,“ heißt sie, „der Begriff eines praktischen Glaubens mehr ein „spielender, als ein ernsthafter philosophischer Begriff? Die „Antwort auf diese verfängliche Frage überläßt man billig „dem geneigten Leser, und damit zugleich das Urtheil, ob „der Verf. des gegenwärtigen Aufsatzes am Ende auch wohl „mit ihm nur habe spielen wollen?“ Das sieht völlig so aus, als ob alles bisher Gesagte solle zurückgenommen werden; und ein so unanständig leichtsinniger Ton ist für eine Sache von dieser Wichtigkeit, doch, — aufs allergelindeste gesagt — sehr unschicklich. Ein Leser, der das so eben von uns Angemerkte erwogen, kann beynahe nicht umhin, den ganzen Aufsatz für ein philosophisches Taschenspiel zu erklären; dergleichen die alten Sophisten manche, zu nicht geringem Erstaunen ihrer blödsinnigern Zuhörer aufzustellen wußten. So viel geht, soviel wir sehen, aus Allem bisherigen hervor, daß auch Hr. Forberg sich nicht beschweren darf, wenn auch er den Verdacht des Atheismus sich zugezogen, und dadurch die Ahndung seiner Obrigkeit auf sich geladen hat.

Bis hieher kann denen, die an beyden Aufsätzen Aergerniß nahmen, und den Regierungen, die deren Ausbreitung zu verhüten suchten, nichts zur Last gelegt werden. Jetzt wol-

len

len wir untersuchen, ob die Sache durch die Vertheidigungs-Schriften der Verfasser und Herausgeber des philosophischen Journals eine günstigere Wendung bekommt.

Die Fichtische Appellation an das Publikum geht natürlich voran. Hier hätte nun der Verf. so klar, so bestimmt, und so richtig, als nur immer möglich war, und als man von einem Philosophen erwarten mußte, dem das Praktische über Alles geht, und der seine praktische Philosophie über alle bisherigen Systeme so hoch hinaus hebt, seine Behauptungen mit ihren Gründen darlegen, und die Leerheit des atheistischen Verdachtes, nebst dem Unrechte, welches ihm durch die Confiskation jenes Stücks vom philosophischen Journale, wiederfahren war, erweisen sollen. Mochte jener Verdacht nebst jenem Verbote entsprungen seyn, aus welchen Quellen er wollte, das gieng ihn jetzt unmittelbar nichts an. Die quaestio juris war ihm die wichtigste; und konnte er ja von den Quellen des erlittenen Unrechts etwas Zuverlässiges beybringen: so mußte er es mit ernster, aber liebreicher Zurechtweisung thun, und seinen Feinden sich von einer humanen, zur Vergebung bereitwilligen Seite zeigen. So würde Sokrates seine Sache geführt haben. So führte sie aber leider! unser Philosoph nicht.

Er geht davon aus, die Nothwendigkeit seiner Vertheidigung zu beweisen; aber bey dieser Gelegenheit sogleich mit einer Heftigkeit, die bis zur Wuth geht, die Ursache des Verbotes auf feindselige, verläumderische, verderbliche Machinationen seiner Feinde zu schieben. Anstatt sich in den Schranken einer billigen Vertheidigung zu halten, recriminiert er sogleich, und hebt damit an zu erzählen, er habe Sätze aufgestellt, die von einer gewissen abgöttischen atheistischen Partey unter uns, atheistisch genannt werden; und in demselben Tone fährt er durch die ganze Schrift fort, alle diejenigen, welche aus den bisher gewöhnlichen Gründen an das Daseyn der Gottheit außer uns, und an deren Eigenschaften als Substanz, als die Tugend belohnend, das Laster bestrafend, u. s. w. glauben, d. h. alle Christen, Muhamedaner, Deisten, u. s. w. folglich fast alle Menschen außer ihm und seinen Schülern, Atheisten und Abgötter, oder Götzendiener zu benahmen; fährt er fort,

seinen

seinen Gegnern nicht bloß die Absicht beyzumessen, seine Stimme auf dem Catheder und in öffentl. Schriften verstummen zu machen; sondern ihn sogar aus der menschlichen Gesellschaft zu vertreiben. Von solchen thörichten, zur Sache nicht gehörigen, unanständigen Beschimpfungen und Beschuldigungen, ist diese Apologie voll; und wir befürchten, Hr. Fichte hat dadurch seine Sache bey keinem vernünftigen Manne besser gemacht, und hat selbst dadurch seine Entlassung von Jena befördert; da diese Apologie früher herauskam, als das Rescript erlassen ward. Dem Manne, der in seinem Briefe an den Hrn. G. R. Voigt, so trotzig drohete, und sich zugleich öffentlich gegen die Landesreligion so unbillig als unanständig erklärte, nachzugeben, und ihn ferner einen Lehrer der Jugend seyn zu lassen, konnte nicht für rathsam erachtet werden.

Der Verf. geht nun auch zur Darlegung seines Systems über. Er behauptet, spricht er, es gebe etwas den freyen Flug des Denkens Anhaltendes und Bindendes, bey welchem jeder Mensch sich beruhigen müsse, welches in unserer eigenen Natur, aber freylich äusserhalb des Denkens selbst liege; indem, was das letztere betrifft, dem Skepticismus die absolute Unaufhaltsamkeit der Spekulation durch ihre eigenen Gesetze, vollkommen zugegeben sey. — Jenes, unser freyes Denken Bindende, unsere Vorstellungen in eine Erkenntniß Verwandelnde, und durch das ganze Gebiet unsers Bewußtseyns Gewißheit Verbreitende, sucht unser Philosoph, und findet hierüber folgendes: „Es drängt sich öfters unter den Geschäfften und Freuden des Lebens, aus der Brust eines jeden nur nicht ganz unedlen Menschen der Seufzer: unmöglich kann ein solches Leben meine wahre Bestimmung seyn; es muß, o es muß noch einen ganz andern Zustand für mich geben! Eben so unaustilgbar ertönt in ihm die Stimme, daß etwas Pflicht sey und Schuldigkeit, und lediglich darum, weil es Schuldigkeit ist, gethan werden müsse. Er gehe es mir auch, wie es immer wolle, sagt denn der in sich zurückgetriebene Mensch, ich will meine Pflicht thun, und mir nichts vorzuwerfen haben. Durch diese Ansicht allein wird ihm, das an sich zum Ekel gewordene menschliche Thun und Treiben wieder erträglich. — Die Stimmung bey dem Bewußtseyn des Vorsatzes, unsere Schuldigkeit zu thun, weil es Schuldigkeit ist, deutet uns jenes wunderbare Sehnen. Indem man die Pflicht schlechthin um ihrer selbst willen

„erfüllt,

„erfüllt, erhebt man sich über alle sinnliche Antriebe, Ab-
„sichten und Endzwecke; man thut etwas, nicht damit dieß
„oder jenes in der Welt erfolge; sondern bloß und lediglich,
„damit es selbst geschehe. — Jenes Sehnen heischt Befrey-
„ung von den Banden der Sinnlichkeit überhaupt, in un-
„serm ganzen Zustande, von dem uns die Vollbringung der
„Pflicht in Rücksicht unsers Handelns wirklich befreyet; durch
„jene Anlage in uns eröffnet sich eine ganz neue Welt. Ohne
„dieselbe geht alles Dichten und Trachten lediglich auf sinn-
„lichen Genuß. — An jenes Bewußtseyn, unsere Pflicht
„um ihrer selbst willen gethan zu haben, knüpft unmit-
„telbar sich ein neues an, daß man durch Befreyung seines
„Willens von der Sinnlichkeit, der Befreyung von derselben
„in Absicht seines ganzen Zustandes wenigstens würdig wer-
„de. — Dieses Bewußtseyn einer höhern, über alle Sinn-
„lichkeit erhabenen Bestimmung, eines absolut pflichtmäßigen,
„eines nothwendigen Zusammenhanges der Erfüllung des
„letztern, mit der Würdigkeit und der allmähligen Erreichung
„der erstern, kann aus keiner Erfahrung hervorgehen; denn es
„erhebt uns ja über alle Erfahrung. Wir müssen es in un-
„serm eigenen, von aller Erfahrung unabhängigen
„Wesen finden. Es ist so gewiß, als unser eigenes Da-
„seyn. — Der zwar zu keiner Zeit zu erreichende, jedoch
„unaufhörlich zu befördernde Zweck unsers ganzen Daseyns ist,
„daß das Vernunftwesen absolut und ganz frey, selbstständig
„und unabhängig werde von Allem, das nicht selbst Vernunft
„ist. Diese unsere Bestimmung kündigt sich uns eben an
„durch jenes Sehnen, das durch kein endliches Gut zu be-
„friedigen ist. Diesen Zweck sollen wir schlechthin, müssen
„wir schlechthin uns setzen. Was wir unsers Orts zu thun
„haben, denselben zu befördern, und wie weit seine Errei-
„chung von uns abhängt, lehrt uns gleichfalls die unmittel-
„bar gebietende, unaustilgbare und untrügliche innere Stim-
„me des Gewissens. — Ich will jene absolute Befreyung
„von aller Abhängigkeit Seligkeit nennen, unter welcher ich
„schlechterdings nicht irgend einen Genuß verstanden wis-
„sen will. — Als das einzige, aber untrügliche Mittel der
„Seligkeit zeigt mir mein Gewissen die Erfüllung der Pflicht;
„nicht, daß nur überhaupt das Pflichtmäßige geschehe, sondern
„daß es lediglich um der Pflicht willen geschehe; — ohner-
„achtet ich nicht begreife, auf welche Weise jene Gesinnung
„mich zu meinem nothwendigen Zwecke führen möge. — Es

„dringt sich mir auf der unerschütterliche Glaube, daß es „eine Regel und feste Ordnung gebe, nach welcher nothwen„dig die reine moralische Denkart selig mache; — eine Ord„nung, welche der mir allein bekannten Ordnung in der „Sinnenwelt geradezu entgegen ist, indem der Erfolg in der „letztern davon abhängt, was geschieht, in der erstern davon, „aus welcher Gesinnung es geschieht."

So lautet jetzt das ausführlichere System Hrn. Fichtens; es ist Zeit, einige seiner Hauptsätze schärfer ins Auge zu fassen. Was das freye Denken bindet, und vom Skepticismus entfernt hält, das findet der Verf. bloß in dem nothwendigen Zweck unsers Daseyns und Handelns. Wir dächten, es läge ein anderes Stück desselben auch noch in der Erfahrung; denn gegen diese hat noch kein Skeptiker es gewagt seine Waffen zu richten. Aber von der Erfahrung will diese neueste Philosophie unmittelbar nichts wissen, will sie sogar zu erklären suchen, und verwickelt sich eben dadurch in solche leere Wort-Labyrinthe, daß Niemand im Stande ist, ihren eigentlichen Sinn bestimmt darzulegen; denn Alles ist willkührlich hingegaukelt, und wenn man ihr das Willkührliche und Widersprechende zeigt, versichert sie sehr vornehm, daß man sie nicht verstehe, und daß nur auf der Höhe der Spekulation, wohin ihre Gegner nicht reichen können, die Richtigkeit ihrer Gründe erhelle. So haben wohl oft Schwärmer, welche sich in den dritten Himmel entzückt glaubten, aber noch nie Philosophen, vernünftige Gegengründe beantwortet!

Der Zweck alles unsers Handelns wird von dieser neuesten Philosophie hergeleitet aus einem Ueberdruß an dem Vergänglichen, einem Sehnen nach einem Höhern. Beydes finden wir allerdings in der Erfahrung; denn ehe wir auf diese fußen, müssen wir sie gar sorgfältig besehen. Dieß Sehnen dürfte bey Allen ohne Ausnahme, oder auch nur bey den meisten, übrigens gut Organisirten, und im Geist nicht Verkrüppelten, schwerlich nachgewiesen werden können. Bey denen z. B., welche in voller Gesundheit Beschäfftigung genug haben, und welchen Alles nach Wunsch geht, wird man es nicht aufzuzeigen vermögen. Daß es aber sich da vornämlich zeigt, wo einer lebhaften Phantasie, sonderlich auch in der phantasiereichen Spekulation, die

sie

für Philosophie gelten soll, zu viel nachgehänget wird, wo Hypochondrie und Mißmuth das Gemüth stimmen, läßt sich unschwer begreifen. Hier hat es seine Wurzel in der unordentlich aufgeregten Dichtungskraft, oder produktiven Phantasie, die so gern Alles in Ideale umschafft, und sich in eine Welt der Dichtung versetzt, weil ihr die Sinnenwelt oder die Welt der Empfindung jetzt mißfällt. Hierauf also den festen und ersten Grund unserer ganzen Bestimmung, und alles unsers Handelns zu erbauen, würden wir wenigstens nicht wagen. Auch würden wir es nicht wagen zu behaupten, daß dieß Sehnen eine Befreyung von den Banden der Sinnlichkeit überhaupt heische; es geht zunächst nur auf Entfernung dessen, was unsere Thätigkeit vorjetzt beengt, und in unserm Zustande unangenehm empfunden wird. So wie wir auch nicht behaupten möchten, daß dieß Sehnen durch die Erfüllung der Pflicht um der Pflicht willen besänftigt, und das uns an sich (wie Hr. Fichte in seiner Apologie behauptet,) zum Ekel gewordene Leben, das menschliche Thun und Treiben, wieder erträglich gemacht wird. Erfülle einer seine Pflicht noch so gut; wenn äußere Umstände ihm stets entgegen sind, wenn der Erfolg seinen Planen nie entspricht: er wird sich deswegen nicht weniger nach einer günstigern Lage sehnen, deswegen nicht weniger Ueberdruß am menschlichen Thun und Treiben empfinden. Etwas Wahres liegt freylich in dem Haupt-Resultate des bisherigen Raisonnements: daß das Vernunftwesen absolut, und ganz frey, selbstständig und unabhängig werde von Allem, das nicht Vernunft ist, sey der unaufhörlich zu befördernde Zweck unsers ganzen Daseyns; allein dieß Wahre fordert noch genauere Bestimmung, und muß unsers Erachtens aus andern Vordersätzen einleuchtender gemacht werden. Eine gesunde Sittenlehre geht darauf natürlich hinaus, die Menschen so zu bilden, daß sie auf Alles, was Glück und Glücksgüter heißt, und was nicht in ihrer Macht steht, weniger Werth setzen, sich von diesen weniger leiten lassen, daß sie von der äußern Natur nicht beherrscht werden, sondern über sie herrschen. Daß sie aber Alles, was nicht Vernunft ist, das heißt, Alles, wovon die reine Vernunft nichts weiß, gänzlich von aller Rücksicht ausschließen sollen, lehrt sie nicht und kann sie nicht lehren, weil sie sonst gebieten müßte, die Menschen zu entmenschen, und eben dadurch in Schwärmerey und Phantasterey sich verwickeln würde. So etwas

eine übersinnliche Reihe der Dinge zu nennen, lautet schon sehr mystisch, kann gar leicht in den Mysticismus führen, und ist keinesweges philosophisch genau. Man will und soll dadurch nicht aus der Sinnenwelt heraustreten; sondern durch sinnliche Werkzeuge und sinnliche Handlungen ihr eine bessere Gestalt geben; man soll sich über die sinnliche Ordnung erheben, sie beherrschen, nicht von ihr sich trennen. Daß es eine übersinnliche Ordnung der Dinge giebt, ist diesemnach keinesweges aus dem Vorhergehenden bündig erwiesen; so wie von der andern Seite nicht bestimmt und klar angegeben ist; was wir an dieser sogenannten übersinnlichen Ordnung haben. Ist sie etwas wirklich und real außer uns und unserm Denken vorhandenes? Oder ist sie nichts als ein Produkt unserer nothwendigen Denkgesetze? Dieß hätte die Appellation, anstatt aller der leeren Recriminationen, vor allen Dingen bestimmt angeben müssen; damit man genau wisse, in welchem Sinne Hrn. Fichtens System eine Gottheit anerkennt. Behält es auch hier seine idealistische Tendenz bey: dann ist der Gott desselben nichts als unser eigener Gedanke; ist nichts, als ein Gedankending, welches außer dem menschlichen Verstande nirgends gefunden werden mag. Geht es aber hier aus dem Idealismus heraus: dann müßte dieß ausdrücklich bemerkt werden; damit jeder wisse, wie er mit Hrn. Fichtens unbestimmten Ausdrücken daran ist, deren Unbestimmtheit wahrlich nicht eine vermeinte Höhe der Spekulation; sondern entweder einen Mangel der Kunst gut und deutlich zu schreiben, oder ein sehr schwankendes System anzeigt, in welchem alle Augenblicke willkührliche Annahmen und Bilder mystischer Phantasie, anstatt gründlicher Philosophie gegeben werden.

Von dieser wirksamen moralischen Weltordnung nun, die, wie wir bereits gehört haben, bey Hrn. Fichte zuweilen Gott heißt, will er die gewöhnlichen Prädikate Substanz, Existenz, u. s. w. nicht gebraucht haben. Gott ist ihm bloß und lediglich Regent der übersinnlichen Welt, nicht Substanz; denn das bedeutet nothwendig einen im Raum ausgedehnten Körper. Ihm kommt keine Existenz zu; denn das ist ein sinnlicher Begriff. Aus gleichen Gründen dürfen auch alle übrigen Bestimmungen, unter welchen man sonst Gott denkt, auf ihn nicht ange-

wen-

wendet werden; sie alle stammen,' sagt Hr. Fichte, aus der Sinnenwelt, in welcher die Gottheit nicht gefunden werden kann. Hier nähert sich dieser neueste, und von der Neuheit seiner Philosophie so sehr eingenommene Philosoph den mystischen und nicht sonderlich verständlichen Behauptungen der alten Platoniker, (sonst auch die neuern genannt) des Dionysius Areopagita, und Anderer, die Robinet vor einiger Zeit wieder auffrischen wollte. Mehrere Gegner haben hiergegen treffende Bemerkungen gemacht, die wir unten anzuführen Gelegenheit finden werden.' So viel erhellet aus Allem: indem Hr. Fichte hier doch einen moralischen Welt-Regenten zuläßt, also nicht das bloße Abstraktum Ordnung an die Spitze der Dinge stellt; indem er diese Ordnung als lebend, wirksam, und also mit Intelligenz verknüpft darstellt: mildert er die Härte seiner ersten Behauptung nicht wenig, und befreyet sich dadurch von dem eigentlichen Atheismus. Indem er aber nicht bestimmt anzeigt, ob seine Gottheit mehr als bloßer Gedanke der Menschen ist, läßt er nicht geringe Bedenklichkeiten wegen des innersten Gehaltes seiner Lehre noch zurück.

Ob und wiefern diese Bedenklichkeiten gehoben werden, müssen wir nun aus den, der Obrigkeit vorgelegten, und nun gedruckten (Nr. 1. c.) Verantwortungs-Schriften beyder Herausgeber des philosophischen Journals, zu ersehen suchen. In diese Vertheidigung haben sich beyde dergestalt getheilt, daß Hr. Fichte den Inhalt der beyden Aufsätze verficht; Hr. Niethammer hingegen sucht zu zeigen, daß sie als Herausgeber ihren Pflichten Genüge gethan haben.

Die Vertheidigung gegen den angeschuldigten Atheismus wird in der Verantwortung wieder ganz anders, als in der Appellation geführt; indem zu erweisen gesucht wird, daß die Ableugnung des Daseyns Gottes, nicht aus der Ableugnung mehrerer seiner Prädikate folge. Daß diese Art der Rechtfertigung unzulänglich ist, scheint der Verf. selbst zu fühlen; da es hier wesentlich darauf ankommt, welche Prädikate abgeleugnet werden, und aus der Ableugnung von welchen Prädikaten die Aufhebung der Existenz, oder der Sache selbst, unausbleiblich folgt. Er entschuldigt sich indessen damit, daß die Gegner keine bestimmten Begriffe des Atheismus aufgestellt, mithin nicht angegeben haben, was

was es eigentlich ist, dessen sie ihn beschuldigen. Allein
diese Entschuldigung kann ein unbefangener Mann wohl un-
möglich befriedigend finden. Was unter Atheismus im
weitern oder engern Sinne verstanden wird, ließ sich
durch den Sprachgebrauch ausfinden; und von dem
Allem mußte gezeigt werden, daß es nicht in jenen Abhand-
lungen behauptet werde, daß wenigstens nicht, wodurch Alles
was nach dem bisherigen Sprachgebrauch positive, oder na-
türliche Religion heißt, unmöglich gemacht wird. Indeß
da diese Art der Vertheidigung dem Verf. Anlaß giebt, meh-
rere seiner Behauptungen in Ansehung göttlicher Eigen-
schaften in ein helleres Licht zu setzen: so wollen wir bey ei-
nigen der wichtigsten Punkte ein wenig verweilen, die auf
philosophische Erörterungen erheblicher Sätze in der soge-
nannten neuesten Philosophie führen.

Um darzuthun, daß von der Gottheit nicht nur die
Ausdehnung, sondern auch das Seyn, oder die Existenz
verneint werden könne, ohne dadurch sie selbst aufzuheben,
giebt Hr. Fichte folgende Erläuterung: „Alles unser Denken
„ist ein Schematisiren, d. h. ein Konstruiren, ein Be-
„schränken und Bilden einer für unser Gemüth beym Denken
„vorauszusetzenden Grundlage (Schema). — Dergleichen
„Schemata giebt es zwey: Handeln, (reines, selbstthäti-
„ges, schlechthin anfangendes, lediglich in sich selbst gegrün-
„detes Handeln) und ausgedehnter Stoff. Das erste Sche-
„ma wird uns gegeben durch das Pflichtgebot, durch den
„absoluten, in keinem andern Denken, oder Seyn begrün-
„deten Gedanken, daß wir schlechthin etwas thun sollen.
„Dieser Gedanke, und das durch ihn gegebene Schema Han-
„deln, ist die Basis unsers Wesens, ist das, wodurch wir al-
„lein sind, und worin einzig unser wahres Seyn besteht.
„Das zweyte Schema entsteht aus mittelst der Auffassung
„des erstern durch unser sinnliches Vorstellungs-Vermögen,
„Einbildungskraft genannt. Was wir erblicken, ist immer
„das erste; das Instrument, gleichsam das gefärbte Glas,
„durch welches hindurch wir unter gewissen Bedingungen es
„allein erblicken können, ist die Einbildungskraft; und in
„diesem gefärbten Glase verändert es seine Gestalt, und wird
„zum zweyten. Ich (sagt Hr. F.) nenne das erste das Ueber-
„sinnliche, das zweyte das Sinnliche; die Art, des erstern
„unmittelbar sich bewußt zu werden, intellektuelle, die Art,
„des

des zweyten unmittelbar sich bewußt zu werden, sinnliche Anschauung. Es giebt eine Region des Bewußtseyns, in welcher die sinnliche Ansicht des einigen wahren Stoffs alles unsers Bewußtseyns, begleitet vom Gefühle, sich uns schlechterdings aufdringt; in welcher Region sonach, ohne die Erörterungen und Ableitungen einer Transscendental-Philosophie, das Sinnliche als Erstes, Ursprüngliches, für sich Existirendes, erscheint. Diese Region ist die gesammte äussere Erfahrung. Nur demjenigen, was in dieser Region liegt, kommen diejenigen Bestimmungen in unserm Denken, die wir in der Sprache durch das Prädikat des Seyns (Beharrens, Bestehens) bezeichnen, nur ihm die weiteren Bestimmungen dieses Seyns, Substantialität, Causalität, u. s. w. zu. Nur der Gegenstand der Erfahrung ist, und es ist nichts außer der Erfahrung. — In dieser Region ist der Begriff Erkenntniß, und man nennt diesen Boden den theoretischen. Neben dieser versinnlichten Ansicht des einigen wahren Urstoffs alles unsers Bewußtseyns, des Uebersinnlichen, und mit demselben unzertrennlich vereinigt, giebt es noch eine andere Ansicht desselben, durch das bloße reine Denken. Was in dieser Form, d. h. nicht durch Sinnen-Eindruck, gegeben wird, ist, den Vernunftgesetzen gemäß, nicht als Stoff im Raume; es ist als ein Handeln zu konstruiren, und es kommt ihm kein mögliches sinnliches Prädikat zu, nicht das des Seyns, der Substantialität, u. s. w. In Rücksicht des einen Theils dessen, was in dieser Sphäre liegt, anerkennt man jene Bemerkung als allgemein. Niemand hat sich noch die Tugend als eine Kugel, oder als eine Pyramide gedacht; man denkt sie als eine Handelsweise. Aber der andere Theil dieser Sphäre ist das, was wir Gott nennen. Nur in dieser Sphäre entsteht uns die Idee des wahren Gottes. Entsteht sie in der Sphäre der sinnlichen Erfahrung: so ist sie ein Produkt des Aberglaubens und der Unsittlichkeit. Sonach ist diese Idee gleichfalls zu beschreiben nach dem ersten Schema, und Gott ist zu denken als eine Ordnung von Begebenheiten; keineswegs aber als eine Form der Ausdehnung. Man kann von ihm nicht sagen: er ist Substanz, oder dergl. Etwas. — Rein philosophisch müßte man von Gott so reden: Er ist (die logische Copula) kein Seyn; sondern ein reines Handeln (Leben und Princip einer übersinnli-

„chen Weltordnung) gleichwie auch ich, endliche Intelligenz, „kein Seyn, sondern ein reines Handeln bin."

Diese sehr verständliche Stelle gewähret einen Blick in das Innere des, durch eine Menge unbestimmter Ausdrücke und willkührlicher Behauptungen, von ihren eigenen Erfindern so unverständlich gemachten, neuesten Philosophie-Systems; und da sie die erste verständliche Stelle dieser Art ist, welche uns bisher vorgekommen ist: so werden hoffentlich die Leser einige Bemerkungen darüber nicht ungern sehen.

Daß alles unser Denken ein Schematisiren ist, d. h. nach der gewöhnlichen Sprache der Philosophen, daß wir überall von dem Allgemeinsten, Unbestimmtesten ausgehen, und durch Hinzufügung von Bestimmungen aus ihm die niederen Begriffe herleiten, wie die Logik durch die Methode der Division lehrt, ist nach der allgemeinen Erfahrung ganz und gar nicht richtig. Ihr zufolge hebt unser Denken damit an, daß wir erst eine Menge einzelner Vorstellungen und Bilder einsammeln, an diesen ihre mancherley Bestimmungen kennen lernen, durch Absonderung derselben sie verallgemeinern, und nun erst, nachdem Vorstellungen abgesonderter Bestimmungen gesammlet sind, zum Schematisiren schreiten. So erscheint die Sache in der Erfahrung jedes einzelnen Denkers; so erscheint sie auch in der Geschichte aller Wissenschaften. Schon die neuern Platoniker, deren Unsinn uns (wie oben bemerkt ist) Hr. Fichte als neueste Philosophie wieder aufwärmen will, und nach ihnen alle Mystiker, kehrten es um, ohne es jedoch gehörig zu erweisen; und in dieser Umkehrung der Ordnung des Denkens, in diesem Grundsatze vom Schematisiren, liegt eine der ersten und vornehmsten Wurzeln des Mysticismus, zu welchem die neueste Fichteische Philosophie einen so entschiedenen Hang hat. Diese allgemeine Erfahrung, vermöge welcher ein großer, und der früheste, unser ganzes Leben hindurch immer fortgesetzte Theil unsers Denkens im Einsammlen besonderer Vorstellungen, deren Vergleichung und Erhebung zu allgemeinern Vorstellungen und Urtheilen, besteht, wird allem Ansehen nach unser Verf. nicht anerkennen. Erhebt euch, wird er sagen, auf den transscendentalen Gesichtspunkt, und Alles wird euch ganz anders erscheinen! Wohlan, wir wollen es versuchen! Nach diesem

fern Gesichtspunkte müssen wir annehmen, daß ohne und vor aller Erfahrung, in unserm Gemüthe der Stoff aller besondern Vorstellungen und Begriffe schon vorhanden ist, und daß insbesondere das erste Schema des Handelns, als die Grundlage selbst der sinnlichen Vorstellungen, vor aller Erfahrung schon in uns bereit liegt. Hier fragen wir nun Hrn. F., ob er sich getrauet zu behaupten, er habe vom Handeln schon etwas gewusst, ehe er irgend eine Handlung verrichtete? Ob er nicht erst gehandelt, und dann erst die Vorstellung des Handelns sich erworben habe? Wir fragen ihn ferner, ob er in dieser Vorstellung des Handelns schon vor allem Handeln, dessen mancherley mögliche Differenzen erblickt habe? Ob er nicht vielmehr diese mancherley Differenzen, die in und mit dem obersten Schema nicht gegeben sind; sondern die uns erst durch mancherley einzelne Handlungen nach dem Handeln bekannt werden, eben so wenig gekannt habe, als er die mancherley Differenzen der Figur aus dem Begriff derselben allein würde hernehmen können? Getraut er sich dieß zu behaupten, und auch uns Andern einleuchtend zu machen: dann wollen wir gern und gleich uns auf seinen erhabenen Gesichtspunkt schwingen. Noch mehr: bey allem unserm Schematisiren dürfen wir jene andere Operation des Denkens so wenig aus den Augen setzen, daß wir sofort in die ungereimtesten Träumereyen verfallen, und Feenwelten, Zaubersysteme, Kobolde, Nixen, und zahllose Mythologien heraus schematisiren, als wir es unterlassen, die so zu Stande gebrachten Vorstellungen an die Modelle zu halten, welche uns durch jene Betrachtung des Einzelnen in der Natur vorgehalten werden. Endlich, jenes von Hrn. Fichte angenommene Schema des reinen, selbstständigen, lediglich in sich selbst gegründeten Handelns, ist bey uns Menschen nirgends anzutreffen; noch hat man keine menschliche Handlung aufgezeigt, bey welcher nicht Einflüsse aus vorherigen leidentlichen Eindrücken, oder aus gegenwärtiger Unwillkührlichkeit gar leicht nachzuweisen ständen; und man kann mit Zuversicht versichern, daß eine solche nie wird aufgezeigt werden können. Das Einzige, worauf der Verf. sich zuletzt beruft, ist das Pflichtgebot, welches in dem absoluten, in keinem andern begründeten Gedanken besteht, daß wir schlechthin etwas thun sollen. Allein hierauf entgegnen wir: daß ein Pflichtgebot dieser Art vorhanden ist, steht noch zu erweisen; und noch ist

uns kein bündiger Beweis davon vorgekommen. Die Erfahrung beweist es zuverläßig nicht, beweist vielmehr das Gegentheil mit vieler Klarheit; denn daß Kinder und ganz uncultivirte Menschen von ihm nicht das geringste wissen, ist über allen Zweifel entschieden. Daß wir handeln müssen, werden wir freylich bald genug inne, wenn Hunger, Durst und andere physische Bedürfnisse uns drängen; aber daß wir handeln sollen, sogar schlechthin handeln sollen, davon werden wir nur sehr spät belehrt; und daß wir schlechthin handeln sollen, davon wollen sogar manche sehr kultivirte Menschen nichts wissen. Die Grundlage des ganzen Systems steht diesemnach auf sehr schwachen Füßen, und beruhet auf einigen ganz willkührlichen Abstraktionen, und nach einem einseitigen Schema angenommenen Grundsätzen, die nur angenommen sind, damit eine neueste Philosophie vorgespiegelt werden soll.

Ob die gegenwärtige Anwendung dieses Systems auf die Gottheit und ihre Prädikate ganz folgerecht ist, werden wir unten bey einigen andern Schriften darzulegen Veranlassung finden. Nur so viel müssen wir vorjetzt in Rücksicht auf den Atheismus anmerken, daß Hr. Fichte allerdings von der einen Seite der Gottheit Daseyn, Substantialität, u. s. w. absprechen konnte, ohne darum, nach seinem Sprachgebrauche, die Gottheit selbst aufzuheben, und daß also die Beschuldigung des Atheismus zu voreilig war; obwohl sie in den Augen Aller, die diesen neuangenommenen Sprachgebrauch, der sich von dem gewöhnlichen so weit entfernt, nicht kennen, allerdings großen Schein hat. Denn da er die Gottheit von der Sphäre der äußern Erfahrung, und allen dahin gehörigen Begriffe gänzlich ausschließt: so kann er ihr diese Prädikate absprechen, ohne sie selbst dadurch aufzuheben, indem er ihr eine ganz andre Region in unserm Verstande anweiset. Von einer andern Seite aber müssen wir ihm eine Frage vorlegen, über welche wir hier keine genügende Auskunft finden. Hr. Fichte sagt: Gott ist reines Handeln. Es entsteht also die natürliche Frage: dieß Handeln, ist es von dem reinen Handeln unsers Ich verschieden, oder ist es mit ihm einerley? — Davon sagt Hr. Fichte nichts. — Ist es das letztere: dann ist Gott nichts, als unsere Idee; er ist, verschieden von uns, gar nicht vorhanden, und wir fallen in den Atheismus zurück, den wir

so

so eben vermelden wollten. Das Erstere aber kann nicht füglich Statt haben; denn wir kennen ja doch nur unser eigenes Handeln; woher soll uns die Kenntniß eines fremden reinen Handelns kommen? Die Weltordnung ist nur die Ordnung unsers eigenen Wirkens; daß wir von einer andern wissen, hat Hr. Fichte nicht dargethan, oder nur bestimmt angegeben, wie wir darauf kommen könnten.

Von hier geht Hr. Fichte zur Rechtfertigung eines andern Hauptpunktes über, daß nämlich nicht folge, er leugne die Gottheit, weil er ihr die Begreiflichkeit, und damit auch das Bewußtseyn abgesprochen habe. „Alles unser Denken," spricht er, „ist ein Beschränken, und eben in dieser Rücksicht heißt es Begreifen, Zusammengreifen, etwas aus einer Masse von Bestimmbarem, so daß immer außerhalb der gezogenen Gränze noch etwas bleibe, das nicht mit hineingegriffen ist, und also dem Begriffenen nicht zukommt. — Es ist sonach klar, daß, sobald man Gott zum Objekte eines Begriffes macht, er eben dadurch aufhört, Gott, d. h. unendlich zu seyn, und in Schranken eingeschlossen wird. Jener außerweltliche Gott ist doch wohl die Welt nicht, da er ja außer der Welt ist. Sein Begriff ist sonach durch Negation bestimmt, und er ist nicht unendlich, sonach nicht Gott. — Soll denn nun Gott gedacht werden als Eins mit der Welt? Ich antworte, sagt Hr. Fichte, weder als Eins mit ihr, noch als verschieden von ihr; er soll überhaupt nicht mit ihr, (der Sinnenwelt) zusammen gedacht, und überhaupt gar nicht gedacht werden; weil dieß unmöglich ist. Auf diese entschiedene Ableugnung der Begreiflichkeit Gottes gründet sich dasjenige, was ich in jenem Aufsatze über die Unmöglichkeit Gott Persönlichkeit und Bewußtseyn zuzuschreiben, beygebracht habe. Ich rede von unserm eigenen begreiflichen Bewußtseyn, zeige, daß der Begriff desselben nothwendig Schranken bey sich führt, und sonach nicht für Gott gelten kann." So weit unser Verf.

31. Es erhellet hieraus, daß diese Gründe, so wie auch größtentheils die vorherigen, mit denen der Platoniker aus der Alexandrinischen Schule und der Mystiker, im Wesentlichen übereinkommen. Mehrere gegründete Gegenbemerkungen werden wir unten aus etlichen gegnerischen Schriften aufstellen. Wir können jedoch nicht umhin, einen Punkt in Anre-

Anre-

Anregung zu bringen, den diese nicht beachteten. Hier war der Ort, wo Hr. Fichte sich bestimmt zu erklären hatte, ob und in wiefern die Gottheit von unserer Gedankenwelt verschieden ist; und so viel sieht man wenigstens, daß sie ganz verschieden von Allem angenommen wird, was in unserer äußern Empfindung vorkommt. Ob sie aber nach Hrn. F. auch eben so verschieden seyn soll von dem, was uns der innere Sinn entdeckt, ob sie ganz etwas anders seyn soll, als unsere reine Verstandeswelt und unsere bloßen Gedanken, das ist aus Hrn. Fichtens Schrift nicht zu erkennen. Sein Ausspruch, daß die Gottheit weder als Eins mit der Welt, noch als verschieden von ihr, soll gedacht werden, wenn er auf die Verstandeswelt angewendet wird, klärt nicht das Geringste auf. Nehmen wir nun hierzu ferner, was von Hrn. Fichte zugleich behauptet wird, die Gottheit solle gar nicht gedacht werden, weil jeder Begriff sie einschränkt, folglich von ihrer Unendlichkeit herabsetzt: so scheint sie uns, eben wie bey den Mystikern, wieder ganz zu verschwinden, und nichts von ihr, als der leere Name übrig zu bleiben. Soll denn etwa die Gottheit empfunden werden, wie der Verf. in der Appellation zu wollen scheint, indem er sagt, er kenne die Dinge nur, in sofern sie sich der Empfindung offenbaren, und wisse von Kälte, Wärme, u. s. w. nur in sofern er sie fühle? Nun dann sind wir wieder im Mittelpunkte des ärgsten Mysticismus. Auch ist dieß, genau besehen, nicht einmal möglich; denn um sagen zu können: ich fühle Wärme oder Kälte, muß ich doch von ihnen einige Vorstellung haben; und wer von der Gottheit gar keinen Begriff hat, kann auch nie mit Zuversicht behaupten, daß er sie durch das Gefühl inne werde. Kurz diese Behauptung hat sehr das Ansehen, wieder zurück zu nehmen, was das Vorhergehende gegeben hat, und die Gottheit in ein bloßes Nichts zu verwandeln.

Von dieser seiner Rechtfertigung geht Hr. Fichte zur historischen Aufdeckung der vermeintlichen eigentlichen Quelle der Beschuldigung des Atheismus über. Gleich nach den beyden Aufsätzen war ein Schreiben eines Vaters an seinen Sohn, über den Fichtischen und Forbergischen Atheismus erschienen, in welchem sie zuerst öffentlich vorgetragen ward. Da der Verf. sich nicht genannt hatte: so ward sie anfangs Hrn. D. Gabler in Altdorf zugeschrieben; allein dieser leugnete sie

bald darauf öffentlich ab. Hr. Fichte sucht also einen andern Urheber zu errathen, und findet den nach einigen Wahrscheinlichkeitsgründen in einem seiner Collegen, den er nun, durch eine, mit nicht geringer Bitterkeit entworfene, sehr ehrenrührige Schilderung, und mittelst Aufstellung mehrerer Vorfälle seines Privatlebens, als denjenigen darzustellen sucht, welcher allein ihm eine solche Schmach habe anthun können. Da man ihn zugleich auch in den Ruf eines Demokraten hätte bringen wollen: so bemüht er sich, diese Beschuldigung gleichfalls von sich abzuwälzen. Dieß Alles, als außerhalb der Gränzen der Philosophie liegend, übergehen wir mit Stillschweigen, und fügen nur bloß bey, daß Hr. Prof. Gruner in Jena, welchen Hr. Fichte mit obiger Beschuldigung gemeint hatte, sie in Nr. 2 d, ganz ableugnet. Da nun Hr. Fichte keinen Beweis beygebracht hat, und dennoch so heftig und bitter beschuldigt; so erscheint er einem unbefangenen Zuschauer hierbey allerdings in keinem vortheilhaften Lichte.

Die Niethammerische Vertheidigung schränkt sich auf die beyden Sätze ein: daß beyde Herausgeber des philos. Journals durch die Erlaubniß zum Druck jener Abhandlungen kein Censur-Gesetz überschritten; und daß sie selbst die Freyheit, die das Censur-Gesetz einem philosophischen Journale ertheilt, bey weitem nicht in ihrem ganzen Umfange; sondern mit einer Behutsamkeit und Vorsicht gebraucht haben, die sie von allem Verdachte, sie jemals mißbrauchen zu können, freysprechen muß. In Ansehung des ersten Punktes fußt der Verf. darauf vornehmlich, daß kein bestimmtes Censur-Gesetz über zu verbietende Bücher vorhanden, und daß dasjenige, welches Schriften verbietet, die dem Staate gefährlich sind, nicht genau angiebt, welche Art von Schriften hieher eigentlich gerechnet werden müssen. Man sieht, der Verf. hat den Buchstaben des Gesetzes im Auge, und in Rücksicht dessen hat er nicht Unrecht. Allein da Jeder selbst weiß, oder leicht wissen kann, welche Schriften allgemein für gefährlich gehalten werden, und welche Meinungen zu jeder Zeit und auch jetzt noch, als dem Staate und der Religion nachtheilig erklärt werden: so dürfte er mit dem Geiste des Gesetzes nicht eben so leicht fertig werden. Der Kürze halber, und da es uns hier auf das Philosophische des Streites eigentlich ankommt, übergehen wir dieß mit Stillschweigen.

Jetzt

Jetzt ist es Zeit, von den gegnerischen Schriften zu reden. Das Schreiben eines Vaters an seinen studierenden Sohn, nimmt den Atheismus in seiner gewöhnlichsten Bedeutung, für Ableugnung einer außerweltlichen Substanz, als Regiererinn und Urheberinn der Welt; und behauptet in diesem, daß die Verf. beyder Aufsätze Atheismus lehren. Tiefere Untersuchungen wird man hier nicht antreffen.

Die Anmerkung über die Fichtische Appellation, aus der deutschen Uebersetzung von Saint-Lamberts Tugendkunst, setzen wir mit der vorhergehenden Schrift in eine Klasse; und eben dahin rechnen wir auch die Appellation an den gesunden Menschenverstand.

Die Grunerischen paar Worte an Hrn. Prof. Fichte, beziehen sich, wie schon gedacht, hauptsächlich auf dessen Beschuldigung, daß er der erste Urheber davon sey, daß Hn. Fichte des Atheismus wegen angeklagt worden sey. Der Verf. zeigt, er habe an dem Schreiben eines Vaters rc. keinen Antheil; sagt bey der Gelegenheit Hrn. Fichte manche bittere, und nicht immer unverdiente Wahrheit, und geht in manche Persönlichkeiten hinein. Hieran glaubt Rec. keinen Antheil nehmen zu müssen.

Die zwölf Briefe über die Fichtische Appellation, gehen von den ganz gewöhnlichen Vorstellungen gleichfalls aus, und treffen daher den eigentlichen Fleck nicht. So wüßten wir auch nicht, in der Schrift über das Verhältniß des Idealismus zur Religion, etwas vorzüglich Merkwürdiges, oder die neueste Philosophie in ihrem Innersten Zerstörendes angetroffen zu haben. Nur aus dem Schlusse führen wir einige Gedanken über den Idealismus an, die längst auch die unsrigen waren, und allgemeinere Beherzigung verdienen. „Für die Schüler, oder für Jünglinge auf „Gymnasien," sagt der Verf., „ist der Idealismus nun ein„mal nicht; das braucht keines Beweises. Ist er etwa doch „noch für die Hörsäle akademischer Lehrer ein brauchbarer Ge„genstand zur Unterweisung für künftige Richter, Lehrer und „Aerzte? Die drey kostbaren Jahre der Universität, die un„schätzbaren Stunden, die in den Hörsälen der Lehrer zuge„bracht werden, diese sollten mit fruchtlosen Spekulationen „zugebracht werden? Theorien sollten Jünglinge von 20 ach „leider! schon zuweilen von 17 Jahren, anstaunen, nicht

„ver-

„verstehen, oft mit Einfalt anstaunen, welche Männer,
„die in der Philosophie grau geworden sind, nach dem eigenen
„Urtheile der Idealisten, nicht zu verstehen fähig sind?
„Theorien in zusammengeketteten Vernunftschlüssen, aus de-
„nen man nicht eine Sylbe verlieren darf, wenn man den In-
„halt recht fassen will, sollten die noch so wenig im Den-
„ken geübten Anfänger begreifen können? Und wenn Ei-
„nige unter ihnen seyn sollten, die, (was auch dazu erfor-
„dert werden soll) gleichsam zur Spekulation geboren sind,
„und sammt ihrem Lehrer mit leichtem Schwunge in die trans-
„cendentale Höhe emporschweben, was nützt es? Sie müs-
„sen wieder auf den gemeinen Standpunkt herab, wenn sie
„mit Andern reden und handeln, wenn sie arbeiten und ein
„Amt führen wollen. Wie weise sind diejenigen Lehrer der
„Philosophie, welche, als kluge Väter, die ihnen anvertrau-
„ten Söhne in einer lichtvollen Logik zum Rechtdenken an-
„führen, in einer empirischen Psychologie mit sich selbst
„bekannt machen, in einer theoretisch-praktischen Aesthetik
„zu den Werken des Geistes und Geschmacks vorbereiten,
„durch eine leicht faßliche Moral ihr Herz bilden, und dann
„in einer kurzen gründlichen Kosmologie und natürlichen
„Theologie mit den Wundern des Weltalls bekannt machen,
„um sie im Glauben an das heiligste Wesen zu stärken, mit
„Ehrfurcht und Liebe gegen ihren höchsten Wohlthäter zu er-
„füllen, und so den Vorsatz der Tugend in ihrer Seele auf
„immer zu befestigen!“

Die freymüthigen Gedanken über Fichte's Appel-
lation sind von einem kritischen Philosophen; bestimmen ei-
nige Unterschiede zwischen der Fichtischen und Kantischen Theo-
logie; sprechen Fichten von der Anschuldigung des Atheismus
los, ohne jedoch in die innersten Tiefen seiner Behauptungen
einzudringen; und tadeln vorzüglich mit Recht den Ton
und die nicht ganz befriedigenden Erklärungen in der Ap-
pellation.

Wichtiger ist die Heusingerische Schrift über das
idealistisch-atheistische System des Hrn. Prof. Fichte.
Der Verf., ein Kantianer im eigentlichen Verstande, ver-
gleicht Anfangs den neuesten Idealismus mit dem Kanti-
schen, und zeigt die Verschiedenheiten beyder, wie auch,
daß die Fichtische Lehre keine Ergänzung des Kantischen Sy-
stems,

stems, noch auf den eigentlichen Grundlagen desselben erbauet sey. Dieß Alles glauben wir, als nicht zur gegenwärtigen Hauptfrage gehörig, seitwärts liegen lassen zu können. Indem aber der Verf. gegen das Ende auf den Atheismus kommt, behauptet er, dieser werde mit Recht der Fichtischen Lehre beygemessen. Zu dem Ende sucht er zweyerley zu erweisen; erstlich, daß Fichte nicht bewiesen habe, das bloße Bewußtseyn des Moralgesetzes sey dem Menschen hinlängliche Gewähr für eine moralische Weltordnung; und zweytens, der Begriff von Gott als Substanz, u. s. w. sey kein widersprechender Begriff; sondern wir dürfen und müssen uns Gott als Substanz denken. In Ansehung des ersten Punktes haben wir die gewünschte Deutlichkeit nicht angetroffen; und wir glauben deswegen uns hierauf nicht einlassen zu müssen. Bey dem zweyten aber finden wir mehr Licht, und setzen darum den Hauptinhalt her. „Gott ist Substanz, „heißt, Gott ist ein besonderes unabhängiges Wesen; denn „die Substanz wird dem Adhärens entgegengesetzt. Sub„stanz aber ist keinesweges, wie Hr. Fichte glaubt, ein sinn„liches in Raum und Zeit vorhandenes Wesen; sondern nur „die sinnlichen materiellen Substanzen sind sinnlich in Raum „und Zeit vorhandene Wesen. Ich wundere mich, wie Fich„ten so eine Behauptung hat entfahren können, da der Be„griff Substanz in der Kritik der reinen Vernunft unter „den Kategorien steht; die Kategorien sind aber doch hof„fentlich keine in Raum und Zeit vorhandenen Dinge? „Wer weiter nichts zur Absicht hat, als sich das für uns un„erkennbare Wesen der Gottheit auf irgend eine, jedoch mo„ralisch unschädliche Art, begreiflich zu machen, der hat gar „kein anderes Mittel, als Gott sich unter Kategorien d. h. „unter bloßen nicht sinnlichen Begriffen vorzustellen. Er „wird demnach die Allgenügsamkeit, die Selbstständigkeit „Gottes sich am besten unter dem Begriffe einer Substanz, „d. h. eines Wesens, das von keinem abhängt, vorstel„len. Er wird das Verhältniß, in welchem sich dieses höchste „Wesen mit der Welt befindet, unter der Kategorie Causa„lität vorstellen, und sonach Gott als den Urheber, die Welt „als das Hervorgebrachte ansehen."

Etwas hatte hiermit Hr. Heusinger allerdings gesagt; aber er hatte es nicht bis zur völligen Evidenz gebracht, und er hatte überdem in einem etwas derben Tone gesprochen; also

also ward ihm, da er doch ein Kantianer ist, eine eigene Antwort, zwar nicht direkte von Fichte; aber doch aus einem Briefe Fichtens im philosophischen Journale. In dieser Antwort herrscht ein über die Maaßen bitterer Ton, anfangs gegen alle Gegner, und er wird nachher auch auf diesen Gegner ausgedehnt, wo es sogar bis zum Schimpfen kommt. Unter Ordnung, spricht Hr. Fichte, verstehe ich etwas Wirksames, ordo ordinans; meine Weltordnung ist also mehr als ein todtes Abstraktum. Hierdurch allein fallen die meisten Einwürfe hinweg, die in den bisher angeführten Schriften aufgestellt sind, und hierdurch wird Gott als etwas Wirksames, als Prinzip von Etwas dargestellt. Seinen mancherley Gegnern nichts schuldig zu bleiben, widerlegt Hr. Fichte in einer Anmerkung, auch den ihm vielfältig gemachten Vorwurf einer zu großen Anmaaßung, weil er seine Philosophie nicht selten die einzige genannt hatte. „Dieser Spott gehört, nach ihm, zu den formalen Unverschämtheiten; denn wenn du Cajus unaufgerufen hintrittst vor „alles Volk, und eine Behauptung bekannt machst, so sprichst „du nicht für deine Person blos. Wenn du Ehre haben sollst „zu reden, so mußt du einen Ausspruch der allgemeinen Ver„nunft vorzutragen meinen, nicht aber der deinigen, und du „mußt mit deiner ganzen innern Würde dafür stehen können, „daß in der Stunde, da du redest, du von der absoluten Allge„meingültigkeit deiner Behauptung innigst überzeugt bist; du „mußt annehmen, daß Alle, die von Anbeginn der Welt an et„was anders behauptet haben, als du, und alle, die bis ans „Ende der Welt etwas anders behaupten werden, schlechthin „Unrecht haben, und daß du und die, welche mit dir überein„stimmen, allein Recht haben, und das soll und muß alles „Fleisch sich gefallen lassen. Nicht nur die Philosophie, son„dern alle Wissenschaft, ist ihrem Wesen nach Alleinwissen„schaft; ein jeder Philosoph ist nothwendig ein Alleinphilo„soph. — Ich frage hierdurch, fährt Hr. Fichte fort, diese „Tadler, was wir thun sollen? Sollen wir wirklich mit „unsern auf gut Glück gewagten Einfällen ohne Untersuchung „über die objektive Gültigkeit derselben zu Markte eilen: oder „sollen wir bey wirklicher Ueberzeugung von der Allgemein„gültigkeit unserer Behauptungen, nur äußerlich thun, als „ob wir meinten zu meinen, was wir doch meinen zu wissen; „dadurch vor uns selbst zu Lügnern und Heuchlern werden, „und vor der menschlichen Gesellschaft uns als lächerliche Ge-

„den Preis geben, die sich einbilden, ihre individuelle Mei-
„nung gelte etwas? Sollten sie auf diese Frage nichts Ver-
„nünftiges antworten können: so ersuche ich sie, jener Aeuße-
„rung sich hinführo gänzlich zu enthalten.

Wir haben diese Stelle fast in extenso hergesetzt, weil es, auch wegen weiterer Folgen, und besonders wegen des noch immer mehr überhand nehmenden anmaaßenden Tons der neuesten Philosophen, sonderlich Hrn. Fichte's und Schellings selbst, nöthig scheint, den scheinbaren Grund dazu in seiner Blöße darzustellen. Wir antworten auf jene Frage folgendes: Einmal; es ist keinesweges nothwendig, daß, wer unaufgefodert dem Publikum seine Gedanken über interessante, und allgemein wichtige Gegenstände eröffnet, als Repräsentant der allgemeinen Menschenvernunft auftrete. In Angelegenheiten der ganzen Menschheit, oder eines beträchtlichen Theils derselben, hat jedes Individuum seine Stimme, und jeder Einzelne das Recht, Vorschläge zu thun. Es kann also jeder Einzelne als solcher hervortreten, und zu seinen Mitbrüdern sprechen: es ist mir etwas eingefallen, das ich euch bekannt machen will; ob es eure Billigung verdient, weiß ich zwar nicht; aber prüfet ihr es selbst und entscheidet darüber. Spricht er so, dann spricht er sicher nicht unvernünftig; aber er muß freylich gewärtigen, nicht angehört, oder überhört zu werden. Will er also lieber durch seine Wichtigkeit sich Gehör verschaffen, so kann er zweytens auch so sprechen: Ich habe etwas vorzutragen, das ich lange und sorgfältig geprüft habe, und von welchem ihr alle, meiner Ueberzeugung nach, gleichfalls hinlängliche Einsicht und Gewißheit werdet erlangen können; indeß bescheide ich mich freilich, daß ich irren kann, also prüft, ich bitte euch, meine Gedanken, und verwerft sie nicht ungehört. In beyden diesen Vorträgen ist, sollten wir glauben, keine Unvernunft. Tritt hingegen einer hin und spricht: Höret mich an, ich allein weiß die Sache, ihr Andern alle wißt nichts; Alle, die vor mir gewesen sind, und nach mir kommen werden, wissen nichts, sind alle mit Blindheit geschlagen! spricht ein Mensch, der doch die Möglichkeit des Irrens in dieser Sache nicht läugnen kann, wofern er nicht von oben her mit einem Privilegium der Infallibilität versehen ist; spricht ein Philosoph, der eine der dunkelsten, verwickeltsten Untersuchungen unternimmt, welche

feit

seit Jahrtausenden die größten Köpfe noch nicht haben aufs Reine bringen können, so stolz und wegwerfend gegen alle Andere; und behauptet also, daß die gesammte Menschenvernunft in ihrer größten Reinheit, in seiner Person sich vereinigt habe; was ist das anders als Charlatanerie, oder aufs gelindeste, ungeheure Anmaaßung?

Aber würde etwa ein solcher Mann, wie Hr. Fichte vorgiebt, bey seiner lebendigen Ueberzeugung, allein Recht zu haben, durch eine solche bescheidene Sprache, nicht vor sich selbst zum Lügner und Heuchler? Das sollten wir nicht denken! Eine solche apodiktische Gewißheit hat er die? Kann er die menschlicher Weise haben? Bey sehr verwickelten und dunkeln Untersuchungen kann er nicht unumstößlich gewiß seyn, sie zu haben; denn wenn er sich dieses gleich in dem Taumel der Freude über seine neuen Entdeckungen einbilden mag: so darf er ja nur ein wenig um sich blicken, so wird er gewahr werden, daß von Allen, die bisher eine solche apodiktische Ueberzeugung von ihren philosophischen Systemen zu haben glaubten, oder sie auch laut ankündigten, keiner die allgemein geltende Wahrheit besessen hat: so muß ihm schon die Möglichkeit einleuchten, daß auch er irren könne. Derjenige, welcher vollends diese Möglichkeit läugnet, indem er alle dem geradezu widerspricht, was die gesunde Vernunft der scharfsinnigsten Leute bisher gefunden hatte, muß sich wohl einbilden, er sey ein Wesen höherer Art, besonders wenn er laut ausruft, er wolle alle andere philosophische Meinungen ausrotten; darf am wenigsten sich einbilden, er sey der Repräsentant der allgemeinen Menschenvernunft, da er ja alles umkehren will, was diese Vernunft bisher aussagte. Es spricht also aus ihm nicht der Geist der Wahrheit, sondern der Arroganz und Meinungsherrschaft. Jetzt hoffen wir die Leser in den Stand gesetzt zu haben, selbst zu entscheiden, wo die formale Unvernunft zu Hause seyn mag, bey der Bescheidenheit, oder bey dem unphilosophischen Dünkel?

Gegen Heusinger sucht Hr. Fichte hauptsächlich den Beweis zu retten, daß aus der Moralität auf eine moralische Weltordnung richtig geschlossen werde; dagegen läßt er sich auf dessen Zweifel gegen die Absprechung aller übrigen Prädikate der Gottheit gar nicht ein.

Diesen Aufsatz widerlegt Hr. Heusinger, in der oben Nr. 2 k namhaft gemachten Antwort; worin aber, unsers Erachtens, nichts weiter vorkommt, wodurch das Innerste jenes atheistischen Streites weiter aufgehellt wird.

In dem Jacobischen Schreiben an Fichte erklärt dessen Verf., daß er die Behauptungen der neuesten Philosophie über Gott nicht zu den seinigen macht. Gott ist, sagt er, und ist außer mir, ein lebendiges, für sich bestehendes Wesen, oder Ich bin Gott. Es giebt kein drittes. Dieser Satz deutet allerdings auf das Innerste der Streitfrage, welches wir oben darin gesetzt haben, daß entschieden werde, ob Gott etwas anders ist, als die von uns gedachte moralische Weltordnung? Ist er das nicht, dann bin unvermeidlich ich selbst Gott, oder Gott ist mehr nicht als eine gewisse lebendige Ordnung, ein regelmäßiger Fluß meiner Gedanken. Indeß bringt Hr. Jacobi diesen Gedanken nicht zur völligen Deutlichkeit, wie er denn überhaupt nichts hier philosophisch auseinandersetzt; sondern mehr abgerissene Reflexionen hinwirft. Wozu noch kommt, daß seine zum Mysticismus sich hinneigende Denkart, und der ihr angemessene Vortrag es einem Unmystiker schwer macht, den Gang seiner Ideen zu verfolgen. Zur Probe diene aus der Vorrede folgendes: „Da ich das Bewußtseyn des Nichtwissens für das höchste im Menschen, und den Ort dieses „Bewußtseyns für den der Wissenschaft unzugänglichen Ort „des Wahren halte: so muß es mir an Kant gefallen, daß „er sich lieber am Systeme als an der Majestät dieses Orts „versündigen wollte. Fichte versündigt sich an ihr nach meinem Urtheile, wenn er in den Bezirk der Wissenschaft diesen Ort einschließen, und von dem Standpunkte der Speculation, als dem angeblich höchsten, als dem Standpunkte „der Wahrheit selbst auf ihn will herabsehen lassen.“

Hiergegen tritt in der Schrift: über den Briefsteller Jacobi ein Ungenannter auf, tadelt mancherley; geht aber in die hier verhandelte Hauptfrage gar nicht tiefer ein.

Unter der nicht unbeträchtlichen Zahl von Vertheidigungsschriften findet sich wenig Erhebliches, und in das Innerste der Untersuchung Führendes; wir werden deswegen hier ziemlich kurz seyn können. Die Fragen veranlaßt durch die Fichtische Appellation, setzen mehrere Fichtische

sche Sätze etwas deutlicher auseinander, ohne der Hauptsache neues Licht aufzustecken.

5) Die Actenstücke, wie sie auf dem Umschlage heißen, oder die Stimme aus dem Publikum, wie der innere Titel sie benahmt, liefern keine Actenstücke, so wie auch keine merkwürdigen eignen Raisonnements. — Der Nichtphilosoph, welcher die Frage abhandelt, ob man Fichten mit Recht beschuldigen könne, daß er den Gott der Christen läugne, streift an der eigentlichen Frage vorbey, und entscheidet sie mehr durch einen Machtspruch, als durch klare Beweise. Nachdem er auseinandergesetzt hat, was wir oben kurz berührten, daß die Behauptung einer moralischen Weltordnung allein den Atheisten nicht charakterisire; setzt er hinzu: „wenn Fichte es unrecht findet, das Göttliche in Ein Wesen, in Eine Substanz einzuschließen: so ist dieß ganz der Idee einer absoluten Freyheit des Göttlichen gemäß, die auf keine Weise bestimmt ist, sondern sich überall selbst bestimmt, die auf nichts materiell Bestehendes eingeschränkt, sondern lauter Selbstständigkeit, Selbstthätigkeit ist, folglich auch der Idee des Heiligsten vollkommen angemessen. Eben dadurch unterscheidet auch Fichte Gott wesentlich vom endlichen Ich, dessen Begriff in der absoluten Vereinigung des Seyns mit dem Bewußtseyn, der Nothwendigkeit und Gebundenheit mit der Freyheit, der Wechselwirkung des Naturtriebes und reinen geistigen Triebes besteht, und ist weit entfernt, das Ich Gott gleich zu setzen, oder gar zu einem Gott zu erheben. Wenn er endlich der moralischen Weltordnung Leben und Wirken beylegt: so charakterisirt er dadurch die Idee des Unterschiedes derselben von einer physischen, von Ewigkeit her existirenden, der Welt als einer durch sich selbst vorhandenen Substanz inhärirenden Ordnung genau genug; macht also jene Ordnung als eine moralisch übersinnliche, von aller Sinnlichkeit unabhängige, stets thätige und wirksame Ordnung, keineswegs von der Welt, noch auch vom denkenden Ich abhängig." —

Unterschiede zwischen Gott und dem Ich, wie zwischen Gott und der Welt, sind hier freylich vorhanden; aber ob diese tief genug ins Innere des Fichtischen Systems gehen, das bleibt noch die Frage. Vom Ich unterscheidet sich Gott dadurch, daß er unbeschränkt, unendlich, nicht Substanz, kein Seyn ist. Diese Unendlichkeit aber, und Unbe-

Unbeschränktheit, besteht sie in etwas mehr, als in dem blossen Gedanken? Ist Gott mehr als die Idee einer Unendlichkeit und Unbeschränktheit? Mehr als eine blos in meinen Gedanken existirende, lebendige, selbstthätige Weltordnung, welcher ich in meinen Gedanken allein die Unendlichkeit beylege? Zwar ist diese Weltordnung thätig und wirksam; ob sie aber deswegen von der Welt und meinem denkenden Ich ganz unabhängig ist, wie dieser Verf. versichert, das folgt nicht einleuchtend aus den vorliegenden Sätzen, wird nirgends vom Urheber dieser Theologie ausdrücklich behauptet. Es folgt nicht einleuchtend; weil beyde Prädikate der Weltordnung auch in Rücksicht ihrer allerersten Quelle, der Intelligenz des Menschen zukommen; ja weil sie ihr bloß nach den Gesetzen des Denkens, als einem gedachten, nicht aber außer den Gedanken vorhandenen Dinge zukommen können.

Von den beyden Reinholdischen Schriften redeten wir gern, des berühmten Namens ihres Verf. halber, etwas ausführlicher: allein wir müssen leider gestehen, daß wir das zu diesesmal keinen Stoff finden. Schöne Phrasen und zierlich geordnete Perioden, finden wir darin, aber nichts Erhebliches für unsere gegenwärtige Untersuchung; zumal da wir noch dazu das Unglück haben, manche im Schwange einer höhern Salbung, und eines tiefen Mysticismus vorgetragene Sachen nicht zu verstehen.

Eben so können wir auch von der wohlverdienten Abfertigung nichts anders berichten, weil wir die Schrift, deren Widerlegung sie seyn soll, nicht zur Hand haben. So viel läßt sich indeß sagen, daß darin nichts vorkommt, welches Aufschluß über die noch dunkle Hauptfrage giebt.

Die Schmidtische Nachricht an das ununterrichtete Publikum vergleicht mehrere Fichtische Sätze mit den Kirchenvätern, Scholastikern, und den frühern protestantischen Theologen, um zu zeigen, daß diese das nämliche schon gelehrt hätten, ohne deswegen für Atheisten gehalten zu werden, ja die Fichtische Lehre eigentlich die rechtgläubige Lutherische sey. Allerdings haben alle Theologen, die einigen Hang zum Platonischen Mysticismus hatten, und die Scholastiker besonders, die ihre Theologie aus Dionys dem Areopagiten, und dem heil. Augustin größtentheils

theils schöpften, ähnliche Sätze aufgestellt; sie nahmen aber dabey zugleich an, Gott sey außer der Welt, er sey sogar nur durch den innern Sinn mittelst der Extase anscheinbares Wesen. Dadurch befreyeten sie sich von allem dem Verdachte, der das neueste System belastet. Durch diese Rechtfertigung wird also die Hauptsache nicht gerechtfertigt; vielmehr ist es ein leeres Gaukelspiel zu behaupten, Fichtens Lehre sey die Lehre der Lutherischen Kirche. Denn das ist sie doch gewiß nicht, wie Hr. Schmidt selbst überzeugt seyn muß, wenn sie auch sonst noch so unschuldig wäre.

In der Schaumannischen Erklärung finden wir ebenfalls nichts Bestimmteres, oder Eigenes über die Hauptfrage; und der wahrheitliebende Schulmeister hätte, unserer Meinung zufolge, füglich in seiner Schule bleiben können.

Wir wenden uns zu den vermittelnden Schriften. Unter diesen hat die Eberhardische einen vorzüglichen Werth. Sie zeigt zuvörderst, daß die Verehrer eines existirenden Gottes in manchen Hauptsätzen mit der Fichtischen Lehre einverstanden sind; und dann, daß die Verschiedenheit, welche noch übrig bleibt, auf einigen Ausdrücken beruht, denen die neue Lehre einen ungewöhnlichen Sinn beylegt, welchen sie, wie Hr. E. hofft, nach gehöriger Aufklärung selbst zurücknehmen werden. Ob dieß Letztere ganz der Fall ist, muß die Zeit lehren; bis jetzt wenigstens ist noch nichts geschehen, was eine solche Annäherung befördern könnte, indem die Freunde des Fichtischen Systems sich noch nicht bestimmt erklärt haben, in wiefern sie einen Gott außer unsern Gedanken anerkennen. Wir übergehen der Kürze wegen alles Andere, um von dem das Erheblichste anführen zu können, was Hr. Eberhard gegen die Behauptung erinnert, daß Gott die Prädikate Seyn, oder Existiren, Substanz, u. s. w. nicht beygelegt werden dürfen. Nach Fichte soll Gott durchs Gefühl wahrgenommen, dieß Gefühl aber in keine Begriffe gefaßt, noch von Begriffen abhängig gemacht werden: „denn, sagt er oben, alles unser Denken ist ein Beschränken, und in eben dieser Rücksicht heißt es ein Begreifen." Dagegen erinnert unser Verf. mit Recht, dieser Beweis sey ganz etymologisch; und die Etymologie sey theils nicht die einzig mögliche; denn Begreifen könne auch in seinem ursprünglichen Sinne Betasten anzeigen; theils gelte

er nicht für die, welche z. B. der lateinischen Sprache sich bedienen, denn *notio* enthalte nichts von einem Beschränken. Gehe aber auch das Wort Begreifen auf Bestimmen, Beschränken: so sey dieß doch nur in der Notion, nicht in der Sache vorhanden. Auch sey es falsch, daß alles Bestimmen durch Verneinen geschehe, worin Fichte's zweytes Hauptargument bestehe. Dieses lautet aber: „Jener „außerweltliche Gott, ist doch wohl die Welt nicht, da er ja „außer der Welt ist. Sein Begriff ist sonach durch Negation bestimmt, und er ist nicht unendlich, sonach nicht „Gott." — Er ist nicht unendlich, also nicht Gott, erwiedert Hr. Eberhard, welche Folge! Die Welt ist ein System, eine Ordnung endlicher Dinge; wie soll also der nicht unendlich seyn, von dem man prädicirt, daß er nicht endlich ist? Eben weil er nicht endlich, weil er unendlich ist, ist er nicht die Welt. Wenn Fichte ferner schreibt: „Dadurch, daß etwas begriffen wird, hört es auf Gott zu seyn, „und jeder vorgebliche Begriff von Gott, ist nothwendig der „eines Abgottes. Wer da sagt, du sollst dir keinen Begriff „von Gott machen, sagt mit andern Worten, du sollst dir „keine Götzen machen:" so entgegnet Hr. Eberhard sehr richtig: „Etwas begreifen, und einen Begriff von Etwas „haben, ist nicht einerley. Von allem möglichen ist ein „Begriff, und von vielem ist auch uns ein Begriff möglich, „ohne daß wir es begreifen. — Ein gemeiner Mensch hat „einen Begriff von einer Uhr, wenn er weiß, daß sie ein „Kunstwerk ist, welches uns die Zeit anzeigt, ob er gleich „nicht begreift, auf welche Art und durch welche Mittel „das möglich ist. So können wir auch einen Begriff von „dem unendlichen Wesen haben, ob wir es gleich in dem „angezeigten Sinne des Wortes nicht begreifen." Eine Bemerkung glauben wir noch anfügen zu müssen: Fichte verwechselt, nach dem Vorgange aller philosophischen Mystiker, das Unendliche mit dem gänzlich Unbestimmten, oder dem Allerallgemeinsten. Das darf freylich unter keinen besondern Begriff gefaßt werden, weil es eben dadurch seine völlige Unbestimmtheit verliert. Allein so etwas ist in der Natur nirgends, ist bloß in den Abstraktionen unsers Verstandes vorhanden, und Gott wird dadurch zu einem *ens rationis ratiocinantis*. Das eigentliche Unendliche ist der Inbegriff alles zusammen möglichen realen. Dieß muß sich von dem Endlichen wie vom *non-ens*, und

dem

[illegible] mithin [illegible]
lerdings in einen Begriff fassen lassen, wenn es gleich von uns nicht kann umfaßt, noch völlig begriffen werden.

Fichte will ferner nicht, daß Gott Substanz genannt werden soll, weil er dadurch zur ausgedehnten Materie würde, zu etwas, das sich sehen, hören, fühlen läßt. Dieser Sprachgebrauch, setzt Hr. Eberhard mit Recht entgegen, weicht von dem gemeinen sowohl, als philosophischen Sprachgebrauche gänzlich ab. Gefühlen, Wünschen, Begierden, die doch keine ausgedehnten Materien sind, legen wir Existenz bey. Es gäbe also schon eine Existenz ohne ausgedehnte Materie. Daß hiernächst seine Gegner eine Substanz ohne ausgedehnte Materie denken, darüber sind sie hinlänglich gerechtfertigt. — Der Begriff der Substanz, weit entfernt ein sinnlicher zu seyn, ist gerade einer der allerübersinnlichsten. Denn die meisten Philosophen definiren eine Substanz durch das, welches seyn kann, ohne eine Bestimmung eines andern Dinges zu seyn. Dieser Begriff besteht augenscheinlich aus den übersinnlichsten Begriffen; denn welche Begriffe sind übersinnlicher, als die vom Seyn und der Bestimmung? — Selbst die kritische Philosophie erklärt diese Begriffe für übersinnlich. Nach dem Fichtischen, und allem Ansehn nach, auch vermöge des Kantischen Sprachgebrauchs hat Hr. Eberhard in dem letzten Punkte recht; denn diese nennen übersinnlich, was nicht durch die äußere Empfindung wahrgenommen wird. Nach einem strengern hingegen, vermöge dessen das Uebersinnliche, auch aus dem innern Sinne nicht entspringen darf, würde er schwerlich seinen Satz aufrecht erhalten können. Dieß thut indeß zur Hauptsache nichts; allein die eigentliche Frage: ob Gott außer unserm Denken vorhanden ist, an die Hr. Eberhard hier so nahe kam, bringt er doch nicht in Anregung.

Fichte will auch der Gottheit nicht Bewußtseyn und Persönlichkeit beygelegt haben, weil der Begriff unsers eignen begreiflichen Bewußtseyns nothwendig Schranken bey sich führt, und sonach nicht für Gott gelten kann. Hr. Eberhard erwiedert: Also nur dieser Begriff eines eingeschränkten Bewußtseyns ist nicht das Bewußtseyn Gottes! Denn Gott ist uns unbegreiflich, das ist, wie oben bewiesen wor-

worden, von ihm ist dem endlichen Verstande keine vollständig deutliche Idee möglich! Wer hat davon je das Gegentheil behauptet? Hier drängt sich die Nothwendigkeit, sich Gott als eine Substanz, als ein außer uns für sich bestehendes Wesen zu denken, recht augenscheinlich auf. Denn wenn eine vollständig deutliche Idee von ihm nicht durch unsern eingeschränkten Verstand kann gedacht werden; wenn er sich selbst nicht, als eine außer unserm eingeschränkten Verstande existirende Intelligenz denken kann: so kann das allerrealste Wesen gar nicht vollständig deutlich gedacht werden. Aus diesem allem erhellet so viel, daß die Gründe, durch welche Fichte der Gottheit die Prädikate, Substanz, Intelligenz, Bewußtseyn, Existenz absprechen will, nicht völlig befriedigend sind.

Die Dedekindische Schrift enthält sehr viel Scharfsinn, und macht von mehreren Seiten sehr wichtige Einwürfe gegen die neueste Theologie. „Die reine sittliche Vernunft, „sagt er, kann uns von einer moralischen Weltordnung nichts „entdecken, und es ist Inkonsequenz, wenn Fichte auch diese „durch sie entdeckt. Denn wie aus dem reinen Bewußtseyn: „ich bin, was ich zu seyn mir selbst aus Nothwendigkeit auf„gebe, bin als Wollender einig mit mir dem Gebieten„den, und sofern ich dieses bin, mir selbst genug, und so „selig als ichs werden kann, auch nur die Idee von einer „Ordnung, in welcher alle sinnliche (muß wohl heißen sittli„che) Wesen begriffen, auf die Moralität aller gerechnet ist, „u. s. w. — hervorgehen könne, begreifen wir auf keine „Weise. Sieht doch die reine sittliche Vernunft, als solche, „nur sich allein, hat sie's doch mit keinem zu thun als ledig„lich mit sich; wie kann sie also sich in einer Ordnung „wissen? — Hr. Fichte muß, indem er davon wußte, oder „reden konnte, auf den Standpunkt der theoretischen Ver„nunft, die schon, um mit ihm zu reden, sinnliche Erschei„nungen setzt, und als Verstand, für eine jede Wirkung, „eine Ursache postulirt, sich hingestellt haben. — Daß er „nun doch von einer Ordnung, von einer Beziehung dieser „Ordnung auf sich, und zum Begreifen derselben, von einem „Begriffe eines Gottes redet, war Folge der Unmöglichkeit, „Das sittliche Vernunftvermögen von dem theoretischen so rein „zu scheiden, daß im Gebrauche derselben nicht die eine durch „die andere mit bestimmt würde. — Auf dem Standpunkte „der reinen sittlichen Vernunft, sieht er sich in einer Ord-

„nung,

„nung; was gab ihm den Begriff derselben? Die sitt-
„liche Vernunft hat keine Kategorie für ihn; die theo-
„retische Vernunft, welcher, als Verstand, die Katego-
„rie der Quantität gehört, muß ihm solchen gleichsam
„zugestanden haben. Er sieht sich ferner in einer Beziehung
„auf diese Ordnung — läßt sich dieß ohne die Kategorie der
„Relation denken? Und wenn er in dem sittlich han-
„delnden den Begriff eines Zukünftigen entstehen läßt,
„oder, um die sittliche Ordnung der reinen geistigen Intelli-
„genzen sich zu erklären, einen übersinnlichen Urheber der-
„selben, einen Gott, setzt; hätte ihn die sittliche Vernunft
„dazu genöthigt? Nein! — Freylich wird zugleich dem
„Sollenden die Folge seines Bestimmt- oder Nicht-Bestimmt-
„Seyns, Seeligkeit, oder Selbstverwerfung vorgestellt;
„aber lediglich, weil die sittliche Vernunft mit der
„theoretischen eine und dieselbe ist. — Eine Thatsache,
„welche in der Kantischen Periode durch das Reden von einer
„praktischen Vernunft, gleichsam als von einer besondern
„Vernunft, im Gegensatze einer theoretischen, als einer
„andern Vernunft, nur allzusehr entstellt ist."

Eben so verdient auch wohl erwogen zu werden, was Dedekind gegen die Fichtische Behauptung aufstellt, daß Gott nicht Substanz ist; indem er in seiner Appellation dafür zu halten scheint, an einen solchen Gott glauben, heiße seinen Verstand verlieren. „Soferne wir, bemerkt
„Hr. D. dagegen, die sittliche Vernunft, als solche isolieren,
„und von allen Einflüssen des theoretischen Vermögens der
„Vernunft ausschließen, sofern wir also den Verstand
„verlieren: so fern giebt und kann es freylich überall nichts
„Substantielles für sie geben, und dieses hat Hr. Fichte wohl
„nur sagen wollen. Indessen hat er's doch auch selbst genug
„bewiesen, daß dieß nur so zum Versuche hingestellt wer-
„den könne, ohne es aus einer Thatsache hergenommen,
„selbst ohne auch nur die Möglichkeit desselben eingesehen
„zu haben. Ist doch alles, was ihm gegeben ist, und was
„er nur gefaßt hat, in den Begriff von Raum und Zeit von
„ihm gefaßt, mithin substantiell für ihn geworden! Konnte
„er seine sogenannte übersinnliche Welt begreifen, ohne einen
„Raum in sie hineinzutragen, d. h. ohne sie zu einer substan-
„tiellen Welt zu machen? Ja konnte er sein übersinnliches
„Ich sich ins Bewußtseyn bringen, ohne dasselbige als ein
„Nicht-Ich, das erscheine in einer Zeit und in einem Rau-

me

„me erscheine; gesetzt, d. h. ohne es zu einem substantiellen „Ich gemacht zu haben? — Wenn er also über dieses noth„wendige Bedürfniß seines Bewußtseyns einen Augenblick „nur nachdenken will: so wird es ihm nicht zweifelhaft mehr „bleiben, daß der Begriff von Gott als einem Wesen, nicht „nur nicht unmöglich, sondern auch, eben so vernünftig und „nothwendig sey, als es der Begriff von unserm eigenen „Ich, als einem substantiellen Wesen nur immer seyn „kann."

Die letzte Schrift dieser Klasse, worin gefragt wird: ob eine übersinnliche Weltordnung die Prädikate haben kann, die Fichte Gott beylegt? scheint uns nicht von besonderer Erheblichkeit zu seyn.

Wir haben nun noch von der Forbergischen Apologie, und ihrer Gegenschrift Rechenschaft zu geben. Sie zerfällt in zwey Haupttheile, deren erster behauptet, es sey bey der Bekanntmachung der Aufsätze im philosophischen Journale kein im Staate bestehendes Gesetz übertreten worden; der zweyte aber den Vorwurf des Atheismus zurück weiset. In diesem letztern nun haben wir nichts von Belang gefunden, was nicht in den schon angezeigten Vertheidigungen enthalten wäre; in dem erstern hingegen erscheint der Defensor in einer etwas sonderbaren Gestalt. Der Atheismus, spricht er, ist an sich gar nicht so gefährlich, als er ausgeschrieen wird, weil die Sittlichkeit auf den Glauben an Gott sich gar nicht gründet, mithin durch atheistische Behauptungen nicht gefährdet wird. Es ist ferner dem Staate nicht zu rathen, daß er die öffentliche Bekanntmachung des Atheismus gänzlich verbiete; sondern er muß dieselbe vielmehr wünschen, weil verbotene Lehren sich immer stärker ausbreiten, als erlaubte, und weil sie, als im Finstern schleichend, nicht gehörig geprüft und widerlegt werden. Sey aber auch der Atheismus noch so gefährlich, und so sehr verboten, als man nur verlangen mag: so habe er für seine Person sich hier nichts zu Schulden kommen lassen, weil er seine Abhandlung unter Censur bekannt gemacht habe.

Hierauf läßt sich Manches antworten; und zwar auf den ersten Punkt, daß zwar nach der Kantischen Theorie, die Moralität des Glaubens an Gott nicht bedarf; daß aber noch sehr die Frage ist, ob das seine völlige Richtigkeit hat?

Daß

Daß [illegible], nach der jetzigen Lage der Sachen nicht so ist, indem der große Hause seine Sittlichkeit auf Gottes Daseyn unleugbar gründet, mithin die öffentliche Bekanntmachung des Atheismus hier unleugbar großen Schaden anrichtet. Daß endlich, gesetzt auch die neueste Philosophie habe Recht, doch nimmermehr behauptet werden kann, daß sie je bey dem großen Haufen, dessen Glauben an Gott sie umwirft, Eingang finden kann und finden wird, und ihm also zum Ersatz dienen kann und wird.

Auf den zweyten Punkt ist zu erwiedern, daß der Staat das Experiment einer öffentlichen Bekanntmachung des Atheismus schwerlich wird machen wollen. Nehmt an, es erheben sich öffentlich atheistische proselytenmacherische Parteyen, und die Philosophen gerathen darüber in heftige Fehden, was wird die Folge seyn? Der große Hause, der nicht denkt, und diese abstrakten Materien nicht durchdenken kann, wird anfangs durch Autorität allein sich hinreißen lassen, und in eben solche heftige Kämpfe gerathen. Nachdem er diesen eine Weile beygewohnt hat, wird er zur Gleichgültigkeit, zum Skepticismus übergehen, und aller Religion Lebewohl sagen. Oder ist dieß etwa der Geschichte nach, der endliche Ausgang aller Religionsstreitigkeiten gewesen?

In den Bemerkungen über diese Apologie wird die Sache noch aus einem andern, gleichfalls der Erwägung werthen Gesichtspunkte angesehen. Diese Vertheidigung, heißt es, ist ganz unstatthaft, und das aus dem sehr einfachen Grunde, weil der einzelne Bürger, der wegen Uebertretung eines Gesetzes von dem Richter zur Verantwortung gezogen wird, diesem nicht entgegen halten kann, daß das Gesetz ungerecht, unbillig, oder unklug sey, und daß der Staat besser gethan hätte, es nicht zu geben. — In der That, was würde Hr. Forberg von einem Menschen sagen, der, wenn er wegen Ehebruchs angeklagt, und von dem Richter deshalb zur Verantwortung gezogen würde, sich dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er sagte, der Ehebruch sey nicht so gefährlich, als man insgemein glaubt, und es sey dem Staate nicht zu rathen, denselben gänzlich zu verbieten, er müsse vielmehr die Gemeinschaft der Weiber wünschen?

Den

Den Beweis, mit welchem Hr. Forberg sich in dem Falle schützt, daß sein Aufsatz wirklich atheistisch, und der Atheismus verboten sey, stellt der ungenannte Verf. gleichfalls in seiner Blöße dar. Er lautet so: „Ich begreife nicht, „in welchem Augenblicke ich gesündigt haben soll. In dem, „da ich meine Grundsätze dachte? Das zu hindern, stand „nicht in meiner Gewalt. Oder in dem, da ich sie zu Papier brachte? Aber welches Gesetz verbot mir das? Oder „in dem, da ich das Papier faltete, und an die Herausgeber des philosoph. Journals addressirte? Auch das verbot „mir kein Gesetz. Da mein Aufsatz in meiner Gewalt war, „habe ich kein Gesetz übertreten; und da eins, wie man sagt, „übertreten wurde, war er nicht mehr in meiner Gewalt." „Das nämliche," erwiedert unser Verf. sehr treffend, „könnte „auch ein Chemiker sagen, der ein angenehmes, langsam „tödtendes Gift erfunden, und durch einen Materialien„händler in Umlauf gebracht hätte." Wenn von einer ernsthaften Vertheidigung, gegen eine ernsthafte Anklage, die Rede ist, sollte man doch wahrlich sich schämen, sophistische Kunstgriffe oder dialektische Spielwerke dazu brauchen zu wollen. Die beste Sache wird dadurch sehr schlecht vertheidigt; und wenn vollends Jemand, aufs gelindeste zu reden, von Unbedachtsamkeit nicht frey zu sprechen ist, so verliert er bey unbefangenen Personen noch mehr, wenn er sich auf solche Art zu entschuldigen sucht. Sokrates, als er sich gegen eine ähnliche Beschuldigung vor seinen Richtern zu vertheidigen hatte, vertheidigte sich weder heftig mit Gegenbeschuldigungen, noch unbestimmt und dunkel, noch mit dialektischen Kunstgriffen. Sollte nicht Sokrates, der es freylich nicht darauf anlegte, sich auf eine Höhe der Spekulation zu stellen, wo er vorgeben mochte, seine Gegner könnten ihn nicht verstehen, weil sie nicht so hoch ständen, selbst dem höchsten spekulativen Philosophen, wenn er angeklagt wird, in Absicht auf Biedersinn, Gleichmuth, Deutlichkeit, und Entfernung von allen sophistischen Winkelzügen, billig ein Muster seyn?

Bz.

Philosophisches Journal ꝛc. von Fichte und Niethammer. Jahrgang 1797. Eilftes und zwölftes Heft. Jena und Leipzig, bey Gabler. 1797. gr. 8.

Das eilfte Stück enthält: 1) Fichte und Kant, oder Versuch einer Ausgleichung der Fichtischen und Kantischen Philosophie. 2) Die philosophische Sprachverwirrung von Hrn. Maimon.

Die Quintessenz des ersten Aufsatzes scheint mir in folgenden Stellen enthalten zu seyn: S. 189 ff. „Es ist ein „auffallender Unterschied, der Form und Methode nach, „zwischen der Kantischen und Fichtischen Philosophie. 1) „Dort ist alles, was in dem menschlichen Gemüthe aufgefun„den wird, gleichsam als Objekt hingestellt (es ist eine „Objektenaufstellung) und es kann als Objekt aufgenom„men und aufgefaßt werden. So die Begriffe des Verstan„des, die in der Kategorientafel sichtbar gleichsam dargestellt „sind; die Formen der Anschauung, die einzelnen bestimmten „Vermögen des Gemüths, die als Objekte rubrizirt und ne„ben einander geordnet sind. In der Fichtischen Philoso„phie ist nichts von einer solchen Objektenaufstellung; es ist hier „alles auf ein Subjekt, ein Subjektives reduzirt, und dieses „muß jeder nach dieser Philosophie in sich u. durch sich selbst „hervorrufen (reflektiren), nicht aber als Objekt, oder als „ein Vorgestelltes betrachten. 2) In der Kantischen Phi„losophie ist alles, was nur über das menschliche Gemüth „bestimmt wird, gleichsam ruhend, ruhende feste Form, „bestimmtes Behältniß, oder Behältnisse, die a priori „in dem menschlichen Gemüth angebracht sind (angebracht „sind?) um die Erfahrung nach verschiedenen Weisen zu ord„nen und zu fassen. Die verschiedenen Vermögen des Ge„müths, in denen sich jene Behältnisse finden, sind selbst „solche ruhende, in sich selbstständige Vermögen, die nicht et„wa durch das thätige Subjekt; das Denken möglich sind; „sondern wodurch das Denken selbst erst möglich wird. In „der Fichtischen Philosophie hingegen ist alles selbstthätig, „und durch Selbstthätigkeit hervorgebracht und mög„lich; Alles ist hier Handlung, handelnd; das Handelnde „und das Produkt der Handlung Eins, — es ist hier nichts

„von

„von solchen ruhenden und a priori bestimmten Formen, sondern Form (die Art der Rezeptivität) und Spontaneität „fällt in Eins zusammen. 3) In der kantischen Philoso„phie ist ein Isolirtseyn, der verschiedenen Vermögen des „Gemüths, ein Nebeneinanderseyn und Nebeneinanderstehen „der einzelnen Thätigkeiten des Gemüths. Rezeptivität, „Spontaneität, Verstand, Vernunft, jedes ist für sich, „und mit dem andern nur im räumlichen Verhältnisse „gleichsam verbunden. In der Wissenschaftslehre hin„gegen ist wirkliche Verbindung und ein Verbundenes. „Dort Analyse, Auflösung; hier die höchste Synthesis und „Einheit."

Das kommt mir vor, als wenn A sagte: die Hand führt die Speisen zum Munde, die Lippen empfangen sie, die Zähne kauen sie, der Schlund verschluckt sie, der Magen verdauet sie, u. s. w. Und B nun aufträte mit der Behauptung: Der Körper ist das Subjekt von diesem Allem; alles, Empfangen, Kauen, u. s. w. ist Eins; Alles ist ein Thun, selbst das Empfangen, das A für ein Leiden hält. Setzen wir A Kant, und B Fichte: so sehen wir nicht ein, mit welchem Rechte unser Verf. S. 192 f. behauptet: „In „eben dieser verschiedenen, und der Wissenschaftslehre eigenen „Vorstellung liegt es, daß diese Lehre eine oder ein paar „Stufen über die Kantische Kritik höher steht." — S. 193: „Das Unterscheidende der Kantischen und Fichti„schen Philosophie, die beyde bloß einen Kriticismus des Vor„stellungsvermögens liefern, ist (und dieses ist das Haupt„resultat meines Aufsatzes, das alles erläutern soll), daß „Kant nach dem Denkgesetze der Modalität seinen Kri„ticismus begründet und ableitet; Fichte hingegen „wissenschaftlicher, nach dem Denkgesetze der Rela„tion die kritische Weise zu philosophiren, und die „transscendentale Idealität und Realität der Dinge „deduzirt. — Nach dem Denkgesetze der Modalität „wird ein Objekt (eine Erkenntniß) im Bezug auf das Er„kenntnißvermögen vorgestellt; nach dem Denkgesetze der Re„lation wird das Objekt, die Erkenntniß, nicht in ihrem „Verhältniß zu dem Erkenntnißvermögen, sondern in ihrem „eigenen Bezug auf sich selbst vorgestellt. Dort wird „bestimmt, ob die Erkenntniß nothwendig, möglich, wirklich „ist, und was aus diesem Verhältnisse gefolgert werden kann.

z. B. „daß das, was das Merkmal des Nothwendigen hat, „a priori ist; hier, welchen Zusammenhang, welche Ver„bindung die Erkenntniß in sich selbst hat, wie sie in sich be„stehet, und was aus diesem innern Zustande der Erkennt„niß für sie gefolgert und bewiesen werden kann." — S. 196. „Also, der Hauptunterschied ist, daß Kant die mensch„liche Erkenntniß nach der Modalität als Objekt in ihrem „Bezuge auf das Erkenntnißvermögen ausmißt, und so das „a priori von dem a posteriori scheidet; die Wissenschaftslehre „hingegen der Relation nach, den Zusammenhang und die „Einheit der menschlichen Erkenntniß und die ursprüngliche „Form derselben deducirt. Ein zweyter wesentlicher unter„scheidender Punkt der Wissenschaftslehre von der Kritik der „reinen Vernunft ist nun der, daß durch Reflexion auf das „ursprüngliche Handeln selbst, das ursprüngliche Handeln des „menschlichen Geistes seiner Form, seinen Gesetzen und sei„ner Einheit nach gezeigt wird. Hier in der Wissenschafts„lehre steht der Meister, der das große Gemälde und den „weiten Umriß des menschlichen Geistes ausmißt, nicht wie „vor einem Gegenstande, und reißt und zeichnet mit Bleystift „und Feder auf dem Papiere die Linien des Objekts nach; „sondern der Umriß und die Abzeichnung geschieht so, indem „sich die Erde um ihre eigene Axe dreht, und so die Spuren „ihrer Bewegung hinterläßt; daß der Philosoph auf seine ei„genen Geisteshandlungen, die nach einem Gesetze angestellt „worden sind, aufmerkt, und so durch Reflexion das philoso„phische Gemälde, die Kopie des menschlichen Geistes, die „pragmatische Geschichte vollendet." S. 199. „Ich glaube „immer — dieß ist jetzt meine Ueberzeugung — Kant habe „sich nach seinem Zeitalter, das leichter auffaßt, als selbst „denkt, das lieber auf Schultern trägt, als die Philosophie „durch den Geist gebären und schaffen läßt, accommodiren wol„len. Darum nahm er die leichtere Methode, wo der Kri„ticismus am ersten und leichtesten Eingang gewann. — — — „Die Wissenschaftslehre ist gleichsam die Sonne, die selbst „scheint, und Kants Kritik das zweyte Licht, das nur dann „scheint, wenn es das Licht von der Sonne bekömmt."

Was unser Verf. jetzt wohl sagen mag, da Kant die Wissenschaftslehre für unhaltbar erklärt hat, und sie also für nichts weniger als eine Sonne hält, wovon er als Mond das Licht borgen müsse!

Rec. geht zu dem zweyten Aufsatz über, zu Herrn Maimons philosophischer Sprachverwirrung, die aus einem ganz andern Tone geht, als jene Ausgleichung. Man höre: „Daß die Nicht-Philosophen die Philosophen, so „wie auch diese selbst einander nicht verstehn, ist eine alte „Klage. Daß aber dennoch der Philosoph, der doch verstan„den seyn will, diesem Uebel nicht abzuhelfen sucht, und im„mer getrost fortfährt, seine Geistesprodukte Andern vorzule„gen, und sie ihrem Schicksale zu überlassen, beruht, außer „dem Mangel an Vermögen, den Grund dieses Uebels „einzusehen, auch auf einer philosophischen Eitelkeit und „Liebe zur Bequemlichkeit." — „Daß der gemeine Mann „ihn nicht versteht, rührt, seiner Vorstellung nach, daher, „weil Philosophie nicht für den gemeinen Mann ist. Der „gemeine Menschenverstand, heißt es, kann sich zu solchen „feinen abstrakten und übersinnlichen Begriffen, die der Phi„losoph bearbeitet, nicht erheben. Daß aber dieser oder je„ner Philosoph ihn nicht versteht, meint er, beruhe darauf, „daß dieser oder jener Philosoph kein Philosoph ist; er ge„hört also, in dieser Rücksicht, mit dem gemeinen Manne in „eine Klasse, und es wäre vergebliche Mühe, sich ihm ver„ständlich machen zu wollen. Wie weit nun dieser privile„girte Philosoph zu diesen Präsumtionen berechtigt ist, soll „der Gegenstand folgender Untersuchung seyn."

Herr M. sagt nun den Herren zwar nicht unbekannte, aber doch immer sehr theure Wahrheiten, und giebt ihnen die heilsamsten Rathschläge. Wenn sie sie doch befolgen wollten!

Das zwölfte Heft enthält: 1) Briefe über die neueste Philosophie (Fortsetzung der zweyten Abhandlung im fünften Hefte) von Herrn C. D. Forberg. 2) Nacherinnerung zu dem vorstehenden, und Vorerinnerung zu dem folgenden Aufsatze. Von Herrn P. Fichte. 3) Versuch einer Deduktion der Kategorien. Von Herrn C. D. Forberg. 4) Ueber die Anwendung und den Mißbrauch der Naturwissenschaft in der Physik. Von Herrn Prof. Link. 5) Verzeichniß der in den Jahrgängen 1795. und 1796. enthaltenen Recensionen mit den Namen der Recensenten.

In Nr. 1. geht Herr F. dem absoluten Ich noch keck zu Leibe, so wie auch der intellektuellen Anschauung. In Nr. 3. hat er sich bekehrt; er ist aus einem verfolgenden

Saulus ein gläubiger, und die neue Lehre laut predigender Paulus geworden; vermuthlich auch durch eine Erscheinung, wie sein Vorgänger. Herr Fichte selbst giebt ihm in Nr. 2. S. 279 das Zeugniß, daß er folgenden Satz: „Das reine „Ich ist weder wirklich, noch möglich, noch nothwendig; „denn es ist überhaupt nicht.“ in Nr. 3. sehr geistreich darstelle, und verweist deshalb besonders auf die Stelle S. 304: „eine Theorie wie die unsrige, wird demnach auch nicht von „dem Seyn, als von dem Höchsten in der Reihe, ausgehn. „Sie kennt etwas, das noch höher ist, als alles Seyn; et„was, wodurch alles Seyn erst möglich wird, die Thätig„keit der Intelligenz, die die Bedingung der Möglichkeit al„les dessen, was ist, enthält.“ Unser einer zuckt dabey die Achseln, und geht weiter, mit der Frage auf den Lippen: ist denn die Thätigkeit nicht? ist denn die Intelligenz nicht? Werden nicht beyde als nothwendig seyend angenommen? non - entis non sunt praedicata. Nr. 4. verräth einen Mann, der sein Fach studiert, und seinen Kant inne hat. Aber lautete die Ueberschrift nicht faßlicher und passender so: über die Anwendung und den Mißbrauch von Kants metaphysischen Anfangsgründen der Naturlehre?

Kz.

Mathematik.

I. Praktische Anweisung zum Nivelliren, oder Wasserwägen, nach einer in vielen Stücken veränderten und erleichterten Methode, nebst Beschreibung der dazu gehörigen Wasserwage; von J. L. Hogrewe, Königl. Großbritann. und Churfürstl. Braunschweig. Lüneburg. Ingenieur-Oberst., und Correspond. der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Mit fünf zum Theil illumin. Kupfertaf. — Hannover, im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung. 1800. XVI und 252 S. 8. 1 Rthl. 8 gr.

II. Kurze Theorie und Praxis des Nivellirens. Von B. F. Mönnich, geheim. Ober-Berg- und Ober-Baurath, und Mitglied der Königl. Akad. der Wissenschaften. — Mit drey Kupfertafeln. Berlin, bey Lange. 1800. X und 30 Seit. 8. 8 gr.

Beyde Schriften haben fast einerley Zweck, und zwey ruhmwürdige Sachkenner zu Verfassern. Jeder von beyden hat sein eigenes Gute, und doch im Ganzen übereinstimmende Gemeinnützigkeit, ohne vom Andern etwas Näheres als allgemeine Theorie zu entlehnen, die jeder, ohne die mindeste Rücksprache, als Geometer kannte. Wir wollen daher unsere Leser mit den eigenthümlichen Verdiensten eines Jeden bekannt machen.

Nr. I. wird in VI Abschnitte, jeder derselben in fortschreitende §. eingetheilt. Der erste Abschn. §. 1—10. enthält die allgemeine Theorie des Nivellirens, die an und für sich nicht weitläuftig und fast keiner Veränderung oder Verbesserung fähig ist, weil man sie durchgängig in den meisten Lehrbüchern mathematischer Wissenschaften vorgetragen findet. Alle weitläuftigen Rechnungen hat der Herr Verf. dabey vermieden, um den Anfängern dadurch verständlich zu werden. — Der zweyte Abschn. §. 11—23. S. 18—45. giebt eine genaue Beschreibung der Wasserwage, deren besondere Einrichtung den Grund einer Nivellir-Methode enthält, wodurch geometrische Operationen merklich erleichtert werden. Dieß Instrument ist von einer ganz eigenen Erfindung, und vereiniget mehrere Vollkommenheiten in der Meßkunst, die man bisher nicht so genau als jetzt zu bestimmen im Stande war. Eine Beschreibung desselben, ohne anschauliche Darstellung des Kupfers, ist eben so zwecklos, als der Raum hierzu, an diesem Orte nicht geeignet ist. — Der dritte Abschnitt S. 46—115, §. 24—45 handelt von den Eigenschaften und dem Gebrauche der beschriebenen Wasserwage; es werden darin die theoretischen Grundsätze gezeigt, nach welchen das Werkzeug eingerichtet, und, wie dasselbe in vorkommenden Fällen zu verbessern ist. — Der vierte Abschn. S. 116—167, §. 46—62 liefert die Leh-

te vom einfachen und zusammengesetzten Nivellement, das der vorkommenden Fälle wegen, unzertrennlich war. Man findet Alles darin auseinander gesetzt, was zur Vorbereitung großer Abwägungen erfordert wird. Fast jeder praktische Handgriff ist darin eben so deutlich beschrieben, als die Ordnung des ganzen Verfahrens entwickelt. Auch Muster zu Nivellirtabellen sind dabey gegeben. — Im fünften Abschn. S. 168—211. §. 63—75 wird das Auftragen des Nivellements, oder die Verfertigung des Durchschnitts vorzunehmen, und wie das auszugrabende Erdreich zu berechnen sey, sehr faßlich gelehrt. Hierin hat Herr H. vieles vor seinen Vorfahren und Zeitgenossen voraus. Auch vom Erdbohrer wird gehandelt. — Der sechste und letzte Abschn. S. 212—52. §. 76—85 enthält die Anwendung der Nivellir-Methode bey besondern Aufgaben und beym Höhe-Messen. Die drey ersten Aufgaben dieses Abschn. sind, wie der Verf. S. XII. selbst gesteht, aus Unterberger's Anfangsgründen der Mathematik — entlehnt, und gehen zunächst den Ingenieur an; die vier übrigen aber zeigen, wie die Wasserwage zu Höhenmessen zweckmäßig gebraucht werden könne.

Auch die richtig und schön gezeichneten, und fein illuminirten Kupfertafeln entsprechen dem Werthe des Buchs, das übrigens nicht ökonomisch gedruckt worden.

Nr. II. enthält ebenfalls viel Gutes, wiewohl nicht allenthalben was Neues. Herr M. entschuldigt die besondre Ausgabe dieser Schrift, die mit dem, in seinem größern Lehrbuche der Mathematik 1r Th. vorkommenden Abschnitte vom Nivelliren in manchen Rücksichten einerley Plan und Gegenstand abhandelt, dadurch: daß er nicht habe wissen können, welcher besondern Erkenntnißquelle sich jeder seiner Leser bediene. Piccard's, Lambert's und Müller's Manier werden häufig berichtigt, ungeachtet Brander's Nivellirwage bey den Arbeiten des Herrn M. zum Grunde zu liegen scheint. Der Verf. zeigt außerordentliche Pünktlichkeit im Verfahren, und eine genaue Bekanntschaft mit seinem Gegenstande; so daß wir mit Ueberzeugung beyde hier angezeigte Schriften dem geometrischen Publikum, ihres Nutzens wegen empfehlen können.

Mo.

I. J. G. Meyers neu entworfene Rechentafeln (,) nach einer zweckmäßigen Methode eingerichtet. Zum Gebrauch in Schulen und beym Privatunterrichte. Erste Lieferung. Halle, bey Hendel. 1800. 33 Bog. gr. 8. 1 Rg. 8 gr.

II. Neue Rechentafeln, in denen hauptsächlich nach Thalern, Groschen und Pfennigen, doch auch nach andern in Deutschland üblichen Währungen gerechnet wird. Zur Beförderung eines faßlichen und zweckmäßigen Unterrichts im Rechnen, herausgegeben von Oelßner und Reiche (,) ordentl. Lehrern an den Gymnasien zu Elisabeth und zu Maria Magdalena in Breslau. Erste Lieferung. Breslau, bey Meyer. 1800. 28½ Bog. gr. 8. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

Praktisches Handbuch für den Elementarunterricht (;) herausgegeben von u. s. w. — Erster Theil. Arithmetik. Erste Abtheilung. Rechentafeln rc.

Seit 50 und mehreren Jahren ist das Fach der gemeinen Arithmetik mit so vielem Fleiße nicht bearbeitet worden, als während dieses zur Neige gehenden Decennii, das zugleich eins der merkwürdigsten Jahrhunderte beschließt. Fast keine Messe tritt ein, auf der nicht mehrere Rechenbücher von allem Schlage und allerley Gehalt, bald für Schulen, bald für Privatunterricht, bald für Kopfrechnen, u. s. w. erscheinen. Die vorliegenden sind für erstere bestimmt, wie schon die Titel anzeigen; es sollen daher mehrere Theile oder Lieferungen folgen. Beyde sind daher zum Aufkleben auf steife Decken, zum Zerschneiden und Vorlegen der Schüler eingerichtet, das kostbarere Anschaffen der Bücher, und das mühsame Diktiren der Aufgaben für die Rechenschüler dadurch zu ersparen.

Nr. I. enthält die Anfangsgründe der Rechenkunst bis zur Interessenrechnung, so wie sie gemeiniglich in sächsischen

Schulen

Schulen nach der progressiven Steigung der Regeln unterrichtet wird. Etwas Vorzügliches hat Rec. darin nicht angetroffen.

Nr. II. zeichnet sich vor jenem dadurch vorzüglich aus, daß die verrechnet werdenden Gegenstände fast alle historisch vorgetragen, und auf schlesisches Lokal eingerichtet sind. Dadurch reizt der Lehrer die Aufmerksamkeit seiner Schüler, indem er sie mit Sachen, die um ihn sind, arithmetisch bekannt macht. Diese Methode allein stiftet Nutzen; jene bildet Maschinen.

Et.

Die Rechenkunst in zwey Theilen (;) von N. Schmid. Neue Ausgabe. Nebst Zusätzen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens zum Gebrauche für Kaufleute, von Andreas Wagner, Privatlehrer der Rechenkunst. Erster Theil. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1800. Zweyter Theil: Die Algebra für das gemeine Leben; Neue Ausgabe, nebst einer Anleitung zum Rechnen im Kopfe. Ebendas. 1800. Beyde Theile zusammen 2 Alphab. gr. 8. 2 Rß. 4 ℋ.

Von der ersten Auflage hat ein anderer Rec. gehandelt in der A. D. Bibl. XXV. Bd. S. 240 fg. Das Buch ist daher bekannt genug; wir wollen nur die neuen Zusätze ausheben, die hinzugekommen sind, und welche wir dem jetzigen Lehrer an der Magdeburgischen Handlungsschule, Herrn A. Wagner, verdanken.

Die erste Ausgabe erschien 1774, ebenfalls auf 2 Alph. die gegenwärtige hätte also in diesem Stücke nichts gewonnen; und doch ist der Zusatz von S. 331 — 348 im ersten Theile, welcher die Methode einer abgekürzten Multiplikation und Division mit Decimalbrüchen lehrt, wie der Anhang daselbst S. 349 fg. — welcher die Erklärung des deutschen

Den Beweis, mit welchem Hr. Forberg sich in dem Falle schützt, daß sein Aufsatz wirklich atheistisch, und der Atheismus verboten sey, stellt der ungenannte Verf. gleichfalls in seiner Blöße dar. Er lautet so: „Ich begreife nicht, „in welchem Augenblicke ich gesündigt haben soll. In dem, „da ich meine Grundsätze dachte? Das zu hindern, stand „nicht in meiner Gewalt. Oder in dem, da ich sie zu Papier brachte? Aber welches Gesetz verbot mir das? Oder „in dem, da ich das Papier faltete, und an die Herausgeber des philosoph. Journals addressirte? Auch das verbot „mir kein Gesetz. Da mein Aufsatz in meiner Gewalt war, „habe ich kein Gesetz übertreten; und da eins, wie man sagt, „übertreten wurde, war er nicht mehr in meiner Gewalt.“ „Das nämliche,“ erwiedert unser Verf. sehr treffend, „könnte „auch ein Chemiker sagen, der ein angenehmes, langsam „tödtendes Gift erfunden, und durch einen Materialien„händler in Umlauf gebracht hätte.“ Wenn von einer ernsthaften Vertheidigung, gegen eine ernsthafte Anklage, die Rede ist, sollte man doch wahrlich sich schämen, sophistische Kunstgriffe oder dialektische Spielwerke dazu brauchen zu wollen. Die beste Sache wird dadurch sehr schlecht vertheidigt; und wenn vollends Jemand, aufs gelindeste zu reden, von Unbedachtsamkeit nicht frey zu sprechen ist, so verliert er bey unbefangenen Personen noch mehr, wenn er sich auf solche Art zu entschuldigen sucht. Sokrates, als er sich gegen eine ähnliche Beschuldigung vor seinen Richtern zu vertheidigen hatte, vertheidigte sich weder heftig mit Gegenbeschuldigungen, noch unbestimmt und dunkel, noch mit dialektischen Kunstgriffen. Sollte nicht Sokrates, der es freylich nicht darauf anlegte, sich auf eine Höhe der Spekulation zu stellen, wo er vorgeben mochte, seine Gegner könnten ihn nicht verstehen, weil sie nicht so hoch ständen, selbst dem höchsten spekulativen Philosophen, wenn er angeklagt wird, in Absicht auf Biedersinn, Gleichmuth, Deutlichkeit, und Entfernung von allen sophistischen Winkelzügen, billig ein Muster seyn?

Bz.

Philo-

Philosophisches Journal rc. von Fichte und Niethammer. Jahrgang 1797. Eilftes und zwölftes Heft. Jena und Leipzig, bey Gabler. 1797. gr. 8.

Das eilfte Stück enthält: 1) Fichte und Kant, oder Versuch einer Ausgleichung der Fichtischen und Kantischen Philosophie. 2) Die philosophische Sprachverwirrung von Hrn. Maimon.

Die Quintessenz des ersten Aufsatzes scheint mir in folgenden Stellen enthalten zu seyn: S. 189 ff. „Es ist ein „auffallender Unterschied, der Form und Methode nach, „zwischen der Kantischen und Fichtischen Philosophie. 1) „Dort ist alles, was in dem menschlichen Gemüthe aufgefunden wird, gleichsam als Objekt hingestellt (es ist eine „Objektenaufstellung) und es kann als Objekt aufgenommen und aufgefaßt werden. So die Begriffe des Verstandes, die in der Kategorientafel sichtbar gleichsam dargestellt „sind; die Formen der Anschauung, die einzelnen bestimmten „Vermögen des Gemüths, die als Objekte rubrizirt und neben einander geordnet sind. In der Fichtischen Philosophie ist nichts von einer solchen Objektenaufstellung; es ist hier „alles auf ein Subjekt, ein Subjektives reduzirt, und dieses „muß jeder nach dieser Philosophie in sich u. durch sich selbst „hervorrufen (reflektiren), nicht aber als Objekt, oder als „ein Vorgestelltes betrachten. 2) In der Kantischen Philosophie ist alles, was nur über das menschliche Gemüth „bestimmt wird, gleichsam ruhend, ruhende feste Form, „bestimmtes Behältniß, oder Behältnisse, die a priori „in dem menschlichen Gemüth angebracht sind (angebracht „sind?) um die Erfahrung nach verschiedenen Weisen zu ordnen und zu fassen. Die verschiedenen Vermögen des Gemüths, in denen sich jene Behältnisse finden, sind selbst „solche ruhende, in sich selbstständige Vermögen, die nicht etwa durch das thätige Subjekt; das Denken möglich sind; „sondern wodurch das Denken selbst erst möglich wird. In „der Fichtischen Philosophie hingegen ist alles selbstthätig, „und durch Selbstthätigkeit hervorgebracht und möglich; Alles ist hier Handlung, handelnd; das Handelnde „und das Produkt der Handlung Eins, — es ist hier nichts

„von

„von solchen ruhenden und a priori bestimmten Formen, son„dern Form (die Art der Rezeptivität) und Spontaneität „fällt in Eins zusammen. 3) In der kantischen Philoso„phie ist ein Isolirtseyn der verschiedenen Vermögen des „Gemüths, ein Nebeneinanderseyn und Nebeneinanderstehen „der einzelnen Thätigkeiten des Gemüths. Rezeptivität, „Spontaneität, Verstand, Vernunft, jedes ist für sich, „und mit dem andern nur im räumlichen Verhältnisse „gleichsam verbunden. In der Wissenschaftslehre hin„gegen ist wirkliche Verbindung und ein Verbundenes. „Dort Analyse, Auflösung; hier die höchste Synthesis und „Einheit."

Das kömmt mir vor, als wenn A sagte: die Hand führt die Speisen zum Munde, die Lippen empfangen sie, die Zähne kauen sie, der Schlund verschluckt sie, der Magen verdauet sie, u. s. w. Und B nun auftrete mit der Behauptung: Der Körper ist das Subjekt von diesem Allem; alles Empfangen, Kauen, u. s. w. ist Eins; Alles ist ein Thun, selbst das Empfangen, das A für ein Leiden hält. Setzen wir A Kant, und B Fichte: so sehen wir nicht ein, mit welchem Rechte unser Verf. S. 192 behauptet: „In „eben dieser verschiedenen, und der Wissenschaftslehre eigenen „Vorstellung liegt es, daß diese Lehre eine oder ein paar „Stufen über die Kantische Kritik höher steht." — S. 193: „Das Unterscheidende der Kantischen und Ficht„schen Philosophie, die beyde bloß einen Kriticismus des Vor„stellungsvermögens liefern, ist (und dieses ist das Haupt„resultat meines Aufsatzes, das alles erläutern soll), daß „Kant nach dem Denkgesetze der Modalität seinen Kri„ticismus begründet und ableitet; Fichte hingegen „wissenschaftlicher, nach dem Denkgesetze der Rela„tion die kritische Weise zu philosophiren, und die „transscendentale Idealität und Realität der Dinge „deduzirt. — Nach dem Denkgesetze der Modalität „wird ein Objekt (eine Erkenntniß) im Bezug auf das Er„kenntnißvermögen vorgestellt; nach dem Denkgesetze der Re„lation wird das Objekt, die Erkenntniß, nicht in ihrem „Verhältniß zu dem Erkenntnißvermögen, sondern in ihrem „eigenen Bezug auf sich selbst vorgestellt. Dort wird „bestimmt, ob die Erkenntniß nothwendig, möglich, wirklich „ist, und was aus diesem Verhältnisse gefolgert werden kann.

z. B. „daß das, was das Merkmal des Nothwendigen hat, „a priori ist; hier, welchen Zusammenhang, welche Ver„bindung die Erkenntniß in sich selbst hat, wie sie in sich be„stehet, und was aus diesem innern Zustande der Erkennt„niß für sie gefolgert und bewiesen werden kann.“ — S. 196. „Also, der Hauptunterschied ist, daß Kant die mensch„liche Erkenntniß nach der Modalität als Objekt in ihrem „Bezuge auf das Erkenntnißvermögen ausmißt, und so das „a priori von dem a posteriori scheidet; die Wissenschaftslehre „hingegen der Relation nach, den Zusammenhang und die „Einheit der menschlichen Erkenntniß und die ursprüngliche „Form derselben deducirt. Ein zweyter wesentlicher unter„scheidender Punkt der Wissenschaftslehre von der Kritik der „reinen Vernunft ist nun der, daß durch Reflexion auf das „ursprüngliche Handeln selbst, das ursprüngliche Handeln des „menschlichen Geistes seiner Form, seinen Gesetzen und sei„ner Einheit nach gezeigt wird. Hier in der Wissenschafts„lehre steht der Meister, der das große Gemälde und den „weiten Umriß des menschlichen Geistes ausmißt, nicht wie „vor einem Gegenstande, und reißt und zeichnet mit Bleystift „und Feder auf dem Papiere die Linien des Objekts nach; „sondern der Umriß und die Abzeichnung geschieht so, indem „sich die Erde um ihre eigene Axe dreht, und so die Spuren „ihrer Bewegung hinterläßt; daß der Philosoph auf seine ei„genen Geisteshandlungen, die nach einem Gesetze angestellt „worden sind, aufmerkt, und so durch Reflexion das philoso„phische Gemälde, die Kopie des menschlichen Geistes, die „pragmatische Geschichte vollendet.“ S. 199. „Ich glaube „immer — dieß ist jetzt meine Ueberzeugung — Kant habe „sich nach seinem Zeitalter, das leichter auffaßt, als selbst „denkt, das lieber auf Schultern trägt, als die Philosophie „durch den Geist gebären und schaffen läßt, accommodiren wol„len. Darum nahm er die leichtere Methode, wo der Kri„ticismus am ersten und leichtesten Eingang gewann. — — — „Die Wissenschaftslehre ist gleichsam die Sonne, die selbst „scheint, und Kants Kritik das zweyte Licht, das nur dann „scheint, wenn es das Licht von der Sonne bekömmt.“

Was unser Verf. jetzt wohl sagen mag, da Kant die Wissenschaftslehre für unhaltbar erklärt hat, und sie also für nichts weniger als eine Sonne hält, wovon er als Mond das Licht borgen müsse!

Rec. geht zu dem zweyten Aufsatz über, zu Herrn Maimons philosophischer Sprachverwirrung, die aus einem ganz andern Tone geht, als jene Ausgleichung. Man höre: „Daß die Nicht-Philosophen die Philosophen, so „wie auch diese selbst einander nicht verstehn, ist eine alte „Klage. Daß aber dennoch der Philosoph, der doch verstanden seyn will, diesem Uebel nicht abzuhelfen sucht, und immer getrost fortfährt, seine Geistesprodukte Andern vorzulegen, und sie ihrem Schicksale zu überlassen, beruht, außer „dem Mangel an Vermögen, den Grund dieses Uebels „einzusehen, auch auf einer philosophischen Eitelkeit und „Liebe zur Bequemlichkeit." — „Daß der gemeine Mann „ihn nicht versteht, rührt, seiner Vorstellung nach, daher, „weil Philosophie nicht für den gemeinen Mann ist. Der „gemeine Menschenverstand, heißt es, kann sich zu solchen „feinen abstrakten und übersinnlichen Begriffen, die der Philosoph bearbeitet, nicht erheben. Daß aber dieser oder jener Philosoph ihn nicht versteht, meint er, beruhe darauf, „daß dieser oder jener Philosoph kein Philosoph ist; er gehört also, in dieser Rücksicht, mit dem gemeinen Manne in „eine Klasse, und es wäre vergebliche Mühe, sich ihm verständlich machen zu wollen. Wie weit nun dieser privilegirte Philosoph zu diesen Präsumtionen berechtigt ist, soll „der Gegenstand folgender Untersuchung seyn."

Herr M. sagt nun den Herren zwar nicht unbekannte, aber doch immer sehr theure Wahrheiten, und giebt ihnen die heilsamsten Rathschläge. Wenn sie sie doch befolgen wollten!

Das zwölfte Heft enthält: 1) Briefe über die neueste Philosophie (Fortsetzung der zweyten Abhandlung im fünften Hefte) von Herrn C. D. Forberg. 2) Nacherinnerung zu dem vorstehenden, und Vorerinnerung zu dem folgenden Aufsatze. Von Herrn P. Fichte. 3) Versuch einer Deduktion der Kategorien. Von Herrn C. D. Forberg. 4) Ueber die Anwendung und den Mißbrauch der Naturwissenschaft in der Physik. Von Herrn Prof. Link. 5) Verzeichniß der in den Jahrgängen 1795. und 1796. enthaltenen Recensionen mit den Namen der Recensenten.

In Nr. 1. geht Herr F. dem absoluten Ich noch keck zu Leibe, so wie auch der intellektuellen Anschauung. In Nr. 3. hat er sich bekehrt; er ist aus einem verfolgenden

Sau-

Saulus ein gläubiger, und die neue Lehre laut predigender Paulus geworden; vermuthlich auch durch eine Erscheinung, wie sein Vorgänger. Herr Fichte selbst giebt ihm in Nr. 2. S. 279 das Zeugniß, daß er folgenden Satz: „Das reine „Ich ist weder wirklich, noch möglich, noch nothwendig; „denn es ist überhaupt nicht.“ in Nr. 3. sehr geistreich darstelle, und verweist deshalb besonders auf die Stelle S. 304: „eine Theorie wie die unsrige, wird demnach auch nicht von „dem Seyn, als von dem Höchsten in der Reihe, ausgehn. „Sie kennt etwas, das noch höher ist, als alles Seyn; et„was, wodurch alles Seyn erst möglich wird, die Thätig„keit der Intelligenz, die die Bedingung der Möglichkeit al„les dessen, was ist, enthält.“ Unser einer zuckt dabey die Achseln, und geht weiter, mit der Frage auf den Lippen: ist denn die Thätigkeit nicht? ist denn die Intelligenz nicht? Werden nicht beyde als nothwendig seyend angenommen? non - entis non sunt praedicata. Nr. 4. verräth einen Mann, der sein Fach studirt, und seinen Kant inne hat. Aber lautete die Ueberschrift nicht faßlicher und passender so: über die Anwendung und den Mißbrauch von Kants metaphysischen Anfangsgründen der Naturlehre?

Kz.

Mathematik.

I. Praktische Anweisung zum Nivelliren, oder Wasserwägen, nach einer in vielen Stücken veränderten und erleichterten Methode, nebst Beschreibung der dazu gehörigen Wasserwage; von J. L. Hogrewe, Königl. Großbritann. und Churfürstl. Braunschweig. Lüneburg. Ingenieur-Oberst., und Correspond. der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Mit fünf zum Theil illumin. Kupfertaf. — Hannover, im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung. 1800. XVI und 252 S. 8. 1 Rthl. 8 gr.

II. Kurze Theorie und Praxis des Nivellirens. Von B. F. Mönnich, geheim. Ober-Berg- und Ober-Baurath, und Mitglied der Königl. Akad. der Wissenschaften. — Mit drey Kupfertafeln. Berlin, bey Lange. 1800. X und 30 Seit. 8. 8 gr.

Beyde Schriften haben fast einerley Zweck, und zwey ruhmwürdige Sachkenner zu Verfassern. Jeder von beyden hat sein eigenes Gute, und doch im Ganzen übereinstimmende Gemeinnützigkeit, ohne vom Andern etwas Näheres als allgemeine Theorie zu entlehnen, die jeder, ohne die mindeste Rücksprache, als Geometer kannte. Wir wollen daher unsere Leser mit den eigenthümlichen Verdiensten eines Jeden bekannt machen.

Nr. I. wird in VI Abschnitte, jeder derselben in fortschreitende §. eingetheilt. Der erste Abschn. §. 1—10. enthält die allgemeine Theorie des Nivellirens, die an und für sich nicht weitläuftig und fast keiner Veränderung oder Verbesserung fähig ist, weil man sie durchgängig in den meisten Lehrbüchern mathematischer Wissenschaften vorgetragen findet. Alle weitläuftigen Rechnungen hat der Herr Verf. dabey vermieden, um den Anfängern dadurch verständlich zu werden. — Der zweyte Abschn. §. 11—23. S. 18—45. giebt eine genaue Beschreibung der Wasserwage, deren besondere Einrichtung den Grund einer Nivellir-Methode enthält, wodurch geometrische Operationen merklich erleichtert werden. Dieß Instrument ist von einer ganz eigenen Erfindung, und vereiniget mehrere Vollkommenheiten in der Meßkunst, die man bisher nicht so genau als jetzt zu bestimmen im Stande war. Eine Beschreibung desselben, ohne anschauliche Darstellung des Kupfers, ist eben so zwecklos, als der Raum hierzu, an diesem Orte nicht geeignet ist. — Der dritte Abschnitt S. 46—115, §. 24—45 handelt von den Eigenschaften und dem Gebrauche der beschriebenen Wasserwage; es werden darin die theoretischen Grundsätze gezeigt, nach welchen das Werkzeug eingerichtet, und, wie dasselbe in vorkommenden Fällen zu verbessern ist. — Der vierte Abschn. S. 116—167, §. 46—62 liefert die Lehre

te vom einfachen und zusammengesetzten Nivelliment, das der vorkommenden Fälle wegen, unzertrennlich war. Man findet Alles darin auseinander gesetzt, was zur Vorbereitung großer Abwägungen erfordert wird. Fast jeder praktische Handgriff ist darin eben so deutlich beschrieben, als die Ordnung des ganzen Verfahrens entwickelt. Auch Muster zu Nivellirtabellen sind dabey gegeben. — Im fünften Abschn. S. 168—211. §. 63—75 wird das Auftragen des Nivelliments, oder die Verfertigung des Durchschnitts vorzunehmen, und wie das auszugrabende Erdreich zu berechnen sey, sehr faßlich gelehrt. Hierin hat Herr H. vieles vor seinen Vorfahren und Zeitgenossen voraus. Auch vom Erdbohrer wird gehandelt. — Der sechste und letzte Abschn. S. 212—52. §. 76—85 enthält die Anwendung der Nivellir-Methode bey besondern Aufgaben und beym Höhe-Messen. Die drey ersten Aufgaben dieses Abschn. sind, wie der Verf. S. XII. selbst gesteht, aus Unterberger's Anfangsgründen der Mathematik — entlehnt, und gehen zunächst den Ingenieur an; die vier übrigen aber zeigen, wie die Wasserwage zu Höhenmessen zweckmäßig gebraucht werden könne.

Auch die richtig und schön gezeichneten, und fein illuminirten Kupfertafeln entsprechen dem Werthe des Buchs, das übrigens nicht ökonomisch gedruckt worden.

Nr. II. enthält ebenfalls viel Gutes, wiewohl nicht allenthalben was Neues. Herr M. entschuldigt die besondre Ausgabe dieser Schrift, die mit dem, in seinem größern Lehrbuche der Mathematik 1r Th. vorkommenden Abschnitte vom Nivelliren in manchen Rücksichten einerley Plan und Gegenstand abhandelt, dadurch: daß er nicht habe wissen können, welcher besondern Erkenntnißquelle sich jeder seiner Leser bediene. Piccard's, Lambert's und Müller's Manier werden häufig berichtigt, ungeachtet Brander's Nivellirwage bey den Arbeiten des Herrn M. zum Grunde zu liegen scheint. Der Verf. zeigt außerordentliche Pünktlichkeit im Verfahren, und eine genaue Bekanntschaft mit seinem Gegenstande; so daß wir mit Ueberzeugung beyde hier angezeigte Schriften dem geometrischen Publikum, ihres Nutzens wegen empfehlen können.

Mo.

I. J. G. Meyers neu entworfene Rechentafeln (,) nach einer zweckmäßigen Methode eingerichtet. Zum Gebrauch in Schulen und beym Privatunterrichte. Erste Lieferung. Halle, bey Hendel. 1800. 33 Bog. gr. 8. 1 Rg. 8 gr.

II. Neue Rechentafeln, in denen hauptsächlich nach Thalern, Groschen und Pfennigen, doch auch nach andern in Deutschland üblichen Währungen gerechnet wird. Zur Beförderung eines faßlichen und zweckmäßigen Unterrichts im Rechnen, herausgegeben von Oelßner und Reiche (,) ordentl. Lehrern an den Gymnasien zu Elisabeth und zu Maria Magdalena in Breslau. Erste Lieferung. Breslau, bey Meyer. 1800. 28¼ Bog. gr. 8. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

Praktisches Handbuch für den Elementarunterricht (;) herausgegeben von u. s. w. — Erster Theil. Arithmetik. Erste Abtheilung. Rechentafeln ꝛc.

Seit 50 und mehreren Jahren ist das Fach der gemeinen Arithmetik mit so vielem Fleiße nicht bearbeitet worden, als während dieses zur Neige gehenden Decennii, das zugleich eins der merkwürdigsten Jahrhunderte beschließt. Fast keine Messe tritt ein, auf der nicht mehrere Rechenbücher von allem Schlage und allerley Gehalt, bald für Schulen, bald für Privatunterricht, bald für Kopfrechnen, u. s. w. erscheinen. Die vorliegenden sind für erstere bestimmt, wie schon die Titel anzeigen: es sollen daher mehrere Theile oder Lieferungen folgen. Beyde sind daher zum Aufkleben auf steife Decken, zum Zerschneiden und Vorlegen der Schüler eingerichtet, das kostbarere Anschaffen der Bücher, und das mühsame Diktiren der Aufgaben für die Rechenschüler dadurch zu ersparen.

Nr. I. enthält die Anfangsgründe der Rechenkunst bis zur Interessenrechnung, so wie sie gemeiniglich in sächsischen Schulen

Schüler nach der progressiven Steigung der Regeln unterrichtet wird. Etwas Vorzügliches hat Rec. darin nicht angetroffen.

Nr. II. zeichnet sich vor jenem dadurch vorzüglich aus, daß die verrechnet werdenden Gegenstände fast alle historisch vorgetragen, und auf schlesisches Lokal eingerichtet sind. Dadurch reizt der Lehrer die Aufmerksamkeit seiner Schüler, indem er sie mit Sachen, die um ihn sind, arithmetisch bekannt macht. Diese Methode allein stiftet Nutzen; jene bildet Maschinen.

Et.

Die Rechenkunst in zwey Theilen (;) von N. Schmid. Neue Ausgabe. Nebst Zusätzen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens zum Gebrauche für Kaufleute, von Andreas Wagner, Privatlehrer der Rechenkunst. Erster Theil. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1800. Zweyter Theil: Die Algebra für das gemeine Leben; Neue Ausgabe, nebst einer Anleitung zum Rechnen im Kopfe. Ebendas. 1800. Beyde Theile zusammen 2 Alphab. gr. 8. 2 Rk. 4 gr.

Von der ersten Auflage hat ein anderer Rec. gehandelt in der A. D. Bibl. XXV. Bd. S. 240 fg. Das Buch ist daher bekannt genug; wir wollen nur die neuen Zusätze ausheben, die hinzugekommen sind, und welche wir dem jetzigen Lehrer an der Magdeburgischen Handlungsschule, Herrn A. Wagner, verdanken.

Die erste Ausgabe erschien 1774, ebenfalls auf 2 Alph. die gegenwärtige hätte also in diesem Stücke nichts gewonnen; und doch ist der Zusatz von S. 331 — 348 im ersten Theile, welcher die Methode einer abgekürzten Multiplikation und Division mit Decimalbrüchen lehrt, wie der Anhang daselbst S. 349 fg. — welcher die Erklärung des deut-

Den Beweis, mit welchem Hr. Forberg sich in dem Falle schützt, daß sein Aufsatz wirklich atheistisch, und der Atheismus verboten sey, stellt der ungenannte Verf. gleichfalls in seiner Blöße dar. Er lautet so: „Ich begreife nicht, „in welchem Augenblicke ich gesündigt haben soll. In dem, „da ich meine Grundsätze dachte? Das zu hindern, stand „nicht in meiner Gewalt. Oder in dem, da ich sie zu Pa„pier brachte? Aber welches Gesetz verbot mir das? Oder „in dem, da ich das Papier faltete, und an die Herausge„ber des philosoph. Journals addressirte? Auch das verbot „mir kein Gesetz. Da mein Aufsatz in meiner Gewalt war, „habe ich kein Gesetz übertreten; und da eins, wie man sagt, „übertreten wurde, war er nicht mehr in meiner Gewalt." „Das nämliche," erwiedert unser Verf. sehr treffend, „könnte „auch ein Chemiker sagen, der ein angenehmes, langsam „tödtendes Gift erfunden, und durch einen Materialien„händler in Umlauf gebracht hätte." Wenn von einer ernsthaften Vertheidigung, gegen eine ernsthafte Anklage, die Rede ist, sollte man doch wahrlich sich schämen, sophistische Kunstgriffe oder dialektische Spielwerke dazu brauchen zu wollen. Die beste Sache wird dadurch sehr schlecht vertheidigt; und wenn vollends Jemand, aufs gelindeste zu reden, von Unbedachtsamkeit nicht frey zu sprechen ist, so verliert er bey unbefangenen Personen noch mehr, wenn er sich auf solche Art zu entschuldigen sucht. Sokrates, als er sich gegen eine ähnliche Beschuldigung vor seinen Richtern zu vertheidigen hatte, vertheidigte sich weder heftig mit Gegenbeschuldigungen, noch unbestimmt und dunkel, noch mit dialektischen Kunstgriffen. Sollte nicht Sokrates, der es freylich nicht darauf anlegte, sich auf eine Höhe der Spekulation zu stellen, wo er vorgeben mochte, seine Gegner könnten ihn nicht verstehen, weil sie nicht so hoch ständen, selbst dem höchsten spekulativen Philosophen, wenn er angeklagt wird, in Absicht auf Biedersinn, Gleichmuth, Deutlichkeit, und Entfernung von allen sophistischen Winkelzügen, billig ein Muster seyn?

Bz.

Philo-

Philosophisches Journal rc. von Fichte und Niethammer. Jahrgang 1797. Eilftes und zwölftes Heft. Jena und Leipzig, bey Gabler. 1797. gr. 8.

Das eilfte Stück enthält: 1) Fichte und Kant, oder Versuch einer Ausgleichung der Fichtischen und Kantischen Philosophie. 2) Die philosophische Sprachverwirrung von Hrn. Maimon.

Die Quintessenz des ersten Aufsatzes scheint mir in folgenden Stellen enthalten zu seyn: S. 189 ff. „Es ist ein „auffallender Unterschied, der Form und Methode nach, „zwischen der Kantischen und Fichtischen Philosophie. 1) „Dort ist alles, was in dem menschlichen Gemüthe aufgefunden wird, gleichsam als Objekt hingestellt (es ist eine „Objektenaufstellung) und es kann als Objekt aufgenommen und aufgefaßt werden. So die Begriffe des Verstandes, die in der Kategorientafel sichtbar gleichsam dargestellt „sind; die Formen der Anschauung, die einzelnen bestimmten „Vermögen des Gemüths, die als Objekte rubrizirt und neben einander geordnet sind. In der Fichtischen Philosophie ist nichts von einer solchen Objektenaufstellung; es ist hier „alles auf ein Subjekt, ein Subjektives reduzirt, und dieses „muß jeder nach dieser Philosophie in sich u. durch sich selbst „hervorrufen (reflektiren), nicht aber als Objekt, oder als „ein Vorgestelltes betrachten. 2) In der Kantischen Philosophie ist alles, was nur über das menschliche Gemüth „bestimmt wird, gleichsam ruhend, ruhende feste Form, „bestimmtes Behältniß, oder Behältnisse, die a priori „in dem menschlichen Gemüth angebracht sind (angebracht „sind?) um die Erfahrung nach verschiedenen Weisen zu ordnen und zu fassen. Die verschiedenen Vermögen des Gemüths, in denen sich jene Behältnisse finden, sind selbst „solche ruhende, in sich selbstständige Vermögen, die nicht etwa durch das thätige Subjekt; das Denken möglich sind; „sondern wodurch das Denken selbst erst möglich wird. In „der Fichtischen Philosophie hingegen ist alles selbstthätig, „und durch Selbstthätigkeit hervorgebracht und möglich; Alles ist hier Handlung, handelnd; das Handelnde „und das Produkt der Handlung Eins, — es ist hier nichts

„von

„von solchen ruhenden und a priori bestimmten Formen, son-
„dern Form (die Art der Rezeptivität) und Spontaneität
„fällt in Eins zusammen. 3) In der kantischen Philoso-
„phie ist ein Isolirtseyn der verschiedenen Vermögen des
„Gemüths, ein Nebeneinanderseyn und Nebeneinanderstehen
„der einzelnen Thätigkeiten des Gemüths. Rezeptivität,
„Spontaneität, Verstand, Vernunft, jedes ist für sich,
„und mit dem andern nur im räumlichen Verhältnisse
„gleichsam verbunden. In der Wissenschaftslehre hin-
„gegen ist wirkliche Verbindung und ein Verbundenes.
„Dort Analyse, Auflösung; hier die höchste Synthesis und
„Einheit."

Das kommt mir vor, als wenn A sagte: die Hand führt die Speisen zum Munde, die Lippen empfangen sie, die Zähne kauen sie, der Schlund verschluckt sie, der Magen verdauet sie, u. s. w. Und B nun aufträte mit der Behauptung: Der Körper ist das Subjekt von diesem Allem; alles Empfangen, Kauen, u. s. w. ist Eins; Alles ist ein Thun, selbst das Empfangen, das A für ein Leiden hält. Setzen wir A Kant, und B Fichte: so sehen wir nicht ein, mit welchem Rechte unser Verf. S. 192 f. behauptet: „In
„eben dieser verschiedenen, und der Wissenschaftslehre eigenen
„Vorstellung liegt es, daß diese Lehre eine oder ein paar
„Stufen über die Kantische Kritik höher steht." —
S. 193: „Das Unterscheidende der Kantischen und Fichti-
„schen Philosophie, die beyde bloß einen Kriticismus des Vor-
„stellungsvermögens liefern, ist (und dieses ist das Haupt-
„resultat meines Aufsatzes, das alles erläutern soll), daß
„Kant nach dem Denkgesetze der Modalität seinen Kri-
„ticismus begründet und ableitet; Fichte hingegen
„wissenschaftlicher, nach dem Denkgesetze der Rela-
„tion die kritische Weise zu philosophiren, und die
„transscendentale Idealität und Realität der Dinge
„deduzirt. — Nach dem Denkgesetze der Modalität
„wird ein Objekt (eine Erkenntniß) im Bezug auf das Er-
„kenntnißvermögen vorgestellt; nach dem Denkgesetze der Re-
„lation wird das Objekt, die Erkenntniß, nicht in ihrem
„Verhältniß zu dem Erkenntnißvermögen, sondern in ihrem
„eigenen Bezug auf sich selbst vorgestellt. Dort wird
„bestimmt, ob die Erkenntniß nothwendig, möglich, wirklich
„ist, und was aus diesem Verhältnisse gefolgert werden kann,

„z. B.

z. B. „daß das, was das Merkmal des Nothwendigen hat, „a priori ist; hier, welchen Zusammenhang, welche Ver„bindung die Erkenntniß in sich selbst hat, wie sie in sich be„stehet, und was aus diesem innern Zustande der Erkennt„niß für sie gefolgert und bewiesen werden kann.“ — S. 196. „Also, der Hauptunterschied ist, daß Kant die mensch„liche Erkenntniß nach der Modalität als Objekt in ihrem „Bezuge auf das Erkenntnißvermögen ausmißt, und so das „a priori von dem a posteriori scheidet; die Wissenschaftslehre „hingegen der Relation nach, den Zusammenhang und die „Einheit der menschlichen Erkenntniß und die ursprüngliche „Form derselben deducirt. Ein zweyter wesentlicher unter„scheidender Punkt der Wissenschaftslehre von der Kritik der „reinen Vernunft ist nun der, daß durch Reflexion auf das „ursprüngliche Handeln selbst, das ursprüngliche Handeln des „menschlichen Geistes seiner Form, seinen Gesetzen und sei„ner Einheit nach gezeigt wird. Hier in der Wissenschafts„lehre steht der Meister, der das große Gemälde und den „weiten Umriß des menschlichen Geistes ausmißt, nicht wie „vor einem Gegenstande, und reißt und zeichnet mit Bleystift „und Feder auf dem Papiere die Linien des Objekts nach; „sondern der Umriß und die Abzeichnung geschieht so, indem „sich die Erde um ihre eigene Axe dreht, und so die Spuren „ihrer Bewegung hinterläßt; daß der Philosoph auf seine ei„genen Geisteshandlungen, die nach einem Gesetze angestellt „worden sind, aufmerkt, und so durch Reflexion das philoso„phische Gemälde, die Kopie des menschlichen Geistes, die „pragmatische Geschichte vollendet.“ S. 199. „Ich glaube „immer — dieß ist jetzt meine Ueberzeugung — Kant habe „sich nach seinem Zeitalter, das leichter auffaßt, als selbst „denkt, das lieber auf Schultern trägt, als die Philosophie „durch den Geist gebären und schaffen läßt, accommodiren wol„len. Darum nahm er die leichtere Methode, wo der Kri„ticismus am ersten und leichtesten Eingang gewann. — — — „Die Wissenschaftslehre ist gleichsam die Sonne, die selbst „scheint, und Kants Kritik das zweyte Licht, das nur dann „scheint, wenn es das Licht von der Sonne bekömmt.“

Was unser Verf. jetzt wohl sagen mag, da Kant die Wissenschaftslehre für unhaltbar erklärt hat, und sie also für nichts weniger als eine Sonne hält, wovon er als Mond das Licht borgen müsse!

Rec. geht zu dem zweyten Aufsatz über, zu Herrn Maimons philosophischer Sprachverwirrung, die aus einem ganz andern Tone geht, als jene Ausgleichung. Man höre: „Daß die Nicht-Philosophen die Philosophen, so „wie auch diese selbst einander nicht verstehn, ist eine alte „Klage. Daß aber dennoch der Philosoph, der doch verstanden seyn will, diesem Uebel nicht abzuhelfen sucht, und immer getrost fortfährt, seine Geistesprodukte Andern vorzulegen, und sie ihrem Schicksale zu überlassen, beruht, außer „dem Mangel an Vermögen, den Grund dieses Uebels „einzusehen, auch auf einer philosophischen Eitelkeit und „Liebe zur Bequemlichkeit.“ — „Daß der gemeine Mann „ihn nicht versteht, rührt, seiner Vorstellung nach, daher, „weil Philosophie nicht für den gemeinen Mann ist. Der „gemeine Menschenverstand, heißt es, kann sich zu solchen „feinen abstrakten und übersinnlichen Begriffen, die der Philosoph bearbeitet, nicht erheben. Daß aber dieser oder jener Philosoph ihn nicht versteht, meint er, beruhe darauf, „daß dieser oder jener Philosoph kein Philosoph ist; er gehört also, in dieser Rücksicht, mit dem gemeinen Manne in „eine Klasse, und es wäre vergebliche Mühe, sich ihm verständlich machen zu wollen. Wie weit nun dieser privilegirte Philosoph zu diesen Präsumtionen berechtigt ist, soll „der Gegenstand folgender Untersuchung seyn.“

Herr M. sagt nun den Herren zwar nicht unbekannte, aber doch immer sehr theure Wahrheiten, und giebt ihnen die heilsamsten Rathschläge. Wenn sie sie doch befolgen wollten!

Das zwölfte Heft enthält: 1) Briefe über die neueste Philosophie (Fortsetzung der zweyten Abhandlung im fünften Hefte) von Herrn C. D. Forberg. 2) Nacherinnerung zu dem vorstehenden, und Vorerinnerung zu dem folgenden Aufsatze. Von Herrn P. Fichte. 3) Versuch einer Deduktion der Kategorien. Von Herrn C. D. Forberg. 4) Ueber die Anwendung und den Mißbrauch der Naturwissenschaft in der Physik. Von Herrn Prof. Link. 5) Verzeichniß der in den Jahrgängen 1795. und 1796. enthaltenen Recensionen mit den Namen der Recensenten.

In Nr. 1. geht Herr F. dem absoluten Ich noch keck zu Leibe, so wie auch der intellektuellen Anschauung. In Nr. 3. hat er sich bekehrt; er ist aus einem verfolgenden

Sau-

Saulus ein gläubiger, und die neue Lehre laut predigender Paulus geworden; vermuthlich auch durch eine Erscheinung, wie sein Vorgänger. Herr Fichte selbst giebt ihm in Nr. 2. S. 279 das Zeugniß, daß er folgenden Satz: „Das reine „Ich ist weder wirklich, noch möglich, noch nothwendig; „denn es ist überhaupt nicht." in Nr. 3. sehr geistreich darstelle, und verweist deshalb besonders auf die Stelle S. 304: „eine Theorie wie die unsrige, wird demnach auch nicht von „dem Seyn, als von dem Höchsten in der Reihe, ausgehn. „Sie kennt etwas, das noch höher ist, als alles Seyn; et„was, wodurch alles Seyn erst möglich wird, die Thätig„keit der Intelligenz, die die Bedingung der Möglichkeit al„les dessen, was ist, enthält." Unser einer zuckt dabey die Achseln, und geht weiter, mit der Frage auf den Lippen: ist denn die Thätigkeit nicht? ist denn die Intelligenz nicht? Werden nicht beyde als nothwendig seyend angenommen? non-entis non sunt praedicata. Nr. 4. verräth einen Mann, der sein Fach studirt, und seinen Kant inne hat. Aber lautete die Ueberschrift nicht faßlicher und passender so: über die Anwendung und den Mißbrauch von Kants metaphysischen Anfangsgründen der Naturlehre?

Kz.

Mathematik.

I. Praktische Anweisung zum Nivelliren, oder Wasserwägen, nach einer in vielen Stücken veränderten und erleichterten Methode, nebst Beschreibung der dazu gehörigen Wasserwage; von J. L. Hogrewe, Königl. Großbritann. und Churfürstl. Braunschweig. Lüneburg. Ingenieur-Oberst., und Correspond. der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Mit fünf zum Theil illumin. Kupfertaf. — Hannover, im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung. 1800. XVI und 252 S. 8. 1 Rthl. 8 gr.

II. Kurze Theorie und Praxis des Nivellirens. Von B. F. Mönnich, geheim. Ober-Berg- und Ober-Baurath, und Mitglied der Königl. Akad. der Wissenschaften. — Mit drey Kupfertafeln. Berlin, bey Lange. 1800. X und 30 Seit. 8. 8 gr.

Beyde Schriften haben fast einerley Zweck, und zwey rühmwürdige Sachkenner zu Verfassern. Jeder von beyden hat sein eigenes Gute, und doch im Ganzen übereinstimmende Gemeinnützigkeit, ohne vom Andern etwas Näheres als allgemeine Theorie zu entlehnen, die jeder, ohne die mindeste Rücksprache, als Geometer kannte. Wir wollen daher unsere Leser mit den eigenthümlichen Verdiensten eines Jeden bekannt machen.

Nr. I. wird in VI Abschnitte, jeder derselben in fortschreitende §. eingetheilt. Der erste Abschn. §. 1—10. enthält die allgemeine Theorie des Nivellirens, die an und für sich nicht weitläuftig und fast keiner Veränderung oder Verbesserung fähig ist, weil man sie durchgängig in den meisten Lehrbüchern mathematischer Wissenschaften vorgetragen findet. Alle weitläuftigen Rechnungen hat der Herr Verf. dabey vermieden, um den Anfängern dadurch verständlich zu werden. — Der zweyte Abschn. §. 11—23. S. 18—45. giebt eine genaue Beschreibung der Wasserwage, deren besondere Einrichtung den Grund einer Nivellir-Methode enthält, wodurch geometrische Operationen merklich erleichtert werden. Dieß Instrument ist von einer ganz eigenen Erfindung, und vereiniget mehrere Vollkommenheiten in der Meßkunst, die man bisher nicht so genau als jetzt zu bestimmen im Stande war. Eine Beschreibung desselben, ohne anschauliche Darstellung des Kupfers, ist eben so zwecklos, als der Raum hierzu, an diesem Orte nicht geeignet ist. — Der dritte Abschnitt S. 46—115, §. 24—45 handelt von den Eigenschaften und dem Gebrauche der beschriebenen Wasserwage; es werden darin die theoretischen Grundsätze gezeigt, nach welchen das Werkzeug eingerichtet, und, wie dasselbe in vorkommenden Fällen zu verbessern ist. — Der vierte Abschn. S. 116—167, §. 46—62 liefert die Lehre

te vom einfachen und zusammengesetzten Nivellment, das der vorkommenden Fälle wegen, unzertrennlich war. Man findet Alles darin auseinander gesetzt, was zur Vorbereitung großer Abwägungen erfordert wird. Fast jeder praktische Handgriff ist darin eben so deutlich beschrieben, als die Ordnung des ganzen Verfahrens entwickelt. Auch Muster zu Nivellirtabellen sind dabey gegeben. — Im fünften Abschn. S. 168—211. §. 63—75 wird das Auftragen des Nivellments, oder die Verfertigung des Durchschnitts vorzunehmen, und wie das auszugrabende Erdreich zu berechnen sey, sehr faßlich gelehrt. Hierin hat Herr H. vieles vor seinen Vorfahren und Zeitgenossen voraus. Auch vom Erdbohrer wird gehandelt. — Der sechste und letzte Abschn. S. 212—52. §. 76—85 enthält die Anwendung der Nivellir-Methode bey besondern Aufgaben und beym Höhe-Messen. Die drey ersten Aufgaben dieses Abschn. sind, wie der Verf. S. XII. selbst gesteht, aus **Unterberger's** Anfangsgründen der Mathematik — entlehnt, und gehen zunächst den Ingenieur an; die vier übrigen aber zeigen, wie die Wasserwage zu Höhenmessen zweckmäßig gebraucht werden könne.

Auch die richtig und schön gezeichneten, und fein illuminirten Kupfertafeln entsprechen dem Werthe des Buchs, das übrigens nicht ökonomisch gedruckt worden.

Nr. II. enthält ebenfalls viel Gutes, wiewohl nicht allenthalben was Neues. Herr M. entschuldigt die besondre Ausgabe dieser Schrift, die mit dem, in seinem größern **Lehrbuche der Mathematik** 1r Th. vorkommenden Abschnitte vom Nivelliren in manchen Rücksichten einerley Plan und Gegenstand abhandelt, dadurch: daß er nicht habe wissen können, welcher besondern Erkenntnißquelle sich jeder seiner Leser bediene. **Piccard's**, **Lambert's** und **Müller's** Manier werden häufig berichtigt, ungeachtet **Brander's** Nivellirwage bey den Arbeiten des Herrn M. zum Grunde zu liegen scheint. Der Verf. zeigt außerordentliche Pünktlichkeit im Verfahren, und eine genaue Bekanntschaft mit seinem Gegenstande; so daß wir mit Ueberzeugung beyde hier angezeigte Schriften dem geometrischen Publikum, ihres Nutzens wegen empfehlen können.

Mo.

I. J. G. Meyers neu entworfene Rechentafeln (,) nach einer zweckmäßigen Methode eingerichtet. Zum Gebrauch in Schulen und beym Privatunterrichte. Erste Lieferung. Halle, bey Hendel. 1800. 33 Bog. gr. 8. 1 Rg. 8 gr.

II. Neue Rechentafeln, in denen hauptsächlich nach Thalern, Groschen und Pfennigen, doch auch nach andern in Deutschland üblichen Währungen gerechnet wird. Zur Beförderung eines faßlichen und zweckmäßigen Unterrichts im Rechnen, herausgegeben von Oelßner und Reiche (,) ordentl. Lehrern an den Gymnasien zu Elisabeth und zu Maria Magdalena in Breslau. Erste Lieferung. Breslau, bey Meyer. 1800. 28¼ Bog. gr. 8. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

Praktisches Handbuch für den Elementarunterricht (;) herausgegeben von u. s. w. — Erster Theil. Arithmetik. Erste Abtheilung. Rechentafeln ꝛc.

Seit 50 und mehreren Jahren ist das Fach der gemeinen Arithmetik mit so vielem Fleiße nicht bearbeitet worden, als während dieses zur Neige gehenden Decennii, das zugleich eins der merkwürdigsten Jahrhunderte beschließt. Fast keine Messe tritt ein, auf der nicht mehrere Rechenbücher von allem Schlage und allerley Gehalt, bald für Schulen, bald für Privatunterricht, bald für Kopfrechnen, u. s. w. erscheinen. Die vorliegenden sind für erstere bestimmt, wie schon die Titel anzeigen; es sollen daher mehrere Theile oder Lieferungen folgen. Beyde sind daher zum Aufkleben auf steife Decken, zum Zerschneiden und Vorlegen der Schüler eingerichtet, das kostbarere Anschaffen der Bücher, und das mühsame Diktiren der Aufgaben für die Rechenschüler dadurch zu ersparen.

Nr. I. enthält die Anfangsgründe der Rechenkunst bis zur Interessenrechnung, so wie sie gemeiniglich in sächsischen Schulen

Schulen nach der progressiven Steigung der Regeln unterrichtet wird. Etwas Vorzügliches hat Rec. darin nicht angetroffen.

Nr. II. zeichnet sich vor jenem dadurch vorzüglich aus, daß die verrechnet werdenden Gegenstände fast alle historisch vorgetragen, und auf schlesisches Lokal eingerichtet sind. Dadurch reizt der Lehrer die Aufmerksamkeit seiner Schüler, indem er sie mit Sachen, die um ihn sind, arithmetisch bekannt macht. Diese Methode allein stiftet Nutzen; jene bildet Maschinen.

Et.

Die Rechenkunst in zwey Theilen (;) von N. Schmid. Neue Ausgabe. Nebst Zusätzen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens zum Gebrauche für Kaufleute, von Andreas Wagner, Privatlehrer der Rechenkunst. Erster Theil. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1800. Zweyter Theil: Die Algebra für das gemeine Leben; Neue Ausgabe, nebst einer Anleitung zum Rechnen im Kopfe. Ebendas. 1800. Beyde Theile zusammen 2 Alphab. gr. 8. 2 Rh. 4 gr.

Von der ersten Auflage hat ein anderer Rec. gehandelt in der A. D. Bibl. XXV. Bd. S. 240 fg. Das Buch ist daher bekannt genug; wir wollen nur die neuen Zusätze ausheben, die hinzugekommen sind, und welche wir dem jetzigen Lehrer an der Magdeburgischen Handlungsschule, Herrn A. Wagner, verdanken.

Die erste Ausgabe erschien 1774, ebenfalls auf 2 Alph. die gegenwärtige hätte also in diesem Stücke nichts gewonnen; und doch ist der Zusatz von S. 331 — 348 im ersten Theile, welcher die Methode einer abgekürzten Multiplikation und Division mit Decimalbrüchen lehrt, wie der Anhang daselbst S. 349 fg. — welcher die Erklärung des deut-

Den Beweis, mit welchem Hr. Forberg sich in dem Falle schützt, daß sein Aufsatz wirklich atheistisch, und der Atheismus verboten sey, stellt der ungenannte Verf. gleichfalls in seiner Blöße dar. Er lautet so: „Ich begreife nicht, „in welchem Augenblicke ich gesündigt haben soll. In dem, „da ich meine Grundsätze dachte? Das zu hindern, stand „nicht in meiner Gewalt. Oder in dem, da ich sie zu Pa„pier brachte? Aber welches Gesetz verbot mir das? Oder „in dem, da ich das Papier faltete, und an die Herausge„ber des philosoph. Journals addressirte? Auch das verbot „mir kein Gesetz. Da mein Aufsatz in meiner Gewalt war, „habe ich kein Gesetz übertreten; und da eins, wie man sagt, „übertreten wurde, war er nicht mehr in meiner Gewalt.“ „Das nämliche,“ erwiedert unser Verf. sehr treffend, „könnte „auch ein Chemiker sagen, der ein angenehmes, langsam „tödtendes Gift erfunden, und durch einen Materialien„händler in Umlauf gebracht hätte.“ Wenn von einer ernsthaften Vertheidigung, gegen eine ernsthafte Anklage, die Rede ist, sollte man doch wahrlich sich schämen, sophistische Kunstgriffe oder dialektische Spielwerke dazu brauchen zu wollen. Die beste Sache wird dadurch sehr schlecht vertheidigt; und wenn vollends Jemand, aufs gelindeste zu reden, von Unbedachtsamkeit nicht frey zu sprechen ist, so verliert er bey unbefangenen Personen noch mehr, wenn er sich auf solche Art zu entschuldigen sucht. Sokrates, als er sich gegen eine ähnliche Beschuldigung vor seinen Richtern zu vertheidigen hatte, vertheidigte sich weder heftig mit Gegenbeschuldigungen, noch unbestimmt und dunkel, noch mit dialektischen Kunstgriffen. Sollte nicht Sokrates, der es freylich nicht darauf anlegte, sich auf eine Höhe der Spekulation zu stellen, wo er vorgeben mochte, seine Gegner könnten ihn nicht verstehen, weil sie nicht so hoch ständen, selbst dem höchsten spekulativen Philosophen, wenn er angeklagt wird, in Absicht auf Biedersinn, Gleichmuth, Deutlichkeit, und Entfernung von allen sophistischen Winkelzügen, billig ein Muster seyn?

Philosophisches Journal ꝛc. von Fichte und Niethammer. Jahrgang 1797. Eilftes und zwölftes Heft. Jena und Leipzig, bey Gabler. 1797. gr. 8.

Das eilfte Stück enthält: 1) Fichte und Kant, oder Versuch einer Ausgleichung der Fichtischen und Kantischen Philosophie. 2) Die philosophische Sprachverwirrung von Hrn. Maimon.

Die Quintessenz des ersten Aufsatzes scheint mir in folgenden Stellen enthalten zu seyn: S. 189 ff. „Es ist ein „auffallender Unterschied, der Form und Methode nach, „zwischen der Kantischen und Fichtischen Philosophie. 1) „Dort ist alles, was in dem menschlichen Gemüthe aufgefunden wird, gleichsam als Objekt hingestellt (es ist eine „Objektenaufstellung) und es kann als Objekt aufgenommen und aufgefaßt werden. So die Begriffe des Verstandes, die in der Kategorientafel sichtbar gleichsam dargestellt „sind; die Formen der Anschauung, die einzelnen bestimmten „Vermögen des Gemüths, die als Objekte rubrizirt und neben einander geordnet sind. In der Fichtischen Philosophie ist nichts von einer solchen Objektenaufstellung; es ist hier „alles auf ein Subjekt, ein Subjektives reduzirt, und dieses „muß jeder nach dieser Philosophie in sich u. durch sich selbst „hervorrufen (reflektiren), nicht aber als Objekt, oder als „ein Vorgestelltes betrachten. 2) In der Kantischen Philosophie ist alles, was nur über das menschliche Gemüth „bestimmt wird, gleichsam ruhend, ruhende feste Form, „bestimmtes Behältniß, oder Behältnisse, die a priori „in dem menschlichen Gemüth angebracht sind (angebracht „sind?) um die Erfahrung nach verschiedenen Weisen zu ordnen und zu fassen. Die verschiedenen Vermögen des Gemüths, in denen sich jene Behältnisse finden, sind selbst „solche ruhende, in sich selbstständige Vermögen, die nicht etwa durch das thätige Subjekt, das Denken möglich sind; „sondern wodurch das Denken selbst erst möglich wird. In „der Fichtischen Philosophie hingegen ist alles selbstthätig, „und durch Selbstthätigkeit hervorgebracht und möglich; Alles ist hier Handlung, handelnd; das Handelnde „und das Produkt der Handlung Eins, — es ist hier nichts

„von

„von solchen ruhenden und a priori bestimmten Formen, son„dern Form (die Art der Rezeptivität) und Spontaneität „fällt in Eins zusammen. 3) In der kantischen Philoso„phie ist ein Isolirtseyn der verschiedenen Vermögen des „Gemüths, ein Nebeneinanderseyn und Nebeneinanderstehen „der einzelnen Thätigkeiten des Gemüths. Rezeptivität, „Spontaneität, Verstand, Vernunft, jedes ist für sich, „und mit dem andern nur im räumlichen Verhältnisse „gleichsam verbunden. In der Wissenschaftslehre hin„gegen ist wirkliche Verbindung und ein Verbundenes. „Dort Analyse, Auflösung; hier die höchste Synthesis und „Einheit."

Das kommt mir vor, als wenn A sagte: die Hand führt die Speisen zum Munde, die Lippen empfangen sie, die Zähne kauen sie, der Schlund verschluckt sie, der Magen verdauet sie, u. s. w. Und B nun aufträte mit der Behauptung: Der Körper ist das Subjekt von diesem Allem; alles, Empfangen, Kauen, u. s. w. ist Eins; Alles ist ein Thun, selbst das Empfangen, das A für ein Leiden hält. Setzen wir A Kant, und B Fichte: so sehen wir nicht ein, mit welchem Rechte unser Verf. S. 192 f. behauptet: „In „eben dieser verschiedenen, und der Wissenschaftslehre eigenen „Vorstellung liegt es, daß diese Lehre eine oder ein paar „Stufen über die Kantische Kritik höher steht." — S. 193: „Das Unterscheidende der Kantischen und Fichti„schen Philosophie, die beyde bloß einen Kriticismus des Vor„stellungsvermögens liefern, ist (und dieses ist das Haupt„resultat meines Aufsatzes, das alles erläutern soll), daß „Kant nach dem Denkgesetze der Modalität seinen Kri„ticismus begründet und ableitet; Fichte hingegen „wissenschaftlicher, nach dem Denkgesetze der Rela„tion die kritische Weise zu philosophiren, und die „transscendentale Idealität und Realität der Dinge „deduzirt. — Nach dem Denkgesetze der Modalität „wird ein Objekt (eine Erkenntniß) im Bezug auf das Er„kenntnißvermögen vorgestellt; nach dem Denkgesetze der Re„lation wird das Objekt, die Erkenntniß, nicht in ihrem „Verhältniß zu dem Erkenntnißvermögen, sondern in ihrem „eigenen Bezug auf sich selbst vorgestellt. Dort wird „bestimmt, ob die Erkenntniß nothwendig, möglich, wirklich „ist, und was aus diesem Verhältnisse gefolgert werden kann,

z. B. „daß das, was das Merkmal des Nothwendigen hat, „a priori ist; hier, welchen Zusammenhang, welche Ver„bindung die Erkenntniß in sich selbst hat, wie sie in sich be„stehet, und was aus diesem innern Zustande der Erkennt„niß für sie gefolgert und bewiesen werden kann." — S. 196. „Also, der Hauptunterschied ist, daß Kant die mensch„liche Erkenntniß nach der Modalität als Objekt in ihrem „Bezuge auf das Erkenntnißvermögen ausmißt, und so das „a priori von dem a posteriori scheidet; die Wissenschaftslehre „hingegen der Relation nach, den Zusammenhang und die „Einheit der menschlichen Erkenntniß und die ursprüngliche „Form derselben deducirt. Ein zweyter wesentlicher unter„scheidender Punkt der Wissenschaftslehre von der Kritik der „reinen Vernunft ist nun der, daß durch Reflexion auf das „ursprüngliche Handeln selbst, das ursprüngliche Handeln des „menschlichen Geistes seiner Form, seinen Gesetzen und sei„ner Einheit nach gezeigt wird. Hier in der Wissenschafts„lehre steht der Meister, der das große Gemälde und den „weiten Umriß des menschlichen Geistes ausmißt, nicht wie „vor einem Gegenstande, und reißt und zeichnet mit Bleystift „und Feder auf dem Papiere die Linien des Objekts nach: „sondern der Umriß und die Abzeichnung geschieht so, indem „sich die Erde um ihre eigene Axe dreht, und so die Spuren „ihrer Bewegung hinterläßt; daß der Philosoph auf seine ei„genen Geisteshandlungen, die nach einem Gesetze angestellt „worden sind, aufmerkt, und so durch Reflexion das philoso„phische Gemälde, die Kopie des menschlichen Geistes, die „pragmatische Geschichte vollendet." S. 199. „Ich glaube „immer — dieß ist jetzt meine Ueberzeugung — Kant habe „sich nach seinem Zeitalter, das leichter auffaßt, als selbst „denkt, das lieber auf Schultern trägt, als die Philosophie „durch den Geist gebären und schaffen läßt, accommodiren wol„len. Darum nahm er die leichtere Methode, wo der Kri„ticismus am ersten und leichtesten Eingang gewann. — — — „Die Wissenschaftslehre ist gleichsam die Sonne, die selbst „scheint, und Kants Kritik das zweyte Licht, das nur dann „scheint, wenn es das Licht von der Sonne bekömmt."

Was unser Verf. jetzt wohl sagen mag, da Kant die Wissenschaftslehre für unhaltbar erklärt hat, und sie also für nichts weniger als eine Sonne hält, wovon er als Mond das Licht borgen müsse!

Rec. geht zu dem zweyten Aufsatz über, zu Herrn Maimons philosophischer Sprachverwirrung, die aus einem ganz andern Tone geht, als jene Ausgleichung. Man höre: „Daß die Nicht-Philosophen die Philosophen, so „wie auch diese selbst einander nicht verstehn, ist eine alte „Klage. Daß aber dennoch der Philosoph, der doch verstanden seyn will, diesem Uebel nicht abzuhelfen sucht, und immer getrost fortfährt, seine Geistesprodukte Andern vorzulegen, und sie ihrem Schicksale zu überlassen, beruht, außer „dem Mangel an Vermögen, den Grund dieses Uebels „einzusehen, auch auf einer philosophischen Eitelkeit und „Liebe zur Bequemlichkeit." — „Daß der gemeine Mann „ihn nicht versteht, rührt, seiner Vorstellung nach, daher, „weil Philosophie nicht für den gemeinen Mann ist. Der „gemeine Menschenverstand, heißt es, kann sich zu solchen „feinen abstrakten und übersinnlichen Begriffen, die der Philosoph bearbeitet, nicht erheben. Daß aber dieser oder jener Philosoph ihn nicht versteht, meint er, beruhe darauf, „daß dieser oder jener Philosoph kein Philosoph ist; er gehört also, in dieser Rücksicht, mit dem gemeinen Manne in „eine Klasse, und es wäre vergebliche Mühe, sich ihm verständlich machen zu wollen. Wie weit nun dieser privilegirte Philosoph zu diesen Präsumtionen berechtigt ist, soll „der Gegenstand folgender Untersuchung seyn."

Herr M. sagt nun den Herren zwar nicht unbekannte, aber doch immer sehr theure Wahrheiten, und giebt ihnen die heilsamsten Rathschläge. Wenn sie sie doch befolgen wollten!

Das zwölfte Heft enthält: 1) Briefe über die neueste Philosophie (Fortsetzung der zweyten Abhandlung im fünften Hefte) von Herrn C. D. Forberg. 2) Nacherinnerung zu dem vorstehenden, und Vorerinnerung zu dem folgenden Aufsatze. Von Herrn P. Fichte. 3) Versuch einer Deduktion der Kategorien. Von Herrn C. D. Forberg. 4) Ueber die Anwendung und den Mißbrauch der Naturwissenschaft in der Physik. Von Herrn Prof. Link. 5) Verzeichniß der in den Jahrgängen 1795. und 1796. enthaltenen Recensionen mit den Namen der Recensenten.

In Nr. 1. geht Herr F. dem absoluten Ich noch keck zu Leibe, so wie auch der intellektuellen Anschauung. In Nr. 3. hat er sich bekehrt; er ist aus einem verfolgenden

Sau-

Saulus ein gläubiger, und die neue Lehre laut predigender Paulus geworden; vermuthlich auch durch eine Erscheinung, wie sein Vorgänger. Herr Fichte selbst giebt ihm in Nr. 2. S. 279 das Zeugniß, daß er folgenden Satz: „Das reine „Ich ist weder wirklich, noch möglich, noch nothwendig; „denn es ist überhaupt nicht.“ in Nr. 3. sehr geistreich darstelle, und verweist deshalb besonders auf die Stelle S. 304: „eine Theorie wie die unsrige, wird demnach auch nicht von „dem Seyn, als von dem Höchsten in der Reihe, ausgehn. „Sie kennt etwas, das noch höher ist, als alles Seyn; et„was, wodurch alles Seyn erst möglich wird, die Thätig„keit der Intelligenz, die die Bedingung der Möglichkeit al„les dessen, was ist, enthält.“ Unser einer zuckt dabey die Achseln, und geht weiter, mit der Frage auf den Lippen: ist denn die Thätigkeit nicht? ist denn die Intelligenz nicht? Werden nicht beyde als nothwendig seyend angenommen? non-entis non sunt praedicata. Nr. 4. verräth einen Mann, der sein Fach studiert, und seinen Kant inne hat. Aber lautete die Ueberschrift nicht faßlicher und passender so: über die Anwendung und den Mißbrauch von Kants metaphysischen Anfangsgründen der Naturlehre?

Kz.

Mathematik.

I. Praktische Anweisung zum Nivelliren, oder Wasserwägen, nach einer in vielen Stücken veränderten und erleichterten Methode, nebst Beschreibung der dazu gehörigen Wasserwage; von J. L. Hogrewe, Königl. Großbritann. und Churfürstl. Braunschweig. Lüneburg. Ingenieur-Oberst., und Correspond. der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Mit fünf zum Theil illumin. Kupfertaf. — Hannover, im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung. 1800. XVI und 252 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

II. Kurze Theorie und Praxis des Nivellirens. Von B. F. Mönnich, geheim. Ober-Berg- und Ober-Baurath, und Mitglied der Königl. Akad. der Wissenschaften. — Mit drey Kupfertafeln. Berlin, bey Lange. 1800. X und 30 Seit. 8. 8 gr.

Beyde Schriften haben fast einerley Zweck, und zwey ruhmwürdige Sachkenner zu Verfassern. Jeder von beyden hat sein eigenes Gute, und doch im Ganzen übereinstimmende Gemeinnützigkeit, ohne vom Andern etwas Näheres als allgemeine Theorie zu entlehnen, die jeder, ohne die mindeste Rücksprache, als Geometer kannte. Wir wollen daher unsere Leser mit den eigenthümlichen Verdiensten eines Jeden bekannt machen.

Nr. I. wird in VI Abschnitte, jeder derselben in fortschreitende §. eingetheilt. Der erste Abschn. §. 1—10. enthält die allgemeine Theorie des Nivellirens, die an und für sich nicht weitläuftig und fast keiner Veränderung oder Verbesserung fähig ist, weil man sie durchgängig in den meisten Lehrbüchern mathematischer Wissenschaften vorgetragen findet. Alle weitläuftigen Rechnungen hat der Herr Verf. dabey vermieden, um den Anfängern dadurch verständlich zu werden. — Der zweyte Abschn. §. 11—23. S. 18—45. giebt eine genaue Beschreibung der Wasserwage, deren besondere Einrichtung den Grund einer Nivellir-Methode enthält, wodurch geometrische Operationen merklich erleichtert werden. Dieß Instrument ist von einer ganz eigenen Erfindung, und vereiniget mehrere Vollkommenheiten in der Meßkunst, die man bisher nicht so genau als jetzt zu bestimmen im Stande war. Eine Beschreibung desselben, ohne anschauliche Darstellung des Kupfers, ist eben so zwecklos, als der Raum hierzu, an diesem Orte nicht geeignet ist. — Der dritte Abschnitt S. 46—115, §. 24—45 handelt von den Eigenschaften und dem Gebrauche der beschriebenen Wasserwage; es werden darin die theoretischen Grundsätze gezeigt, nach welchen das Werkzeug eingerichtet, und, wie dasselbe in vorkommenden Fällen zu verbessern ist. — Der vierte Abschn. S. 116—167, §. 46—62 liefert die Lehre

te vom einfachen und zusammengesetzten Nivellment, das der vorkommenden Fälle wegen, unzertrennlich war. Man findet Alles darin auseinander gesetzt, was zur Vorbereitung großer Abwägungen erfordert wird. Fast jeder praktische Handgriff ist darin eben so deutlich beschrieben, als die Ordnung des ganzen Verfahrens entwickelt. Auch Muster zu Nivellirtabellen sind dabey gegeben. — Im fünften Abschn. S. 168 — 211. §. 63 — 75 wird das Auftragen des Nivellements, oder die Verfertigung des Durchschnitts vorzunehmen, und wie das auszugrabende Erdreich zu berechnen sey, sehr faßlich gelehrt. Hierin hat Herr H. vieles vor seinen Vorfahren und Zeitgenossen voraus. Auch vom Erdbohrer wird gehandelt. — Der sechste und letzte Abschn. S. 212 — 52. §. 76 — 85 enthält die Anwendung der Nivellir-Methode bey besondern Aufgaben und beym Höhe-Messen. Die drey ersten Aufgaben dieses Abschn. sind, wie der Verf. S. XII. selbst gesteht, aus **Unterberger's** Anfangsgründen der Mathematik — entlehnt, und gehen zunächst den Ingenieur an; die vier übrigen aber zeigen, wie die Wasserwage zu Höhenmessen zweckmäßig gebraucht werden könne.

Auch die richtig und schön gezeichneten, und fein illuminirten Kupfertafeln entsprechen dem Werthe des Buchs, das übrigens nicht ökonomisch gedruckt worden.

Nr. II. enthält ebenfalls viel Gutes, wiewohl nicht allenthalben was Neues. Herr M. entschuldigt die besondre Ausgabe dieser Schrift, die mit dem, in seinem größern **Lehrbuche der Mathematik** 1r Th. vorkommenden Abschnitte vom Nivelliren in manchen Rücksichten einerley Plan und Gegenstand abhandelt, dadurch: daß er nicht habe wissen können, welcher besondern Erkenntnißquelle sich jeder seiner Leser bediene. **Piccard's**, **Lambert's** und **Müller's** Manier werden häufig berichtigt, ungeachtet **Brander's** Nivellirwage bey den Arbeiten des Herrn M. zum Grunde zu liegen scheint. Der Verf. zeigt außerordentliche Pünktlichkeit im Verfahren, und eine genaue Bekanntschaft mit seinem Gegenstande; so daß wir mit Ueberzeugung beyde hier angezeigte Schriften dem geometrischen Publikum, ihres Nutzens wegen empfehlen können.

Mo.

I. J. G. Meyers neu entworfene Rechentafeln (,) nach einer zweckmäßigen Methode eingerichtet. Zum Gebrauch in Schulen und beym Privatunterrichte. Erste Lieferung. Halle, bey Hendel. 1800. 33 Bog. gr. 8. 1 Rg. 8 K.

II. Neue Rechentafeln, in denen hauptsächlich nach Thalern, Groschen und Pfennigen, doch auch nach andern in Deutschland üblichen Währungen gerechnet wird. Zur Beförderung eines faßlichen und zweckmäßigen Unterrichts im Rechnen, herausgegeben von Oelßner und Reiche (,) ordentl. Lehrern an den Gymnasien zu Elisabeth und zu Maria Magdalena in Breslau. Erste Lieferung. Breslau, bey Meyer. 1800. 28½ Bog. gr. 8. 20 K.

Auch unter dem Titel:

Praktisches Handbuch für den Elementarunterricht (;) herausgegeben von u. s. w. — Erster Theil. Arithmetik. Erste Abtheilung. Rechentafeln ꝛc.

Seit 50 und mehreren Jahren ist das Fach der gemeinen Arithmetik mit so vielem Fleiße nicht bearbeitet worden, als während dieses zur Neige gehenden Decennii, das zugleich eins der merkwürdigsten Jahrhunderte beschließt. Fast keine Messe tritt ein, auf der nicht mehrere Rechenbücher von allem Schlage und allerley Gehalt, bald für Schulen, bald für Privatunterricht, bald für Kopfrechnen, u. s. w. erscheinen. Die vorliegenden sind für erstere bestimmt, wie schon die Titel anzeigen; es sollen daher mehrere Theile oder Lieferungen folgen. Beyde sind daher zum Aufkleben auf steife Decken, zum Zerschneiden und Vorlegen der Schüler eingerichtet, das kostbarere Anschaffen der Bücher, und das mühsame Diktiren der Aufgaben für die Rechenschüler dadurch zu ersparen.

Nr. I. enthält die Anfangsgründe der Rechenkunst bis zur Interessenrechnung, so wie sie gemeiniglich in sächsischen

Schulen

Schulen nach der progressiven Steigung der Regeln unterrichtet wird. Etwas Vorzügliches hat Rec. darin nicht angetroffen.

Nr. II. zeichnet sich vor jenem dadurch vorzüglich aus, daß die verrechnet werdenden Gegenstände fast alle historisch vorgetragen, und auf schlesisches Lokal eingerichtet sind. Dadurch reizt der Lehrer die Aufmerksamkeit seiner Schüler, indem er sie mit Sachen, die um ihn sind, arithmetisch bekannt macht. Diese Methode allein stiftet Nutzen; jene bildet Maschinen.

Et.

Die Rechenkunst in zwey Theilen (;) von N. Schmid. Neue Ausgabe. Nebst Zusätzen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens zum Gebrauche für Kaufleute, von Andreas Wagner, Privatlehrer der Rechenkunst. Erster Theil. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1800. Zweyter Theil: Die Algebra für das gemeine Leben; Neue Ausgabe, nebst einer Anleitung zum Rechnen im Kopfe. Ebendas. 1800. Beyde Theile zusammen 2 Alphab. gr. 8. 2 Rg. 4 R.

Von der ersten Auflage hat ein anderer Rec. gehandelt in der N. D. Bibl. XXV. Bd. S. 240 fg. Das Buch ist daher bekannt genug; wir wollen nur die neuen Zusätze ausheben, die hinzugekommen sind, und welche wir dem jetzigen Lehrer an der Magdeburgischen Handlungsschule, Herrn A. Wagner, verdanken.

Die erste Ausgabe erschien 1774, ebenfalls auf 2 Alph. die gegenwärtige hätte also in diesem Stücke nichts gewonnen; und doch ist der Zusatz von S. 331 — 348 im ersten Theile, welcher die Methode einer abgekürzten Multiplikation und Division mit Decimalbrüchen lehrt, wie der Anhang daselbst S. 349 fg. — welcher die Erklärung des deut-

schen Münzwesens und eine Vergleichungstabelle der vornehmsten Maaße und Gewichte enthält, ganz neu. Vielen wird der Anhang entbehrlich scheinen, weil Nelkenbrecher's Taschenbuch für Bankier und Kaufleute, nach Gerhard's des Letztern Ausgaben (die 8te ansehnlich verbesserte: Berlin 1798. 8. ein Alphab. 3½ Bog. ist oben von uns angezeigt in N. A. D. Bibl. 44r Bd. S. 542 fg.) fast in eines Jeden Händen ist, dem Schmid's Rechenbuch zum Leitfaden in der Arithmetik dienen soll. Manche Kleinigkeiten, die aber im Ganzen dem Werthe dieses Anhanges nicht schaden, hätten berichtiget zu werden verdient; z. B. S. 384. Abschn. 4. ccc) steht: Gemeiniglich werden die preuß. Pistolen in Golde zu 5 Rthlr. gerechnet, und mit 8 à 9 Procent Agio Gewinn gegen preuß. Cour. verglichen. Das war wohl vor dem jetzigen Kriege der Fall; seitdem aber die Preußen im Felde und in den Demarcations-Kantonirungen gestanden, ist das Agio (jedoch steigend und fallend) auf die Friedrichsd'or rc. nie unter 12 Gr., oft 16 Gr. Cour. p. Stück gewesen, welches also 10 bis 16⅔ Procent beträgt. — Auch ist die Unterabtheilung des Rthlr. in den preuß. Westphäl. Provinz. am Niederrhein S. 352 zu generell, als daß sich der Rechenschüler daraus ächten Rath erholen könnte. Desgleichen hätte ebd. Nr. 11. bemerkt werden sollen, daß nach einem Beschluß der Municipalität in Kölln am Rhein vom 16ten Aug. 1798 das bisherige Cour., nach welchem der Rthlr. 78 Alb. galt, nunmehr in 80 Alb. Spec. unabänderlich verwandelt worden; mehrerer ähnlicher Mängel nicht zu gedenken.

Mo.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Jena und Leipzig bey Gabler ist erschienen, und schon mit Ende vorigen Monats December an alle gute Buchhandlungen eingesandt:

Das 1ste Stück der theologischen Monatsschrift des Herrn Prof. Augusti. Es enthält folgende 5 Abhandlungen. 1) Ueber die Erdkunde des Verf. der Urkunde Jehova Elohim 1. Mos. 2, 10—15 vom Herrn D. Sickler zu Gotha. 2) Erläuterung einiger schwierigen Stellen aus dem Ev. Marcus, vom Herrn Pastor Möller zu Gierstädt. 3) Zweifel und Erinnerungen über den λογος, vom Herrn Kirchenrath Cannabich zu Sondershausen. 4) Eine Alternative über das Resultat der Schrift: Entwurf über den Plan, den der Stifter der christl. Religion zum Besten der Menschen entwarf, von einem Ungenannten. 5) Ueber Römer 8, 18—23 vom Herrn Superint. Gockel zu Emmendingen. Unter den Recensionen zeichnet sich besonders eine strenge Censur der Reinhard'schen Reformations-Predigt (31ten Okt. 1800) vom Herrn Herausgeber aus —. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Stücken ist 3 Thlr. und dafür in allen guten Buchhandlungen, so wie auf den Postämtern zu erhalten.

Von dieser Monatsschrift erscheint regelmäßig ein Heft mit jedem Monat.

Schellings Zeitschrift für spekulative Physik 2ten Bandes 1stes Heft ist erschienen, und schon vor einigen Wochen an alle Buchhandlungen zur Fortsetzung eingesandt. Es enthält: 1) Spontaneität: Weltseele oder das höchste Princip der Naturphilosophie, von K. A. Eschenmayer. 2) Ideen zur Konstruktion der Krankheit, von D. Ph. Hoffmann. 3) Anhang zu dem Aufsatze des Herrn Eschenmayer, betref-

 fend

fend den wahren Begriff der Naturphilosophie und die richtige Art ihre Probleme aufzulösen, vom Herausgeber. 4) Miscellen vom Herausgeber.

Herr Hofrath Schütz glaubte durch seine witzigen Bemerkungen im Int. Bl. der A. L. Z. vorig. J. dieses Journal niederzuschlagen; — wie man aber sieht, so hat der gute Mann fehl geschlagen. — Vielleicht gefällt es mir noch bey Gelegenheit, doch etwas zur Antwort auf die Bemerkungen, die dieser rüstige Redakteur, bey meiner Anzeige der kleinen Schrift vom Herrn Professor Schelling über die A. L. Z. in eben diesem Intell. Bl. vorig. J. zu machen für nöthig fand, drucken zu lassen, um auch von dieser Seite den Charakter dieses Mannes beurtheilen zu können. Jena, den 16. Jan. 1801.

Christian Ernst Gabler.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der unter dem Namen Karl Stille rühmlichst bekannte Herr Superintendent Demme zu Mühlhausen, ist nach Altenburg als Generalsuperintendent berufen.

Der Prof. der Rechte Herr Reinhard Hille zu Marburg, ist Reichshofraths-Agent in Wien geworden.

Der Schuldirektor zu Baden in der Markgrafschaft, Herr Benedikt Hoffmann, ist Probst des dasigen Collegiatstifts geworden.

Der Prediger Herr Ribbeck zu Magdeburg, ist zum Rath bey dem dortigen Consistorium ernannt worden.

Joseph Dolgorukow, Fürst von Argutinsk, bisheriger Direktor der Kirchendisciplin in Rußland, ist zum Patriarchen der Armenier, in dem Hauptsitze der armenischen Kirche Elschmiazin, im Persischen Armenien erwählt, und von Rußland und der Pforte in dieser Würde bestätigt worden.

Todes-

Todesfälle.

Berlin. Am 7ten Febr. 1801 starb allhier einer unsrer trefflichsten und berühmtesten Künstler, Daniel Nicolaus Chodowiecki. Er stammte aus einer polnischen Familie, und war den 16ten Oktober 1726 zu Danzig geboren, und von seiner Mutter, einer Kaufmannswittwe, zur Handlung bestimmt; welche er aber 1754 verließ, und sich den zeichnenden Künsten, welche zeither die Beschäfftigung seiner Nebenstunden ausgemacht hatten, gänzlich ergab. Anfangs beschäfftigte er sich mit der Miniatur- Portrait- Email- und Oelmalerey; bis er der Stifter einer neuen Gattung der zeichnenden Kunst, der Darstellung moderner Figuren, mit einer vor ihm nie erreichten Wahrheit im Ausdrucke, ward.

Schon unter der Direktion von le Sueur ward er Mitglied der hiesigen Königl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften, deren Sekretär er unter Friedrich dem Großen wurde; im Jahre 1788 ward er Vice-Direktor, und 1797 an B. Rode's Stelle Direktor dieser Akademie. 1798 ernannte ihn die Akademie zu Siena zu ihrem Ehrenmitgliede. Der Eifer, mit welchem er seinen Aemtern vorstand, und sein rastloser, bis in sein spätes Alter unveränderter Kunstfleiß, verkürzte sein Leben. Deutschland verliert nicht nur an ihm seinen ersten Seelenmaler; sondern der ganze große Kreis seiner Freunde und Bekannten, den edelsten Freund, und die Armuth einen ihrer großmüthigsten Wohlthäter.

Chronik deutscher Universitäten.

Fortsetzung der Chronik der Universität Göttingen.

Theologische Anstalten. Der König ist veranlaßt worden, den Studien seiner Landeskinder, welche der Theologie obliegen, und sich zu Religionslehrern bilden wollen, durch eine neue Verordnung, die unter dem 21sten Aug. d. J. ausgefertigt und im Monat Oktober publicirt worden ist, zu Hülfe zu kommen. Bey den Prüfungen des Consistorii hat sich

sich gezeigt, daß, der vorhandenen zweckmäßigen theologischen Lehr- und Bildungsanstalten ohngeachtet, viele junge Leute zu wenig vorbereitet sich dem Stande künftiger Religionslehrer nähern, und daß die Ursache dieser mangelhaften Vorbereitung nur darin zu suchen ist, daß die jungen Studirenden die vorhandenen guten Lehranstalten zu wenig planmäßig benutzen. Um diesem Fehler auf die Zukunft vorzubeugen, hat der König für die der Theologie sich widmenden Landeseingebornen (Ausländer, welche zu Göttingen Theologie studiren, sind ausdrücklich ausgenommen) eine Ephorats-Aufsicht auf der Universität Göttingen angeordnet. Das Wesentlichste dieser neuen Veranstaltung bestehet in folgendem: 1) Das theologische Ephorat soll beständig einer *) der ordentlichen Lehrer der theologischen Fakultät zu Göttingen, dem es Königl. Landesregierung aufträgt, bekleiden, welchem alle der Theologie sich widmende Landeseingeborne ohne Ausnahme untergeben seyn sollen, damit er eine fortwährende, wohlthätig wachende und leitende Aufsicht, sowohl über die Studien der angehenden Theologen, als über ihren sittlichen Wandel führe. 2) Alle der Theologie obliegende Landeseingeborne sollen sich bey ihrer Ankunft auf der Universität bey dem Ephorate melden, und Schul-Zeugnisse beybringen. 3) Die Direktoren und ersten Lehrer der Schulen, und bey solchen, die keine öffentlichen Schulen besucht haben, die Superintendenten werden angewiesen, ihre Zeugnisse über die Talente, Schulstudien und Vermögens-Umstände nach strenger Wahrheit und nicht anders, als versiegelt, auszustellen; auch weitere Notizen, welche der jedesmalige Ephorus verlangt, bereitwillig mitzutheilen. 4) Die dem Ephorate untergebenen Studirenden sollen sich über die Einrichtung ihrer Collegien mit dem Ephorus besprechen; auch so oft er über den fernern Studiengang eines Jeden nähere Kenntnisse einziehen will, ihm mit anständiger Bereitwilligkeit entgegen kommen. 5) Nach einer früher schon bestehenden Verordnung (vom 4ten Okt. vorigen Jahrs) ist sämmtlichen Lehrern der Theologie anbefohlen, halbjährig wiederholte Examina, entweder wöchentlich oder alle 14 Tage, über ihre wissenschaftlichen Lehrvorträge mit ihren Zuhörern anzustellen; und

*) Jetzt ist Hr. Consist.R. D. Plank zum Ephorus ernannt.

und ihre Zeugnisse über Jeden einzeln versiegelt auszustellen. 6) Der Ephorus soll durch pflichtmäßige Amtsberichte dem Consistorio zu Hannover eine genaue Kenntniß derjenigen, welchen einst das wichtige Amt des Religionsunterrichts und der Seelsorge anvertraut werden soll, nach dem verschiedenen Maaße ihrer Fähigkeiten und ihrer Brauchbarkeit, möglich machen; insonderheit aber bey dem Abgange der Studirenden von der Universität, durch seine Berichte, das Consistorium in den Stand setzen, die Fähigkeiten und Fortschritte eines Jeden richtig kennen zu lernen und sie weiter zu leiten. Zu dem Ende werden 7) die Studirenden angewiesen, wenigstens zwey Monate vor dem Schlusse ihrer akademischen Laufbahn, dem Ephorus ihren bevorstehenden Abgang anzuzeigen, und ihm ein vollständiges Verzeichniß aller ihrer gehörten Collegien, mit den allenfalls von ihm verlangten Proben ihres Fleißes zuzustellen; worauf der Ephorus die Zeugnisse der übrigen theologischen Lehrer einfordern, und mit seinem Berichte an das Consistorium einschicken soll. Hierauf sollen 8) die von der Universität Abgehenden, unmittelbar nach Verlassung der Universität, so fort in den nächsten drey Wochen nach Ostern und Michaelis, sich auf Anweisung des Ephorus, bey dem Königl. Consistorium zu Hannover zu einer Prüfung stellen, die bloß zur Absicht hat, Jeden einzeln genauer kennen zu lernen, und ihn durch nöthige Erinnerungen und Rathgebungen, weiter zu leiten. Dieß wird in der Verordnung das Examen praevium genannt, neben welchem die zwey sonst gewöhnlichen Prüfungen, das Tentamen nach vollendetem 25sten Jahre, und das Examen rigorosum nach vollendetem 28sten Jahre unverändert bleiben.

Juristische Dissertationen und Promotionen. — 10) Diss. inaug. Iurid. *de differentia inter cambii cessionem et indossationem*, quam — 20. Dec. def. *Jo. Pet. Hieron. Hoch*, Moeno-Francof. Goett. 8. 2 Bog. 11) Diss. inaug. *de successione ab intestato per rescriptum legitimatorum, extantibus liberis legitime natis*, quam — 21. Oct. def. *Guil. Petr. Kohl*, Moeno-Francof. Goett. 4. 3 Bog. 12) Theses inaugurales, quas — 6. Nov. def. *Ern. Frid. de Mengershausen*, Hannoveranus. Goett. 4. ½ Bog.

Medicinische Dissertationen und Promotionen. — 10) Am 26. Mai erhielt Herr **Wilh. Erdm. Chr. Bernh. Ebel**, aus Meklenburg, die höchste Würde in der Arzneywissenschaft; und 11) am 29. Mai Herr **Joh. Heinr. Dav. Effler**, aus Einbeck. 12) Comment. inaug. *de pilo humano*, quam — 20. Sept. def. auctor *Jo. Frid. Wilh. Richter*, Hannoveranus, Soc. phys. Goett. Sod. Goett. 8. 2 Bog. 13) Diss. inaug. med. sistens nonnulla *de vi purgativa colostro hucusque adscripta, nec non de methodo, qua infantibus per medicamenta, matri porrecta, medelam ferre volunt*, quam — 22. Sept. def. auct. *Jo. Chr. Schmidt*, Sehnda-Cellensis, Goett. 4. 3 Bog. 14) *Quaedam momenta de victu in morbis adhibendo*, Diss. inaug. med. quam — 27. Sept. def. *Rud. Guil. Groneweg*, Rhedano-(Rheda) Westphalus. Goett 4. 4 Bog. 15) Diss. inaug. med. *de morbi scrophulosi caussa*, quam — 20. Oct. def. auct. *Jo. Henr. Winiker*, Goettingensis. Goett. 4. 3 Bog. 16) Diss. inaug. med. complectens *momenta quaedam graviora circa haemorrhoides sanguineas et mucosas sic dictas*, quam — 1. Nov. propugn. *Car. Ern. Theod. Brandenburg*, Rostochio-Megapolitanus, Soc. et phys. et sotericae Sod. Goett. 4. Es ist über Theses disputirt worden. Die Dissertation soll nachgeliefert werden. 17) Diss. inaug. med. *de nexu theoriae cum praxi*, quam — 28. Nov. publico examini subm. auct. *Diethelmus Henr. Lavater*, Helveto-Turicensis. Goett. 4. 4½ Bog. 18) Am 9. Dec. erhielt Herr *Corn. Jac. van den Bosch*, Haga-Batavus, die höchste Würde in der Medicin.

Medicinische Einladungsschriften. 1) Ad audiendam orationem professionis medicinae extraordinariae d. 22. Oct. habendam, (*de diaeta eruditis conveniente*) observanter invitat D. *Lud. Christoph. Guil. Cappel.* Inest *disquisitio de viribus corporis humani, quae dicuntur medicatrices*. Goett. 4. 4 Bog. 2) *Ueber einige Ursachen der Unvollkommenheit der Geburtshülfe.* Eine Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen, von *Joseph Jac. Gumprecht*, D. der Med. und Chirurg. Privat-Docenten in Goettingen und ord. Mitgl. der physical. Gesellsch. daselbst. Goett. 8. 2 Bog. Der Verf. findet die Ursachen der Unvollkommenheit in zwey Fehlern: 1) in dem zweck-

zweckwidrigen Vortrage in den Vorlesungen über die Geburtshülfe; 2) in dem Hang der Geburtshelfer, die Geburtshülfe mehr als Kunst und weniger als Wissenschaft auszubilden. Sie sollen vielmehr suchen, alle Instrumente entbehrlich zu machen, als eine Ehre darin setzen, daß sie ihren Namen durch erfundene neue Instrumente verewigen, wie die Aerzte den ihrigen durch Essenzen, Tinkturen und Pillen. Der Aufsatz scheint nicht weniger zu gelten, als eine Censur über einen in dieser Wissenschaft und Kunst großen Lehrer und Meister, unter dessen Leitung sich der Verf. gebildet hat.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die Gesellschaft der Freunde der Humanität hat bey ihrer letzten Stiftungsfeyer, unter dem Präsidio des Herrn Bendavid folgende Preisaufgabe bekannt gemacht:

> In welchem Verhältnisse steht der gegenwärtige Zustand der Philosophie, der Geselligkeit, der schönen Künste und der Litteratur zur Humanität?

Die Abhandlungen müssen vor dem 1sten Oktober d. J. an den Unterschriebenen postfrey eingesandt werden, und, wie gewöhnlich, mit Siegel und Devise begleitet seyn. Die Mitglieder der Gesellschaft sind von der Beantwortung der Frage ausgeschlossen; der Preis ist 20 holländ. Dukaten, und die Arbeit bleibt das Eigenthum ihres Verf.

Da mehrere von den eingelaufenen Beantwortungen der vorigen Preisaufgabe noch nicht wieder abgefordert sind: so werden die Verf. ersucht, sich binnen hier und sechs Monaten in postfreyen Briefen bey dem Unterzeichneten zu legitimiren: widrigenfalls die Devisen verbrannt, und die Abhandlungen bey Seite gelegt werden sollen. Berlin, den 11ten Januar 1801.

Th. Heinsius,
Sekretair der Gesellschaft.

Wer-

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Medaille auf Herrn Consistorialrath Funk, Rektor der Domschule in Magdeburg.

Ein Denkmal der Dankbarkeit einiger Schüler dieses würdigen Schulmanns, womit sie ihn an seinem sieben und sechzigsten Geburtsfeste, den 29sten November 1800, beschenkten. Der Königl. Preußische Hof-Medailleur Herr Daniel Loos und dessen Sohn Friedrich Loos in Berlin sind die Verfertiger der Münze.

Die Vorderseite zeigt Funks Bildniß mit der Umschrift: Gottlieb Benedict Funk, gebohren den 29. November 1734.

Die Rückseite stellt dar einen Würfel, auf dessen einen Seite ein Storch, in Bas-Relief, abgebildet ist: dieser deutet auf Dankbarkeit, so wie der Würfel auf deren Beständigkeit. Auf dem Würfel liegt eine geöffnete Rolle, auf welcher zu lesen ist:

per patrem vivo, per hunc bene vivo,

Worte, welche Alexander der Große in Beziehung auf seinen Lehrer Aristoteles gesagt haben soll. Auf und neben dem Würfel liegen Bücher, mit den Namen von Funks Lieblingsschriftstellern unter den Alten, ΠΛΑΤΩΝ, 'ΟΜΗΡΟϹ, HORATIVS, CICERO; und eines mit der zum Beweise des pythagarischen Lehrsatzes gehörigen mathematischen Figur, um auf Funks vorzügliche mathematische Kenntnisse hinzudeuten. Ein Fernröhr neben der geöffneten Rolle, und eine Harfe, die sich an den Würfel lehnt, sind Anspielungen, jenes auf seine Beschäfftigung mit der Astronomie; dieses auf die von ihm gedichteten geistlichen Lieder in Zollikofers Gesangbuch. Ueber das Ganze windet sich ein Eichenzweig, das Sinnbild der Belohnung des bürgerlichen Verdienstes. — Im Abschnitte stehen die Worte:

Dankbare Zöglinge Seinem Geburtsfeste. 1800.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Chemie und Mineralogie.

A. F. Fourcroy System der Chymie. In tabellarischer Ordnung dargestellt. Französisch und Deutsch. Aus dem Französischen von *J. A. Heidmann*. *Erstes Heft.* Wien, bey Camesina. 1800. 11 Bog. 4. 1 Rg. 12 gr.

Es war vorauszusehen, daß von einem so wichtigen Werke, wie dieses, welches die gesammte Chemie umfaßt, und mit Wenigem einen Ueberblick auf diese ganze, jetzt schon so ausgebreitete Wissenschaft verschafft, in Deutschland bald eine Uebersetzung erscheinen würde. Werke, wie dieses, sind allerdings werth, sobald als möglich gemeinnützig gemacht zu werden, da sie einen so entschiedenen Werth haben; indem nicht allein die ersten Anfänger in der Chemie, sondern auch die erfahrensten Chemiker sich derselben mit Nutzen bedienen werden; dem Rec. wenigstens hat dieß, von seinem eben so gründlichen als gelehrten Verf. mühsam ausgearbeitete Werk, das größte Vergnügen bey Durchlesung desselben gewährt. Es ist wirklich auffallend, daß nicht schon lange ein Chemiker darauf verfiel, durch zweckmäßige Tabellen eine Uebersicht der ganzen Chemie zu verschaffen; einen Theil dieser, freylich beschwerlichen Arbeit, hat kürzlich unser vortrefflicher deutscher Chemiker Trommsdorf mit glücklichem Erfolge bearbeitet. F. giebt uns aber durch dieses unvergleichliche Werk eine allgemeine Ansicht von der ganzen Wissenschaft, wie sie jetzt ist; sein größeres System der Chemie, wovon wir nächstens eine Uebersa-

schen Münzwesens und eine Vergleichungstabelle der vornehmsten Maaße und Gewichte enthält, ganz neu. Vielen wird der Anhang entbehrlich scheinen, weil Nelkenbrecher's Taschenbuch für Bankier und Kaufleute, nach Gerhard's des Aeltern Ausgaben (die 8te ansehnlich verbesserte: Berlin 1798. 8. ein Alphab. 3½ Bog. ist oben von uns angezeigt in N. A. D. Bibl. 44r Bd. S. 542 fg.) fast in eines Jeden Händen ist, dem Schmid's Rechenbuch zum Leitfaden in der Arithmetik dienen soll. Manche Kleinigkeiten, die aber im Ganzen dem Werthe dieses Anhanges nicht schaden, hätten berichtiget zu werden verdient; z. B. S. 384. Abschn. 4. ccc) steht: Gemeiniglich werden die preuß. Pistolen in Golde zu 5 Rthlr. gerechnet, und mit 8 à 9 Procent Agio Gewinn gegen preuß. Cour. verglichen. Das war wohl vor dem jetzigen Kriege der Fall; seitdem aber die Preußen im Felde und in den Demarcations-Kantonirungen gestanden, ist das Agio (jedoch steigend und fallend) auf die Friedrichsd'or ꝛc. nie unter 12 Gr., oft 16 Gr. Cour. p. Stück gewesen, welches also 10 bis 16⅔ Procent beträgt. — Auch ist die Unterabtheilung des Rthlr. in den preuß. Westphäl. Provinz. am Niederrhein S. 352 zu generell, als daß sich der Rechenschüler daraus ächten Rath erholen könnte. Desgleichen hätte ebd. Nr. 11. bemerkt werden sollen, daß nach einem Beschluß der Municipalität in Kölln am Rhein vom 16ten Aug. 1798 das bisherige Cour., nach welchem der Rthlr. 78 Alb. galt, nunmehr in 80 Alb. Spec. unabänderlich verwandelt worden; mehrerer ähnlicher Mängel nicht zu gedenken.

Mo.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Jena und Leipzig bey Gabler ist erschienen, und schon mit Ende vorigen Monats December an alle gute Buchhandlungen eingesandt:

Das 1ste Stück der theologischen Monatsschrift des Herrn Prof. Augusti. Es enthält folgende 5 Abhandlungen. 1) Ueber die Erdkunde des Verf. der Urkunde Jehova Elohim 1. Mos. 2, 10—15 vom Herrn D. Sickler zu Gotha. 2) Erläuterung einiger schwierigen Stellen aus dem Ev. Marcus, vom Herrn Pastor Möller zu Gierstädt. 3) Zweifel und Erinnerungen über den λογος, vom Herrn Kirchenrath Cannabich zu Sondershausen. 4) Eine Alternative über das Resultat der Schrift: Entwurf über den Plan, den der Stifter der christl. Religion zum Besten der Menschen entwarf, von einem Ungenannten. 5) Ueber Römer 8, 18—23 vom Herrn Superint. Gockel zu Emmendingen. Unter den Recensionen zeichnet sich besonders eine strenge Censur der Reinhard'schen Reformations-Predigt (31ten Okt. 1800) vom Herrn Herausgeber aus —. Der Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Stücken ist 3 Thlr. und dafür in allen guten Buchhandlungen, so wie auf den Postämtern zu erhalten.

Von dieser Monatsschrift erscheint regelmäßig ein Heft mit jedem Monat.

Schellings Zeitschrift für spekulative Physik 2ten Bandes 1stes Heft ist erschienen, und schon vor einigen Wochen an alle Buchhandlungen zur Fortsetzung eingesandt. Es enthält: 1) Spontaneität, Weltseele oder das höchste Princip der Naturphilosophie, von K. A. Eschenmayer. 2) Ideen zur Konstruktion der Krankheit, von D. Ph. Hoffmann. 3) Anhang zu dem Aufsatze des Herrn Eschenmayer, betref-

fend den wahren Begriff der Naturphilosophie und die richtige Art ihre Probleme aufzulösen, vom Herausgeber. 4) Miscellen vom Herausgeber.

Herr Hofrath Schütz glaubte durch seine witzigen Bemerkungen im Int. Bl. der A. L. Z. vorig. J. dieses Journal niederzuschlagen; — wie man aber sieht, so hat der gute Mann fehl geschlagen. — Vielleicht gefällt es mir noch bey Gelegenheit, doch etwas zur Antwort auf die Bemerkungen, die dieser rüstige Redakteur, bey meiner Anzeige der kleinen Schrift vom Herrn Professor Schelling über die A. L. Z. in eben diesem Intell. Bl. vorig. J. zu machen für nöthig fand, drucken zu lassen, um auch von dieser Seite den Charakter dieses Mannes beurtheilen zu können. Jena, den 16. Jan. 1801.

Christian Ernst Gabler.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der unter dem Namen Karl Stille rühmlichst bekannte Herr Superintendent Damme zu Mühlhausen, ist nach Altenburg als Generalsuperintendent berufen.

Der Prof. der Rechte Herr Reinhard Hille zu Marburg, ist Reichshofraths-Agent in Wien geworden.

Der Schuldirektor zu Baden in der Markgrafschaft, Herr Benedikt Hoffmann, ist Probst des dasigen Collegiatstifts geworden.

Der Prediger Herr Ribbeck zu Magdeburg, ist zum Rath bey dem dortigen Consistorium ernannt worden.

Joseph Dolgorukow, Fürst von Argutinsk, bisheriger Direktor der Kirchendisciplin in Rußland, ist zum Patriarchen der Armenier, in dem Hauptsitze der armenischen Kirche Etschmiazin, im Persischen Armenien erwählt, und von Rußland und der Pforte in dieser Würde bestätigt worden.

Todes-

Todesfälle.

Berlin. Am 7ten Febr. 1801 starb allhier einer unserer trefflichsten und berühmtesten Künstler, Daniel Nicolaus Chodowiecki. Er stammte aus einer polnischen Familie, und war den 16ten Oktober 1726 zu Danzig geboren, und von seiner Mutter, einer Kaufmannswittwe, zur Handlung bestimmt; welche er aber 1754 verließ, und sich den zeichnenden Künsten, welche zeither die Beschäfftigung seiner Nebenstunden ausgemacht hatten, gänzlich ergab. Anfangs beschäfftigte er sich mit der Miniatur- Portrait- Email- und Oelmalerey; bis er der Stifter einer neuen Gattung der zeichnenden Kunst, der Darstellung moderner Figuren, mit einer vor ihm nie erreichten Wahrheit im Ausdrucke, ward.

Schon unter der Direktion von le Sueur ward er Mitglied der hiesigen Königl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften, deren Sekretär er unter Friedrich dem Großen wurde; im Jahre 1788 ward er Vice-Direktor, und 1797 an B. Rode's Stelle Direktor dieser Akademie. 1798 ernannte ihn die Akademie zu Siena zu ihrem Ehrenmitgliede. Der Eifer, mit welchem er seinen Aemtern vorstand, und sein rastloser, bis in sein spätes Alter unveränderter Kunstfleiß, verkürzte sein Leben. Deutschland verliert nicht nur an ihm seinen ersten Seelenmaler; sondern der ganze große Kreis seiner Freunde und Bekannten, den edelsten Freund, und die Armuth einen ihrer großmüthigsten Wohlthäter.

Chronik deutscher Universitäten.

Fortsetzung der Chronik der Universität Göttingen.

Theologische Anstalten. Der König ist veranlaßt worden, den Studien seiner Landeskinder, welche der Theologie obliegen, und sich zu Religionslehrern bilden wollen, durch eine neue Verordnung, die unter dem 21sten Aug. d. J. ausgefertigt und im Monat Oktober publicirt worden ist, zu Hülfe zu kommen. Bey den Prüfungen des Consistorii hat sich

sich gezeigt, daß, der vorhandenen zweckmäßigen theologischen Lehr- und Bildungsanstalten ohngeachtet, viele junge Leute zu wenig vorbereitet sich dem Stande künftiger Religionslehrer nähern, und daß die Ursache dieser mangelhaften Vorbereitung nur darin zu suchen ist, daß die jungen Studirenden die vorhandenen guten Lehranstalten zu wenig planmäßig benutzen. Um diesem Fehler auf die Zukunft vorzubeugen, hat der König für die der Theologie sich widmenden Landeseingebornen (Ausländer, welche zu Göttingen Theologie studiren, sind ausdrücklich ausgenommen) eine Ephorats-Aufsicht auf der Universität Göttingen angeordnet. Das Wesentlichste dieser neuen Veranstaltung bestehet in folgendem: 1) Das theologische Ephorat soll beständig einer *) der ordentlichen Lehrer der theologischen Fakultät zu Göttingen, dem es Königl. Landesregierung aufträgt, bekleiden, welchem alle der Theologie sich widmende Landeseingeborne ohne Ausnahme untergeben seyn sollen, damit er eine fortwährende, wohlthätig wachende und leitende Aufsicht, sowohl über die Studien der angehenden Theologen, als über ihren sittlichen Wandel führe. 2) Alle der Theologie obliegende Landeseingeborne sollen sich bey ihrer Ankunft auf der Universität bey dem Ephorate melden, und Schul-Zeugnisse beybringen. 3) Die Direktoren und ersten Lehrer der Schulen, und bey solchen, die keine öffentlichen Schulen besucht haben, die Superintendenten werden angewiesen, ihre Zeugnisse über die Talente, Schulstudien und Vermögens-Umstände nach strenger Wahrheit und nicht anders, als versiegelt, auszustellen; auch weitere Notizen, welche der jedesmalige Ephorus verlangt, bereitwillig mitzutheilen. 4) Die dem Ephorate untergebenen Studirenden sollen sich über die Einrichtung ihrer Collegien mit dem Ephorus besprechen; auch so oft er über den fernern Studiengang eines Jeden nähere Kenntnisse einziehen will, ihm mit anständiger Bereitwilligkeit entgegen kommen. 5) Nach einer früher schon bestehenden Verordnung (vom 4ten Okt. vorigen Jahrs) ist sämmtlichen Lehrern der Theologie anbefohlen, halbjährig wiederholte Examina, entweder wöchentlich oder alle 14 Tage, über ihre wissenschaftlichen Lehrvorträge mit ihren Zuhörern anzustellen, und

*) Jetzt ist Hr. Consist.R. D. Plank zum Ephorus ernannt.

und ihre Zeugnisse über Jeden einzeln versiegelt auszustellen. 6) Der Ephorus soll durch pflichtmäßige Amtsberichte dem Consistorio zu Hannover eine genaue Kenntniß derjenigen, welchen einst das wichtige Amt des Religionsunterrichts und der Seelsorge anvertraut werden soll, nach dem verschiedenen Maaße ihrer Fähigkeiten und ihrer Brauchbarkeit, möglich machen; insonderheit aber bey dem Abgange der Studirenden von der Universität, durch seine Berichte, das Consistorium in den Stand setzen, die Fähigkeiten und Fortschritte eines Jeden richtig kennen zu lernen und sie weiter zu leiten. Zu dem Ende werden 7) die Studirenden angewiesen, wenigstens zwey Monate vor dem Schlusse ihrer akademischen Laufbahn, dem Ephorus ihren bevorstehenden Abgang anzuzeigen, und ihm ein vollständiges Verzeichniß aller ihrer gehörten Collegien, mit den allenfalls von ihm verlangten Proben ihres Fleißes zuzustellen; worauf der Ephorus die Zeugnisse der übrigen theologischen Lehrer einfordern, und mit seinem Berichte an das Consistorium einschicken soll. Hierauf sollen 8) die von der Universität Abgehenden, unmittelbar nach Verlassung der Universität, so fort in den nächsten drey Wochen nach Ostern und Michaelis, sich auf Anweisung des Ephorus, bey dem Königl. Consistorium zu Hannover zu einer Prüfung stellen, die bloß zur Absicht hat, Jeden einzeln genauer kennen zu lernen, und ihn durch nöthige Erinnerungen und Rathgebungen, weiter zu leiten. Dieß wird in der Verordnung das Examen praevium genannt, neben welchem die zwey sonst gewöhnlichen Prüfungen, das Tentamen nach vollendetem 25sten Jahre, und das Examen rigorosum nach vollendetem 28sten Jahre unverändert bleiben.

Juristische Dissertationen und Promotionen. — 10) Diss. inaug. Iurid. *de differentia inter cambii cessionem et indossationem*, quam — 20. Dec. def. *Jo. Pet. Hieron. Hoch*, Moeno-Francof. Goett. 8. 2 Bog. 11) Diss. inaug. *de successione ab intestato per rescriptum legitimatorum, extantibus liberis legitime natis*, quam — 21. Oct. def. *Guil. Petr. Kohl*, Moeno-Francof. Goett. 4. 3 Bog. 12) Theses inaugurales, quas — 6. Nov. def. *Ern. Frid. de Mengershausen*, Hannoveranus. Goett. 4. ½ Bog.

Medici.

Medicinische Dissertationen und Promotionen. — 10) Am 26. Mai erhielt Herr Wilh. Erdm. Chr. Bernh. Ebel, aus Meklenburg, die höchste Würde in der Arzneywissenschaft; und 11) am 29. Mai Herr Joh. Heinr. Dav. Effler, aus Einbeck. 12) Comment. inaug. *de pilo humano*, quam — 20. Sept. def. auctor *Jo. Frid. Wilh. Richter*, Hannoveranus, Soc. phys. Goett. Sod. Goett. 8. 2 Bog. 13) Diss. inaug. med. sistens nonnulla *de vi purgativa colostro hucusque adscripta, nec non de methodo, qua infantibus per medicamenta, matri porrecta, medelam ferre volunt*, quam — 22. Sept. def. auct. *Jo. Chr. Schmidt*, Sehnda-Cellensis, Goett. 4. 3 Bog. 14) *Quaedam momenta de victu in morbis adhibendo*, Diss. inaug. med. quam — 27. Sept. def. *Rud. Guil. Groneweg*, Rhedano-(Rheda) Westphalus. Goett 4. 4 Bog. 15) Diss. inaug. med. *de morbi scrophulosi caussa*, quam — 20. Oct. def. auct. *Jo. Henr. Winiker*, Goettingensis. Goett. 4. 3 Bog. 16) Diss. inaug. med. complectens *momenta quaedam graviora circa haemorrhoides sanguineas et mucosas sic dictas*, quam — 1. Nov. propugn. *Car. Ern. Theod. Brandenburg*, Rostochio-Megapolitanus, Soc. et phys. et sotericae Sod. Goett. 4. Es ist über Theses disputirt worden. Die Dissertation soll nachgeliefert werden. 17) Diss. inaug. med. *de nexu theoriae cum praxi*, quam — 28. Nov. publico examini subm. auct. *Diethelmus Henr. Lavater*, Helveto-Turicensis. Goett. 4. 4½ Bog. 18) Am 9. Dec. erhielt Herr *Corn. Jac. van den Bosch*, Haga-Batavus, die höchste Würde in der Medicin.

Medicinische Einladungsschriften. 1) Ad audiendam orationem professionis medicinae extraordinariae d. 22. Oct. habendam, (*de diaeta eruditis conveniente*) observanter invitat D. *Lud. Christoph. Guil. Cappel.* Inest *disquisitio de viribus corporis humani, quae dicuntur medicatrices.* Goett. 4. 4 Bog. 2) *Ueber einige Ursachen der Unvollkommenheit der Geburtshülfe.* Eine Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen, von *Joseph Jac. Gumprecht*, D. der Med. und Chirurg. Privat-Docenten in Goettingen und ord. Mitgl. der physical. Gesellsch. daselbst. Goett. 8. 2 Bog. Der Verf. findet die Ursachen der Unvollkommenheit in zwey Fehlern: 1) in dem

zweck-

zweckwidrigen Vortrage in den Vorlesungen über die Geburtshülfe; 2) in dem Hang der Geburtshelfer, die Geburtshülfe mehr als Kunst und weniger als Wissenschaft auszubilden. Sie sollen vielmehr suchen, alle Instrumente entbehrlich zu machen, als eine Ehre darin setzen, daß sie ihren Namen durch erfundene neue Instrumente verewigen, wie die Aerzte den ihrigen durch Essenzen, Tinkturen und Pillen. Der Aufsatz scheint nicht weniger zu gelten, als eine Censur über einen in dieser Wissenschaft und Kunst großen Lehrer und Meister, unter dessen Leitung sich der Verf. gebildet hat.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die Gesellschaft der Freunde der Humanität hat bey ihrer letzten Stiftungsfeyer, unter dem Präsidio des Herrn Bendavid folgende Preisaufgabe bekannt gemacht:

> In welchem Verhältnisse steht der gegenwärtige Zustand der Philosophie, der Gesetzgebung, der schönen Künste und der Literatur zur Humanität?

Die Abhandlungen müssen vor dem 1sten Oktober d. J. an den Unterschriebenen postfrey eingesandt werden, und, wie gewöhnlich, mit Siegel und Devise begleitet seyn. Die Mitglieder der Gesellschaft sind von der Beantwortung der Frage ausgeschlossen; der Preis ist 20 holländ. Dukaten, und die Arbeit bleibt das Eigenthum ihres Verf.

Da mehrere von den eingelaufenen Beantwortungen der vorigen Preisaufgabe noch nicht wieder abgefordert sind: so werden die Verf. ersucht, sich binnen hier und sechs Monaten in postfreyen Briefen bey dem Unterzeichneten zu legitimiren: widrigenfalls die Devisen verbrannt, und die Abhandlungen bey Seite gelegt werden sollen. Berlin, den 11ten Jänuar 1801.

Th. Heinsius,
Sekretair der Gesellschaft.

Wer-

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Medaille auf Herrn Consistorialrath Funk, Rektor der Domschule in Magdeburg.

Ein Denkmal der Dankbarkeit einiger Schüler dieses würdigen Schulmanns, womit sie ihn an seinem sieben und sechzigsten Geburtsfeste, den 29sten November 1800, beschenkten. Der Königl. Preußische Hof-Medailleur Herr Daniel Loos und dessen Sohn Friedrich Loos in Berlin sind die Verfertiger der Münze.

Die Vorderseite zeigt Funks Bildniß mit der Umschrift: Gottlieb Benedict Funk, gebohren den 29. November 1734.

Die Rückseite stellt dar einen Würfel, auf dessen einer Seite ein Storch, in Bas-Relief, abgebildet ist: dieser deutet auf Dankbarkeit, so wie der Würfel auf deren Beständigkeit. Auf dem Würfel liegt eine geöffnete Rolle, auf welcher zu lesen ist:

per patrem vivo, per hunc bene vivo,

Worte, welche Alexander der Große in Beziehung auf seinen Lehrer Aristoteles gesagt haben soll. Auf und neben dem Würfel liegen Bücher, mit den Namen von Funks Lieblingsschriftstellern unter den Alten, ΠΛΑΤΩΝ, ʽΟΜΗΡΟϹ, HORATIVS, CICERO; und eines mit der zum Beweise des pythagorischen Lehrsatzes gehörigen mathematischen Figur, um auf Funks vorzügliche mathematische Kenntnisse hinzudeuten. Ein Fernrohr neben der geöffneten Rolle, und eine Harfe, die sich an den Würfel lehnt, sind Anspielungen, jenes auf seine Beschäfftigung mit der Astronomie; dieses auf die von ihm gedichteten geistlichen Lieder in Zollikofers Gesangbuch. Ueber das Ganze windet sich ein Eichenzweig, das Sinnbild der Belohnung des bürgerlichen Verdienstes. — Im Abschnitte stehen die Worte:

Dankbare Zöglinge Seinem Geburtsfeste. 1800.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Chemie und Mineralogie.

A. F. Fourcroy System der Chymie. In tabellarischer Ordnung dargestellt. Französisch und Deutsch. Aus dem Französischen von *J. A. Heidmann*. *Erstes Heft*. Wien, bey Camesina. 1800. 11 Bog. 4. 1 Rg. 12 ℛ.

Es war vorauszusehen, daß von einem so wichtigen Werke, wie dieses, welches die gesammte Chemie umfaßt, und mit Wenigem einen Ueberblick auf diese ganze, jetzt schon so ausgebreitete Wissenschaft verschafft, in Deutschland bald eine Uebersetzung erscheinen würde. Werke, wie dieses, sind allerdings werth, sobald als möglich gemeinnützig gemacht zu werden, da sie einen so entschiedenen Werth haben; indem nicht allein die ersten Anfänger in der Chemie, sondern auch die erfahrensten Chemiker sich derselben mit Nutzen bedienen werden; dem Rec. wenigstens hat dieß, von seinem eben so gründlichen als gelehrten Verf. mühsam ausgearbeitete Werk, das größte Vergnügen bey Durchlesung desselben gewährt. Es ist wirklich auffallend, daß nicht schon lange ein Chemiker darauf verfiel, durch zweckmäßige Tabellen eine Uebersicht der ganzen Chemie zu verschaffen; einen Theil dieser, freylich beschwerlichen Arbeit, hat kürzlich unser vortrefflicher deutscher Chemiker Trommsdorf mit glücklichem Erfolge bearbeitet. F. giebt uns aber durch dieses unvergleichliche Werk eine allgemeine Ansicht von der ganzen Wissenschaft, wie sie jetzt ist; sein größeres System der Chemie, wovon wir nächstens eine Uebersetzung

zung erwarten dürften, ist gleichsam als der Kommentar zu diesen schätzbaren Tabellen anzusehen. — Gerade wie wir bey der Recension dieses Werks beschäfftigt waren, erfuhren wir, daß die vom Professor Eschenbach in Leipzig veranstaltete Uebersetzung von eben diesem Werke, schon herausgekommen sey; weil wir sie aber nicht erhalten konnten, mußten wir auf eine Vergleichung beyder Uebersetzungen Verzicht thun.

Sowohl wegen der Wichtigkeit dieses Werks, als um der Begierde eines Theils des chemischen Publikums ein Genüge zu leisten, sieht Rec. sich genöthiget, den Inhalt dieses Werks etwas ausführlicher anzuzeigen, als es die Gränzen dieser Bibliothek in andern Fällen erlauben. F. hat das System der Chemie in zwölf Tabellen gebracht; dieß erste Heft der Uebersetzung enthält aber nur die fünf ersten Tabellen. Unser Urtheil über die, vom Uebersetzer diesem Werke gegebene Form, wollen wir übrigens noch aussparen, und den Leser zuerst mit dem Inhalte der Tabellen bekannt machen, welche in diesem Hefte enthalten sind.

I. Tabelle. Sie zerfällt in zwey Hauptabtheilungen: A. Allgemeine Uebersicht der Chemie; begreift folgende zwölf Theile: 1. Definition der Chemie. Er behält auch hier seine bekannte Definition bey: Sie ist eine Wissenschaft, welche die innige Wechselwirkung der Naturkörper auf einander kennen lehrt. 2. Synonymen. 3. Verwandtschaft mit andern Wissenschaften. 4. Abriß ihrer Geschichte, nach sechs Epochen, die aber nicht so abgetheilt sind, wie die sechs Epochen, welche F. in seinen Elemens annahm. 5. Mittel, welche die Chemie anwendet, um ihren Zweck zu erreichen, oder Analysis und Synthesis. 6. Chemische Anziehung. Die Grundsätze eines F. darüber, sind schon aus seinen andern Schriften bekannt; daß er aber behauptet: die Verwandtschaft steht mit der Sättigung in umgekehrtem Verhältniß; hiervon kann und wird sich Rec., vermöge seiner eigenen Erfahrungen, keinesweges überzeugen. 7. Zusammensetzung der Körper aus ihren Urstoffen, — Elemente. 8. Eintheilung aller Naturkörper. Weil diese Eintheilung im ganzen Werke zum Grunde gelegt ist: so nehmen wir sie hier mit. Alle Naturkörper sind entweder: a) unzerlegte, für uns einfache Körper; b) verbrannte Körper, Oxyde und Säuren;

c) sal-

c) salzfähige Grundlagen, Erden und Alkalien; d) Salze; e) Metalle; f) Mineralien; g) zusammengesetzte Pflanzenkörper; h) zusammengesetzte Thierkörper. 9. Chemische Phänomene, welche sowohl in der Natur, als auch durch künstliche Operationen erfolgen. 10. Zweige der Chemie. 11. Ihre ganze Ausdehnung. 12. Nomenklatur und chemische Zeichen. B. Medicinische Chemie. 1. Wie sie war. 2. Wie sie jetzt ist; und zwar a) physiologische Chemie; b) Chemie der Gesundheitslehre; c) pathologische Chemie. d) pharmaceutische Chemie. 3. Was sie werden kann. Was diesen letzten Punkt anbetrifft: so freuet sich Rec. im Voraus mit dem würdigen Verf. auf die Zeiten, wo eine wahre chemische Kenntniß das jetzt noch über manche Theile der Arzneykunde liegende Dunkel zerstreuen, und richtigere Begriffe einführen wird; allein eben so sehr muß Rec. auf der andern Seite gestehen, daß dieser Zeitpunkt wohl leider! so nahe nicht seyn wird; indem er fürchtet, daß die Begierde, Alles auf chemische Prinzipien zurück zu bringen, welche man jetzt fast übertreibt, leicht eine Stockung hervorbringen wird; so daß die Barbarey der vorigen Zeiten hierin sehr leicht wieder einreißen kann.

II. Tabelle. Aus dem Vorigen ist bekannt, daß F. alle Naturkörper in acht Klassen theilte: diese Tabelle enthält die beyden ersten, nämlich die einfachen und die verbrannten Körper. A. Erste Klasse. Unzerlegte Körper. Diese theilt F. wieder ein in: A. Allgemein verbreitete, einen großen Raum um den Erdball einnehmende Körper, welche sind: 1. Das Licht. Ob es sich wirklich durch Hülfe chemischer Operationen mit den Körpern verbindet und sich davon trennt; dieß läßt sich leicht behaupten, aber schwer beweisen. Rec. hält sich mehr für das Gegentheil überzeugt; eben so würde auch die Behauptung, daß es durch seine Berührung das Wachsthum der Pflanzen hervorbringt, durch v. Humboldts Erfahrungen große Einschränkung leiden. 2. Wärmestoff. Hier tritt F. auf die Seite derer, welche Wärme- und Lichtstoff für einerley Stoffe halten, so daß der Wärmestoff sich langsam, der Lichtstoff aber sich äußerst schnell bewegt. Diesen schwierigen Punkt hier näher zu beleuchten, gestattet der Raum nicht; nur so viel erlaubt sich Rec. hinzuzusetzen: daß es uns nicht erlaubt ist, die Wärme als Materie zu betrachten, indem

dem sie ihren Grund in der Materie selbst hat, und außer derselben nicht gedacht werden kann. Sie ist nur der Zustand einer Materie, und kann daher gar nicht als ein Körper betrachtet werden. Dasselbe gilt auch vom Lichte, sobald wir beyde für ein und ebendasselbe Wesen halten, wovon Rec. sich jedoch nicht ganz überzeugen kann. 3. Sauerstoff. Daß er durch eine Anhäufung der Wärme und des Lichtes sich aus den verbrannten Körpern entbindet, kann doch nicht allgemein behauptet werden; sondern geschieht ja nur in einzelnen Fällen. Ueberhaupt glaubt Rec., daß es uns jetzt noch unmöglich sey, auch für den Wärme- und Lichtstoff Verwandtschaftstafeln zu entwerfen, indem hier unzählige Abänderungen erfolgen werden. 4. Stickstoff. Ob wir diesen Körper noch länger unter die Anzahl der einfachen rechnen können, oder ob wir ihn vielmehr als aus Sauer- und Wasserstoff zusammengesetzt betrachten müssen, dürfte vielleicht bald entschieden werden; indeß dünkt es dem Rec. nicht wahrscheinlich. 5. Wasserstoff. F. findet es wahrscheinlich, daß er den obern Theil der Atmosphäre einnimmt, und dort die feurigen Lufterscheinungen veranlaßt. Es ist hier ebenfalls der Ort nicht, sich hierüber weitläuftiger einzulassen: Rec. ist völlig derselben Meinung; Volta's neue Entdeckung über die Zersetzung des Wassers durch Elektricität hat es beynahe zur Gewißheit gebracht; überdem bemerkt Rec., daß Gewitterregen beständig mehr fremdartige Theile mit sich führen, als anderer Regen; besonders macht er auf das salzigtsaure Natron aufmerksam, welches er in der Regel beständig darin fand. B. Zerstreute, und nur einige Stellen im Innern des Erdballs einnehmende Körper. Diese sind: 1. Kohlenstoff. Er läßt sich nicht rein darstellen, sondern ist immer mit Sauerstoff verbunden; muß aber allerdings noch unter den einfachen Körpern stehen, da seine von Parrot und Grindel kürzlich angegebenen Bestandtheile, noch sehr der Bestätigung bedürfen. 2. Phosphor. Aus mehrern Versuchen scheint es dem Rec. wahrscheinlich, daß der Wasserstoff einen ungezweifelten Bestandtheil desselben ausmacht. 3. Schwefel. 4. Diamant. Man findet hier die neuesten Entdeckungen über seine Natur, wie sich so schon vermuthen läßt, zweckmäßig bey einander gestellt. Nur ist es dem Rec. unerklärbar, warum F. den Diamant nicht unter den Kohlenstoff brachte; da er selbst gestehet, er sey der reinste Kohlenstoff? Ein Anderes wäre es

gewe-

sen, wenn er vorhin von der Kohle gesprochen hätte; allein er handelt ja den Kohlenstoff ab! 5. Metalle werden nur im Vorbeygehen als hierher gehörig erwähnt. B. Zweyte Klasse. Verbrannte Körper. Werden wieder eingetheilt in: A. Oxyde, oder Körper ohne sauren Geschmack. Hierzu werden gerechnet: 1. Wasser. Daß es inkompressibel sey, hätte F. nicht geradezu behaupten sollen, da mehrere bekannte Versuche ja das Gegentheil unstreitig beweisen. 2. Metalloxyde. Ihrer wird nur im Allgemeinen erwähnt. 3. Wasser- und Kohlenstoff als Grundlagen der zusammengesetzten Pflanzenstoffe. 4. Kohlenstoffoxyd oder Kohle. 5. Phosphoroxyd; ist weiß oder roth, stinkend. 6. Schwefeloxyd. Ist die rothe Oberfläche des geschmolzenen Schwefels. 7. Stickstoffoxyd oder Salpetergas. 8—11. Arsenik-Wolfram- Wasserbley- und Chromiumoxyd. B. Säuren. Nach der einmal gegebenen Eintheilung des Verf. darf man hier nur die Säuren des Mineralreichs erwarten. Er betrachtet nun: 1. Allgemeine Eigenschaften derselben.— Er läßt sie nach der innigeren Verbindung ihrer Radicale mit dem Sauerstoff auf einander folgen; also: 2. insbesondere betrachtet: a) Kohlenstoffsäure. b) Phosphorsäure. c) Phosphorigte Säure. d) Schwefelsäure. e) Schwefligte Säure. f) Salpetersäure. g) Salpetrigte Säure. h) Arsenichte Säure, vormals Arsenikoxyd. i) Arseniksäure. k) Wolframsäure. l) Wasserbleysäure. m) Chromiumsäure. n) Salzigte Säure. F. will ihre Zusammensetzung noch nicht zugeben, indem er sagt: inconnu dans sa nature. Daß aber der Wasserstoff ein Bestandtheil desselben sey, ist mehr als wahrscheinlich. o) Salzsäure. p) Flussigte Säure. q) Boraxsäure. v. Crell's Versuche verdienen allerdings eine genauere Würdigung; und es ist daher nicht ganz richtig, wenn F. sagt, sie sey noch nie zerlegt.

III. Tabelle. C. Dritte Klasse. Salzfähige Grundlagen. A. Erden. Eine Definition finden wir nicht. F. theilt sie wiederum in α. Eigentliche Erden, wozu 1. Kiesel, 2. Thon, 3. Glücine, oder wohl besser Berilline. Die reine Erde erscheint als ein weißes, zartes, geschmackloses Pulver, zieht sich auf der Zunge zusammen, ist unschmelzbar, verhärtet nicht im Feuer, ist unauflöslich im Wasser, und verbindet sich mit dem Schwefelwasserstoff (hydrogène sulphuré) zu einem Hydrosulphure.

4. Zirkon schmilzt im Feuer zu einer teigigten Masse, und zieht sich dabey so fest zusammen, daß sie Funken von sich giebt. — β. Erden, welche sich der Natur der Alkalien nähern, wozu F. rechnet: 5. Talk, 6. Kalk. — Die Bestätigung von Desorme's Versuchen, daß Thon, Talk und Kalk eine und dieselbe Erde, nur mit mehr oder weniger Stickstoff verbunden sind, steht noch zu erwarten; dem Rec. scheint es doch unwahrscheinlich zu seyn. — Uebrigens haben wir die Ytrererde hier vergebens gesucht; vielleicht erwartete F. erst ihre Bestätigung. Die von unserm vortrefflichen Trommsdorf kürzlich entdeckte Agusterde konnte man freylich hier nicht vermuthen; da diese Entdeckung zu neu ist, auch allerdings noch einer nähern Untersuchung bedarf. — B. Alkalien, sind scharf, urinös, auflöslich; verändern die blauen Pflanzenfarben in Grün, und lösen die thierischen Stoffe auf. Rec. will diese Definition nicht recht gefallen, da die Alkalien nicht alle blaue Pflanzensäfte grün färben, z. B. die Lakmustinktur. — F. rechnet dazu: 1. den Baryt. Die neue Entdeckung von Vauquelin ist ein Grund mehr, ihn zu den Alkalien zu rechnen, und er nimmt hier also mit Recht seine Stelle ein. 2. Kali. Unschicklichkeit der Benennung Gewächsalkali. Ist noch unzerlegt. (Soll nach Desorme aus Wasserstoff und Kalk bestehen?) 3. Natron. Löset den Kiesel und Thon im Flusse leichter auf wie das Kali. Seine Natur ist unbekannt. (Soll nach Desorme aus Wasserstoff und Talk bestehen?) Daß übrigens Kali und Natron den Wasserstoff zum Bestandtheil haben, scheint durch die Voltasche Säule zur Gewißheit gebracht worden zu seyn. 4. Strontian. Unschmelzbar, aber sehr phosphorescirend, und färbt die Flammen purpurroth. 5. Ammoniak. Gefriert, und krystallisirt sich bey einer Kälte von 30° unter 0 R. — D. Vierte Klasse. Salze. Auch hier vermissen wir eine Definition, die freylich ihre Schwierigkeiten hat. Rec. hält die Definition, welche uns unser großer Chemiker Scherer in seinen Nachträgen u. s. f. gegeben hat, noch für die anwendbarste. — Die Säuren läßt F. hier so auf einander folgen, daß sie nach der allgemeinen Anziehung zu den salzfähigen Basen gereihet sind; und die salzfähigen Basen sind wiederum sehr zweckmäßig nach der Anziehung zu einer jeden Säure geordnet. — A. Erste Gattung. Schwefelsaure Salze. Diese Gattung enthält vierzehn Arten, die auf die angezeigte Weise geordnet

sind.

sind. Rec. kann hier nur die unbekannteren Arten ausheben: Schwefelsaurer Ammoniak-Talk; leicht krystallisirbar, enthält 0,32 schwefelsaures Ammoniak und 0,68 schwefelsauren Talk. — Sulfate saturé d'alumine triple. (Schwefelsaurer Thon mit dreymal so viel Erde als Säure) Unauflöslich, unschmackhaft, erdig, oder in Würfeln krystallisirt, und dann etwas mehr auflöslich und schmackhaft. Giebt keinen Pyrophor. B. Zweyte Gattung. Schweflichtsaure Salze. Schon vor einigen Jahren haben uns F. und Vauquelin im Iournal de l' ecole polytechnique diese Verbindungen kennen gelehrt, und Rec. zeichnet daher bloß aus den schweflichtsauren Ammoniak-Talk; er ist krystallisirbar und giebt im Feuer saures schweflichtsaures Ammoniak, schweflichte Säure und Talk.

IV. Tabelle. Diese Tabelle enthält die Fortsetzung der Salze oder der vierten Klasse, und zwar folgende Gattungen: C. Dritte Gattung. Salpetersaure Salze. Wir können hier bloß den salpetersauren Ammoniak-Talk ausheben; er ist leicht krystallisirbar, weniger auflöslich als beyde Salze für sich, auch luftbeständiger als jene. Besteht aus 0,22 salpetersaurem Ammoniak und 0,78 salpetersaurem Talk. D. Vierte Gattung. Salpetrigtsaure Salze. Es werden hier bloß die Namen dieser Verbindungen aufgeführt, indem F. gesteht, daß sie noch zu wenig bekannt und untersucht sind. E. Fünfte Gattung. Salzigtsaure Salze. Wir bemerken: Salzigtsaurer Ammoniak-Talk; bildet unregelmäßige Polyedern, ist weniger auflöslich, als beyde Salze für sich; denn er erfordert sieben Theile Wasser. Wird im Feuer zersetzt, ist an der Luft unveränderlich, und enthält 0,73 salzigtsauren Talk und 0,27 salzigtsaures Ammoniak. — Salzigtsaurer Kiesel, wird durch Einwirkung der salzigten Säure auf den, durch Alkalien fein zertheilten Kiesel erhalten; kann bloß in flüssiger Gestalt und bey kalter Temperatur bestehen, indem er durch die Wärme zersetzt wird, — nimmt zuweilen eine gallertartige Gestalt an. F. Sechste Gattung. Salzsaure Salze. Auch hier beklagt sich F. über die gänzliche Unbekanntheit der mehresten von diesen Verbindungen. G. Siebente Gattung. Phosphorsaure Salze. Wir glauben anzeigen zu müssen: Saurer phosphorsaurer Kalk. Enthält 0,54 Phosphorsäure und 0,46 Kalk. Zerfließt, ist leicht auflöslich, durch Säu-

unzersetzbar, und wird gewöhnlich zur Bereitung des Phosphors angewendet. — Phosphorsaurer Ammoniak-Talk. Geschmacklos, in 6 seitigen Prismen oder in halbdurchsichtigen Blättchen. Zerfällt im Feuer zu Staub, und läßt das Ammoniak fahren; sehr wenig auflöslich, und liefert in der Glühehitze mit der Kohle etwas Phosphor. — Phosphorsaure Berilline. Kommt als weisser Staub, oder als eine schleimige, geschmacklose Masse vor; schmilzt vor dem Löthrohr zu einem durchsichtigen Kügelchen, ist an der Luft unveränderlich, und unauflöslich im Wasser. — Phosphorsaurer Kiesel. Entsteht durch Schmelzen der Phosphorsäure mit dem Kiesel; glasartig, geschmacklos, unauflöslich, leicht schmelzbar. Verbindet sich im Fluß mit den Alkalien, ohne sich zu zersetzen, wird durch Säuren nicht zersetzt, außer wenn er mit viermal so viel feuerbeständigem Alkali geschmolzen wird.

V. Tabelle. Sie macht den Beschluß der vierten Klasse oder der Salze, und enthält die noch fehlenden folgenden vier Gattungen: H. Achte Gattung. Phosphorigte Salze. Daraus bemerken wir: Phosphorigtsaurer Ammoniak-Talk: er krystallisirt sich sehr leicht, und giebt mit Schwefelsäure den schwefelsauren Talk. J. Neunte Gattung. Flussigtsaure Salze. Wir bemerken: Flussigtsaurer Ammoniak-Talk. Er krystallisirt sich, so wie er sich erzeugt; das Ammoniak geht im Feuer davon. — Flussigtsaurer Kiesel; mit einem Uebermaaß der Säure, wird zum Theil durch das Wasser zersetzt; krystallisirt sich bey einem langsamen Abdampfen in kleinen, harten, durchsichtigen Polyedern. Macht mit dem Kali und Natron dreyfache, kieselhaltige Salze. K. Zehnte Gattung. Boraxsaure Salze. Alle hier angeführte Verbindungen sind hinlänglich bekannt, und wir heben bloß den boraxsauren Ammoniak-Talk aus; er verliert das Ammoniak im Feuer, ohne jedoch zu schmelzen, und giebt mit der Schwefelsäure den schwefelsauren Talk. L. Eilfte Gattung. Kohlenstoffsaure Salze. Wir glauben folgende anzeigen zu müssen: Kohlenstoffsaurer Ammoniak-Talk. Wird beständig erzeugt, wenn die beyden Salze, woraus er bestehet, mit einander in Berührung kommen; ist krystallisirbar und weniger auflöslich, als beyde Salze für sich. — Kohlenstoffsaure Berilline. Bildet ein weisses, bröcklichtes, fettes, leichtes, geschmackloses

Pulver, das an der Luft unveränderlich und im Wasser unauflöslich ist. Verliert im Feuer sehr leicht ihre Säure. — Kohlenstoffsaurer Ammoniak-Zirkon; wird aus dem salzigtsauren Zirkon und dem kohlenstoffsauren Ammoniak erhalten, indem letzteres im Uebermaaße zugesetzt wird. Verliert das Ammoniak in der Hitze. — Kohlenstoffsaure Ammoniak-Berilline. Wird durch Auflösen der Berilline in kohlenstoffsaurem Ammoniak erhalten.

Die übrigen vier Klassen werden vermuthlich in dem folgenden zweyten Hefte vorkommen, und so dieß nützliche und weit umfassende Werk in zwey Heften vollendet werden. Es war ein erstaunendes Unternehmen des Verf., die ganze Chemie tabellarisch darzustellen; und dennoch wird ihm gewiß kein Chemiker das Zeugniß absprechen können, daß er ein wahres Meisterstück geliefert habe. Schade ist es nur, daß dieß eigentlich unzertrennbare Werk in zwey Heften abgetheilt ist; und Rec. hofft daher, daß das zweyte Heft bald nachfolgen wird. — Hoffentlich wird man es dem Rec. nicht zumuthen, eine Vergleichung zwischen diesen Tabellen und denen anzustellen, womit uns kürzlich Trommsdorf beschenkte. Fast möchte Rec. den letztern den Vorzug in sofern einräumen, als diese in einer kurzen und kraftvollen Schriftsprache dargestellt sind; allein in anderer Rücksicht kann hier gar keine Vergleichung statt finden, da der Plan unsers Verfassers weit vielumfassender ist, und T. nur einen Theil davon so meisterhaft bearbeitete. Uebrigens wird man auch schon bey einem flüchtigen Ueberblick wahrnehmen, daß beyde ihr Eigenes, beyde ihr Vorzügliches haben.

Was den Antheil des Uebers. an diesem Werke betrifft: so glaubt Rec. daß es überflüßig gewesen ist, das Original mit abdrucken zu lassen, indem dieß schätzbare Werk unläugbar dadurch vertheuert wird. Wenn es gleich einigen Besitzern vielleicht nicht unangenehm ist, das Original dabey zu haben: so hätte doch mehr auf den allgemeinen Nutzen durch die größere Verbreitung Rücksicht genommen werden müssen. — Aber noch bey weitem unverzeihlicher ist es, daß H. nicht die Tabellenform beybehielt, indem ja nun der Hauptzweck einer allgemeinen Uebersicht gänzlich verloren geht; wir wollen hoffen, daß die von Eschenbach veranstaltete Uebersetzung diesen Fehler nicht hat. Uebrigens empfiehlt sich dieß

Werk im Aeußern sehr, und ist sehr korrekt gedruckt. Rec. hat eben keinen schädlichen Druckfehler gefunden, als S. 81, wo Limburg statt Lüneburg steht. — Die Uebersetzung ist ziemlich gut gerathen; nur hin und wieder haben sich einige recht grobe Uebersetzungsfehler eingeschlichen, die oft den Sinn ganz und gar entstellen. Rec. will einige der vorzüglichsten ausheben. Corps indécomposés ist fast durchgängig, ganz falsch durch unzersetzliche Körper übersetzt, da es nichts weiter als unzersetzt heißt. S. 26 hat Rec. mehrere Fehler bemerkt; so heißt es Z. 6 ganz mit Unrecht: der Sauerstoff zeichne sich durch seine saure Eigenschaft aus; da im Original sauermachend verstanden ist. Auf derselben Seite ist mélange durch Mischung übersetzt, wo es Gemenge heißen soll. S. 25 steht, der Schwefel zersplittere in der Hand, die ihn drückt, mit einem Knall! — S. 31 ist adhérance ganz falsch mit Vereinigung gegeben, und dadurch die Stelle ganz und gar unverständlich gemacht. — Très-peu près ist allenthalben durch beyläufig übersetzt, da es doch beynahe heißt. — Couvertes ist S. 71 mit Tischgeschirr übersetzt, wo es Glasur heißen soll. — Bords ist S. 81 durch Ränder übersetzt; es muß Kanten heißen. Auch ist daselbst remplacé durch ersetzt werden, so wie angle à facette durch Seitenwinkel, und angle entier durch innerer Winkel übersetzt; alle diese Fehler haben den Sinn so entstellt, daß man ohne Original nichts verstehen kann. — Andere geringere Fehler haben wir mehrere gefunden; allein diese wird sich leicht jeder selbst verbessern. — Rec. hat zu der, vom Uebers. gewählten Nomenklatur eben nichts zu sagen; nur gefällt es ihm ganz und gar nicht, Oxide durch Säuerling zu übersetzen; warum behielt er nicht Oxyde bey? Die unvollkommnen Säuren bezeichnet er durch die daran gehängte Endigung säuerlich, welches aber auch oft sehr gezwungen herauskömmt. Die von ihm gewählte Benennung der dreyfachen Salze, ist oft, ohne das Original vor sich zu haben, unverständlich.

***

Ber-

Berlinisches Iahrbuch für die Pharmacie und für die damit verbundenen Wissenschaften, auf das Jahr 1796, 1797, 1798, 1799, 1800, oder *zweyter bis sechster Jahrgang*, mit mehrern illuminirten Kupfern. Berlin, bey Oehmigke. kl. 8. 4 Rg. 16 gr.

Wir zeigen nur bloß an, daß diese Bände herausgekommen sind, und versichern, daß sie viele interessante und nützliche Aufsätze enthalten. Einigen möchte man weniger Weitschweifigkeit wünschen; z. B. den im VIten Jahrgange befindlichen sogenannten Paradoxa des Hrn. D. Frank in Gnesen.

Dh.

Mineralogische Tabellen, mit Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen ausgearbeitet, und mit erläuternden Anmerkungen versehen von D. L. G. Karsten, der Weltweisheit Doktor, Königl. Preuß. Oberbergrath und verschiedener Akademien Mitglied. Berlin, auf Kosten des Verfassers, und in Commission bey Rottmann. 1800. 79 S. Fol. 1 Rg. 8 gr.

Das Ganze zerfällt in drey Hauptabtheilungen. Die erste umfaßt die äußern Kennzeichen in zwölf Tafeln; die zweyte eine tabellarische Uebersicht der mineralogisch einfachen Fossilien, und die dritte eine dergleichen von den Gebirgsarten. Alle diese Abtheilungen sind meisterhaft bearbeitet, und lassen ihren berühmten Herrn Verfasser nicht verkennen.

Ck.

Forst-

Forstwissenschaft.

F. A. L. von Burgsdorf, Königl. Preuß. wirkl. Geheimenraths und Oberforstmeisters, ꝛc. Versuch einer vollständigen Geschichte vorzüglicher Holzarten, in systematischen Abhandlungen, zur Erweiterung der Naturkunde und Forsthaushaltungswissenschaft. Zweyter Theil. Die einheimischen und fremden Eichenarten. Zweyter und letzter Band. Gebrauch, Schätzung und nachhaltige Bewirthschaftung. Mit Kupfern. Berlin, in der Buchhandlung des geh. Kommerzienraths Pauli. 1800. 344 Seit. 4. 4 Rt.

Es giebt bey Anzeigung neuer Schriften zwey Fälle, bey welchen sich ein Rec. kurz fassen kann und muß. Der eine, welcher leider nur gar zu oft vorkömmt, ist der, wenn das Werk schlecht und unter aller Kritik ist; wo es nur offenbare Verschwendung der Zeit und des Raumes seyn würde, mehr als die bloße elende Existenz desselben anzeigen zu wollen. Der andere Fall tritt bey der Ankündigung eines Werks von der Hand des Meisters ein, bey welchem sich mit Gewißheit voraussetzen läßt, daß es sogleich nach seiner Erscheinung in den Händen aller Kunstverständigen und Lehrbegierigen seyn wird. Daß dieß der Fall auch bey diesem zweyten Bande des zweyten Theils des Versuchs einer vollständigen Geschichte vorzüglicher Holzarten sey, darüber werden gewiß alle gute und einsichtsvolle Forstwirthe mit dem Rec. einverstanden seyn. — Es bedarf also hier weiter nichts, als diejenigen, die etwa von der Fortsetzung dieses Meisterwerks noch keine Notiz hätten, in wenig Worten damit bekannt zu machen.

Nachdem der würdige Verf. im ersten Bande des zweyten Theils seines Versuchs ꝛc. über die Eiche, naturgemäße Kenntnisse verbreitet, und die Regeln zu deren Gewinnung durch Anbau gegeben hat: so handelt er nun in diesem zweyten Bande, in der fünften Abhandlung zuvörderst von dem Gebrauche der Eichen; der Anwendung des Holzes zu Nutz-

Bau-

Bau- und Feuerhölzern, dem Gebrauche der Säfte und Rinde, der Blätter, Blüthen und Saamen, wie auch von der Nutzung der übrigen Nebendinge; und endlich in der sechsten Abhandlung, von der Schätzung und den nachhaltigen Bewirthschaftungen der Eichen-Reviere, und zwar mit derjenigen Gründlichkeit, Deutlichkeit und Ausführlichkeit, die man gewohnt ist, in allen Schriften des Verfassers zu finden.

Da das Eichenholz ein nothwendiges Bedürfniß beym Schiffsbau, und die stärksten und schönsten Eichen dazu mit größtem Vortheile können abgesetzt werden: so handelt der Verf. ausführlich von dessen Gebrauche bey der Schiffszimmerey, und hat sich die Mühe gegeben, selbst verschiedene Zeichnungen nach C. G. Müller zu machen, und in Kupfer stechen zu lassen; woraus die ganze Bauart eines Schiffs von 60 Kanonen sehr deutlich zu ersehen ist.

Einleitung in die Dendrologie, oder systematischer Grundriß der Forstnaturkunde und Naturgeschichte, entworfen von F. A. L. von Burgsdorf, zur Uebersicht und zum Leitfaden des Unterrichts in diesen Wissenschaften; als eine Beylage zum ersten Theile des Forsthandbuches. Berlin, in der Buchhandlung des geheimen Commerzienraths Pauli. 1800. 16 gr.

Ein schätzbares Geschenk, besonders für diejenigen, die das vortreffliche Forsthandbuch des Verf. entweder zum Lehren, oder zum eigenen Unterrichte gebrauchen wollen. Auf zwölf Tabellen in quer Folio hat der Verf. einen sehr genauen systematischen Grundriß der Forstnaturkunde und Naturgeschichte, zur deutlichen Uebersicht dieser Wissenschaften entworfen, und dadurch noch brauchbarer gemacht, daß man überall die Paragraphen des Forsthandbuches angezeigt findet.

Forstwissenschaftlicher Versuch über die Kiefernsaaten, nebst Erfahrungen über den künstlich ausgeklingelten Saamen. Von L. W. Lindenthal. Frankfurt an der Oder, in der akademischen Buchhandlung. 1800. 79 S. 8. 6 gr.

Diese kleine Schrift ist eigentlich gegen den Hrn. v. Burgsdorf gerichtet; und der Verf. sucht darin einige Behauptungen desselben, die Aussaat des Kiefernsaamens betreffend, zu bestreiten.

Hr. v. B. sagt in seinem Forsthandbuche: daß das Ausklingeln des Kiefernsaamens bey einer sehr starken Hitze, in den besonders dazu angelegten Gebäuden, den Saamen verderbe, und zum Aufgehen untüchtig mache; und will daher lieber, daß man diesen Saamen in den Stuben der Taglöhner, wo die Hitze nicht zu stark sey, ausklingeln solle. — Der Verf. läugnet nicht nur, daß der Saamen selbst durch einen außerordentlich starken Grad von Hitze verdorben werde; sondern hält auch dafür, daß es der Gesundheit dieser Leute sehr nachtheilig seyn könne, wenn man die in ihren Wohnstuben ohnedem dicke und verdorbene Luft durch die starke harzige Ausdünstung der Kienäpfel noch schädlicher machen wolle.

Auch ist der Verf. mit Hrn. v. B. über die Art des Anbaues des Kiefernholzes nicht einig. „Ferneres Studium der Forstwissenschaft, Beobachtungen über den Anflug „des Kiefernsaamens, und mehrere Versuche mit demselben, „(sagt er) haben mich in den Stand gesetzt, zu zeigen, daß „das Bedecken des Kiefernsaamens, ob es gleich auf den ersten Anblick der Natur nicht gemäß scheint, doch in Ermangelung mehrerer natürlichen Umstände nothwendig ist, „und daß also die Vorschriften des Hrn. Oberforstmeisters ihre „großen Ausnahmen leiden.“ Dagegen wird nun Hr. v. B. der sich gewiß nicht für infallibel halten wird, nichts einzuwenden haben. Indessen, wenn zwey Männer verschiedener Meinung sind, wobey nur die Erfahrung zur Schiedsrichterinn kann angenommen werden: so hat allerdings derjenige viel zum Voraus, der, wie Hr. v. B. in der Lage ist, seine Erfahrung im Großen zu machen; da hingegen der

Verf.

Verf. seine Versuche bloß auf „dem Rande seines Ofens und „in Blumenscherben anstellen konnte."

Die Wahrheit gewinnt allerdings bey fleißigem Nachdenken und Untersuchungen, und selbst Widerspruch kann dazu dienen, sie in ein helleres Licht zu setzen; nur muß dieses auf eine bescheidene Art und ohne Bitterkeit geschehen. Was soll man aber davon denken, wenn der Verf. in denjenigen Stellen, welche er wörtlich aus dem Forsthandbuche anführt, die Schreibart des Hrn. v. Burgsdorf kritisirt, und sogar die Interpunktation darin recht schulmeisterlich korrigirt? Wir mögen das Ding bey seinem rechten Namen nicht nennen; denn mit so einem fürchterlichen Manne, den ein unrecht angebrachtes Colon oder Comma in Eifer bringen kann, muß man es nicht verderben — es könnte uns, oder unserm Setzer ja sehr leicht auch etwas Menschliches begegnen!

Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde für das Jahr 1800, von L. C. E. H. F. v. Wildungen, Fürstl. Hessischem Regierungsrath. Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung. 278 S. kl. 8. 1 Rk. 16 Kr.

Da dieses Taschenbuch schon längstens sein Publikum wird gefunden haben: so wäre es überflüssig, hier eine weitläuftige Anzeige seines Inhaltes einzurücken. Verschiedene Abhandlungen sind ohnstreitig sehr interessant; manche aber auch bloß unbrauchbarer Ballast, an dessen Statt dieser frische Jagdkalender, wie ihn der Verf. in der Vorrede selbst nennt, wohl etwas Gemeinnützigeres enthalten könnte. — Rec. der übrigens wahre Achtung für die Verdienste des Verf. um die Forstwissenschaft hat, kann nicht umhin, demselben zu eignen Erwägung anheim zu stellen: ob sowohl die tändelnde Schreibart, die durchgehends in seinen Aufsätzen herrscht, als auch die Geschichtchen, welche unter dem Artikel: Forst- und Jagdanekdoten, erzählt werden, seinem T. B. zur Zierde gereichen können? Rec. will hievon keine Beyspiele anführen; sie sind in dem T. B. selbst zu suchen. — Nur über den Artikel Jagdfreuden der Vorzeit sey es ihm vergönnt, einige Bemerkungen zu machen. Der Verf. führt darin zwey Schreiben des Landgrafen Wilhelm IV. zu Hessen an, worin dieser dem Grafen

Lud-

Ludwig von Nassau berichtet: daß in verschiedenen Jagdpartien in dem Reinhardtswalde im Jahr 1563 zum hohen Vergnügen der Fürstl. Weidmänner über zweytausend wilde Schweine wären gefangen worden. — „Ueber zwey tausend „wilde Schweine in einem Jahre! (ruft der Verf. hierbey „aus) welch eine Jagd!! und doch lebten die Bauern da„mals auch; ja, wie aus untrüglichen Spuren sich schließen „läßt, besser als jetzt. Wenn die Herren M*** und „Konsorten, doch dieses Räthsel mir lösen wollten!“ Daß in jenen barbarischen Zeiten, wo man oft einen Hirsch oder ein Wildschwein höher schätzte, als einen Menschen, und die grausamsten und unverhältnißmäßigsten Strafen über diejenigen verhängte, die sich nur im geringsten gegen die Jagd versündigten, der Bauer besser gelebt habe als jetzt, möchte dem Verf. wohl sehr schwer fallen zu erweisen. Daß aber in jenen Zeiten 2000 wilde Schweine dem Nahrungsstande der Landleute weniger Nachtheil bringen konnten, als jetzt vielleicht ein halbes Hundert, dieß Räthsel wird eben so schwer zu lösen nicht seyn. Man bedenke doch nur, daß es vor ein paar hundert Jahren noch ungeheuer große Waldungen gab, worin eine Menge Wildes sich aufhalten und ernähren konnte. Jetzt, da diese Wälder zum Theil ausgehauen und verödet, zum Theil auch angebaut sind, müssen die hiesigen Bewohner derselben ihre Nahrung größtentheils auf den Aeckern des armen Landmanns suchen: und es ist daher sehr natürlich, daß eine starke Wildbahn eine unerträgliche Last für den Bauer seyn muß. Alle gute Staatswirthe und wahre Väter ihrer Unterthanen sind ja mit den weisen Maximen eines Friedrichs und Josephs einverstanden: daß der Wohlstand eines Landes von der höchstmöglichsten Kultur desselben, und einer wohl proportionirten Volksmenge abhange. — Wie kann aber dieß alles da bestehen, wo der Landanbauer keine Stunde sicher ist, daß seine Aecker durch ein Rudel Wild verheert werden; oder wo er weder Tag noch Nacht vor den Plackereyen der Jagdbedienten Ruhe hat? Rec. kommt es daher ganz unbegreiflich vor, wie der Verf. der sich bereits als einen so einsichtsvollen und guten Forstwirth gezeigt hat, dem Jagdunfuge der vorigen Zeiten das Wort reden könne! Er selbst muß ja davon überzeugt seyn, welchen Schaden eine zu starke Wildbahn auch in den Waldungen anrichte, und welche Hindernisse dadurch der jetzt so nöthigen Erhaltung und Nachpflanzung unserer Holzungen in den Weg gelegt werden? —

Hr.

Hr. v. W. sagt seinen Lesern: daß er nun, seinem eifrigsten Wunsche zu Folge, von seinem Fürsten zum wirklichen Oberforstmeister sey ernannt worden. „Rastlos“ (ruft er in freudiger Begeisterung darüber aus) „will ich der geliebten „Wälder nun pflegen, deren undurchdringlichste Dickungen „doch minder labyrinthisch für mich seyn werden, als die der „weit mißlichern Rechtspflege, und im trauten Forste meist „wohnend, zwar Acacien eben nicht säen, auch wilde Katzen „nicht hegen, (auch wohl, wenn es thunlich ist, keine „wilden Schweine?) desto emsiger aber auf eure weit nützlichere Vermehrung bedacht seyn, ihr vaterländischen Eichen „und Buchen!“ Dazu wird jeder brave Forstwirth dem Verf. von Herzen Glück wünschen! und selbst die Hrn. M*** und Konsorten werden mit einstimmen. —

H. v. W. ist auch ein Mitglied des Dianen-Ordens geworden; und dieß war wohl die Veranlassung, daß er sein T. B. „dem König beyder Sicilien, dem Ersten aller Lieblinge Dianens, dem erhabenen Großmeister des ihr zu Ehren gestifteten Ritterordens“ widmete!!!

Cb.

Geschichte.

Michael Ignaz Schmidts, Kais. Kön. wirklichen Hofraths, ꝛc. Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von Joseph Milbiller, ehemaligem Professor zu Passau. Dreyzehnter Theil. Kaiser Leopold vom J. 1687 bis 1700.

Auch unter der Aufschrift:

Neuere Geschichte der Deutschen. Achter Band. Ulm, in der Stettinschen Buchhandlung. 1800. 322 Seit. gr. 8. ohne das Register. — Vierzehnter Theil, oder der Neuern Geschichte Neunter Band. Kaiser Leopold vom J. 1700 bis 1705.

1705. 296 Seiten ohne das Reg. Der Band 1 Rk.

Hr. M. der sich in dem zweyten dieser Theile, der Gottesgel. und Weltweish. Doktor, Kurpfalzbaierischen wirkl. geistl. Rath, und öffentl. ordentl. Professor an der hohen Schule zu Ingolstadt nennt, ist auch hier glücklich in die Fußstapfen seines berühmten Vorgängers getreten; ja es scheint sehr glaublich zu seyn, daß dieser eine gewisse Seite der hier erzählten Geschichte nicht völlig so frey und unpartheyisch, als er, behandelt haben würde.

Im zwölften Theile dieses Werks, dessen Anzeige sich im XLI. B. unserer Bibliothek S. 364 ffg. befindet, hatte Hr. M. die Geschichte unter Leopolds Regierung bis zum Augsburger Bündnisse im J. 1686 fortgeführt. Hier werden also zuerst die Folgen desselben und des damaligen Kaiserlichen Waffenglücks gegen die Türken im Verhältnisse gegen Frankreich beschrieben; sodann die merkwürdigsten Begebenheiten Deutschlands bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts vollständig und genau entwickelt. Eine so bekannte Geschichte hier nachzuerzählen, würde überflüßig seyn; aber einzelne Stellen und Bemerkungen können uns hin und wieder etwas aufhalten. Leopolds und Ludwigs XVI. politisches Betragen gegen einander ist an sich richtig dargestellt; doch hätte es noch mehr ins Licht gesetzt werden sollen, daß ersterer, bey aller seiner Redlichkeit, gleichwohl zum Unglück für Deutschland, der Zeitgenosse des letztern gewesen ist. S. 91 ist zwar wohl gezeigt worden, daß der schlechte Erfolg der deutschen Waffen gegen Frankreich im Kriege vom J. 1689 auch daraus entstanden sey, daß der Kaiser zugleich den Türkenkrieg führen mußte. Aber es hätte dabey nicht vergessen werden sollen, daß dieses der eigene Fehler desselben war, der schon im J. 1689 jenen Krieg sehr vortheilhaft endigen konnte; aber ihn lieber auf den Rath des Markgr. von Baaden fortsetzte. Unter dem J. 1692 suchten wir, wie in mehreren neuern deutschen Reichsgeschichten, vergebens einen sehr gewaltthätigen Schritt des Kaiserlichen Ministerium gegen einen der mächtigsten Reichsstände: die Gefangennehmung des Kursächsischen Feldmarschalls Schöning zu Töplitz, weil er an dem sich zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten erhobenen Mißverständnisse Schuld seyn sollte. Rec. besitzt auf einem

Quart-

Nördlingen gedruckt: „Bedenken wegen der Wegnehmung
„des Generals von Schönings aus dem Töplitzer Bade;"
worin zwar in einer steifen, halb lateinischen Deduktion;
aber doch gründlich und nachdrücklich genug, erwiesen ist:
„Daß diese mit dem von Sch. vorgenommene Captivirung
„nicht reif genug von denen Kais. Ministris überlegt, und des
„Kurf. zu Sachsen Hoheit, so dadurch violiret, nicht in ge-
„nugsame Consideration gezogen worden." Eine Parallelbe-
gebenheit unserer Tage macht diesen Schritt desto merkwürdiger.
S. 150. 252. und anderwärts finden wir den Namen des bekann-
ten französischen Gesandten Callières immer unrichtig Cail-
leres geschrieben. Eben so ist der Ausdruck S. 134 fg. der
Caimaman Bassa von Constantinopel fehlerhaft; es ist
der Kaimakan, (eigentlich Caïm-Mécam) der Stellver-
treter des Sultans oder Wessirs. Die berüchtigte Clausel
des 4ten Artikels im Ryswicker Frieden wird weniger ge-
hässig, als es in vielen Büchern geschieht, dem parteyischen
Nachgeben des Kaiserl. Hofes zugeschrieben; (S. 224 fg.)
und man muß freylich gestehen, daß die Franzosen mit dem
gebieterischen Trotze, den ihnen ihre damalige Superiorität
einflößte, alles durchsetzten, was sie wollten. Doch unterläßt
der Verf. auch nicht zu bemerken, (S. 234 fg.) daß der
Kurfürst von der Pfalz schon lange wegen dieser Einrückung
hinterlistig am Französischen Hofe unterhandelt habe, und
daß der Kais. Gesandte Kaunitz, in der leeren Hoffnung, die
Französisch. Gesandten würden diese Sache endlich vergessen,
dazu stille geschwiegen habe; ob er gleich längst darum wußte.
Sehr wohl ist S. 250 fg. das so verschiedene, aber eben des-
wegen auch von so ungleichem Erfolge begleitete Betragen
des Wiener und des Französischen Hofes an dem Spanischen,
wegen der bevorstehenden Eröffnung der dortigen Monarchie,
entwickelt worden. Am Ende dieses Theils wirft der Verf.
S. 312 die Frage auf: ob sich Deutschlands Zustand
seit dem Westphälischen Frieden verbessert habe?
„Dieser Friede, sagt er, hatte freylich den Gerechtsamen
„der Reichsstände und der ganzen Reichsform gleichsam das
„Siegel aufgedrückt. Eine andere Frage aber ist es, ob es
„überhaupt der Mühe werth gewesen sey, daß so viel Men-
„schenblut vergossen, und so viel Unheil über die Menschheit
„in Deutschland verhängt worden, um eine Verfassung,
„welche schon zuvor unwidersprechlich vorhanden
„war, schriftlich zu beurkunden? Glücklicher im ei-

„gentlichen Verstande war wenigstens Deutschland durch
„diese so theuer erkaufte Beurkundung nicht gewor-
„den. Seitdem ein Theil der Deutschen auf den unseli-
„gen Gedanken gerathen war, seine innerliche Religions-
„streitigkeit im dreyßigjährigen Kriege durch fremde Mäch-
„te entscheiden zu lassen, hatte die Nation fast alles Ver-
„trauen auf sich selbst, und mit demselben den größten Theil
„ihres bisherigen politischen Ansehens verloren. — — Wenn
„es auch wahr wäre, was die Protestanten vorgaben, daß
„der Kaiser die Reichsstände unter einem unerträglichen Joche
„gehalten; oder wenigstens gesucht habe, sie zu unterjochen:
„so haben sie dadurch, daß sie sich an den König von
„Frankreich anschlossen, doch nichts anders gewon-
„nen, als daß sie ein anderes Joch dafür eintausch-
„ten.“ Man sieht, daß Hr. M. hier mehr declamirt, als
historisch in die Beantwortung seiner Frage eindringt. Einen
Commentarius darüber zu schreiben, wäre für diesen Ort zu
weitläuftig; es sey also genug, ihn durch die Geschichte erin-
nern zu lassen, daß die unwidersprechlich vorhanden
seyn sollende Verfassung allerdings auf dem Papiere; aber
nicht in der Beobachtung des Kaiserlichen Hofes da gewesen
ist; wie eigenmächtige Achtserklärungen, Donauwörth, Re-
stitutionsedikt, u. dgl. m. bezeugen; daß, da es jener Hof
schlechterdings nothwendig machte, die gesetzmäßige Verfas-
sung Deutschlands nicht bloß schriftlich zu beurkunden;
sondern in eine unveränderliche Festigkeit, und das
mit den Waffen in der Hand, zu versetzen, ihm es auch
zuzuschreiben sey, wenn sie sehr theuer erkauft worden ist;
daß eben derselbe zuerst Spaniens Soldaten wider die
deutschen Protestanten gebraucht, und auch Schweden
zum Einbruch in Deutschland gereizt hat; daß der West-
phäl. Friede nicht bloß die politische und Religions-
gleichheit der Deutschen gegründet, sondern auch ihre
Religionsverträglichkeit befördert hat, und also in je-
der Betrachtung ein Glück für sie gewesen ist; und daß es
nicht bloß Protestanten, sondern sehr ansehnliche Katholi-
sche Reichsstände, sogar geistliche Kurfürsten gewesen
sind, welche sich mit Frankreich gegen den Kaiser ver-
bunden haben. Auch dasjenige ist etwas zu einseitig ge-
rathen, was der Verf. S. 317 fg. von den überspannten Be-
griffen der Reichsfürsten in Ansehung ihrer Souverainität,
Macht und Rechte, seit dem Westphäl. Frieden, gesagt hat.

Dage-

Dagegen ist die Kulturgeschichte der Deutschen in der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, auf den letzten Blättern dieses Theils etwas zu seicht abgehandelt worden.

Mit dem dreyzehnten Bande dieses Werks hörte der Vorrath von Materialien auf, welche Schmidt zur Fortsetzung desselben hinterlassen hatte, und welche auch H. M. größtentheils mitgetheilt worden sind. Seine vertrauten Freunde versicherten zwar, er habe auch den Stoff zu allen folgenden Bänden bereit liegen gehabt; und Hr. M. machte daher dieses in der Vorrede zum zwölften Bande bekannt. Allein entweder war die Nachricht unrichtig; oder Schm. Handschriften haben sich verloren. Er selbst ist, während seines fünfjährigen Aufenthalts zu Wien, nicht so glücklich gewesen, die geringste Unterstützung durch Mittheilung ungedruckter Aktenstücke und Urkunden, zu erhalten; unterdessen zeigt der Augenschein, daß er im vierzehnten Bande die besten gedruckten Quellen fleißig benutzt habe. In demselben ist nun Leopolds Regierungsgeschichte vollendet; und, wie man leicht errathen kann, nimmt der nunmehr entstehende Spanische Successionskrieg den meisten Platz ein. Wir werden uns daher auch hier nur bey einigen Stellen verweilen. Daß Maximilian Emanuel, Kurfürst von Baiern, im gedachten Kriege sich mit Frankreich gegen den Kaiser verband, rührte wohl hauptsächlich davon her, daß ihm, der bereits Statthalter der Spanischen Niederlande war, wenige Tage nach dem Tode des Königs von Spanien, durch einen besondern Vertrag die spanischen Niederlande überlassen, und andere Vortheile von Frankreich versprochen worden waren. Ob darunter auch die Kaiserwürde gewesen sey, ist ungewiß. Der Verf. meint S. 11. es könnte seyn, daß ein Artikel, welcher diesen Punkt betraf, mündlich verhandelt worden sey. Er setzt hinzu, einer von den wichtigsten Umständen, welcher zu diesen Gesinnungen und Entschließungen des Kurfürsten vielleicht eben so viel, wo nicht mehr als alle künstliche Eingebungen Ludwigs beygetragen haben mögen, sey dieser gewesen, daß der Herzog Philipp von Anjou und nunmehrige König von Spanien der Sohn einer Schwester des Kurfürsten war, welche er jederzeit zärtlich geliebt hatte; einen Verwandten, der ihn nie beleidigt hatte; dem er vielmehr von ganzem Herzen gewogen war, zu bekriegen; oder ihn auch nur ohne Unterstützung zu lassen, war in seinen Augen höchst

wahrscheinlich ein Unrecht, gegen welches sich sein ganzes Herz empörte; neutral aber bleiben zu können, dazu zeigte sich keine Hoffnung. Wir zweifeln jedoch, ob die Anverwandtenliebe bey einem so klugen Fürsten es hauptsächlich habe bewirken können, daß er sich, sein Haus und seine Länder in die augenscheinlich größte Gefahr gesetzt habe. Man kann auch hierbey bemerken, daß die frühzeitig feindselige Erklärung des Kurfürsten, und seine Gewaltthätigkeit gegen die Reichsstadt Ulm, nicht wenig dazu beygetragen hat, das gesammte deutsche Reich in einen Krieg zu verflechten, der eigentlich nur das Haus Oesterreich angieng. Hr. M. hat diesen staatsrechtlichen Theil der Geschichte des Span. Succeß. Krieges sehr gut ins Licht gesetzt. Die Kriegsbegebenheiten desselben sind ebenfalls sorgfältig beschrieben; und so finden wir auch S. 217 fg. den Ursprung der Empörung in Ungarn nicht übel aufgeklärt; wenn es gleich hier scheint, daß dem Verf. eins und das andere wichtige Werk darüber gefehlt habe. Ragoczy, wie er hier und von den meisten deutschen Schriftstellern geschrieben wird, muß Rakoczy heißen. Auch der Anfang und Fortgang des Nordischen Krieges ist von dem Verf. S. 282 fg. in den nöthigen Zusammenhang mit der deutschen Geschichte gebracht worden. Man kann jedoch nicht mit ihm behaupten, daß die Erweckung desselben zum Theil von dem kriegerischen Feuer des eroberungssüchtigen Königs Karls XII. von Schweden hergerührt habe. Bekanntermaaßen wollten ihm vielmehr seine drey Nachbarn die alten großen Schwedischen Eroberungen entreißen; daß er aber nachher durch seine unersättliche Kriegslust und Rachbegierde den von ihm nicht erregten Krieg ohne Noth erweitert und verlängert hat, ist etwas anders. Der Verfasser schließt S. 291 fg. mit Leopolds wohl, wenn gleich nicht ganz vollständig, gezeichnetem Charakter. „Seine Frömmigkeit, schreibt er, war in Aberglauben ausgeartet, und hatte eine unbedingte Ergebenheit in den Willen „der Geistlichkeit nach sich gezogen. Daher seine Intoleranz „nicht nur gegen diejenigen, welche wirklich in Glaubenssachen „anders dachten, als er; sondern auch gegen jeden, der nicht „eben ein Frömmler war, oder der wenigstens seinem Beichtvater mißfiel. Die Geistlichkeit übte eine beynahe uneingeschränkte Herrschaft über ihn aus. Er besaß sehr viel natürliche „Herzensgüte; aber er war auch ungemein hartherzig, wenn „es seiner Meinung nach die Verletzung der Religion betraf.

Seine

„Seine Freygebigkeit trieb er bis zur Verschwendung, und
„seine Liebe zur Ordnung bis ins Mechanische. Ueberhaupt
„ließ er sich gern von andern leiten, und er hatte oft das so
„vielen Menschen zustoßende Unglück, daß diejenigen, denen
„er sein Vertrauen schenkte, nicht allemal gute Menschen wa-
„ren; daher er denn öfters hintergangen wurde. Hatte er
„aber einmal sein Vertrauen auf jemanden gesetzt: so hielt
„es bey ihm äußerst schwer, sich von demselben loszureißen.
„Von den Seinigen wurde er nicht geliebt; er schreckte durch
„seinen ungemeinen Stolz jeden von sich zurück. Leutselig-
„keit und Herablassung fehlten ihm ganz; in seinem ganzen
„Betragen, auch in dem Umgange mit Großen, war er
„ernsthaft, trocken und steif. Cärimoniel und Prunk hatten
„bey ihm einen hohen Werth, und über der Spanischen Eti-
„quette hielt er mit der äußersten Pünktlichkeit. Uebrigens
„war er nicht leer an Kenntnissen in Staatssachen. Auch in
„fremden Sprachen und in den Wissenschaften war er nicht
„unbewandert; der französischen Sprache aber war er eben so
„gram, als dem französischen Hofe selbst; nicht einmal seine
„Hofleute durften sich im Umgange derselben bedienen. Die
„Gelehrsamkeit schätzte und beförderte er bey jeder Gelegen-
„heit.“ Die letzte Untersuchung des Verf. betrifft die Frage:
ob das deutsche Reich unter seiner Regierung gewonnen oder
verloren habe? und das Resultat davon ist dieses: „Wenn
„Deutschland in Hinsicht auf die Kultur des Bodens, auf
„Manufakturen, Künste, Handel und Wissenschaften, ferner
„in Hinsicht auf die bessere Ausbildung des Verstandes und
„größere Verfeinerung der Sitten in Aufnahme kam: (doch
„nicht durch ihn?) so darf man doch zuversichtlich behaupten,
„daß dasselbe, wenn es auf einer Seite gewann, auf der an-
„dern durch die äußerst verwüstenden und unglücklichen Krie-
„ge, durch seine religiöse Denkungsart und große Intoleranz,
„auch durch manche seiner eigenmächtigen Handlungen, wel-
„che das gute Vernehmen zwischen Haupt und Gliedern auch
„unter den Reichsständen selbst störte, in doppeltem Maaße
„verlor.“

An seiner Schreibart hat der Verf. noch genug zu bessern.
Provincialismen besonders, wie eine schwere Inzicht, son-
derheitlich, wenigst, der Kurfürst aus Baiern, u. dgl.
m. verschmähet der edlere historische Ausdruck; und öfters

ist es zu sehr ein steifer Ton von Excerpten, dessen er sich bedient hat.

DI.

Biographie Peters des Dritten, Kaisers aller Reussen, zur unparteyischen Ansicht der Würkung der damaligen Revolution, und zur Berichtigung der Beurtheilung des Charakters Catharinens II. von Herrn von Saldern, Russisch-Kaiserlichem Gesandten an verschiedenen Europäischen Höfen, 2c. Nach dem Französischen übersetzt. Nebst einer Abbildung der Münze mit dem Brustbilde Peters III. welche Catharina II. bey ihrer Thronbesteigung aus dem Cours brachte. (Diese Abbildung fehlt in unserm Exemplare.) Petersburg, 1800. 18 Bog. gr. 8. 1 Rg. 8 gr.

Man findet freylich keine erhebliche Ursache zu zweifeln, daß der berühmte Staatsmann, der als Verfasser dieser Biographie angegeben wird, es wirklich sey, und daß er, wie in der Vorrede erzählt wird, dieselbe in der Handschrift einem seiner Freunde anvertraut habe, von dem sie, nach dessen Tode, dem Herausgeber übergeben worden sey; doch mit der Bedingung, ihr vor dem Ableben Catharina II, keine Publicität zu ertheilen. Es zeigt sich hier durchgehends ein von vielen wenig bekannten oder geheimen Auftritten und Umständen sehr wohl unterrichteter Schriftsteller; und unparteyische Ausländer, die sich lange in Rußland aufgehalten haben, versicherten uns die Wahrheit von einem großen Theil der hier mitgetheilten Nachrichten. Die Freymüthigkeit derselben steigt sehr hoch; aber hin und wieder regt sich doch der Verdacht, daß entweder der Verf. manchen Gerüchten von der schlimmsten Art zu leicht geglaubt; oder daß man Zusätze zu seiner Handschrift gemacht haben möchte. Befremdend ist es auch, daß ein Mann von solchem Ansehen und so ausgebreiteter Bekanntschaft am Hofe, und in den umliegenden Gegenden von St. Petersburg, manche Namen der hervorragendsten Personen und Oerter unrichtig geschrieben

ben haben sollte. Sa kommt S. 11 Razomowsky anstatt des so bekannten Rasumowsky, S. 33 und sonst öfters Daskof anstatt Daschkow vor. Das bekannte Lustschloß Krasna-Zelo wird S. 76 Kraska-Zelo genannt. Eben daselbst wird das Landhaus, in welchem Peter III. sein tragisches Ende nahm, Robcak genannt; wir wissen aber zuverlässig, daß es Robscha heiße. Doch solche Versehen ließen sich endlich noch erklären; aber daß auf der einen Seite, neben einem großen Geiste, nichts als die schwärzeste Bosheit und Lasterhaftigkeit; auf der andern Seite nichts als der weiseste und wohlthätigste Regentencharakter gezeigt wird, wo doch mit vieler Gutmüthigkeit und gemeinnützlicher Thätigkeit auch genug Schwäche und Unvorsichtigkeit verbunden war; das spricht wenigstens nicht für gänzliche Unpartheylichkeit und Mäßigung. Uebrigens muß man sich auch des Umstandes erinnern, daß Hr. von Saldern, von Catharina II. zurückberufen, diesem Rufe nicht gefolgt ist; sondern, weil ihm ihr Mißvergnügen über ihn bekannt war, mit Niederlegung seiner Stelle in Deutschland geblieben ist, und daselbst seine Tage beschlossen hat. Die Nachricht des Herausgebers, daß er dieses Werk ursprünglich als einen Beytrag zu einem geheimen Unterrichte des damaligen Großfürsten aufgesetzt, und daß ihn die Kaiserinn, davon benachrichtigt, deswegen zurückgerufen habe, überlassen wir seiner Glaubwürdigkeit. Aber sehr feyerlich ist die Erklärung des Verf. gegen das Ende seiner Schrift, S. 261. „Wenn jene große Stunde herannahet, wo ich von dem Schauplatze der Erde abgerufen „werde, um zu den Planen des Ewigen eine Rolle auf einer „andern Bühne zu übernehmen; dann würde mich nichts „mehr drücken, nichts mit bitterer Reue mich erfüllen, als „wenn ich unterlassen hätte, der Nachwelt das zu geben, „was ich besitze, um das Andenken eines Monarchen zu würdigen, der ein so beyspielloses Opfer des Neides, der Verleumdung, des ungerechtesten Hasses, der strafbarsten Herrschsucht und der blindesten Wuth, in der letzten Hälfte des aufgeklärtesten Jahrhunderts geworden ist;“ u. s. w.

Tiefer können wir in die Beurtheilung dieser an sich lesenswürdigen Biographie nicht hineingehen; sind aber allerdings der Meinung, daß es selbst für Peter III. geschweige denn für seine Gemahlinn, noch etwas zu früh seyn dürfte, eine nicht bloß vollständige; sondern auch von allem Einflusse

der Partheyen und Leidenschaften freye Lebensbeschreibung aufzusetzen. Uebrigens besteht sie aus neun Abtheilungen, welche nicht nur die Geschichte des Kaisers erzählen; sondern auch seine Rechte auf den russischen Thron entwickeln, und das Werk Le Pour et le Contre zergliedern, um die hier gegen Catharina II. vorgebrachten Beschuldigungen zu belegen. In der Vorrede zeigt der Herausgeber deutlich genug, wie partheyisch und öfters ganz unrichtig Rülhiere seine anfänglich mit so vielem Beyfall gelesene Beschreibung der Russischen Staatsveränderung vom Jahr 1762 abgefaßt habe.

Vgb.

Ideal einer Geschichte der deutschen Nation in philosophischer Hinsicht. Eine feyerliche akademische Antrittsrede, abgelesen am 11ten Decemb. 1799 von Joseph Milbiller, der Gottesgelehrtheit (Gottesgelehrsamkeit, noch besser Religionswissenschaft) und Weltweisheit Doktor, churfürstl. wirkl. geistlichem Rathe, und öffentlichem ordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Ingolstadt. Ingolstadt, bey Krüll. 1800. 56 S. kl. 8. 4 gr.

Hr. M. hätte nicht nöthig gehabt, sich zu entschuldigen, daß er diese Rede auf Verlangen drucken ließ. Man kann der gründlichen Anleitungen zur ächten historischen Methode nicht zu viel in einem Zeitalter besitzen, wo beynahe diejenigen Schriftsteller, welche sich am weitesten von derselben entfernen, die beliebtesten sind; wo alles auf Kosten der Geschichte unterhalten und belustigt seyn will, und täglich neue Ideen und Principien ausgebrütet werden, die der Modehistoriograph der Geschichte aufdrängt; aber auch dadurch das Lob erlangt, überall ein ganz neues Licht verbreitet zu haben. Es war uns bereits dieses an der Veranlassung gegenwärtiger Rede sehr merkwürdig, (so wie es rühmlich für die Stifter dieser Anstalt ist,) daß dem Verf. nach S. 8. 9. aufgetragen worden ist, obgleich längst schon auf der Universität Ingolstadt die deutsche Reichsgeschichte in Beziehung auf die

die Rechtsgelehrsamkeit, und vorzüglich auf das deutsche Staatsrecht, vorgetragen worden war, und noch wählt doch zugleich, neben der Geographie, Statistik und Europäischen Staatengeschichte, auch die Geschichte der Deutschen, in philosophischer Hinsicht zu lehren. Denn hat nicht das Studium der deutschen Geschichte dadurch merklich gelitten, daß sie fast immer nur zum juristischen Gebrauche behandelt, beschnitten und gelehrt worden ist? gleichsam als wenn dieses, wo nicht ihr einziger, doch ihr wichtigster Nutzen wäre; oder als wenn in derselben nur davon die Rede seyn könnte, was Kaiser und Reichsstände für sich und über die Nation beschlossen haben; auf diese aber ganz und gar nichts ankäme. Daher rühret denn auch das lächerliche Urtheil, das wir uns mehr als einmal von sich sehr weise dünkenden und sehr angesehenen Männern gehört zu haben erinnern, daß der Lehrer der Geschichte ein Rechtsgelehrter seyn müsse. Glücklicherweise hat man seit M. J. Schmidts Zeiten, der eigentlich in Mascovs und Mösers Fußstapfen trat, die Nation mehr der Ehre werth geachtet, in ihrer Geschichte zu untersuchen, was sie mit eigenen Kräften unternommen, ausgeführt, erfunden, für ihre Bildung überhaupt versucht und gewirkt habe. Im Grunde ist der Zusatz: in philosophischer Hinsicht, etwas überflüßig. Denn so wie jede edle Behandlung der Geschichte philosophisch seyn muß: so muß insonderheit bey der deutschen Nationalgeschichte, wenn sie lehrreiche Resultate geben soll, auf Geist und Gaben, Neigungen und Sitten, Endzweck und Mittel, u. dgl. m. ein unablässig forschender Scharfblick gewandt werden; der aber niemals hoch über den historischen Boden wegfliegen darf. Allerdings hat Hr. M. sowohl den so fruchtbaren Inhalt der deutschen Kulturgeschichte, als den sichern Weg, auf dem sie bearbeitet werden muß, endlich auch den hohen Werth und die Nutzbarkeit derselben bündig entwickelt. Wir wünschen, daß man auf hohen Schulen immer aufmerksamer auf dieselbe werden, den Deutschen immer bekannter mit sich selbst machen möge.

Ek.

Hand-

Handbuch der Geschichte unserer Zeiten, vom Jahre 1740 bis zum Jahre 1799 von Julius August Remer. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1799. 1 Alph. 6 Bog. 8. 1 Rt.

Dieses Buch leistet mehr als der Titel verspricht. Dieser läßt nur eine Geschichte der neuesten Begebenheiten in der politischen Welt erwarten; dahingegen jenes außerdem auch noch eine gedrängte Uebersicht derjenigen Fortschritte, welche die Wissenschaften in den letzten sechs Jahrzehenden gemacht haben, liefert; von denen die der theologischen der Abt Henke, die der mathematischen der Prof. Pfaff, die der philosophischen der Hofrath Schulze, (Verfasser des Aenesidemus) und die der medicinischen, nebst der Naturkunde und Chemie, der Sohn des Verfassers, welcher Doktor der Medicin ist, bearbeitet hat: die der Jurisprudenz aber von einem geschätzten Rechtsgelehrten, der nicht genannt seyn will, verfertigt worden ist.

Eine sorgfältige, mit vielem Scharfsinn getroffene Auswahl, ein körnigter, dem Gegenstande angemessener Styl, gesunde Beurtheilung, und eine anständige Freymüthigkeit, zeichnen dieses, eigentlich den, von dem Verf. über die neueste Zeitgeschichte zu haltenden öffentlichen Vorlesungen zur Grundlage dienende Handbuch sehr zu seinem Vortheil aus. Höchst beyfallswerth ist die Anführung der besten Quellen und brauchbarsten Hülfsmittel, zu Anfange der Abschnitte und unter dem Texte, denen wir aber hier und da noch eine größere Vollständigkeit und strengere Auswahl wünschten. — So vermissen wir unter den Quellen der neuern russisch. Geschichte, die vortreffliche Biographie Potemkins, welche in den letzten Jahrgängen der Minerva steht; ferner bey der Geschichte des siebenjährigen Krieges, das bekannte Werk: von Schlesien seit 1740, und die Biographie Ziethens von der Frau v. Blumenthal. Das Giesekensche Handbuch würden wir bey der Geschichte der Dichtkunst, als völlig unbrauchbar übergangen, und statt dessen Küttners Charaktere deutscher Dichter, C. H. Schmidts Nekrolog, und Vetterleins Handbuch angeführt haben. —

Schwer-

Schwerlich dürfte irgend eine Nation der unsrigen zwey Handbücher der neuesten Geschichte, wie das vorliegende, und des verstorbenen Prof. Büsch Geschichte der neuesten Welthändel ist, entgegenstellen können.

Mh.

Staatswissenschaftliches Magazin. Mainz und Leipzig. 1800. Hamburg, bey Villaume. Erstes und zweytes Heft. 196 Seit. 8. Jedes Heft 10 gr.

Ist nicht sowohl eine neue Zeitschrift, als vielmehr die Fortsetzung der neuesten Staatsanzeigen unter veränderten Titel und mit geringer Abänderung des Plans. Die einzige, welche hier sich zeigt, ist die Lieferung ganzer Abhandlungen in einem Hefte, statt deren vorherigen Zerstückelung in mehreren. —

Inhalt: I. Ueber die Censur der Zeitungen, und einige nicht selten dabey vorkommende Mißbräuche. S. 1 — 42. Dieses ist die unparteyische Prüfung eines äußerst wichtigen praktischen Gegenstandes. Es sind darin nützliche Bemerkungen über die politischen Zeitungen selbst, über den dreyfachen Unterschied der Hof- der Ministerial- und der bloß privilegirten Zeitungen, über den Geist einzelner Strasburger, Augsburger, Hamburger, Baireuther Zeitblätter, und auch Verbesserungs-Vorschläge im Allgemeinen, z. B. der Plan einer Oppositions-Zeitung, verflochten. Wegen parteyischer Uebertheurung und Spedition erhebt der Verf. gegen die Oesterreichischen Territorial- und die Taxischen Oberpostämter zu Augsburg, Frankfurt, Bamberg, und zu Nürnberg bittere Klage; wobey jedoch die leider! vorhandenen Thatsachen und Beweise näher und bestimmter hätten beygebracht werden sollen. Insbesondere fehlt es bey dem sehr gerechten Tadel der Censur-Anstalten, an anschaulicher Rüge der persönlichen Verhältnisse der Censoren. Eine besondere Instruktion, wie sie der Verf. verlangt, ist in manchen Staaten schon vorhanden; aber die Unwissenheit oder Ueberladung des Censors mit andern Berufsgeschäfften,

hemmt

hemmt beim Gebrauch, und vergrößert demungeachtet die Plage und den Zwang des Zeitungsschreibers. In einigen großen Reichsstädten wird sogar die Censur einem Subalternen des Raths anvertrauet. Die Oberpostamts-Zeitungen zu Augsburg, Nürnberg und Frankfurt, sind ganz censurfrey; aber ihrer Erhaltung, und der Rücksichten gegen den kaiserlichen Hof wegen, censiren sie sich selbst mit vieler Strenge, und oft zum Schaden ihrer Leser. Mit verdientem Lobe hätte das abstechende Beyspiel der Preuß. Staaten angeführt werden können, wo der Censor ein angesehenes Mitglied des Departements der auswärtigen Angelegenheiten ist, und im Staatshandbuche öffentlich genannt wird. Rec. hätte auch gewünscht, daß der Redakteur, statt die eingesandten Aufsätze in Anmerkungen zu berichtigen und zu kommentiren, beydes in eins geschmolzen hätte; so wie überhaupt auch in den folgenden Abhandlungen der Text durch zu viele und zu lange Noten unterbrochen wird.

II. **Ein Blick auf Landesstände, auf Hildesheim, und zugleich auch ein Wort von dem Verbrechen der beleidigten Majestät, dessen der Freyherr Moritz von Brabeck beschuldiget werden.** S. 42—152. Enthält eine ausführliche Entwickelung der Verfassung des Bisthums Hildesheim mit Hinsicht und Anwendung auf den bekannten Brabeckschen Fall; ganz im Geiste der Häberlinschen Defension, und mit großer Freymüthigkeit aus der Geschichte der Würtemberger und Mecklenburger Stände erläutert.

III. **Etwas über die Regierungsgeschichte des jetzigen Erzbischofs zu Salzburg.** S. 152—179. Eine wahrhafte Darstellung des verderbten Zustandes vom Erzstifte vor der Regierung des Hieronymus (von Colloredo), und der Verdienste des Letztern um Finanzen, Wissenschaften und um sittliche Aufklärung. Jedoch wird vieler Schatten auf dieses Licht, vorzüglich durch die Privatbereicherung und die Rückkehr in den letzten Jahren auf die alte Verfinsterung geworfen. Sehr praktisch wird nach der Moreauschen Occupation und Belegung des Erzbisthums im December 1800. der kameralistische Abschnitt dieser Abhandlung.

IV. **Ueber die von Bonaparte beym Papste gesuchte Aufhebung des Eheverbots der Geistlichen.** Beruhet auf einer unbestätigten Zeitungssage, und ist über-

dem

dem mit vielen Allotrien durchwebt. Der Friede mit dem Papste wird jetzt (Januar 1801) auf ganz andern Principien begründet.

Sf.

Kann die jetzige Regierung von Frankreich Bestand haben, und hat die Englische Regierung Gründe, sich einem Frieden mit Frankreich zu widersetzen? — Nach dem Französischen mit Anmerkungen eines Deutschen. 1800. 48 S. 8.

Der erste Theil der Frage wird bejahet, der zweyte verneint — von einem zurückgekehrten Emigranten.

Aufruf an die Menschheit bey dem Antritt eines neuen Jahrhunderts, 1801. 44 S. 8.

Voll gutgemeinter Wünsche und Aufforderungen; aber ohne zweckmäßige Anwendung.

Aussichten für die Proprietaire irgend einer Art beym Anfange des neunten Jahres der französischen Republik. Im October 1800. 94 S. 8.

Von einem Antibonapartisten und Emigranten, der in Frankreich weder Ruhe noch Sicherheit des Eigenthums findet, und also wahrscheinlich nicht zurückkehren will. Uebrigens kräftig und gut geschrieben und übersetzt.

***

Ord.

Ordre Souverain de St. Jean de Jerusalem. St. Petersbourg, de l' Imprimerie Imperiale. 1800. 60 S. 12.

Ein sehr merkwürdiges Namensverzeichniß derer vom Kaiser Paul I. ernannten Maltheser-Ritter, namentlich des in Petersburg residirenden obersten Conseils, des russischen Groß-Priorats und der neuen Katholisch-Russischen Zunge. — Drey Gesandten des neuen Großmeisters in Deutschland, Graf Kollowrath in Wien, Graf Arco in München und Freyherr von Pfürdt für alle übrigen deutschen Reichsstände. — 16 Ritterinnen (Dames de la Croix) — Unter den deutschen Fürsten die Prinzen von Meklenburg und Würtenberg, ein Prinz von Schwarzburg-Rudolstadt, Prinz Franz von Anhalt-Bernburg Schaumburg, Prinz Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, und Prinz Heinrich Reuß der 63te. Mit dem total veränderten politischen System, kontrastiren hier die Namen des ganzen Bourbonischen Königshauses, des zahlreichen emigrirten französischen Adels und einiger Engländer gar sehr.

Nd.

Gelehrtengeschichte.

Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit, von *Johann Georg Meusel. Erste und zweyte Abtheilung.* Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1799. 2 Alphabet 10 Bogen gr. 8. 2 Rt. 16 gr.

Für den Werth dieser Arbeit erregt schon der Name ihres Verfassers ein sehr günstiges Vorurtheil; und nicht leicht kann von allen deutschen Literatoren irgend Einer mehr Beruf zur Abfassung eines Handbuchs von dieser Bestimmung haben, als ein Mann, dessen Lebensgeschäfft Literatur war, und der sich um diese Klasse von Kenntnissen und deren Verbreitung schon so manche allgemein anerkannte Verdienste erworben hat. Nicht minder rühmlich bekannt und verdienst-

lich

sich ist sein grosser beharrlicher Fleiß und seine sorgfältige, gewissenhafte Genauigkeit im Forschen, Sammeln und Anordnen. Dazu kommt, daß gegenwärtiges Lehrbuch die Frucht mehrjähriger Vorbereitung und Zurüstung, und aus den von dem Verf. für seine Vorlesungen ausgearbeiteten Heften entstanden ist. Dem Ideale zwar, welches ihm von einer allgemeinen pragmatischen Literarhistorie vorschwebte, von einer Geschichte aller Wissenschaften, zu allen Zeiten, unter allen Nationen, diesem Ideale getraute der Verf selbst sich kein Genüge zu thun; und Rec. ist mit ihm lebendig überzeugt, daß überall solch ein Werk sich schwerlich befriedigend schreiben lasse. Seine Absicht beschränkte sich also zunächst nur auf einen Leitfaden für seine Zuhörer; der aber nun gewiß allen Liebhabern, und selbst den geübtern und vertrautern Kennern der Literatur willkommen und brauchbar seyn wird.

Zweckmäßige Auswahl und unablässige Beobachtung der Gränzlinie zwischen dem zu Viel und zu Wenig, fällt allerdings bey der Abfassung jedes Compendiums äußerst schwer; am allerschwersten aber bey der Verfertigung eines Handbuchs und Leitfadens für die Geschichte der Wissenschaften; auch deswegen schon, weil sie nicht alle gleich eifrig und fruchtbar bearbeitet sind. Anfangs wollte der Verf. nur bloß ein Skelet geben; er ließ sich aber, und gewiß zum großen Vortheile der Leser, durch seine Freunde zu einiger Bekleidung desselben bewegen. Sehr begreiflich ist es indeß, daß ihn bey der Ausführung die Hinsicht auf Kürze und Verhältniß, die Nennung oder Uebergehung mancher Namen, und so manche andre Schwierigkeit, oft verlegen machen mußte. Wer wird ihm aber Vorwürfe über unvermeidliche, aus der Natur der Gegenstände selbst entstandene Unvollkommenheiten machen? Der gewiß am wenigsten, der durch eigene Versuche jene Schwierigkeiten kennt.

Bey der Behandlung des Zustandes der Wissenschaften befolgte er die chronologisch-ethnographische Methode; weil er mit Recht glaubte, man entgehe dabey mancher Verwirrung und Wiederholung, und könne dadurch eine größere Masse nützlicher Notizen umspannen, als bey irgend einer andern. Gewissermaaßen verbindet unser Verf. beyde Methoden, die analytische und synthetische dadurch, daß er in je-

dem Zeitraume zuerst den allgemeinen Gang der Kultur gelehrter Kenntnisse, und dann die specielle Beschaffenheit der einzelnen Wissenschaften darzustellen sucht. Eigentliche Kulturgeschichte, und die der bildenden und mechanischen Künste, schloß er von seinem Plan aus; denn jene gehört in die Universalhistorie, und diese schien ihm zu heterogen, als daß sie ohne Zwang der Geschichte der Gelehrsamkeit angepaßt werden könnte. Uebrigens geschah es absichtlich, daß der Verf. die sogenannten höhern Wissenschaften minder ausführlich behandelte, als diejenigen, welche ihnen zur Vorkenntniß dienen; dergleichen Historie, Philosophie, Mathematik, Philologie, u. s. f. sind. Die Geschichte der drey Fakultätswissenschaften muß von dem, der sich ihnen widmet, ohnehin besonders studirt werden; und was hier davon vorgetragen wird, kann zur Einleitung solch eines weitern Studiums dienen. Auch ist es nun von der Art, daß so viel Kenntniß, als hier ertheilt wird, einem Jeden nothwendig ist, er mag sich bekennen zu welcher Wissenschaft er will.

Die Absonderung der allgemeinen bibliographischen Notizen von allgemeinen und besondern Literaturwerken, und ihre Aufnahme in die Einleitung finden wir sehr zweckmäßig. Bey den Büchern wird hin und wieder auf ihre Recensionen, aber nur auf solche verwiesen, welche entweder brauchbare Auszüge aus kostbaren und ausländischen Werken, oder Zusätze und Verbesserungen zu den beurtheilten Büchern enthalten.

In der Einleitung werden zuerst die Begriffe von Gelehrsamkeit und ihrer Geschichte, von einem Gelehrten, u. s. f. ganz kurz entwickelt, und sodann die allgemeinen und besondern Werke über die Geschichte der Gelehrsamkeit nachgewiesen; unter den letztern theils diejenigen, welche einzelne Zeiträume, theils solche, welche einzelne Wissenschaften betreffen; sodann auch die biographischen Werke von allgemeiner und specieller Art. Die hier gesammelten Notizen sind so genau und vollständig, daß sich nur wenig hinzuzusetzen finden möchte, und liefern daher ein sehr brauchbares, bisher noch nicht in solcher Vollkommenheit zusammengestelltes Repertorium. Nicht minder schätzbar ist das sehr gut angeordnete, und hier gleichfalls vollständiger als irgendwo gegebene Verzeichniß gelehrter Journale und Zeitungen, die in allgemeine und besondere getheilt sind. Darauf folgt eine Anzeige

zeige von Werken über seltene Bücher, von den sogenannten Büchern in Ana, von Katalogen öffentlicher und einiger Privatbibliotheken, und anhangsweise von den vornehmsten Uebersetzungsliteraturen. Den Schluß dieser Einleitung macht eine allgemeine Uebersicht der Wissenschaften und ihrer Theile; wobey der Verf. fast ganz dem Hofr. Schütz in dem Auszuge der encyklopädischen Tafel vor dem allgemeinen Repertorium der Literatur für die Jahre 1785—90, und den zum Theil daraus entlehnten Tabellen in Krug's systematischer Encyklopädie der Wissenschaften gefolgt ist. Vielleicht wäre hier jedoch die Erwähnung anderer Ansichten und Eintheilungen nicht überflüßig gewesen.

Der Leitfaden selbst beginnt mit der Eintheilung der Geschichte der Gelehrsamkeit, die bey dem ganzen Werke zum Grunde liegt. Der Verf. sondert sechs Zeiträume ab. Der erste geht von Moses bis auf Alexander den Großen; der zweyte von da bis zum Absterben des Kaisers Augustus; der dritte bis zur großen Völkerwanderung; der vierte bis zur Zeit der Kreuzzüge; der fünfte bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften; und der sechste bis auf die neueste Zeit. In jeder dieser Abtheilungen nimmt er Rücksicht auf die allgemeine Beschaffenheit der Wissenschaften und ihre Kultur; auf die Beförderer derselben; auf die merkwürdigsten, und besonders auf die in mehr als Einer Wissenschaft Epoche machenden Gelehrten; auf die während jedes Zeitraums entstandenen denkwürdigen Lehranstalten und gelehrten Gesellschaften; auf die vorzüglichsten Bibliotheken, und endlich auf die Schicksale der einzelnen Wissenschaften nach der voranstehenden Ordnung, und auf die Gelehrten und ihre Schriften, durch welche sie bewirkt wurden. — An dieser allgemeinen Anführung des Inhalts und Plans wird es den Lesern unserer Anzeige genügen; und sie werden keinen weitern detaillirten Auszug eines Buches von so reichem und mannichfaltigem Inhalte von uns erwarten. Daß nicht jede Haupt- und Unterabtheilung mit gleicher Ausführlichkeit behandelt werden konnte, brachte die Natur der Gegenstände selbst mit sich; aber die Aufmerksamkeit des Verf. auf möglichste Bestimmtheit und Vollständigkeit seiner Darstellung blieb sich durchgängig gleich; und so erhält man nicht nur von dem Interessantesten und Charakteristischen jedes Zeitraums eine befriedigende allgemeine Uebersicht; sondern auch über die merk-

 würdig-

würdigsten Gelehrten jeder Zeit, und ihre schriftstellerischen Bemühungen, selbst auch über Gehalt und Werth derselben, alle die Belehrung, die sich nur immer von solch einem summarischen Grundrisse wünschen und erwarten läßt. Bey den klassischen Schriftstellern der Griechen und Römer hat sich der Verf. in dem ältern Theile seiner Geschichte am längsten verweilt; und wenn man gleich über die Literatur derselben anderweitige und ausführlichere Werke besitzt: so ist doch das, was hier darüber gesammelt und nachgewiesen ist, nichts weniger als überflüßig. Selbst die, welche im Besitz und Gebrauch dieser größern Werke sind, werden in den hier mitgetheilten kurzen Notizen Manches besser übersehen, und selbst Manches aus ihnen berichtigen und ergänzen können. Uebrigens schien es dem Verf. mit Recht hinreichend, von den Ausgaben der alten Klassiker nur immer die beste, oder auch ihrer zwey zu nennen, wenn beyde eigenthümliche Vorzüge besitzen, und von ihren Uebersetzungen nur solche anzuführen, die mit brauchbaren Anmerkungen oder Abhandlungen versehen sind. Bey den über sie vorhandenen Erläuterungsschriften aber mußte die Auswahl oft schwer fallen; sie ist aber meistens so glücklich getroffen, daß man wohl sieht, der Verf. habe nicht aufs Gerathewohl, sondern mit Einsicht und Sachkenntniß unter mehrern die interessantesten gewählt.

Von den hier angezeigten beyden Abtheilungen befaßt die erste, außer der Einleitung, nur den ersten und zweyten Zeitraum. Die drey folgenden sind in der zweyten Abtheilung enthalten; und der letzte, welcher die Geschichte der Literatur bis auf unsere Zeiten fortführen wird, steht noch in einer dritten zu erwarten. Ihr wird auch ein Register beygefügt werden.

Dr.

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Sechste Abtheilung. Geschichte der Philosophie von Joh. Gottlieb Buhle. Erster Band. Göttingen, bey Rosenbusch's Witwe.

Auch

Auch unter dem Titel:

Geschichte der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. Erster Band, Einleitung, welche eine Uebersicht der ältern philosophischen Systeme bis zum funfzehnten Jahrhunderte enthält. 1800. 896 S. gr. 8. 2 Rh. 20 gr.

„Uebrigens," sagt der Verf. am Schlusse der Vorrede, „liegt „bey dieser ganzen historischen Darstellung der ältern Philoso-„phie, mein Lehrbuch der Geschichte der Philosophie zum „Grunde, so daß jene gewissermaaßen als ein Auszug aus die-„sem zu betrachten ist, namentlich, was das Platonische, „Aristotelische und Plotinische System betrifft." Da dieß Lehrbuch sattsam bekannt, auch in dieser Bibliothek angezeigt ist: so glauben wir, zur Ersparung des Raums, weiter nichts hinzusetzen zu dürfen. Der Verf. zeigt zwar mit mehreren Gründen, daß ohne Kenntniß der ältesten Philosophie, die Geschichte der neuern nicht verstanden werden kann; allein dennoch drängt sich die Frage auf, ob nicht für eine Einleitung dieß zu weitläuftig ausgefallen sey? Der Erfolg wird dieß am besten lehren; denn nach der Ausführlichkeit der Hauptsache selbst, wird es beurtheilt werden müssen.

Dg.

Klassische, griech. und latein. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterth.

1. Geist des Seneca. Ein Buch für Jedermann, besonders für die Jugend. Erste Lieferung. Von A. Grolman, Reg. Adv. in Gießen. Gießen, bey Stamm. 1799. XVI. und 152 Seiten 8. 8 gr.

2. L. Annäus Seneka. Herausgegeben von Joh. Ge. Karl Klotzsch, Prof. der Philos. in Witten-

berg. Erster Theil. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1799. XLVI. u. 431 Seiten, gr. 8. 1 Rthl. 6 gr.

Nr 1 ist eine freye Bearbeitung eines unter dem Titel: Seneca christianus gedruckten lat. Auszugs aus des Philosophen Seneca Werken, mit vielen Veränderungen, Zusätzen und Berichtigungen. Das, was im Seneca zur Philosophie des Lebens gehört, ist nach Materien geordnet und ins Deutsche übergetragen, auch mit einzelnen erläuternden Anmerkungen begleitet. Das Ganze ist für Layen, und insonderheit für Jünglinge bestimmt, die hier ein schätzbares Enchiridion sittlicher Maximen und Bemerkungen finden werden. In der zweyten Lieferung sollen mehrere neue, vom Verf. auszuarbeitende Aufsätze folgen.

Nr. 2 liefert eine sehr umständliche Schilderung des Lebens und Charakters des Seneca, verwebt mit der Geschichte seiner Zeit. Seneca's Leben sowohl als Charakterschilderung wird größtentheils aus Seneca's Schriften selbst sehr mühsam geschöpft, und mit den ausgezeichnetsten und wichtigsten Stellen aus seinen Werken (die Tragödien nicht ausgeschlossen) belegt, deren Inhalt auch angegeben wird. Das Ganze würde ein höchst lehrreiches Gemälde von einer sehr merkwürdigen Periode der römischen Geschichte, so wie von einem der merkwürdigsten Männer jener Zeit geben, wenn sich der Verf. begnügt hätte, die Angaben, Züge und Winke aus der Geschichte und aus Seneca's Werken rein aufzufassen, und sich nicht mit so viel Zuversicht dem höchst unsichern Grundsatze überlassen hätte, allgemeine Raisonnements des Seneca, oder das, was er von manchen, gewissen, andern Personen sagt, so zu erklären, als habe Seneca auf sich, auf seinen Charakter, und auf seine persönlichen Verhältnisse angespielt. So sinnreich auch das Raisonnement des Verf. S. XXV ff. der Einleitung hierüber ist: so wenig hat es uns Genüge gethan; und wenn wir auch gern zugeben, daß viele Bemerkungen des Seneca aus seinen Beobachtungen über sich selbst entsprungen, daß sich hie und da aus kleinen, versteckten Zügen (wie der Verf. z. B. S. 297 scharfsinnig etwas der Art entdeckt) einige Anspielungen des Stoikers auf sich selbst ergeben: so hat der Verf. dieß doch

offene

offenbar in seinem Werke äußerst übertrieben; und er hatte nicht Ursache, Diderots Leben Seneca's als romanhaft zu schildern, da dieses Prädikat dem seinigen mit ungleich mehrerem Rechte zukommt. Gewiß, man wird sich davon überzeugen, wenn nur ein paar Beyspiele von der Kunst des Vf. aus allgemeinen Aeußerungen des Seneca Beyträge zu seiner Lebensgeschichte herauszufinden, angegeben werden. S. 108 „Seneca hatte sich in eine uns unbekannte Römerinn heftig „verliebt, und jetzt beugte ihn die schmerzliche Sehnsucht nach „ihr darnieder. Denn sie ward ihm in der Blüthe ihrer „Jahre entrissen. Er vermochte es lange Zeit nicht, der „Hoffnung Raum zu geben, daß dieser ihm schreckliche Verlust „einer geliebten Person, aus deren Händen er das Glück sei„nes Lebens erwartete, jemals ersetzt werden könne.“ Vgl. S. 204. Und nun woraus wird dieses ganz im entscheidenden Tone der Wahrheit vorgetragene Geschichtchen bewiesen? Aus dem 104ten Briefe des Seneca an den Lucilius, worin er bey Gelegenheit einer Reise aufs Land, die er um seiner Gesundheit willen unternahm, allgemeine Betrachtungen anstellt, wie thöricht das Beginnen derjenigen Menschen sey, welche Leidenschaften oder Unglücksfälle durch Reisen zu entgehen suchten. „Das härteste Unglück, heißt es da, wird „dir scheinen, einen deiner Geliebten zu verlieren, und doch „ist der Schmerz darüber eben so thöricht, ꝛc.“ „Wir müssen „den Verlust unserer Lieben, die die Freude unsers Lebens „sind, ertragen. Wenn sie uns auch nicht wiedergegeben „werden: so werden sie uns doch ersetzt.“ „Hättest du die „tiefen Wunden deines Herzens zu heilen versucht: so wür„den Muthlosigkeit und neue Hoffnung nicht immer in dir „wechseln, und Ursachen neuer Bekümmernisse für dich seyn.“ „Durch eine Reise ins Ausland hat noch Niemand seine „wollüstigen Begierden unterdrückt, seine Leidenschaften be„siegt, seinen Zorn gemäßigt, seine Liebeswuth bezwungen, „oder irgend eine Krankheit seines Herzens geheilt.“ Der Verf. steht nämlich in der Meinung, Seneca habe seinem Kummer über eine unglückliche Liebe durch jene Reise, die er als Jüngling nach Aegypten machte, entfliehen wollen, und philosophire jetzt als Greis über jenes thörichte Unternehmen. Wird man seinen Augen trauen, wenn man sieht, wie der Verf. aus jenen allgemeinen Philosophemen über herrschende Vorurtheile der Menschen eine Geschichte so ganz willkührlich zusammensetzt, die sich sonst auf kein historisches Datum

ge[illegible]? Von dem Manne des Seneca: „Ich wünschte sie uns
„[illegible] erhalten" macht er die Anmerkung: „Er hat seine
„Paulina im Sinn, von welcher er zu Anfange dieses Brie-
„fes redet. Sie betrachtete ihn als eine noch junge Person,
„da er schon nahe an 60 Jahr alt war, und mochte ihn
„wohl nicht so feurig lieben, wie seine jugendliche
„Freundinn." (soll heißen: wie ihn die Geliebte seiner
Jugend einst geliebt hatte) Als der Verf. wußte es besser
als Seneca selbst, der von der Paulina rühmt: Sic spiri-
tum illius in meo verti. — Quid jucundius quam uxori
tam carum esse, ut propter hoc tibi carior fias? In
einer andern Stelle S. 206 führt der Verf. folgende Erzäh-
lung des Seneca von einem empfindsamen Pärchen seiner
Zeit an: „Ich habe einen ansehnlichen Mann gekannt, der,
„um überall etwas von seinem geliebten Weibe um sich zu
„haben, selbst wenn er ausgieng, seine Brust mit ihrer Leib-
„binde umgürtete; wie er denn fast keinen Augenblick ohne
„sie leben konnte. Er trank nur aus dem Becher, den sie
„mit ihren Lippen berühret hatte, und sie, gleich zärtlicher
„Empfindungen voll, ahmte ihm auch hierin nach. Diese
„beyden Leutchen unternahmen viele Albernheiten, an denen
„man die Folgen einer unweisen Liebe erkannte." Der Verf.
schmeichelt dem Seneca nicht, wenn er ohne Umstände hinzu-
setzt: „Es soll wenig fehlen, so hat Seneca diese Erfahrung
„an sich selbst gemacht." Der Verf. hüte sich, irgend einmal
eine ähnliche Anekdote, wie Seneca in obiger Stelle, zu er-
zählen; damit nicht etwa ein eben so unbilliger Geschicht-
schreiber sie auf ihn selbst anwende, und ihn auch für einen
albernen, empfindelnden Liebhaber erkläre! Ein Beyspiel,
wie sonderbar der Verf. Stellen des Seneca zu seinem Zwe-
cken zu verdrehen, ja an verschiedenen Stellen verschieden zu
erklären weiß, giebt Seneca de ira 3, 36, 3, wo er erzählt,
er habe an jedem Abend, nach dem Beyspiele des Sextius,
beym Schlafengehen, wenn das Licht ausgelöscht gewesen, und
seine Frau, die seine Gewohnheit gekannt, nicht mehr ge-
sprochen habe (conticuit uxor moris jam mei conscia,) eine
Selbstprüfung angestellt. Diese Stelle wird nun von un-
serm Biographen so gemißdeutet. Er weiß erst viel von dem
häuslichen Unfrieden und den Zänkereyen des Seneca mit
seiner Frau zu sagen; dann fährt er fort: „Hinterher, wenn
„sie schwieg, (nämlich nach den Zänkereyen) und er beym
„Schlafengehen, nach der Weise der Pythagoräer, überlegte, wie

„er

„er seinen Tag zugebracht habe: fand es sich freylich wohl „zuweilen, daß er bey diesen Streitigkeiten (Seneca redet von gelehrten Streitigkeiten, nicht von Hauszänkereyen mit der Frau) „etwas zu heftig gewesen war rc." An einem andern Orte S. 205 mißbraucht der Verf. dieselbe Stelle noch sonderbarer. Denn indem er den Seneca als neuen Ehemann aus Erfahrung sagen läßt, man habe die erste Leidenschaft der Liebe nicht in seiner Gewalt; führt er unter andern zum Beleg die Worte an: Uxor, moris mei *jam* conscia, gleich als habe Seneca sagen wollen: seine Frau habe dieses auch schon aus der Leidenschaft ihres Mannes für sie erfahren. S. 174 wird Seneca's Offenherzigkeit im Bekenntniß seiner Fehler gerühmt: „Eins, sagt der Verf., hat er uns „verschwiegen. Er war selbst zuweilen voreilig im Reden; „besonders wenn ihm ein witziger Einfall zu statten kam." Es versteht sich, daß sich diese Behauptung bloß auf allgemeine Aeußerungen des Seneca über gefährliche Witzlinge gründet. Doch nein, der Verf. führt ja in der Note unter andern aus de ira 2, 28, 4 die Worte an: dulcedine urbanitatis *haec et ipse commisi.* Also hier wäre ja wirklich ein ausdrückliches, unumwundenes Geständniß des Seneca. Doch wir lesen den Seneca im Zusammenhange nach, und da finden wir freylich etwas ganz anders. Mancher, sagt Seneca, beleidigt uns, indem er dem Reize, einen witzigen Einfall zu sagen, nicht widerstehen kann, rc. Um sich aber nicht dem Zorn über einen Beleidiger zu überlassen, sage man sich leise bey jeder Beleidigung: Haec et ipse commisi. Die schöne Stelle de vita beata 27, 2, wo Socrates redend eingeführt wird, deutet der Verf. auf eine ganz unstatthafte Weise (wiewohl er hierin Vorgänger hat) auf den Seneca selbst S. 163 f. 294. 201. Ja er führt S. 294 ausdrücklich die nur auf den Socrates passenden Worte: Praebui ego aliquando Aristophani materiam jocorum so an, als hätte sie Seneca von sich gesagt. Wie viel ähnliche Mißgriffe und Fiktionen ließen sich noch ausheben! Aber schon das Angeführte berechtigt zu dem Ausruf: Gott bewahre uns vor einer solchen Behandlung der Geschichte! Wir müssen aber zugleich versichern, daß, diese freylich wesentlichen Fehler abgerechnet, das Buch eine sehr unterhaltende und lehrreiche Lektüre gewährt, die wir, der Jugend besonders, allgemein empfehlen würden, hätte sich der Verf. in Ansehung

hung des Lebens und der Charakteristik des Geistes strenge an den Buchstaben der Geschichte gehalten!

Al.

Athenienfische Briefe über die Geschichte, die Sitten, die Wissenschaften und Künste der alten Welt. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fr. J. (in Gotha). Erster Theil. Nebst einer Karte von Griechenland und einigen (2) Kupfern. Leipzig, bey Fritsch. 1799. 2 Alphabet. Zweyter Theil, nebst einem geographischen u. alphabetischen Register. 1800. 2 Alph. gr. 8. 6 Rthl.

Rec. hat bloß von der Uebersetzung zu sprechen, welche er aber nicht mit dem Original vergleichen konnte; so wie auch von den ziemlich zahlreichen Anmerkungen, welche der fleißige Uebersetzer hinzugefügt hat. Jene läßt sich ohne Anstoß lesen, und diese berichtigen einen großen Theil der einzelnen Unrichtigkeiten und Irrthümer in Thatsachen und Urtheilen darüber; in sofern also verdienen beyde des Lesers Beyfall. Aber ob Hr. J. den Antrag des Verlegers nicht lieber geradezu hätte ablehnen, und das ganze Vorhaben desselben zu unterdrücken suchen sollen, ist eine Frage, welche Rec. geradezu bejahen würde. Der Verleger hatte offenbar eine falsche Vorstellung von dem Werthe des 1739 und 1740 entworfenen Werks erhalten, die allenfalls auf die Jahre seiner ersten Erscheinung, nicht aber, für Deutschland wenigstens, auf die letzte von 1798 paßt. Der Uebersetzer hat in der Vorrede zwar selbst eine Vergleichung mit dem allgemein geschätzten Werke von Barthelemy angestellt, und im Allgemeinen die einzelnen Grundzüge, wodurch beyde Werke sich hauptsächlich unterscheiden, richtig gezeichnet; aber das Fehlerhafte der englischen Arbeit viel zu leise angedeutet oder versteckt, als daß ein gemeiner Leser seine Ueberzeugung sogleich in dem Urtheile erkennen kann. Der Plan des englischen Werks umfaßt freylich einen größern Raum der alten Welt, weil er das ganze persische Reich mit einschließt; aber eben

dadurch

dadurch hat es weit mehr durch die Seichtheit der historischen Darstellung verloren, als in der Tiefe des Raisonnements gewonnen. Wir können also durchaus nicht in die Meinung des Uebersetzers einstimmen, daß die Lektüre dieses dicken Buchs jungen Leuten zu einer angenehmen Vorbereitung auf das dienen könne, was sie künftig aus den Schriftstellern des Alterthums selbst lernen sollen. Allenfalls möchte sie, nach seinem Vorschlage, weiblichen Leserinnen (worauf jetzt freylich auch unsere Antiquarier und Geschichtsforscher so gut als auf Kinder Rücksicht nehmen müssen) und allen denen, welche keine klassische Erziehung genossen haben, diesen Mangel einigermaaßen ersetzen können. Für den Gelehrten und Geschäftsmann möchte es schwerlich zur angenehmen Wiederholung des ehemals Gelesenen dienen können; denn der Plan ist aus gar zu vielen heterogenen Dingen von mehreren Händen nicht gleich geschickter Verfasser, ohne sonderliche Kunst und in einer weit mehr steifen, als leichten, gefälligen und angenehmen Manier zusammengewebt. Ueberall fühlt man sich mit seinem Zeitalter und der Aufklärung desselben um ein halbes Jahrhundert und darüber zurückgeführt; und man stößt überall mit Widerwillen und Ekel auf Thatsachen, Urtheile und Vorstellungen, welche größtentheils aus unsern einheimischen Produkten ähnlichen Inhalts verwiesen sind, und welche eigentlich jetzt, wenigstens unter uns, gar keinen Stoff mehr zu Anmerkungen und Widerlegungen abgeben sollten. Die Bildnisse von Perikles und Alcibiades sind fast das Beste am Buche; die Karte ist ein wahres Kinderspiel, und voll Fehler des Stichs.

Zm.

Herodots Geschichte aus dem Griechischen übersetzt durch *Maximilian Jacobi*. Düsseldorf, bey Schreiner. *Erster Band*. 1799. 26 Bog. 2 Rt. *Zweyter Band*, 1800. 19 Bog. gr. 8. 1 Rt. 12 gr.

Vor 40 und einigen Jahren erschien Goldhagens Uebersetzung des Herodot; die zwar damals, weil der ehrwürdige Vater der Geschichte in einem Zeitraume von anderthalb Jahrhun-

hunderten nicht war ins Deutsche übersetzt worden; kein verdienstloses und ganz verachtungswerthes Werk war; aber doch wegen ihres nachlässigen, schleppenden und mit unter holperichten Styls, einen neuen Versuch wünschenswerth machte. Auch hatte sich Goldhagen eine große Menge Fehler und Uebereilungen, in Auffassung des richtigen Sinnes der Urschrift zu Schulden kommen lassen, wie damals sogleich (1757) Heilmann in einem trefflichen, jedem Uebersetzer der Griechen empfehlungswerthen Programm (s. dessen Opuscula ed. Danov. 2ten Theil, (Jena 1778) S. 1—86) mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeigte. - Schon in den J. 1783—90 trat Hr. Prof. Degen mit einer neuen deutschen Uebersetzung des Herodot auf; welche, da er das Gute seines Vorgängers benutzen, und viele Mißgriffe desselben, von Heilmanns treffenden Belehrungen und Winken geleitet, meiden konnte, allerdings schon besser ausfallen mußte. Dennoch bleibt auch sie noch sehr hinter den Schönheiten des Originals zurück; auch in ihr ist der wahre Sinn des Griechen noch oft genug verfehlt; und besonders erinnert in vielen Stellen derselben, wie Rec. bey einer jezt neu angestellten Vergleichung bemerkte, die Ungelenkigkeit des Tons und die Ungefälligkeit der Wendungen und Uebergänge den Leser, daß er kein Originalwerk, sondern eine Uebersetzung aus einer fremden Sprache, und zwar eine nicht immer gelungene Uebersezzung lese. Nun aber am Ende des Jahrhunderts erhalten wir durch Hrn. Max. Jacobi eine Uebersetzung, die dem Ideal einer guten Uebersetzung schon weit näher kommt, und die gewiß auch dem mit der griech. Urschrift unbekannten Leser gleich wie ein historisches, deutsches Originalwerk viel Interesse gewähren kann. Freylich ist auch sie nicht ohne Flecken und Unvollkommenheiten; sie zeichnet sich aber doch vor ihren Vorgängern vortheilhaft aus, und ist den geschmackvollsten Nachbildungen der Meisterwerke der Alten beyzuzählen. In der kurzen Vorrede sagt Hr. J.: „Meine Vor„gänger zeigten mir den Herodot bloß wie einen Greis, der „mit kindlicher Liebenswürdigkeit die Mährchen wiedererzählt, „die er während seiner Jugend gehört hat; nicht den ernsten, „mit aller Anmuth begabten Mann, der in den schönsten „Zeiten Griechenlands die Kunde des Alterthums nieder„schrieb, und sich allgemeine Bewunderung erwarb. Dieß „reizte in mir den Entschluß, mit ihnen zu wetteifern; und „so entstand dieses Werk, welches ich selbst nur wie einen

„Ver-

„Versuch ansehe." Dieser Versuch, oder diese Absicht, den Herodot von Seiten der Darstellung in einer etwas andern Manier zu zeigen, als ihn die frühern Uebersetzer zeigten, ist dem Verf. ohne Zweifel sehr gut gelungen, und dem Geiste des Originals selbst sehr gemäß. Ob er aber daran Recht gethan hat, daß er die öftern Wiederholungen der Vorder-sätze und Hauptresultate, und die zur Festhaltung und Verdeutlichung des Zusammenhanges bestimmten Einschiebsel gewöhnlich in der Uebersetzung gar nicht ausgedrückt hat; darüber ließe sich noch wohl streiten. Herodot hat, wie schon Heilmann bemerkte, und in neuern Zeiten Böttiger weiter ausgeführt hat, seiner Geschichte einen poetischen Anstrich gegeben, und dem von ihm viel gelesenen Homer unter andern auch darin nachgeahmt, daß er Manches mit kunstloser Einfalt kurz wiederholt, was er im vorigen ausführlich und oft auch deutlich genug gesagt hat. Warum sollte diese dichterische Farbe, diese natürliche, unschuldige Einfalt, da die Gegenstände der Erzählung doch an das durch Poesie und edle Simplicität ausgezeichnete Alterthum erinnern, auch nicht in der deutschen Nachbildung gefallen? Gefällt uns doch in Vossens Luise und in Göthe's Herrmann und Dorothea die den Griechen nachgeahmte Manier der Erzählung! Ein neuerer historischer Schriftsteller dürfte freylich wohl nicht die Form des Herodotischen Werks ganz zum Muster nehmen; indeß getrauen wir uns doch zu behaupten, daß eine auch in dem angegebenen Punkte treue Uebersetzung desselben nicht mißfallen würde; wenigstens glauben wir, daß Hr. J. sich nicht so oft, als er gethan hat, Auslassungen oder Zusammenziehungen zu erlauben nöthig gehabt hätte. Daß er aber die episodischen Erörterungen, dergleichen neuere Schriftsteller der Haupterzählung, um dieselbe nicht zu unterbrechen, als Noten oder als besondere Anhänge beyfügen, in der Uebersetzung aus der Haupterzählung herausgehoben und in Anmerkungen unter dem Texte mitgetheilt hat, billigen wir übrigens. Die Lektüre wird dadurch ohne Zweifel für die jetzigen deutschen Leser angenehmer.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen will Rec. zur Charakterisirung der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten dieser Uebersetzung einiges Speciellere mittheilen. Wir folgen dabey der gewöhnlichen, auch von Hrn. J. beybehaltenen Ordnung der Hh. Erstes Buch. Die erste Periode, welche

welche die Vorrede zum ganzen Werke ist, übersetzt der Verf. unserm Bedünken nach, nicht treu genug, nämlich folgendermaaßen: „Damit die Zeit nicht die Begebenheiten früherer „Jahre aus dem Andenken der Menschen vertilge, und da„mit die großen und bewundernswürdigen Thaten der Helle„nen und Barbaren nicht ihren Ruhm verlieren: schreibt He„rodot von Halikarnaß diese Geschichte; und giebt unter an„dern, nun die Ursachen der wechselseitigen Kriege an.“ Wir würden, der griech. Wortfolge gemäßer, folgendermaaßen übersetzen: „Herodot v. H. schrieb diese Geschichte, damit we„der die Begebenheiten unter den Menschen durch die Zeit „getilgt würden, noch die großen und bewundernswürdigen „Thaten, die von Hellenen und von Barbaren an den Tag „gelegt worden, ruhmlos blieben. Unter andern sind die Ur„sachen ihrer gegenseitigen Kriege folgende.“ §. 1 braucht Hr. J. so wie auch in andern Stellen: „das jetzige Hellas;“ wir würden ohne Bedenken dem Griechischen gemäß sagen: die jetzige Hellas; wir haben ja schon im Deutschen den ganz analogen Ausdruck: die Levante. §. 4 „unüberlegt wäre es „auch gehandelt, wenn man sich um die Geraubten „viel bemühen wollte.“ Im Original heißt es: τὸ δὲ ἁρπασθεισέων σπουδὴν ποιήσασθαι τιμωρέειν, ἀνοήτων — also muß eigentlich so heißen: „wegen der Geraubten eifrigst „auf Rache denken zu wollen, wäre thörigt.“ Ebendaselbst: „die Hellenen hätten — ein großes Heer ver„sammelt, womit sie nach Asien herüber gezogen wären, „und des Priams Reich zerstört hätten.“ Besser aber wäre folgende Uebersetzung: „die Hell. hätten — eine große „Flotte (ϛόλον) zusammengebracht, wären darauf nach „Asien übergegangen und hätten, Priams R. zerstört;“ nicht das Versammeln einer Flotte oder eines Heeres, sondern das Zerstören von Pr. R. ist hier der Hauptbegriff. — §. 5 „— wäre, aus Furcht vor ihren Aeltern, wenn die Sache „ruchtbar würde, — davongeschifft.“ Dieß ist unkorrekt gewandt, und auch dem Griech. συνεκπλῶσαι, ὡς ἂν μὴ κατάδηλος γένηται nicht entsprechend; richtiger so: „wä„re aus Furcht, — davongeschifft, um nicht entdeckt zu werden.“ Den Schluß des §. übersetzt Hr. J.: „denn von „dem, was vordem“ (um die Kakophonie zu vermeiden, besser: was vormals) „groß war, ist jetzt vieles unansehn„lich geworden; und was zu meiner Zeit groß ist, war vor„dem klein. Da ich also weiß, wie unbeständig das Glück

„der

„der Menschen ist, so werde ich von dem einen, wie von dem „andern reden." Diese Uebersetzung ist ohne Zweifel weit richtiger, als die Degensche: „denn viele ehemals große Städte sind klein, und viele einst kleine Städte sind nun groß. Des Wechsels der menschlichen Glückseligkeit wegen also will ich beyder erwähnen." — §. 9 οἴκημα ἐν τῷ κοιμ., übersetzt Hr. J. unpassend durch „Wohnung, worin wir schlafen;" οἴκημα ist hier Zimmer. §. 10 μαθοῦσα δὲ τὸ ποιηθὲν ἐκ τοῦ ἀνδρός. „Nachdem „sie hierauf den Vorgang von ihrem Manne erfahren hatte;" diese Uebersetzung ist ganz gegen die Sprache; denn in diesem Sinne könnte unmöglich ἐκ stehen, auch paßt dazu das folgende οὔτε ἔδοξε μαθεῖν gar nicht. Schon Goldhagen hat hier richtiger übersetzt: „Als sie nun merkte, was ihr Mann „gethan hatte." §. 11 (S. 11) ist ἐπιχειρεῖν unrichtig durch: habhaft werden — übersetzt; das gleichfolgende κοιμωμένῳ δέ οἱ ἡ ἐπιχείρησις ἔσται ist aber ganz gut gegeben: „wenn er schläft, sollst du ihn angreifen." §. 14 und in vielen andern Stellen übersetzt Hr. J. κρητήρ durch Becher; allein daß dieß nicht das rechte Wort ist, hätte er aus vielen Stellen des Herodot selbst schließen können; denn §. 51 wird ein κρητήρ erwähnt, der 600 Amphoren faßte (auch da übersetzt der Verf. κρ. nicht passend durch Trinkgeschirr), und §. 70 kommt ein κρητήρ vor, der 300 Kannen, τριηκοσίας ἀμφορέας (Hr. J. übersetzt unrichtig: „dreyßig Amphoren") enthielt; κρητήρ ist offenbar ein großes Gefäß, dessen erste und nächste Bestimmung war, daß darin Wein mit Wasser vermischt (κεράω) wurde; in einer Uebersetzung würde das Wort „Terrine" oder auch „Krater" selbst, welches letztere durch das Lateinische bekannt genug ist, zu wählen seyn. — Die Erzählung vom Arion §. 24, wollen wir, um von dem Ganzen eine Probe zu geben, ganz hersetzen: „Arion hatte, nach einem langen Aufenthalt bey „dem Periander, Lust bekommen, Italien und Sicilien zu „besuchen, und wollte nun, nachdem er große Schätze dort „gesammelt hatte, wiederum nach Korinth zurückkehren. Er „verließ Tarent, und miethete ein Schiff von Männern aus „Korinth; weil er zu diesen das größte Zutrauen hegte. Doch „gerade diese verabredeten sich auf dem Meere, ihn über „Bord zu werfen, und sich seines Geldes zu bemächtigen. Als „er es merkte, bat er sie flehentlich, daß sie ihm nur das Le„ben lassen möchten; denn alle seine Schätze wollte er ihnen

preiß-

„preisgeben. Aber dazu konnte er die Schiffer nicht bewe„gen; sondern sie befahlen ihm, sich entweder selbst umzubrin„gen, damit er wenigstens am Lande beerdigt werden könnte, „oder augenblicklich in die See zu springen. Hierauf hat sie „Arion, durch diese Drohungen auf das Aeusserste „gebracht," (von Drohungen kommt in dem Vorausgehenden gar nichts vor; man braucht auch ἀπειλέω, wovon das hiesige ἀπειληθέντα freylich nur abgeleitet werden kann, nicht gerade immer in dem gewöhnlichen Begriffe „drohen" zu nehmen; denn εἰλέω heisst überhaupt: pressen, in die Enge treiben; und beym Plato (de legibus) kommt vor: ἀπειληθέντες εἰς στενὸν in arctum redacti; ἀπειληθέντα τὸν Ἀρίονα ἐς ἀπορίην heisst hier nichts anders, als: da Arion nun in Verlegenheit war, gar keinen Ausweg wusste. Gessner schlug in der Chrestomathia gr. p. 2 nicht übel vor, ἀπελαθέντα zu lesen; ἀπελαύνεσθαι εἰς ἀπορίαν heisst: ad incitas redigi. Die angeführten Worte des Plato aber beweisen, daß die gewöhnl. Lesart bleiben kann.) „daß sie ihm „wenn dieß einmal ihr Wille wäre, wenigstens erlauben „möchten, sich auf das Verdeck zu stellen, und noch einmal „zu singen; wenn er gesungen hätte, wollte er sich umbrin„gen. Die Schiffer, voll Freude über die Aussicht, den vor„trefflichsten aller Sänger zu hören, wichen von dem Vor„dertheile (im Texte steht: ἐκ τῆς πρύμνης — also: Hin„tertheile) des Schiffes gegen die Mitte hin zurück. Er leg„te die Kleidung (richtiger: seinen ganzen Schmuck; πᾶσαν τὴν σκευήν) an, ergriff die Harfe, und begann so auf dem „Verdecke mit lauter Stimme den orphischen Gesang. Doch „kaum war dieser geendigt, so stürzte er sich, in voller Klei„dung, in das Meer, (mit dem folgenden hätte eine neue Periode anfangen sollen) und jene schifften nach Korinth, „während ihn ein Delphin auf den Rücken nahm, und nach „Tänarus brachte. Dort stieg er ans Land, gieng in dem „nämlichen Anzuge nach Korinth, und erzählte bey seiner „Ankunft daselbst den ganzen Vorgang. Periander, der sei„ner Aussage nicht trauete, ließ ihn bewachen und nirgends „hingehen, erkundigte sich indessen auch sorgfältig nach den „Schiffern, und als sie ankamen, forderte er sie vor sich und „fragte sie: ob sie etwas vom Arion wüßten. Da sie nun „sagten, daß er sich in Italien befände, und daß sie ihn gesund „in Tarent zurückgelassen hätten, kam Arion, gerade so wie „er aus dem Schiffe gesprungen war, hervor, und erschro„cken

„ken, konnten sie die Beschuldigung nicht ableugnen.“ — Wer diesen Abschnitt mit den frühern Uebersetzungen vergleicht, wird, ungeachtet wir einige Kleinigkeiten haben rügen müssen, unserm Verf. den Vorzug nicht versagen. — §. 29 giebt er aber die Worte: κατα θεωριης προφασιν nicht richtig durch: „unter dem Vorwand, sich mit Kenntnissen „zu bereichern;“ besser Degen: „unter d. V., die Welt „zu sehen;“ eben so auch im Folgenden. §. 30 übersetzt J. „Nachdem er (Solon) alles gesehen hatte, wandte „sich Krösus, in diesem für sich günstigen Augenbli„cke, mit folgender Frage an ihn: Atheniensischer Gast„freund! es ist häufig die Rede von dir bey uns gewesen, „sowohl in Hinsicht auf deine Weisheit, als auf deine Rei„sen, da du, als ein Weltweiser, viele Länder besucht „hast, um dir Kenntnisse einzusammeln.“ Diese ganze Periode ist mißlungen; in den ersten, unterstrichnen Worten ist der Sinn des Originals ganz mißverstanden, und die übrigen sind äußerst schleppend. Degen hat den Anfang der Periode ganz richtig und gut übersetzt: „Als er nun alles ge„sehen, und nach Belieben betrachtet hatte, so fragte „ihn Krösus: Fremdling von Athen! u. s. f. — §. 31 sind die Worte: „Nachdem Solon den Krösus, durch dieß große „Lob, auf den Tellus aufmerksam gemacht hatte“ ebenfalls ein Mißgriff; was der Verf. selbst schon daraus hätte schließen können, daß im Folgenden gar nicht weiter vom Tellus die Rede ist. Herodot sagt: „Als Solon durch „(scil. δια) diese Erzählung vom Tellus (τὰ κατὰ τὸν T.) „den Krösus noch mehr gereizt hatte.“ — §. 32 sind die Worte: „Krösus, verlangst du von mir ein Urtheil über das „Schicksal der Sterblichen zu vernehmen; von mir, der es „weiß, wie sehr alles Außerordentliche Neid und Un„ruhe mit sich bringt?“ nicht nur etwas steif; sondern auch mit dem Sinne des Griechen gar nicht übereinstimmend. Rec. übersetzt so: „Du fragst mich, o Krösus! nach den „Schicksalen der Menschen. — O! ich kenne den Neid „und die unruhvolle Mißgunst der Götter!“ — Wie war es möglich, daß einem Uebersetzer des Herodot die demselben eigene, so oft wiederkehrende Idee „τὸ θεῖον πᾶν „ἐὸν φθονερόν τε καὶ ταραχῶδες“ unverständlich blieb? Ist denn das dem Herrn J. ganz unbekannt geblieben, was Reiz S. XXX. der Vorrede zu seiner Ausgabe des Herod. dar-

darüber sagt? — Ferner: εἰ μὴ οἱ τύχη ἐπίσταιτο heißt nicht: „wenn es nicht der Zufall will,“ sondern: „wenn ihm „nicht das Glück zu Theil wird.“ — §. 34 sind θαλάμους offenbar nicht „Schlafzimmer;“ denn in denen hätten die Gewehre, die Krösus durch Entfernung unschädlich machen will, am ersten schädlich werden können. θαλαμος heißt auch ein Gemach, wo etwas Kostbares aufbewahrt wird. s. Schneider's griech. W. B. — §. 73 giebt Hr. J. die Worte: Ἀστυάγεα γενόμενον γαμβρὸν Κροίσῳ ὧδε — natürlich um sie zu verdeutlichen — folgendermaaßen: „Denn Krösus hatte die „Schwester des Astyages geheyrathet, und zwar bey „folgender Gelegenheit.“ Es muß aber, wie auch aus §. 74 folgt, gerade umgekehrt heißen: „Denn Astyages „hatte die Schwester des Krösus geheyrathet“ — nämlich die Aryenis, die Tochter des Alyattes von Lydien. Daß eine Doppelheyrath Statt gefunden, davon sagt Herodot nichts. Das Wörtchen ὧδε, das Degen in einer ganz falschen Beziehung nahm, hat Herr J. ganz recht gedeutet; nur würden wir es hier übersetzen: „auf folgende Veranlassung.“ §. 86 finden wir die Worte: λιπαρεόντων δὲ αὐτῶν καὶ ὄχλον παρεχόντων übersetzt: „Sie setzten ihm noch stärker zu, „und umgaben ihn haufenweise;“ allein ὄχλον παρέχειν ist gerade das Latein.: turbam facere, turbare. Der Sinn also ist bloß: „Sie setzten ihm mit grosser Heftig„keit (turbando) zu.“ — §. 110 sind die Worte: τὴν γὰρ καὶ κύνα καλέουσι Σπάκα Μῆδοι gar nicht übersetzt; wenigstens hätten sie doch in einer Note können übertragen werden. — §. 131 τοῖσι ποιεῦσι μωρίην ἐπιφέρουσι „sie „strafen sogar diejenigen, die solche (Bildsäulen) errichten.“ — Warum aber nicht treuer: Sie rechnen es sogar denen als Thorheit an, welche u. s. f.? — §. 132 „umkränzen ih„re Thiere gewöhnlich mit Myrrhenzweigen;“ im Griech. heißt es: ἐστεφανωμένος τὸν τιήρην μυρσίνῃ μάλιστα; Thiere ist also ein häßlicher Druckfehler anstatt Tiere; wir würden hier aber auch das Particip nicht aufgelöset, sondern übers. haben: „und rufen, den Turban gewöhnlich mit „Myrthen bekränzt, den Gott an.“ Daß Herr J. kurz vorher die Lesart στέμμασι behalten hat, ist sehr gut; Degen nahm πέμμασι an, weil er sonst hier einen Widerspruch zu finden glaubte; ein solcher findet aber nicht statt; denn die στέμματα beziehen sich bloß auf die Opferthiere, nicht auf die

opfern-

opfernden Personen. — §. 133 „Sie haben wenig gröbe-
„re Gerichte; aber einen desto reichlichern Nachtisch;"
besser und dem Texte treuer wäre: „sie haben wenig ordent-
„liche Gerichte; dagegen aber zum Nachtisch sehr viele, die
„jedoch nicht in großen Portionen aufgetragen werden."
— §. 180 „Die Häuser haben meist 3 bis 4 Dächer;" —
ist ganz unrichtig anstatt: Stockwerke. — Zweytes Buch.
§. 23 hat der Verf. etwas zu pretiös übersetzt: „derjenige,
„der den Oceanus als Ursache angab, hat die Sache der
„Dunkelheit überliefert:" besser: „hat eine dunkle, un-
„erweisliche Behauptung vorgetragen." — §. 26 sind die
Worte: ἄνω τῆς Λιβύης καὶ ἄνω θέρος αἰεὶ κατέχει
(„daher hat Ober-Asien einen steten Sommer") mit Un-
recht ganz übergangen. — §. 29 (S. 183) hätte es an-
statt Maren heißen sollen: Meroë. — §. 30 „die zur
„Rechten des Königs stehen;" im Text ist: ἐξ ἀριστερῆς
χειρός; also: zur Linken. Ebendas. „sie hatten sich da-
„mit wider den Psammetichus empört und beschlossen,
„daß sie alle nach Aethiopien wandern wollten;" richtiger
übersetzt Degen: „darauf faßten sie einmüthig den Entschluß,
„insgesammt vom Psammet. abzufallen, und giengen (ἤισαν)
„nach Aethiopien über." — Weiter unten aber (S. 184)
ist die Periode „Sobald sie nach Aeth. kamen, — durch die
„übrigen" weit besser als in Degen's Uebersetzung. — §. 48
„Eine Legende erzählt, warum die Ruthe mitten am Leibe
„steht, und sich am Ganzen allein bewegt;" hier hat Herr
J. μέζον, das, wie aus dem Vorausgehenden erhellt, nur
allein richtige Lesart ist, mit μέσον verwechselt. Auch wür-
den wir: ἐστι λόγος περὶ αὐτοῦ ἱρὸς λεγόμενος nicht über-
setzen: „Eine Legende erzählt," sondern: „davon wird ein
„mysteriöser Grund angegeben." — §. 61 „wenn sie
„damit schlagen, τὸν δὲ τύπτονται; es muß heißen: „Für
„wen (scil. διὰ) sie sich schlagen." — §. 68 „Unter al-
„len Sterblichen (θνητῶν,) die wir kennen, ist der Kro-
„kodil derjenige, der verglichen mit seinem kleinen Ur-
„sprunge (ἐξ ἐλαχίστου μέγιστον γίν.), zur ansehnlichsten
„Größe gelangt;" besser wäre unstreitig: „Unter allen uns
„bekannten Thieren gelangt der Krok., so sehr klein er
„auch anfangs ist, zu der ansehnl. Größe. — §. 127
„nach dem Cheops bestieg sein Sohn Chephren den Thron;"
im Texte aber steht: τὸν ἀδελφεὸν αὐτοῦ. — §. 172 sind

die Worte: μετὰ δὲ σοφίῃ αὐτούς, οὐκ ἀγνωμοσύνῃ (oder wie Einige lesen: οὐκ εὐγνωμοσύνῃ) zu gedehnt und ungenau sind übers. „Aber in der Folge bewog er sie durch seine „Klugheit, ihr Betragen zu ändern, ohne daß er ihnen „doch eine andere Meinung von sich gegeben hätte." — §. 176 hat Herr J. die Worte: Αἰθιοπικοῦ ἐόντος λίθου ganz ausgelassen; aus dem folgenden εἴκοσι aber macht er: 25. — Aus den übrigen Büchern können wir, um die Gränzen dieser Anzeige nicht zu überschreiten, nur Weniges ausheben. Drittes Buch. §. 80 „Warum sollten wir denn „die Alleinherrschaft wieder einführen, da wir thun können, was wir wollen, ohne Rechenschaft davon zu „geben?" Dieß ist ganz falsch; es muß heißen: „Warum „sollte die Alleinherrschaft, der es frey steht, unbeschränkt zu handeln, wieder eingeführt werden?" §. 108 sind die Worte: [illegible] — λέαινα ἅπαξ ausgelassen, vermuthlich nur aus Versehen. — §. 109 sind die Worte: εἰ ἐγίνοντο ὡς ἡ φύσις αὐτοῖσι ὑπάρχει übersetzt: „Wenn „sie sich eben so stark vermehrten, wie die Natur sie dazu antreibe;" richtiger wohl: „Wenn sie so lange fortlebten, als „sie es ihrer Natur nach könnten." — §. 137 „Welche „Stadt werden wir eher zu zerstören suchen?" Im Texte steht ἀνδραποδίζεσθαι, also: „zu unterjochen suchen." Eben so heißt §. 140 ἐξανδραπόδισις nicht Verheerung, sondern: Unterjochung, Freyheitsberaubung. — §. 142 sind die Worte: ἐξέπλησε μοῖραν τὴν ἑωυτοῦ zu sklavisch übersetzt: „hat sein Schicksal erfüllt;" wir sagen anstatt dessen: „er hat sein Ziel erreicht." — Im vierten Buche sind die §§. 200 bis 205 sehr passend zwischen dem §. 167 und 168 eingeschoben. §. 202 ist die Stelle τοὺς δὲ λοιποὺς — ἡ Φερετίμη ganz falsch folgendermaßen übersetzt: „Die „übrigen Barkäer, die Battiaden und diejenigen, welche an „dem Morde keinen Theil genommen hatten, und denen sie „auch die Stadt ließ, gab sie den Persern als Beute Preis." Es hätte heißen müssen: „Pheretime gab den Persern die „übrigen Barkäer als Beute Preis; die Battiaden aber und „die, welche an der Ermordung keinen Theil gehabt, waren „ausgenommen; diesen überließ sie nun die Stadt." — Im sechsten Buche §. 111 ist die Periode: ἀπὸ ταύτης — Πλαταιεῦσι gar nicht übersetzt; vermuthlich hat Herr J. sie als eine Anmerkung beyfügen wollen; es aber nachher ver-

vergessen. — §. 119 ist übersetzt: „Vier hundert Sta„dien von dem Brunnen;“ im Original aber steht: τεσσεράκοντα. — Rec. bemerkt noch, daß die beyden bisher erschienenen Bände der Jacobischen Uebersetzung nur 6 Bücher des Herodot enthalten; daß also ein dritter Band das Ganze schließen wird. Erläuternde Anmerkungen hat Herr J. nicht hinzugefügt, und auch in der Folge nachzuliefern nicht versprochen.

Ki.

Horaz fürs Frauenzimmer. Oder Parodien nach dem Horaz, und freye Uebersetzungen. Metrisch bearbeitet von dem Herausgeber der Ansbachischen Uebersetzung des Horaz. Mit erläuternden Anmerkungen. Ansbach, in der privilegirten Buchhandlung des Königl. Preuß. Commissions-Raths Haueisen, und Kommerzien-Kommissairs Kracker. 1799. 248 S. und VI S. Vorrede. 8. 20 gr.

Ein Horaz fürs Frauenzimmer? — Das ist doch wohl nur ein Aushängeschild, um einer Uebersetzung des Horaz Käuferinnen zu schaffen; oder der Uebersetzer treibt Kurzweil mit Verleger und Käufern. So dachte Rec. beym Anblick des Titels, und er fand seinen Argwohn bey Einsicht des Buchs nicht widerlegt. Ueberhaupt wissen wir uns nichts anders unter einem Horaz für Frauenzimmer zu denken, als einen verhunzten und kastrirten. Allein dann muß er übrigens geschmackvoller aussehen, und mit ganz anderen Anmerkungen ausgestattet seyn, als dieser. Denn wir haben in allen 5 Büchern der Oden, welche diese Uebersetzung, sammt dem säkularischen Gesange liefert, keine gefunden, worin die Diction nicht unpoetisch, matt und schleppend, die Anmerkungen nicht mager und gemein wären. Statt alles Weiteren setzen wir die erste Ode, die wir zufällig aufschlagen, hieher. Es ist die 1ste des 2ten Buchs:

Noch nicht vermag sie nun das schwere Joch zu tragen,
Noch kann sie nicht zugleich mit Andern Dienste thun.
Auf grüne Felder sieht der Sinn dem jungen Thiere,
Das gern im freyen Feld mit seines Gleichen spielt.
Entsage der Begier zu der unreifen Traube
Der Herbst kommt schon noch nach, der ihre Beere färbt.
Bald wird sich Lalage selbst einen Gatten wählen,
(Die Jahre fliehen schnell, Sie reift, wir werden alt)
Dann wird Sie, mehr geliebt, als Chloe und als Chloris,
Das Augenmerk, der Wunsch der Männerjugend seyn.

Der Uebersetzer, Herr Georg Ludw. Hirsch, kündigt sich auf dem Titel und in dem Vorberichte als den Verf. der bekannten Anspachischen prosaischen Uebersetzung an, welche in den Jahren 1766. 61. 62. herauskam, und die er nach seiner eigenen Aussage mit Uz und dem Generalsuperintend. Junkheim gemeinschaftlich verfertigt hat; welches ohne Zweifel heißen soll: er habe übersetzt, und jene beyden Männer haben ihn korrigirt. Jene Uebersetzung ist, bey manchem Versehen, nicht ohne Verdienst. Möchte Herr H. es bey derselben haben bewenden lassen; denn für poetische Uebersetzungen hat er kein Talent. Was mögen die Frauenzimmer aus dieser Uebersetzung vom Horaz für einen Begriff fassen, wenn sie ihn dagegen mit unsern besten deutschen Dichtern vergleichen!

L.

Erster Unterricht in der lateinischen Sprache, oder Art und Weise, Kindern die lateinische Sprache auf eine angenehme und faßliche Methode beyzubringen. Dresden und Leipzig, in der Hilscher-

scherschen Buchhandlung. 1800. 6½ Bogen. 8. 6 gr.

Der Titel verspricht mehr, als durch die Einrichtung des Buchs nach der Absicht des Verf., erreicht werden soll und kann. Um einem Kinde die lateinische Sprache beyzubringen, muß es nicht nur, es sey nach welcher Methode es wolle, einen Reichthum lateinischer Vokabeln, inne haben; sondern auch angewiesen werden, solche nach den Regeln der Wortbeugung zu verbinden und zusammenzusetzen. Von dem Letztern aber ist hier gar nicht die Rede: des Deklinirens und Konjugirens wird gar nicht erwähnt; sondern es soll bloß eine leichtere Methode angegeben werden, wie Kinder auf eine angenehmere und leichtere Art, als durch das trockene Vokabellernen nach der Reihe eines Vokabulariums, lateinische Wörter in den Kopf bekommen können. Und dieses soll dadurch geschehen, daß Kinder die Vokabeln nicht einzeln, sondern in zusammenhängenden deutschen Sätzen, lernen sollen. Dieser Sätze machen allemal vier ein Ganzes aus, z. B.

An dem Tische, mensa
Sitzt der Knabe, puer,
Und taucht mit der Feder, penna
In die Tinte, atramentum.

Diese Verschen sollen nach der Versicherung des Verf. größtentheils gereimt, oder wenigstens rythmisch seyn: wir haben aber keins von beyden gefunden. Gereimt sind sie gar nicht, man müßte denn die gleichen Endungen der lateinischen Zeitwörter für Reime gelten lassen; auch rythmisch sind die wenigsten. Es sind ihrer eine große Menge, und sind in vier Klassen geordnet. 1) Für Substantive — mit Substantivis — schreibt der Verf. man sieht nicht, worauf sich das mit beziehen soll; und davon ist das obige Exempel. 2) Mit Adjectivis, z. B.

Das Gold ist gelb, flavus,
Das Silber hellweiß, candidus,
Das Kupfer rothgelb, flavus,
Das Eisen weißgrau, canus.

 3) Mit

3) Mit Verbis, z. B.

Wer nicht will lesen, legere
Und nicht will schreiben, scribere
Sondern immer nur gern spielen, ludere
Der soll auch nicht essen, edere.

4) Mit Partikeln — wird man erwarten; aber nein, sondern mit vermischten Redetheilen, d. i. mit den drey vorhergehenden; Partikeln kommen nur sehr wenige vor. Z. B.

Auf der Warte, specula
Harrt die Nachtwache, vigilia
Bey Gefahren eilends, propere
Auf die Glock zu schlagen, tundere.

Wir zählen dieser vierzeiligen Sentenzen, von jeder Gattung, 128, also in allem 512. Da nun jede 4 lateinische Vokabeln enthält, deren keines wiederholt wird: so liefert also das ganze Buch überhaupt 2056 lateinische Wörter, die man in einem angehängten lateinisch-deutschen Wortregister aufsuchen, und mit den fehlenden vermehren kann. Ueber die Art, wie der Verf. sein Buch gebraucht wissen will, erklärt er sich nicht; versichert aber den guten Erfolg seiner Methode an den Kindern des Verlegers. Den Zusammenhang der Sätze mitgerechnet, wird dem Kinde die angebliche Last des Vokabellernens wenigstens nicht gemindert.

Am.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Des sel. Gehlers physikalisches Wörterbuch ist allgemein als eins der vorzüglichsten und zweckmäßigsten Werke seiner Art anerkannt. Seit 1795, dem Jahre, in welchem der Supplementband desselben erschien, hat indeß die Naturkunde fast in allen ihren Theilen so beträchtliche Erweiterungen erhalten, daß es hohe Zeit ist, sie für dieses klassische Werk nachzutragen, soll es nicht allmählich veralten, und seiner Güte ungeachtet, durch leichter zusammengeschriebene Bücher verdrängt werden. Ueberzeugt, daß es für die Wissenschaft nicht weniger als ersprießlich sey, wenn Werke, die einmal in einem so wohl gegründeten Ruhme stehen, und mit Recht einen so ehrenvollen Rang in unserer wissenschaftlichen Literatur behaupten, nach wenigen Jahren wieder in Vergessenheit übergehen, und neueren von niedererm Gehalt, nur modischeren, weichen; habe ich geglaubt, den Antrag der Verlagshandlung, mich der Ergänzung und Fortsetzung des Gehlerschen Wörterbuchs zu unterziehen, nicht ablehnen zu dürfen: so sehr ich auch die Schwierigkeiten dieser Arbeit kenne, und obschon es einige Verleugnung erfordert, statt eigne Geisteswerke aufzustellen, nur Werke Anderer zu pflegen. — Ich glaube in dem neuen Supplementbande, an welchem ich jetzt arbeite, einen kurzen Abriß alles dessen, was seit 1795 in der Physik wesentlich gethan ist, um so eher versprechen zu können, da ich hierzu in den Annalen der Physik (einer Fortsetzung der Zeitschrift, aus welcher Gehler in seinem Supplementbande hauptsächlich schöpfte) mit schon beträchtlich vorgearbeitet habe, auch auf die Mitwirkung einiger unserer vorzüglichsten Physiker rechnen darf. Zugleich werde ich aus den seit Gehlers Zeit erschienenen physikalischen Wörterbüchern des Auslandes (Hutton's, Brisson's, Monge's) das Wichtigste, was im Gehlerschen fehlen, oder nur zu leicht berührt seyn sollte, nachtragen, und durchgängig auf die dynami-

dynamische Naturansicht mein Augenmerk richten, mit welcher in unserer Zeit so mancher Mißbrauch getrieben wird, für den schon ihr großer Urheber warnte, und die auch der Vorwand seyn sollte, um Gehlers Werk als unbrauchbar für die neuere Physik zu verrufen. Was diese in Gehlers oft atomistischen Vorstellungsarten ändert, denke ich durchgängig zu erörtern und zu prüfen. Von meiner Seite soll es nicht an Fleiß fehlen, diesen Plan gehörig durchzuführen, und eine Arbeit zu liefern, die eines Vorgängers, wie Gehler, nicht unwürdig ist. Halle, den 26sten Januar 1801.

L. Gilbert.

An das Publikum.

An die Stelle des Archivs der Zeit ist in meinem Verlage getreten, und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Eunomia. Eine Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft von Gelehrten. Herausgegeben von Feßler und Rhode. Jahrgang 1801. Januar.

Inhalt: 1) An die Leser. 2) Neue Theorie des Eigenthums. 3) Kritische Bemerkungen über Schillers Wallenstein. 4) Theater. 5) Die Gallerie. Nach Parny. 6) Sinngedichte. 7) Das neue Jahrhundert. Prophetische Ideen, von Herrn Prof. Feßler. 8) Das Kloster der Liebenden. 9) Politische Zeitgeschichte.

Die Pränumeration für den ganzen Jahrgang beträgt, wie beym Archiv der Zeit, 5 Thlr. Pr. Cour. Ein ausführlicher Prospektus ist in allen Buchhandlungen zu haben. Berlin, am 1sten Februar 1801.

Friedrich Maurer.

Der dritte Band von des Herrn St. R. Wiebeking, in Darmstadt, auf Geschichte und Erfahrung gegründeten theoretisch-praktischen Wasserbaukunst, wird nächstens erscheinen. Es ist im Sept. 1800 ein besonderer Plan davon gedruckt worden; woraus man sieht, daß sehr merk-

würdi-

[illegible] Beschreibungen und Grundrisse von französischen, holländischen, englischen, und Seehäfen vom adriatischen Meere darin vorkommen werden.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Göttingen. Herr Professor Günther Heinrich von Berg, ist als wirklicher Hof- und Canzley-Rath in die Königl. Justiz-Canzley nach Hannover befördert, und zugleich als Advokatus Patriä angesetzt worden, und hat sein Amt bereits angetreten. — Dem Herrn Hofrath Heyne hat der König den Charakter eines geheimen Justiz-Raths beygelegt.

Todesfälle.

Am 14ten Dec. v. J. starb Herr Mag. Joh. Aug. Chr. Nöbling, Pastor an der St. Albani-Kirche zu Göttingen, Privat-Docent der Theologie, und Direktor des akademischen Pastoral-Instituts am öffentlichen Krankenhause, in seinem 44sten Jahre, plötzlich am Schlage. Mehrere Wochen vorher hatte er krampfhafte Zufälle, von welchen er sich so erholt hatte, daß er an dem Tage seines Todes die Vorlesungen in der Kirche halten, und die Communion austheilen konnte. Er äußerte, als er aus der Kirche kam, daß er sich wohl und munter befände; aber nach einer Stunde fand man ihn todt auf seiner Studirstube. Durch seine exemplarische Rechtschaffenheit, durch seine populären und geistvollen Predigten, die immer aus der Fülle seines Herzens und aus eigener Ueberzeugung flossen, und durch seine treue Seelsorge, wie durch seine Gelehrsamkeit, hatte er sich allgemeine Liebe und Achtung erworben, die sich auch nach seinem Tode auf vorzügliche Art äußerte. Durch das mit dem öffentlichen Kranken-Hospital verbundene Königl. Pastoral-Institut, davon er Direktor war, machte er sich um die der Theologie obliegenden Studirenden sehr verdient, als die er durch Anweisung und Vorübung aller Art nicht nur zu guten Predigern zu

zu bilden; sondern auch am Krankenbette und durch mannichfaltige Aufgaben, auf alle im Predigtamte vorkommende Fälle, vorzubereiten beflissen war. Seine Geduld und sein Fleiß bey Entwerfung der Predigten und aller Arten von Vorträgen, bey der Durchsicht und Ausbesserung der ihm gelieferten fehlerhaften Aufsätze, die oft ganz umgearbeitet werden mußten, war unbeschreiblich. — Er war in der Nähe von Rudolstadt auf einem Dorfe geboren, wo sein Vater als Landprediger stand, der ihn durch den Tod eben so früh verlassen hatte, als er nun seine Wittwe mit sieben Kindern verlassen mußte.

Chronik deutscher Universitäten.

Fortsetzung der Chronik der Universität Göttingen.

Praktische Medicinal-Anstalten. Außer dem öffentlichen Krankenhause unterhält Herr Prof. Arnemann und Herr Prof. Osiander, beyde mit Königl. Unterstützung, ein Klinikum zur praktischen Anleitung junger Aerzte. Bey dem Krankenhause sind zur Aufsicht angestellt Herr Hofrath Richter, als Präses der Commission, Herr Hofr. Meiners, Herr Leibmed. Stromeyer, als Hospitalarzt, Herr Superintend. Wagemann, Herr Univers. Vicesynd. Willich, und ein Obergehülfe, wozu noch der Krankenwärter kommt. Neben diesen praktischen Anstalten ist in dem gegenwärtigen Jahre noch ein neues Privat-Klinikum entstanden, das seine eigenen Einrichtungen für sich hat, um wohlthätig für die Kranken, und anleitend oder übend und unterrichtend für die Studirenden zu werden. Es ist in folgender Schrift angezeigt worden: Vorläufige Nachricht über das, neuerlich durch mich errichtete medicinisch-chirurgische Privat-Klinikum. Von Georg Wardenburg, Prof. der Chirurgie und Medicin zu Göttingen. Göttingen. 1800. 1½ Bog. 4. Das Klinikum des Herrn Prof. Wardenburg hat am 11ten Jun. 1800 seinen Anfang genommen; und diese Nachricht beschreibt die allgemeine Einrichtung, und erzählt die in den ersten 3 Monaten bis zum 11ten Sept. an

[illegible] Kranken [illegible] und Operationen [illegible] Die Zu-
hörer, welche unter Leitung des Herrn Prof. W. zur Praxis angeführt werden, sind in 2 Klassen getheilt, in Praktikanten und Auscultanten; erstere verrichten das Examen der Kranken, und tragen die Krankheitsgeschichten ein, welche an einem bestimmten Tage in der Woche durchgesehen werden; die andern hören zu, und sehen die Kranken, werden auf die Symptome aufmerksam gemacht, und bereiten sich dadurch zu [illegible] Platz unter den Praktikanten [illegible]. Am Ende ein tabellarisches Verzeichniß der Kranken, mit Bemerkung der Krankheiten und des Erfolgs der Kurart; auch mit angehängten Anmerkungen zur Erläuterung der Kranken-Tabelle.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Anzeige kleiner Schriften.

Noachs Rettung. Ein Versuch über 1. B. Mos. 6—9. Meinem würdigen Freunde, Herrn Magister Kerner, Archidiakonus in Elsterberg, gewidmet. Wittenberg, 1801. 14 S. 8.

Der Verf., welcher sich unter der Zueignung [illegible] unterzeichnet, sucht in dieser kleinen Schrift darzuthun, daß die zu Noachs Zeiten statt gehabte Ueberschwemmung nicht allgemein, sondern nur partiell gewesen; auch das zu dieser Absicht benutzte Fahrzeug nicht zu diesem, sondern zu einem andern Zwecke erbauet worden sey. Er betrachtet die ganze Erzählung als einen Mythus, bey welchem aber doch historische Wahrheit zum Grunde liege.

Rede über den Patriotismus bey der Preuß. Jugend. Gehalten am 19. Januar 1801 im Berlinisch. Köllnischen Gymnasium, von G. L. Spalding. Berlin, bey Mylius. 1801. 2 Bog. 4 gr.

Der würdige Herr Verf. empfiehlt als Mittel zur Beförderung der Vaterlandsliebe bey der Jugend das Studium der alten Schriftsteller, der Geschichte des Vaterlandes, und insbesondre Friedrichs des Großen. Er macht die so wahre, als

die erfreuliche Bemerkung: daß der preußische Patriot, neben dem Ruhme des Kriegers, auch die häusliche Tugend auf dem einheimischen Throne findet. Sehr treffend sagt er S. 27:

„Wir verachten den Sohn, der nur die Fehler, wä„ren es auch wahre, seines Vaters kennt; und der ewige „Tadler seines Vaterlandes sollte schuldlos seyn?" —

Diese kleine Schrift macht der Vaterlandsliebe und den Talenten des Verf. gleich viel Ehre.

Prolusione: Deum ex machina in re scenica veterum illustrante orationes IX. Iuvenum indicit C. A. Böttiger. Vinariae XVIII. S. 4.

Der Herr O. C. R. Böttiger erläutert in dieser kleinen, aber reichhaltigen Schrift, die Maschinerie und Mechanik der Bühne bey den Alten. Zuerst zieht er eine eben so geschmackvolle als interessante Parallele, zwischen der Maschinerie auf dem Theater der Alten, und der unsrigen; welche nicht zum Vortheile der letztern ausfällt. Hierauf setzt er, mit seltener Sagacität, die verschiedenen Epochen in der Modifikation der Maschinen fest, erläutert mehrere, hierüber in den Klassikern vorkommende Ausdrücke, und liefert viele scharfsinnige Erklärungen von Stellen griechischer Autoren, welche auf das Theaterwesen Bezug haben.

Einige Bemerkungen über die Ehelosigkeit, dem Hrn. Dr. Teller in Zeitz bey seiner ehelichen Verbindung gewidmet von J. A. Bergk. Leipzig. 8 S. gr. 4.

Der Verf. handelt zuerst von dem wichtigen Einflusse, den das ehelose Leben auf die Gefühlsweise, die Denkart und den Charakter hat; und zählt hierauf die äußern und innern Ursachen der immer mehr überhand nehmenden Ehelosigkeit auf. Der Verf. hat in dieser kleinen Schrift einen großen Reichthum wichtiger Bemerkungen, in einen engen Raum zusammengedrängt.

Rückblick in das achtzehnte Jahrhundert. Eine Einladungsschrift von M. A. G. Walch, Professor und Rektor

Rektor des Gymnasiums zu Schleusingen. Schleusingen, gedruckt bey J. G. Müller. 1801. 41 S. 8.

Der Verf. giebt in dieser kleinen, aber gehaltreichen Schulschrift einen ziemlich vollständigen Ueberblick der wichtigsten Veränderungen, welche das nun verflossene Jahrhundert in der Geschichte der Staaten, so wie in dem Gebiete der Literatur und Kunst hervorgebracht hat.

Bücherverbote.

Am 15ten Jänner 1801 wurde vom Magistrat in Frankfurt auf Requisition des Kaiserl. Bücher-Commissarius Wolf eine (vielleicht nachgedruckte) Ausgabe vom Taschenbuch für Damen von Huber, Lafontaine und Pfeffel für 1801 bey 50 Thlr. Strafe verboten. Den Anlaß dazu gab, ein zu Seite 176 angebundener Kupferstich mit der Unterschrift: Und er soll dein Herr seyn. Es ist nämlich unter einem abgebildeten Pantoffel das Wort Kaiser ganz klein geschrieben. In sehr vielen Exemplaren der Originalausgabe, welche Schreiber dieses gesehen hat, ist das Wort nicht befindlich.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der Verfasser des Romans: Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria 1801. ist Herr Clemens Brentano aus Frankfurt. Es wird versichert, daß darin viele Charakteristiken seiner Verwandten und Bekannten in der Vaterstadt vorkommen.

Der bevollmächtigte Minister der französ. Republik am Badenschen Hofe, B. Massias, ist der Verfasser des Buchs: le prisonnier en Espagne, welches auch unter dem Titel: Der Gefangene in Spanien, oder Blicke auf die Provinzen Catalonien und Grenada, ins Deutsche übersetzt worden. Er schrieb es während seiner Kriegsgefangenschaft in Grenada.

Klopstocks Messiade erscheint jetzt zu Aachen und Paris in einer neuen französischen Uebersetzung unter dem Titel: La Messiade de Klopstock, poëme en vingt chants, traduit en françois par une Dame Allemande de l'Academie des Arcades sous le nom d'Elbanie. Diese deutsche Dame ist das Fräulein Therese von Kurzrock, Kanonissinn des westphälischen Stifts Soest.

Der Uebersetzer des Prediger Salomo, dessen Schrift in dieser N. A. D. Bibl. 54 Bd. 1. St. S. 206 fg. im Ganzen sehr vortheilhaft ist beurtheilet worden, ersuchet die Redaktion dieser berühmten Bibliothek, es in derselben irgendwo bemerklich zu machen, daß in der Vorrede jener Schrift gleich im Anfange Z. 2 ein den Sinn äußerst entstellender Druckfehler eingeschlichen sey, indem daselbst statt einem zu lesen ist keinem.

B.

Die Nachricht in Nr. 20 der zu Stuttgard herauskommenden allgemeinen Zeitung, daß in Rußland die Einfuhr aller Bücher, welche in Berlin die Censur passirt haben, erlaubt sey, ist bis jetzt ungegründet. Vielmehr ist noch die Einfuhr aller Bücher ohne Unterschied, und sogar auch der Musikalien in Rußland verboten.

In Duisburg wird jetzt die ehemals dem Herrn Prof. Berg zugehörige Bibliothek versteigert, worin viele Codices MSti und viele rare gedruckte Werke vorhanden sind.

Herr Voß in Eutin arbeitet an einer neuen Ausgabe seiner vortrefflichen lyrischen und vermischten Gedichte, welche im J. 1801 in vier Bänden herauskommen werden.

Herr von Kotzebue hat in der St. Petersburgischen Hofzeitung angezeigt, daß er, mit Bewilligung der Kaiserl. Censur, daselbst einen neuen Band seiner Schauspiele wolle drucken lassen.

Druckfehler.

Im LVI. Bd. 1. St. S. 171. Z. 11. von unten: unsers Bewußtseyns l. des Bewußtseyns von unserm Ich

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Deutsche Sprache.

1. Taschenbuch über die Richtigkeit der deutschen Sprache im Sprechen und Schreiben, von E. Danielsen, dem ersten Lehrer der Kielschen Stadtschule und Prof. Hon. Kiel und Schleswig, bey den Gebr. Schmidt. 1799. Dritter Theil. 203 S. 8. 12 gr.
2. Mir und Mich, oder vollständige Anweisung zum richtigen Gebrauche des Dativi und Accusativi. Von C. Kruse, Instruktor der Durchl. Prinzen von Holstein-Oldenburg, u. s. w. Bremen, bey Wilmans. 1800. VIII u. 130 S. 8. 10 gr.
3. Versuch in der Analyse stylistischer Aufgaben, nach den Grundsätzen der deutschen Orthographie, des (der) Syntaxes, der Interpunktion, der Logik und der Aesthetik, für die reifere Jugend und ihre Lehrer geschrieben, von Karl Heinrich Ludwig Pölitz, ordentl. Professor der Moral und Geschichte bey der chursächs. Ritterakademie zu Dresden, und der churmainzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Erfurt Mitglied. Görlitz, bey Anton. 1800.

Oder:

Versuch eines Systems des deutschen Styls, zu einem vollständigen Kursus der deutschen Sprache auf Akademien und Gymnasien, von Karl Heinrich Ludwig Pölitz, ordentl. Professor u. s. w. Erster Theil (,) welcher den Versuch in der Analyse stylistischer Aufgaben u. s. w. enthält. Görlitz u. s. w. 264 S. 8. nebst 2 Bog. Schemata, Vorrede und Zueignung. 18 gr.

4. Auswahl deutscher Gedichte zur Erweckung und Beförderung des Gefühls für das Schöne und Gute bey Lesern aus allen Ständen, besonders für Schulen zum Vorlesen und Deklamiren, herausgegeben von Ludwig Hörstel, D. der WW. und öffentl. ordentl. Lehrer am Katharineum zu Braunschweig. Erste Sammlung. Braunschweig, gedruckt und verl. bey Reichard. 1800. VIII u. 148 S. 8. 8 gr.

5. Belehrungen für Redner, durchaus mit Beyspielen aus den vorzüglichsten Reden alter und neuer Zeit erläutert. Breslau, Hirschberg und Lissa in Südpreussen, bey Korn d. Aelt. 1800. XXII u. 288 S. 8. 1 Rthl.

Was Rec. über den ersten und zweyten Theil des Danielsenschen Taschenbuchs im 53sten Bande der N. A. D. Bibl. S. 532 gesagt, und daran gelobt und getadelt hat, wird durch den dritten Theil bestätiget. Es herrschet hier derselbe Ton und Geist. Der Mangel eines festen Gesichtspunktes und einer logisch richtigen Ordnung hat hier Wiederholungen veranlasset. Schon im ersten Theile ließ der Verf. dekliniren, und fängt nun erst den dritten Theil mit der ausführlichen Darstellung der Deklinationen an, und läßt dann die Regeln von Bey- Zahl- Für- und Vorwörtern folgen. Der zweyte Abschnitt handelt von den Zeit- Neben- Verbindungswörtern

und

und den Ausdrücken bloßer Gefühle und Empfindungen; wobey der Verf. etwas weit ausholet, bis zur Entstehung der Zeitwörter zurückgehet, und sich im Etymologisiren verliert. Auch hier fehlt es an Ordnung und an einem festen Gesichtspunkte. Denn für wen mag der Verf. wohl geschrieben haben? Für den Sprachforscher? Dann wäre, was er sagt, allzu dürftig; auch protestirt er selbst in der Vorrede gegen diesen Zweck. Für jeden Andern aber sagt er zu viel. Was er am Ende des Buches über Sprache im Allgemeinen sagt, und was er zur Vergleichung aus dem Indianischen, Japanischen, Hindostanischen, Türkischen, Sibirischen, Kalmukkischen, Finnischen, Otahitischen und Polnischen anbringt, könnte, wenn es tiefer eindränge, in anderer Rücksicht gut seyn; aber — nunc his non erat locus. Eine kurze Geschichte der deutschen Sprache zur Erklärung ihrer Dialekte und Töchtersprachen, würden wir lieber als Einleitung gegeben haben. Das Beste an diesem Buche bleiben immer die ins Einzelne gehenden Beyspiele.

Herr Kruse, der Verf. von Nr. 2. ist in vielfältiger Rücksicht ein ganz anderer Mann als Herr Danielsen. Er weiß wenigstens bestimmt, was er will, und seine Abhandlung ist ein Beweis, daß er nicht nur über die Theorie der deutschen Sprache gehörig gedacht hat; sondern daß er auch mit der Methode, sie vorzutragen, vertraut ist. Der Vf. der sonst schon als Schriftsteller in diesem Fache unserer Literatur mit Ruhm bekannt ist, dachte sich Frauenzimmer, Ungelehrte und Kinder als Leser seiner Schrift. Rec. der mit dieser Schrift Versuche ihrer Brauchbarkeit in einer öffentlichen Schule, und zwar in einer der mittlern Klassen dieser Schule angestellt hat, findet hier nöthig zu erinnern, daß man das Buch nicht allzu rohen und kleinen Kindern in die Hände geben dürfe, wenn es ihnen nützlich werden soll. Die Knaben, bey denen Rec. die Probe machte, hatten schon Kenntniß der lateinischen Grammatik, und doch fand er nöthig, die Regeln hier und da der Fassungskraft einzelner Individuen noch näher zu bringen; was jedoch nicht eben viele Mühe kostete, und jedem auch nur einigermaaßen mit Methode bekannten Lehrer leicht werden muß.

Bekanntlich haben wir von demselben Verf. ein sehr brauchbares Handbuch der deutschen Sprache und Orthographie. Aus diesem nun hat Herr K. den Abschnitt vom rich-

tigen Gebrauche des Dativi und Accusativi von neuem für diejenigen bearbeitet, die entweder das erwähnte Handbuch nicht besitzen, oder besonders über dieses einzelne Kapitel unserer Sprachlehre sich vollständiger zu unterrichten wünschen. Und deren, die einen solchen Unterricht bedürfen, giebt es, besonders in Niederdeutschland — Frauenzimmer und Kinder nicht zu rechnen — unter den Nichtgelehrten und den gebildetern Ständen nicht nur, sondern auch selbst unter den sogenannten Studirten und Geschäfftsmännern eine wahrlich sehr große Menge. Diese zahlreiche Menschenklasse kann, wenn sie will, und einigermaaßen bey dem, was sie lieset, zu denken gewöhnt ist, hier einen nützlichen und deutlichen Unterricht finden. Der Verf. liefert aber nicht etwa bloß einen besondern Abdruck eines Abschnitts seines größern Handbuches; sondern, wie Rec. nach Vergleichung beyder Bücher bezeugen kann, einen vielfach erweiterten, auch selbst für die Besitzer jenes Handbuches noch brauchbaren Vortrag über den auf dem Titel genannten Theil unserer Sprachlehre. Hier ist eine kurze Anzeige des Inhalts:

Nach einer vorläufigen Anzeige für Ungeübte, welche sich dieser Anweisung ohne weitern mündlichen Unterricht bedienen wollen — die Ungeübten dürfen jedoch, wie gesagt, nicht allzu roh seyn; daher Rec. dieses Buch am liebsten unter Anleitung der Lehrer in Bürgerschulen, und in den untern und mittlern Klassen der sogenannten lateinischen Schulen gebraucht zu sehen wünschet — erklärt der Verf. einige fremde Ausdrücke und Kunstwörter, welche in der Folge als bekannt voraus gesetzt werden, z. B. Artikel, Geschlecht der Wörter, Substantivum, Adjektivum, Pronomen, Verbum, Präposition, Konstruktion, Regieren, Folgewort. Rec. wünschet, daß der Verf. auch Subjekt und Prädikat hier mit aufgenommen hätte, und auch in der Abhandlung selbst darauf, und auf die Stellung, das Genus und die Deklination derselben aufmerksam gemacht hätte; denn er weiß aus einer langjährigen Praxis des öffentlichen und Privatunterrichts in der lateinischen sowohl als in andern Sprachen, wie sehr eine richtige und deutliche Kenntniß dieses Punkts das Erlernen der Sprachen erleichtert.

Es folgt dann eine Anweisung zum Dekliniren, wobey wiederum erst die beym Dekliniren gebräuchlichen Kunstwörter erklärt werden, z. B. Singular, Plural. — Deklination

tion der Artikel, Substantive und Adjektive, und derjenigen Wörter, die keinen Artikel vor sich haben, und deren Wörter: ich, du, er, sie, es. Dann soviel vom Konjugiren, als zur Verständlichkeit dieser Anweisung nöthig ist, und zugleich Erklärung einiger fremden Ausdrücke, die beym Konjugiren vorkommen, z. B. Aktivum, Passivum; Konjugation der Zeitwörter seyn, haben, werden, und Anweisung zur Konjugation der übrigen Zeitwörter. Der zweyte Abschnitt giebt Regeln und Bemerkungen über den richtigen Gebrauch der Casuum überhaupt, und des Dativi und Accusativi insbesondere. Der dritte Abschnitt lehrt den richtigen Gebrauch des Dativi und Accusativi bey Verbis. Der vierte Abschnitt — — bey Präpositionen. Der fünfte stellt einige besondere Fälle auf, deren Entscheidung sich auf die vorhergehenden Abschnitte gründet. Der sechste stellt endlich alle vorgetragenen Regeln kurz zu einer leichten Uebersicht zusammen.

Daß der Vf. nicht, wie gewöhnlich, bloß die Regel giebt: Der Dativ wird gesetzt auf die Frage: Wem? Der Accusativ auf die Frage: Wen oder Was? ist gut; denn wozu kann es doch wohl nützen, den Lehrling immer im Kreise herumzuführen? Eben das ist es ja, was der Ungelehrte und Ungeübte nicht weiß und also lernen soll, wenn eher nämlich Wem und Wen gefragt werden soll und kann. Wenn er aber S. 53 sagt: Mir und Dir werde auch bisweilen ganz überflüssig gebraucht, nicht Mich und Dich; z. E. Du bist mir der rechte . . . das war Dir ein Fest u. s. w. so gefällt dieß dem Rec. nicht ganz; denn entweder ist dieß eine Art oder vielmehr Ausartung des Dativus Commodi der lateinischen Grammatiken; oder, was Rec. lieber sagen möchte — ein fehlerhafter Gebrauch des Dativs, der nur im niedrigen Styl vorkommt, und wenigstens als fehlerhaft hätte bezeichnet werden müssen.

Gegen die Regel des Verf. §. 26 — die Verba mit . . . ich wurde regieren den Accusativum, so richtig sie im Ganzen ist, und gegen seine Anmerkung, daß man bey einigen Verbis dieser Klasse nicht füglich sagen könne . . . ich wurde, aber doch . . . er wurde, dürfte doch jemand einwenden, daß kein Grund vorhanden sey, warum man nicht sagen könne: ich wurde begraben, ohngeachtet der Vf. glaubt, daß man nicht füglich also sagen könne. — Für es ahndet

mir (S. 55) würde Rec. lieber gesagt haben: es ahnet mir, da die besten Schriftsteller ziemlich einig darüber sind, daß zwischen ahnen und ahnden ein Unterschied sey und seyn müsse. — S. 63 Abrathen, am besten mit dem Dativ ... ich muß es Dir abrathen. Warum am besten? Jeder andere Casus wäre ein Fehler.

Ob die neueren Sprachlehrer, wie der Verf. S. 66 sagt, fast einstimmig bey dem Verbo lehren, den Accusativ der Person als sprachwidrig verwerfen, wenn noch ein Accusativ der Sache dabey steht — also man sagen müsse: er lehrte mir die Musik, nicht mich, möchte Rec. wohl bezweifeln.

Ein Anhang liefert zu allen in den vorhergegangenen sechs Abschnitten gegebenen Regeln, Beyspiele mit versteckten Fehlern. Ueberhaupt ist es an diesem Buche eine empfehlenswerthe Seite, daß des Verf. Beyspiele sehr bestimmt, deutlich und klar sind; so daß jeder einigermaaßen gebildete Mensch sich daraus wird belehren können. Rec. glaubt jedoch bey aller Gerechtigkeit, die er dem Verf. wiederfahren läßt, daß sich Alles, was der Verf. gesagt, noch mehr vereinfachen, und auf wenigere Regeln bringen lasse, wovon auch der Verf. selbst im 6ten Abschnitte einen Beweis geliefert hat.

Wenn es wahr ist, was ein Alter sagt: daß ein großes Buch ein großes Uebel sey: so ist Herr Pölitz, der Verf. von Nr. 3. in Gefahr, der Schöpfer eines großen Uebels zu werden. Wir wollen jedoch mit diesem Urtheile nicht vorgreifen. Herr P. verweiset in der Vorrede auf die Einleitung zu diesem Buche, die seine pädagogischen Grundsätze für diesen Zweig der menschlichen Kultur enthalte; und er verlangt, daß auf diese Einleitung Rücksicht genommen werde, um in Ansehung des Zwecks und des Geistes seines Buches nicht verkannt und mißverstanden zu werden. Eine billige Forderung! Was lehrt also diese Einleitung? Folgendes:

Daß mit der Kultur des Geistes auch die Sprache eines Volks in der Kultur fortschreite, und daß dieß auch unsere Muttersprache gethan habe und noch thue; daß also in jedem Jahrhunderte die Sprache nach ihrem innern Geiste dargestellt werden müsse. Grammatik und Wörterbuch enthalte

das Formelle der Sprache, das freylich auch ein allmähliges Fortrücken erfahre; aber ohnmöglich in den nächsten 50 Jahren eine totale Revolution und Umbildung erfahren könne; aber das Materielle, der belebende Geist, der in der Sprache wehet und herrschet, das wirksame Princip binde sich durchaus nicht mit seiner Thätigkeit an die Gränzen und Schranken, die ihm die Hülle (d. h. das Formelle, die Grammatik und das Wörterbuch) vorschreibe. Die Sprache sey an keinen Zwang, an keine Schranken gebunden; denn sie habe das ganze unermeßliche Feld des menschlichen Wissens und Handelns zu bearbeiten, zu versinnlichen, darzustellen. Dieß wird noch weitläuftig und weitläuftiger, als es nöthig war, mit dem Gange der Philosophie und deren Sprache in Deutschland bewiesen. Eine Theorie des deutschen Styls sey, richtiger ausgedrückt — eine Philosophie der deutschen Sprache. Die in einem Jahrhunderte erfolgten Fortschritte der Sprache müssen also von Zeit zu Zeit dargestellt werden — diese Darstellung muß in einem neu organisirten Systeme des Styls ausgedrückt seyn; und das ist es, was unser Verf. uns in seinem Buche geben will, nämlich — ein System, eine Philosophie der deutschen Sprache, wie sie aus dem Geiste der Sprache nach dem gegenwärtigen Standpunkte ihrer Vollkommenheit hervorgeht. Unter einer Philosophie der Sprache aber denkt sich der Verf. die Summe alles dessen, was nach Voraussetzung des Formenwerkes der Sprache auf die Richtung des Geistes der Sprache, und auf die Vervollkommnung der Sprache selbst, als der einzig möglichen Beziehungsweise unserer intensiven Vollkommenheit und ihrer sich vermehrenden Fortschritte, den entschiedensten Einfluß hat. Diesen Einfluß behaupte nun Philosophie, Logik, Poetik, Rhetorik und Aesthetik. Bis jetzt sey die Sprache und ihre Vervollkommnung noch ganz außer der Verbindung mit diesen Wissenschaften gedacht, und auf Akademien und Gymnasien vorgetragen. Der Verf. will also eine ganz neue Bahn brechen, und sagt selbst — daß in dem, was er hier liefere, noch gar nichts geschehen sey.

Es thut uns leid, den Verf. in diesem süßen Wahne, daß er mit seinem Buche eine ganz neue Bahn breche, stören zu müssen; aber unsere Recensentenpflicht fordert es. Sind denn Adelung, Heynatz, Kinderling, Fülleborn, Moritz,

Bollbeding, Campe, Kruse, Snell und so viele Andere, die Herr P. doch wohl kennen mußte, nicht denselben Weg gegangen, den der Verf. zu gehen gedenkt? Sind sie etwa da stehen geblieben, wo Gottsched stand? Oder haben sie bloß das Formelle, nicht auch das Materielle der Sprache zum Gesichtspunkte genommen? Jedem das Seine! Herr P. mag immerhin nach so vielen vorhandenen uns auch eine Theorie des deutschen Styls geben; wir wollen sie, wenn sie gut ist, mit Dank annehmen; aber neue Bahn bricht er nicht; auch sieht Rec. nicht ein, was hier zu brechen ist. Begreiflich ist es, daß eine den Zeitbedürfnissen angemessene vernünftige Anweisung zum deutschen Styl, dergleichen wir gewiß schon haben, das Formelle und Materielle der Sprache nicht trennen kann. Oder ist dieß etwa das Neue, daß Herr P. glaubt, die Grammatik oder das Formenwerk gehöre nicht zu einem Systeme des deutschen Styls? Aber er setzt doch selbst die Grammatik voraus, und nimmt in diesem ersten Theile seines Systems Rücksicht darauf. — Der etwas steife, nicht ganz deutsche Titel des Buches belehrt übrigens unsere Leser, was sie hier zu suchen haben. Dem soll nun ein zweyter Theil folgen, der eine Logik — Herr P. nennt es eine Grammatik des Verstandes — enthalten soll. Diese Logik soll das für den Verstand seyn, was die Grammatik für die Sprache ist!!! Ein dritter Theil soll die Theorie des Styls liefern, die zwar nicht so ganz neu seyn werde; wovon aber doch der Verf. glaubt, daß er Gegenstände bearbeite, die seinen Vorgängern fremd oder unbekannt gewesen wären. Der vierte Theil soll eine Poetik enthalten. Der fünfte eine Rhetorik. Der sechste Theil, der in drey einzelnen Bänden erscheinen soll, möchte leicht, wenn er gut ausgearbeitet wird, das Neueste und Beste des ganzen Pölitzischen Kursus liefern, nämlich, Vorlesungen über die Interpretation deutscher Schriftsteller. Rec. fühlte hier schon lange eine Lücke fast in allen unsern Schulstudienplanen. Warum lesen wir unsere deutschen Klassiker nicht eben so mit der Jugend, wie wir mit ihr die alten Römer und Griechen, und die neuern englischen und französischen Klassiker lesen? Rec., selbst ein Schulmann, thut dieß wohl in der Stille mit den Schülern der ersten Klasse des Gymnasiums, dem er vorstehet, und benutzet vorzüglich die Stunden, in welchen er Horazens Oden erklärt, zugleich dazu, Ramlersche, Klopstockische und Anderer Oden und lyrische Werke in Ansehung der Gedanken, Bilder,

der, Wortfügungen und des Genius beyder Sprachen mit Horaz zu vergleichen, und findet es für die Jugend höchst vortheilhaft; aber er weiß auch, daß es im Ganzen viel zu wenig, und an vielen Orten gar nicht geschiehet. Was Hr. P. über diesen Theil seines Plans sagt, ist wirklich sehr vernünftig und wahr, und dem Rec. ganz aus der Seele geschrieben. In Ansehung der Chrestomathie aber, die Herr P. aus den besten Mustern unsers Zeitalters dazu zu liefern gedenkt, findet er längst und gut vorgearbeitet.

Das ist es, was Herr P. zu leisten verspricht. Hatte nun der Rec. nicht Ursache zu fürchten, daß aus diesem grossen Buche ein großes Uebel werden könnte? Denn — man erschrecke nicht! — der ganze Plan ist auf einen fünfjährigen Kursus angelegt. Und freylich, so wie Herr P. das Werk handhabt, möchte leicht ein zehnjähriger Kursus nöthig seyn. Er aber glaubt, bey dieser Behandlung müsse durchaus auf einen guten Erfolg zu rechnen seyn. Rec. ist hierin ein Ungläubiger, und glaubt vielmehr, alles dasjenige, was Herr P. mit einem solchen Aufwande von Worten und Zeit zu leisten denkt, und wahrscheinlich nicht leistet, in einem ungleich einfachern, weniger Zeit versplitternden Gange leisten zu können, und bisher in seiner Praxis wirklich geleistet zu haben.

Doch wir müssen unsern Lesern noch sagen, was eigentlich Herr P. unter seiner Analyse stylistischer Aufgaben verstehet. Es ist, nach seiner Erklärung: die Fertigkeit, vorliegende schriftliche Materialien nach dem Geiste der deutschen Sprache zu beurtheilen, und ihren Werth oder Unwerth nach den allgemeinen Gesetzen derselben zum deutlichen Bewußtseyn zu entwickeln. Sie siehet also theils auf die Form, (und doch schloß Herr P. oben das Formelle von einem System des deutschen Styls aus?) theils auf den Stoff, und hält sich a) an die richtige Orthographie; b) an die nothwendige Wortfolge, Konstruktion; c) an die Verbindung der partium orationis (in den Verbis an die Verbindung der Temporum) und an die Ursachen dieser Verbindung; d) an die logische Entwickelung der Gedanken nach ihrer Stufenfolge in den Denkgesetzen; e) an die daraus entspringende einzig mögliche Interpunktion; f) an die Periodirung oder an die Ursachen der gewählten Zusammenstellung zu diesem

und keinem andern Ganzen; g) an die Wahl der Ausdrücke und der Schreibart.

Und dieß ist also das Neue, bisher von keinem deutschen Sprachlehrer gekannte und gebrauchte System? Ist dieß nicht schon sehr oft von Andern behandelt, und, wie Rec. mit gutem Gewissen versichern kann — ungleich deutlicher, bestimmter und ordentlicher behandelt, als es hier Herr P. mit einem bis zum Ekel verschwendeten Wortschwall behandelt hat? Denn von S. 62 bis zu Ende wendet nun Herr P. jene sieben Stücke auf eine Menge Beyspiele und Aufgaben an, wovon Rec. außer der Analyse der fehlerhaften Beyspiele, nur wenige billigen kann. Kurz Herr P. mag es herzlich gut gemeint haben; aber zum Muster im deutschen Style empfiehlt ihn Rec. nicht, und er scheint noch weniger der Mann zu seyn, der im Stande ist, eine neue Bahn zu brechen. Um so mehr hätte er mit etwas weniger Selbstsucht sein Werk ankündigen sollen.

Herr Hörstel liefert in Nr. 4. eine Sammlung von deutschen Gedichten aus unsern besten Dichtern, Gellert, Lichtwehr, Nicolai, Gleim, Michaelis, Willamov, Ramler, Pfeffel, Schiller, Lessing, Hagedorn, Kleist, Göking, Bürger, Düsch, Blumauer, Hölty, Salis, Cramer, Bürde, Claudius und einigen andern weniger bekannten, auch ungenannten, aus Monatsschriften und Musenalmanachen. Die ganze Sammlung soll aus 4 bis 6 Bänden bestehen, und den Geschmack, den Verstand und das moralische Gefühl leiten und bilden helfen, durch Fabeln und Erzählungen, Idyllen, Lehrgedichte und Episteln, Elegien, Lieder und Oden. Von allen diesen enthält wenigstens dieses erste Bändchen etwas. Abgerechnet, daß der Sammler einige allzu bekannte, z. B. Gellerts und anderer Verf. Gedichte mit aufgenommen hat, mag gegen die Auswahl wenig zu erinnern seyn; aber groß ist das Verdienst des Sammlers auch nicht, da wir schon eine sehr große Menge ähnlicher deutscher poetischer Chrestomathien, und noch neuerlich Rambachs Odeum, das nach einem festen Plane und Gesichtspunkte scheint berechnet zu seyn, zu eben dem Behuf erhalten haben.

Der Verf. von Nr. 5. hat uns ein Buch geliefert ad modum Friedrich Christian Baumeisters, des Gymnasii Augusti zu Görlitz Rektors, Anfangsgründe der Redekunst in kurzen

zen Sätzen abgefaßt, und mit Exempeln erläutert. Der Unterschied liegt bloß darin, daß der sel. Rektor Baumeister seine Beyspiele aus Gottsched, Mosheim, Weisens politischem Redner, und aus den Gesandtschafts- und Parlamentsreden der Zeitungen seiner Zeit nahm; unser Verf. aber, außer den alten römischen und griechischen Klassikern, die auch schon Baumeister fleißig benutzte, neuere Predigten und andere Bücher, Rochow's Kinderfreund sogar, dazu brauchte. — Nach einer Einleitung, die ein buntes Gewühl von dem ist, was eine Rede seyn und nicht seyn soll, kommt der Verf. zu einem Kapitel: Ueber die Ausarbeitung selbst, und handelt vom Thema, wofür er kein deutsches Wort finden kann — Wahl des Thema — Fehler — Eintheilung — Erweiterung — Ausfüllung im engern und weitern Sinne; wobey er dann auch die wichtige Entdeckung macht, daß Logik dem Redner unentbehrlich sey. Ein zweyter Abschnitt handelt vom Styl oder Gewand der Rede. Hier findet man unter andern alle Partes orationis nach der Reihe aufgeführt, und mit Beyspielen erläutert. Dann läßt er Wörter zusammenfügen; daraus entstehen Sätze und Perioden. Nun läßt er sie mit rednerischem Schmuck verzieren, und zu dem Ende eine lange Reihe von Tropen und Figuren aufmarschiren; es versteht sich, daß auch hier die Beyspiele zierlich ausgewählt sind. Als Zusätze liefert er seine Gedanken über Sinnreich, Stark, Blühend, Schwülstig u. s. w. und giebt Regeln für das Memoriren. Ein dritter Abschnitt hat die Ueberschrift — Haltung der Rede, also Aussprache, Ton, Stimme, Accent, Tempo und Aeusseres, z. B. Bewegung der Arme und Hände, außerdem noch andere Bewegung der Hände (?) Mund, Gesicht — außerdem noch andere Dinge, Musik, Tanzen, Singen u. dergl. was man nimmermehr in einer Belehrung für Redner gesucht haben würde. Zuletzt giebt er als eine Zugabe, was andere Leute für die Hauptsache gehalten haben würden — Etwas über Deutlichkeit, Popularität, Erbauung, Rührung und Weisheit im Reden. — Dieß ist hoffentlich genug, um diesen Lehrer der Redekunst unsern Lesern zu charakterisiren.

Tu.

Erzie-

Erziehungsschriften.

D. Chr. Dan. Voß, Versuch über die Erziehung für den Staat, als Bedürfniß unserer Zeit, zur Beförderung des Bürgerwohls und der Regenten-Sicherheit. Halle, bey Grunert dem Sohne. 1799. Erster Theil. 441 Seit. Zweyter und letzter Theil. 382 Seit. 8. 2 Rg. 16 gr.

In dieser lesenswürdigen Schrift mit dem charakteristischen Motto: Serere arbores, quae prosint alteri seculo — äußert der Verf. im ersten Theile den Wunsch, daß man sein Werk erst nach Vollendung des Ganzen, nicht den ersten Theil allein, beurtheilen möchte. Nur dadurch konnte Rec. vermocht werden, dem Wunsche seines Herzens — möglichst früh zur wohlverdienten Empfehlung eines so gehaltvollen Buches sein Scherflein beyzutragen, erst jetzt zu genügen. Denn, wenn es wahr ist, daß eine zweckmäßige Erziehung für den Staat

a) das einzige, hinlänglich wirksame Sicherungsmittel gegen revolutionaire Grundsätze und ruhestörende Absichten enthält; und zugleich allein fähig ist,

b) die Staatskräfte in dem Grade zu erhöhen, als es die stets wachsenden Bedürfnisse, besonders für die Erhaltung der äußern Sicherheit, nothwendig machen; und

c) der Vereinigung zu einem Staate in allen ihren Verhältnissen diejenige Vollendung und Wirksamkeit zu geben, welche ihr Zweck erfordert; wenn folglich eine solche Erziehung

d) ein für den Monarchen, den Staatsdiener und den Staatsbürger gleich dringendes Bedürfniß ist:

so verdient unstreitig der Mann den Dank seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, der dieß Alles von Neuem zur Sprache bringt, und zuerst in das gehörige Licht setzt. Dieser achtungswürdige Patriot ist unser Verf., der mit bescheidener Freymüthigkeit und überzeugender Wärme die großen Pflichten in Erinnerung bringt, welche der Staat und sein Ober-

haupt,

haupt, in unsern Tagen mehr, als sie, dem Staats-Erziehungs-Geschäffte schuldig ist.

Wir geben unsern Lesern zuvörderst eine Uebersicht von dem Ganzen: der Verf. schickt auf 90 Seiten eine so anziehende, als wohldurchdachte Einleitung voraus. Der erste Theil giebt hierauf die allgemeinen Ideen über die Erziehung für den Staat an. Dieß geschieht in neun Abschnitten, deren erster die Erziehung, als Gegenstand der Staatsfürsorge überhaupt, betrachtet; der zweyte zeichnet die Grundlinien einer zweckmäßigen Erziehung für den Staat im Allgemeinen. Im dritten bis achten Abschnitte ist die Rede a) von der körperlichen Erziehung; b) von der Erziehung zur Sittlichkeit; c) von der Erziehung für das staatsbürgerliche Verhältniß; d) von der Industrie-Bürger-Erziehung; e) von der Staatsbürger-Erziehung; f) von der Regenten-Erziehung. Der neunte Abschnitt zeigt, daß, und in wiefern auch das weibliche Geschlecht einen wesentlichen Antheil an der Erziehung für den Staat habe.

Des zweyten Theils erste Abtheilung wirft einen Blick auf die merkwürdigsten Nationen und Staaten der ältern und neuern Zeit; zur Beantwortung der Frage: was von ihnen für eine zweckmäßige Erziehung für den Staat geleistet oder versucht worden sey? Dieß geschieht, nach einigen vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen in drey Abschnitten, deren erster einen Blick auf die merkwürdigsten Völker und Staaten des Alterthums wirft — auf Asien, Afrika, Europa, und zwar auf Griechenland (Athen und Lacedämon) und Rom. Der zweyte Abschnitt untersucht, was in dieser Hinsicht im Mittelalter in Europa geschah; so wie der dritte insbesondere mit dem sich beschäfftiget, was die neuere europäische Staatserziehung in den vereinigten Niederlanden, in England, Frankreich, Deutschland und Portugal leistete. — Die zweyte Abtheilung ist überschrieben: „Blick auf den gegenwärtigen „Zustand der Erziehung und des Unterrichts; zur Beantwortung der Frage: was geschieht in Betreff einer durchaus „zweckmäßigen Erziehung für den Staat in England, in „Frankreich, in Deutschland?“ — Die dritte Abtheilung endlich enthält einige praktische Bemerkungen und Vorschläge; zur Beantwortung der Frage: was könnte für eine durchaus zweckmäßige Erziehung für den Staat geschehen?

In

In der Voraussetzung, daß unsre Leser, zur nähern Einsicht in den Geist dieses vollendeten Werkes, einige Ideen aus derselben hier mit Vergnügen lesen werden, mögen folgende Platz finden:

„Precär bleibt freylich die Existenz der Staaten — heißt „es in der Einleitung — so lange man nicht auf das kräftigste „Mittel zur Beruhigung, beydes, der Regenten und der Re„gierten — auf eine zweckmäßige Erziehung für den Staat „— bedacht seyn wird; indessen wanken doch noch nicht alle „Thronen; sondern nur die, welche durch ihre Monarchen „selbst erschüttert werden, indem gewaltsame Maaßregeln „ergriffen werden, um sie zu befestigen. Das kühlere Blut „der Bewohner des europäischen Nordens hat fast überall die „Wallung längst verdunstet, welche ihm die ersten Auftritte „und Charaktere der französischen Revolution erregten. Jetzt „nährt die Phantasie nur noch die Gefühle des Abscheues „und der Furcht, wenn sie die spätern Scenen zurück ruft, „oder die immer mehr um sich greifende Revolutionsflamme „mit ihrer staunenden Beobachtung verfolgt. — Aber auch „selbst diese Gefühle konnten es nicht hindern, daß nicht von „jener verzehrenden Flamme einige Lichtfunken im Verstande „hängen blieben, und hier manche Gegenden erhellten, auf „welchen vorher dichte Finsterniß lag. Dieses Licht im Ver„stande ist von nun an ewig und unauslöschlich. Es kann „indessen nur verderblich werden, wenn man, es auszulö„schen, versuchen wollte. Eben der kühlere Sinn des nörd„lichen Europäers erhält mehr Klarheit in seinem Verstande, „und bildet ein Festhalten in seinem Charakter aus, das grös„serer, wenigstens unaufhaltsamerer Wirkungen fähig ist, als „die ungestüme Leidenschaftlichkeit der Bewohner der wärmern „Hälfte.“

„Vielleicht kann dieß mit noch mehrerer Bestimmtheit „in näherer Anwendung auf die Bewohner Deutschlands ge„sagt werden. Weder im Verstande, noch in der Phantasie, „fassen sie so leicht neue Ideen auf, als ihre südlichen Nach„barn. Allein sie halten fester, was aufgefaßt ist. Nur „sehr schwer lassen sie sich nehmen, was sie als ihr Eigen„thum erkannt haben. Ihr fester Blick ist, wenn er einmal „einen Gegenstand ergriffen hat, nicht leicht abzulenken, nicht „leicht zu blenden. — Dieß recht benutzt, giebt den Mo„narchieen im Norden Europa's eine Sicherheit, welche die

„im

„im Süden sie erlangen konnten. Es macht aber auch ih„ren Untergang zu einem unvermeidlichen Verhängnisse, wenn „Einzwängung der Kräfte und Gewalts-Maasregeln „angewandt werden, um das zu bewirken, was Geistes„freyheit und selbstständiger, fester Bürgersinn allein „zu bewirken im Stande sind."

S. 16. „Der deutsche Fürst, der seine Bestimmung „kennt, und sie zu erreichen strebt; dessen Einsicht und Thä„tigkeit seinen Staatsdienern zum Muster gereicht, und seine „Unterthanen zur Hochachtung und Liebe zwingt; der die „Kräfte zu entwickeln und zu leiten versteht, die er nicht un„terdrücken kann, auch nicht unterdrücken würde, wenn er „es vermöchte; der in seinen Unterthanen den Menschen hel„ler noch, als sie selbst, erkennt, höher noch, als sie selbst, ach„tet, ihre Einsichten schätzt, und ihre Wünsche ehrt; auf das „Bedürfniß der Zeit achtet, und diesem im Geiste der Zeit „abzuhelfen sucht: — der kann mit eben der Ruhe dem kom„menden Jahrhunderte entgegen sehen, womit er Zuckungen „und Erschütterungen beobachtet, unter welchen das schei„dende sich seinem Ende nahet. Er hat weder zerstörende „Grundsätze, noch siegreiche Waffen zu fürchten. Das Band „der berichtigten Einsicht, des reinen Patriotismus, der „veredelten Humanität verknüpft ihn auf das Innigste mit „seinem Volke, und gewährt seiner Monarchen-Macht und „seinem Throne die Kraft und Unerschütterlichkeit, welche „jedem Zeitenstrome, wie jeder leidenschaftlichen Uebermacht „trotzet."

Ein solcher Monarch wird es dann auch leicht fassen, und nicht unzufrieden darüber seyn, daß seine Unterthanen jetzt mehr von ihm fordern, als zu den Zeiten seiner Väter. Er erkennt und weiß in dem edelsten Selbstbewußtseyn, daß er mehr zu leisten verpflichtet und im Stande sey, als jene. Er wird die Unwissenheit und die Täuschung fliehen, wie er die Trägheit und den Despotismus verabscheuet.

Mit Recht nennt der Verf. diejenigen, deren Insinuationen überall von Königsfeinden reden, und jede freymüthige Aeußerung als einen Aufruf zur Empörung verschreyen, die gefährlichsten Ruhestörer, und wünscht deshalb, daß die Regenten unsers deutschen Vaterlandes überall eingedenk seyn möchten, daß Vertrauen und Liebe die schönsten und sicher-

schwachen Grundpfeiler der Thronen sind. „Möchten sie —
„sagt er — ihr Mißtrauen nur gegen diejenigen richten, wel-
„che Mißtrauen bey ihnen zu erregen suchen; ihren Unterthe-
„nen hingegen stets ein offnes Herz und die Ueberzeugung
„der redlichen Absicht und der gethanen Pflicht entgegen tra-
„gen! Sie würden bald erfahren, daß sie nicht verkannt
„werden. Welches auch das Schicksal anderer Staaten seyn
„möge; es wird eine ewige Wahrheit bleiben, daß ein
„wahrhaft guter Fürst in dem Schoosse seines Volkes
„eben so sicher sey, als ein guter Hausvater in dem
„Schoosse seiner Familie."

Es ist eine zwar nicht neue, aber eine nie genug zu be-
herzigende Bemerkung, wenn es S. 61 heißt: „An der
„Fähigkeit und dem Patriotismus, oder der Unfähigkeit
„und dem Egoismus der Staatsdiener hängt, mit unend-
„lich mannichfaltigen Fäden, das Loos der Staaten. Frank-
„reichs Monarchie wäre wenigstens in diesem Jahrhunderte
„nicht gefallen, wenn der Aemterhandel, und mit ihm eine
„durchaus schlechte Verwaltung ohne alle Fähigkeit
„und allen Gemeingeist, seit Ludwigs XV. Zeiten nicht so
„allgemein geworden wäre."

Sehr treffend zeigt der Verf. S. 73, wie die bisher
schlummernde Denkkraft des großen Haufens in staatsbürger-
licher Hinsicht von Westen aus in die regeste Wirksamkeit ge-
setzt ward. „Die Ereignisse, die Schriften, die Reden, wel-
„che die schreckliche, Alles verändernde Explosion in Frank-
„reich veranlaßte, entfesselten plötzlich die schlafende Denkkraft
„des großen Haufens, und brachten Begriffe in Umlauf, wel-
„che bis dahin nur das Eigenthum weniger gewesen wa-
„ren. Eine allgemeine Revolution der Vorstellungen durch
„den kultivirten Theil der europäischen Staaten, besonders
„aber in Deutschland, war eine Folge davon. Diese jetzt
„zu unterdrücken, ist eben so unmöglich, als jene zu vernich-
„ten, deren Folge sie war. Was geschehen kann und muß,
„ist: zu sorgen, daß aus dieser Revolution eine neue
„und zweckmäßige Ordnung der Dinge entstehe."

„Noch liegen die Ideen halb erhellt, halb im Dunkel,
„verworren unter einander. Das Interesse, welches erweckt
„ist, kann noch nicht Patriotismus genannt werden; es ist
„erhöhter Egoismus."

Daß

„Daß hier aus dem Chaos eine neue wohlthätige Schö-
„pfung hervorgehe, das ist das Werk weiser Regenten; was
„hier hervorgebracht wird, das sicherste Mittel gegen jene
„zweckwidrige und verderbliche Entwickelung."

„Wenn nun der Unterthan, der erfahren hat, daß er
„Staatsbürger ist, auch lernt, was er als Staatsbürger
„sey, zu erwarten und zu leisten habe; wenn die berich-
„tigte und veredelte Einsicht dann in seinem Busen einen rei-
„nen patriotischen Geist belebt: so werden gleichgesinnte
„Fürsten und Unterthanen zu der schönsten Harmonie einan-
„der die Hände bieten, und aus dieser Einheit wird die edel-
„ste und kräftigste Wirksamkeit der Staaten, so wie Sicher-
„heit und Glück der Monarchen und der Unterthanen
„hervorgehen."

Bey dieser Gelegenheit vergleicht der Verf. den Lehr-
stand zur Zeit der Ordnung und des Rechts, mit dem
Wehrstande der Zeiten der Anarchie und des Faustrechts.
Wie der Regent einst der mannhaften Fäuste und ihrer schar-
fen Schwerter bedurfte: so bedarf er jetzt kenntnißreicher
Köpfe und gehörig gebildeter Gesinnungen. „Fortgesetzte
„Kultur allein kann gewähren, was den Staaten jetzt Noth
„ist; und diese ist nur von dem Lehrstande zu erlangen.
„Man darf hoffen, daß, sobald das Geschäfft des Friedens
„beendiget seyn wird, das große Werk der Erziehung all-
„gemein an die Tagesordnung kommen werde. Ihr allein
„ist die große, die wohlthätige Wirksamkeit vorbehalten, den
„Thronen Sicherheit, den Staaten Ruhe, Kraft, Glück und
„Zufriedenheit in ihren innern — Achtung, Vertrauen und
„Frieden in ihren äußern Verhältnissen zu gewähren."

„Aus dieser edlen Pflanze entwickeln sich, nach dem Gan-
„ge der Natur, durch ihre eigene Triebkraft, diese herrlichen
„Früchte, die auf keine andre Weise, durch keine Kunst und
„Anstrengung, hervorgebracht werden können. — Erziehung
„und Unterricht haben unser Vaterland, wie alle kultivirte
„Staaten, der Barbarey entrissen; sie haben es der Geistes-
„knechtschaft entzogen; sie haben es von der Verblendung
„des religiösen Fanatismus geheilt; sie allein können es auch
„zu dem Tempel der ächten politischen Weisheit und der
„Vaterlandsliebe führen. — Und welcher Regent würde
„nicht diese Maaßregel für seiner würdig, und mit seiner edel-

„sten Bestimmung innigst verbunden erkennen. Wenn er die „Größe und den Werth seiner Bestimmung wahrhaft empfin„det: dann wird er sich größer fühlen in der Wirksamkeit ei„nes Erziehers, als in der Gewalt eines Gebieters der „Völker. Wie sehr viel ist es seiner würdiger, Unterthanen „zu beherrschen, die den Zweck und Werth des Staats erken„nen, sich als ihm angehörig betrachten, und durch diese „Erkenntniß ihrer Pflichten und durch kräftigen Gemein„sinn, zu der Folgsamkeit gegen die Gesetze bewogen werden, „die in ungebildeteren Staaten durch Anwendung der Zwangs„maaßregeln jeder Art, doch nur sehr unvollkommen erlangt „werden kann."

„Die Zeit des blinden Gehorsams ist, wenigstens für „unser Vaterland, vorüber; aber die Regenten können dabey „nur gewinnen, sobald sie nicht muthwillig auf den Verlust „hinarbeiten, oder durch ihre Staatsdiener hinarbeiten lassen. „Unendlich mehr, als je der blinde Gehorsam vermochte, kön„nen jetzt Vernunft und Patriotismus bewirken; nur muß „jene gelenkt, und dieser geweckt und verstärkt werden. — Der „Begriff von bürgerlicher Freyheit und der Wunsch nach ihr, „sind freylich nicht mehr zu vertilgen; allein warum sollten die „Regenten auch dieß wollen, wenn die Vernunft des Unter„thanen ausgebildet genug ist, um die Nothwendigkeit einer „Regierung und die Vortheile einer monarchischen, eben „so deutlich zu erkennen, als er den Wunsch nach Freyheit nur „immer empfinden kann."

„Um diesen durch jene in Schranken zu halten, darf der „Regent nur für die Fortbildung und zweckmäßige Richtung „derselben Sorge tragen. Jemehr der Geist von seinen Fes„seln befreyet wird, desto kräftigere Schranken wird er dem „Willen setzen. Die aufgeklärtesten Unterthanen sind im„mer die folgsamsten; so wie die aufgeklärtesten Regen„ten stets die mildesten und menschlichsten sind."

„Ueberall muß für die Menschheit, in jedem Verhältnisse „ein Zeitpunkt eintreten, in welchem eine planmäßige Erzie„hung möglich; aber eben deshalb auch nöthig wird. Die„ser Zeitpunkt ist für die Staaten unsers Vaterlandes, we„nigstens des protestantischen Theils desselben, erschienen. „Die Erziehung hat hier den Menschen, als Menschen, so „weit gebracht, daß sie nun auch auf eine nähere Vorbereitung,

„zu

„zu seiner Bestimmung als Bürger — er sey Regent, oder „Staatsdiener, oder Unterthan — Rücksicht nehmen kann. „Eine durchaus zweckmäßige Erziehung für den Staat, ist „jetzt eben so ausführbar, als sie hohes und dringendes Be„dürfniß ist.“

Da, wo der Verf. das berührt, was nun für eine zweckmäßige Staatserziehung in Deutschland wirklich bereits geschiehet, klagt er, daß sich zwar allgemein Schulen für den Landmann fänden; aber nicht so allgemein, obgleich schon ziemlich häufig, Elementar- und Realschulen für den Bürger in den Städten; daß übrigens, was in diesen Schulen gelehrt werde, bey weitem noch nicht in der Vollkommenheit gelehret werde, in welcher es auch in der dürftigsten Elementarschule geschehen sollte; und daß diese Anstalten überall wenig fähig wären, den Forderungen, welche aus irgend einem Standpunkte hier an dieselben gemacht werden könnten, zu entsprechen. Den Grund davon findet er, wo er allerdings auch lieget — in ihrer innern und äußern Einrichtung, in dem Mangel bestimmter Tendenzen, gehöriger Fonds, und fähiger, thätiger Lehrer. — „Wo eine „Regierung angefangen hat, sie zu reformiren, da hat sie „wenigstens immer noch in Einem von diesen unüberwindliche „Hindernisse gefunden. Nur hin und wieder hat sie ein Pri„vatmann alle (hat ein Privatmann sie alle) zu überwinden „gewußt. Die Schulanstalten eines Rochow sind zwar noch „fast einzige (sind zwar noch fast die einzigen), aber eben „deshalb sind sie um so schätzenswerthere Monumente einer „ächten patriotischen Thätigkeit und wahrer Bürgertugend. „Man erkennt in ihnen zweckmäßige Anstalten zur Beförde„rung wahrer Humanität, und schätzbare Andeutungen einer „Erziehung für Industrie-Bürger dieser (?) Classe; wenn „man auch noch wesentliche Erfordernisse zur vollständigen Er„ziehung für den Staat daran desideriren sollte.“

Bey dieser Gelegenheit heißt es S. 281. „es sey nur „zu häufig noch der Fall, daß die Elementarschulen von den „Regierungen völlig übersehen würden, und Realschulen völ„lig mangelten. Sehr unzweckmäßig müßten dann die künf„tigen Industrie-Bürger, und andere der geringeren Classen, „ihren Unterricht in den untern Classen der lateinischen Schu„len suchen.“ Eben so unzweckmäßig haben noch (?) Schulanstalten, welche, ihres Lokals wegen, einzig für jenen

Zweck bestimmt seyn können, noch die Form dieser lateinischen Schulen, und bestehen so, als Monumente der Unkultur der Zeiten ihrer Entstehung und der Sorglosigkeit, oder des Mangels an Einsicht der Regierungen und Obrigkeiten, auf deren verbessernde Fürsorge sie Ansprüche machen konnten. Möchten diese oft angestimmten Klagen und gerechten Wünsche nicht überall, nicht selbst in den preußischen Staaten noch unbeherziget, oder doch ohne den erwünschten Erfolg, verhallen! — Möchte man nicht immer noch veranlaßt werden, hier mit dem Verf. zu fragen: „Wird man es der Nachwelt „glauben, daß Patrioten genöthigt gewesen sind, die Verbes„serung der öffentlichen Erziehung als eine Finanzoperation „vorzustellen, um kleine, kaum der Erwähnung werthe, Un„terstützungen dafür zu erhalten?" —

„Industrie-Schulen werden den Gewerbsfleiß vervoll„kommnen, also mehr Produkte erzeugen. Handels-Schu„len werden die Spekulationen der Kaufleute erweitern, und „für die Produkte, welche durch jene mehr erzeugt werden, „auch größere Summen Geldes ins Land ziehen; dieß wird „wieder ein reichlicheres Hinströmen in die Kassen der Regie„rung veranlassen; der Gewinn von der Auslage, die man „für diese Zweige der Erziehung machte, wird also offenbar „seyn."

„Ohne Zweifel wird, auch aus diesem Gesichtspunkte be„trachtet, die Erziehung als Angelegenheit des Staats er„scheinen. Auch ist nicht zu leugnen, daß selbst jetzt noch „bey manchen Regierungen, auf diesem Wege eher ein ge„neigtes Gehör erlangt werden dürfte, als auf dem, wel„chen wir eingeschlagen sind. Gleichwohl verwerfen wir die„sen Kunstgriff, als des Gegenstandes, so wie der Re„gierungen unwürdig, und halten uns nur um so fester „an den Begriff von Pflicht. Gewiß wird sich dieser im„mer kräftiger aufdringen, immer wirksamer werden, je öfter „er aufgestellt, und je heller er erkannt wird." — —

„Wo ist die Bürgerschule, die Handelsakademie, die „Ecole militaire, die Universität, in welcher man bey dem „Unterrichte eine zweckmäßige Rücksicht auf das nähme, was „der Zögling einst, nicht sowohl sich selbst, als dem Staa„te werden solle? Ueber sein Verhältniß, seine Verpflichtung „zu diesem bleibt er meistens so unwissend, als sein Herz kalt

„und

„und theilnehmungslos an Allem, was die Vervollkommnung „dieses erfordert, ohne für ihn persönliche Vortheile zu ge„währen. — Gleichwohl, warum sollte die Erziehung, die „den Menschen, als **Menschen**, als **Gelehrten**, als **In„dustriebürger**, als **Militair** bildet, ihn nicht auch als „**Staatsbürger** bilden?" — —

„Bey einem solchen Unterrichte, einer solchen Erziehung, „würde der Staat Hauptgegenstand, der Zweck des Staats „Zweck der Erziehung seyn. Eine solche Erziehung wäre daher „eigentlich Erziehung für den Staat; eigentlicher, als irgend „eine andre Modifikation der Erziehung, Angelegenheit des „Staats." —

„Sind die Begriffe vom Staate und dessen Zwecke, von „Rechten und Pflichten der Staatsbürger, von der Nothwen„digkeit und dem Werthe der obrigkeitlichen Gewalt, u. s. w. „kein Hirngespinst; ist Patriotismus, oder Bürgersinn keine „Chimäre: so müssen jene erlernt, und dieser erlangt werden. „Und wenn diese Erziehung für den Staat ihrer Bestimmung „ganz entsprechen soll: so muß sie innigst mit der übrigen Er„ziehung, zu dem allgemeinen, oder den besondern Zwecken „derselben verbunden seyn. Bey der ganzen Erziehung muß „der Zweck des Staats nie aus den Augen gelassen, sie im„mer mehr als Mittel zur Erreichung desselben betrachtet und „behandelt werden. Auf diese Weise wird sich eine vollendete „Erziehung für den Staat angeben und ausführen lassen."

Dergleichen Ideen von Gewicht und Vollgültigkeit finden sich überall in dem schätzbaren Werke des Verfassers. Rec. muß sich Gewalt anthun, um als Referent nicht die nöthigen Gränzen einer Anzeige zu überschreiten. Indessen kann er sich nicht enthalten, schließend noch kurz zu berühren, wie Herr B. dem etwanigen Vorwurfe der Unausführlichkeit seiner Erziehungsvorschläge begegnet.

„Ueber Ausführlichkeit und Unausführlichkeit eines Vor„schlags kann nur darnach entschieden werden, in wiefern er „auf Wahrheit oder Irrthum beruhet. Nur was in sich „selbst unrichtig, ungereimt, widersprechend ist, ist als voll„kommen unausführbar zu verwerfen. Jeder richtigen „Theorie ist auch Ausführbarkeit wesentlich eigen."

Der Verf. zieht keinesweges in Zweifel, daß man diese innere Ausführbarkeit von einer äußern unterscheiden müsse; allein er will nicht zugeben, daß seine aufgestellte Theorie einer äußern Unausführbarkeit beschuldiget werde. „Diese „letzte, sagt er, könnte unserer Theorie mit Grunde vorge„worfen werden, wenn sich in den Regierungsformen und „Verwaltungs=Systemen der kultivirteren Staaten, beson„ders unseres Vaterlandes, wesentliche Hindernisse fän„den. In dem Staate von Algier, oder in dem Kaiser„thume Marocco dürften sich diese Hindernisse allerdings er„geben; durch die Staatsmänner dieser Tyrannien dürfte also „auch unsre Theorie, als völlig unausführbar, verworfen „werden. In Europa hingegen, in unserm Vaterlande, be„sonders in den protestantischen Staaten desselben — vor al„len aber in dem Staate der preußischen Monarchie — scheint „dieß völlig undenkbar. In diesen erkennt man den Staats„zweck; in diesen kennt man die Verpflichtung an, nach der „Erreichung desselben zu streben. In diesen ist man auf die „Wahl und Ausführung brauchbarer Mittel zu diesem Zwecke „bedacht, und räumt der Erziehung einen Platz unter densel„ben ein." (Gott gebe, daß dieß bald wahr geredet seyn mag!!)

Auch die Ausmittelung der Staats=Erziehungs=Fonds erkennt der Vf. nicht als eine Schwierigkeit an, woraus die äußere Unausführbarkeit seiner Ideen gefolgert werden könne. Denn gesetzt, sie erfordere einen bedeutenden Aufwand, und gesetzt, man wüßte in dem ersten Augenblicke, bey dem stets zunehmenden Drange der übrigen Staatsbedürfnisse nicht gleich, wovon man diesen Aufwand bestreiten solle: warum will man denselben sogleich für unerschwinglich erklären? Zu den Winken, welche bey diesem Kapitel gegeben werden, gehört auch folgender Fingerzeig:

„Fast alle protestantische Staaten Deutschlands haben „Domstifter, die ungeheure Grundstücke besitzen, deren Er„trag ganz offenbar zweckwidrig angewandt wird. Als Stif„tungen dieser Art noch einen Zweck hatten, war es ganz ei„gentlich der öffentliche Unterricht. Deshalb wurden sie „fundirt. Auf diesen Endzweck wurden ihre Fundationen, „selbst von dem Oberhaupte der Kirche, von Zeit zu Zeit wie„der, wenigstens in einzelnen Fällen, hingerichtet, wenn sie „davon abgewichen waren."

„Wenn

„Wenn sie diesen Zweck gleichwohl größesten Theils schon „früh aus den Augen ließen: so sind sie doch nie so ganz „zwecklos verwandt worden, als seit der Reformation. „Ein ausführlicher Beweis würde hier am unrechten Orte „stehen. Auch ist dieß längst von allen Nicht-Stiftsfähi„gen, anerkannt worden."

„Schon im Anfange dieses Jahrhunderts, (1726,) hat „es ein berühmter Publicist, der Kanzler Ludewig, aus „den Concilien-Schlüssen, dem kanonischen Rechte und der „Geschichte mehrerer Universitäten und geistlichen Stifter „dargethan, und gegen jeden Widerspruch gesichert. Schon „damals hat er daraus die Verbindlichkeit für diese Stiftun„gen hergeleitet, wenigstens Eine Präbende eines jeden zur „Besoldung der Professoren auf den Universitäten abzutreten. „Warum sollten wir jetzt, da wir um so viel fähiger sind, „uns über Vorurtheile und Gewohnheits-Ideen hinweg zu „setzen, nicht noch einen Schritt weiter gehen, alle Einkünfte „der geistlichen Stiftungen auf ihren ursprünglichen Zweck „zurückführen, und sie für die Beförderung des gesammten „öffentlichen Unterrichts einfordern?"

„Wiewohl die Deduktion des Kanzlers Ludewig von „einer höhern Behörde veranlaßt war, und den Gegenstand „des Beweises völlig außer Zweifel setzte: so blieb sie gleich„wohl ohne Wirkung, — weil die Inhaber der Präbenden „die Gründlichkeit dieses Beweises nicht anerkennen wollten. „Aber vermögen einseitige und eigennützige Ansichten, aus„gemachte Wahrheiten zu vernichten? Und geziemt es auf„geklärten Regierungen, auf solche Ansichten Rücksicht zu „nehmen? Kann darin ein zureichender Grund liegen, um „einen so höchst wichtigen Gegenstand der Staatsverwaltung „zu vernachlässigen, oder ihm das vorzuenthalten, was „nicht nur zu seiner Vervollkommnung vollkommen rechtmäs„sig und zweckmäßig; sondern auch seiner historisch erwiesenen „ursprünglichen Bestimmung völlig entsprechend angewandt „werden würde?"

Ll.

Neues Bilderbuch für die Jugend, in kurzen, unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen von den Sitten, Meinungen und Gebräuchen fremder Völker, u. s. w. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1799. Mit Kupfern. Erstes Bändchen. VIII und 156 Seit. Zweytes Bändchen. VIII und 142 Seit. 4. 1799. 1 Rl. 4 gr.

Den ersten Theil, der schon 1797 erschien, hat Rec. in dieser Bibl. B. 44. S. 535 angezeigt; und beyde Theile sind von einem Mitarbeiter B. 49. S. 261 f. recensirt worden. Daß die Jahrzahl 1799 jetzt auf dem Titelblatte des ersten Bändchens steht, schreibt sich daher, daß der Verleger das Titelblatt hat umdrucken lassen; so wie auch der durchschnittene alte Titel des ersten Bändchens sich bey dem Exempl. des Rec. befindet. Es ist daher der erste Theil im Grunde keine neue Auflage. Rec. verweiset die Leser auf jene genannten Anzeigen, und bemerkt nur noch in Hinsicht auf den zweyten Theil, der außer den Schilderungen afrikanischer Nationen vorzüglich Nachrichten von den Arabern und Persern liefert, daß der Herausgeber wohl Recht hat, daß sich in Persien Manches anders verhalte, als zu Chardins Zeiten. Chardin besuchte Persien 1674, und uns dencht, diese Quelle ist für jetzt, wenigstens in vieler Hinsicht, nicht mehr brauchbar; da die Jugend bey dem vielen, was sie erlernen muß, die alten Gebräuche rc. dieser Nation wohl entbehren kann. Zuverlässiger ist Niebuhr, den der Verf. auch benutzt hat, welcher auf Befehl K. Friedrichs V. von Dänemark 1761, die Reise nach Arabien, und 1765. nach Persien unternahm. Es ist löblich, daß der Verf. seine Quellen genannt hat. Die Kupfer nehmen sich gut aus.

Dvk.

Reitkunst.

Taschenbuch auf das Jahr 1801, für Pferdeliebhaber, Reiter, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgesetzte großer Marställe, herausgegeben von F. M. F. Freyherrn Bottwingshausen von Walmerode, Herzogl. Würtembergischen Kammerherrn, Land-Oberstallmeister, Obersten und General-Adjutanten der Cavallerie, auch der landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Zelle und Burghausen Mitgliede. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandl. 1 Rthl. 8 Gr.

Ein Titel- und 12 Monatskupfer enthält, wie gewöhnlich, der 1ste Abschnitt; der 2te, die Erklärung dieser Kupfer, Biographie des Fürsten von Kaunitz, als Reiter und Pferdeliebhaber; etwas über Pferdekenntniß und Wartung, Pferdezucht, Pferde-Arzneykunst, Reitkunst, Fuhrwesen und Equipagen; ein Allerley von Pferden, und Fortsetzung der neuesten Schriften über die Pferdewissenschaft. Der 3te, eine chronologische Tabelle der Kaiser und Könige, und ein genealogisches Verzeichniß der Königl. und Fürstl. Häuser. Seinen älteren Brüdern gleichet dieß Taschenbuch ziemlich, jedoch nicht ganz mehr; die 5 ersten Kupfer stellen alte deutsche Ritter-Pferde mit ihrer schweren Rüstung, das 6te englische Rennpferde und Jokeys vor. Durch diese Zusammenstellung ist der Kontrast jener zu schweren, und dieser zu lustigen Rüstung, anschaulich gemacht.

Ab.

Handlungswissenschaft.

Das Preußische Fabrik- und Manufaktur-Wesen. Von einem Patrioten beleuchtet. Berlin, bey Maurer, 1800. 142 S. 8. 10 Gr.

Die Einschränkung der Frankfurter Messe von Seiten der preußischen Regierung, indem daselbst das Verkehr mit ausländischen Baumwollen- und Seidenwaaren untersagt worden, berührte zu sehr das Interesse mehrerer Klassen von Menschen, sowohl im Inlande als Auslande, um nicht eine allgemeine Sensation zu bewirken. Die eigentliche Zweckmäßigkeit dieser Maaßregel kann Niemand beurtheilen, als welcher das Ganze der preußischen Industrie und Handlung im Großen übersieht, die gehörigen Lokalkenntnisse hat, und dabey unparteyisch zu Werke geht. Nach des Rec. Meinung war die Untersuchung dieser Sache wenig geeignet, vor dem ganzen Deutschlande in öffentlichen Schriften bekannt gemacht zu werden.

Es konnte indeß nicht fehlen, daß nicht auch Schriftsteller aufgestanden wären, um ihre Ideen über diese Reform der Messe dem Publikum vorzulegen. Unter mehreren Flugschriften der Art wählt der Rec. die obengenannte Schrift eines unbekannten Verfassers, der sich auf dem Titelblatte als einen Patrioten bezeichnet hat, da die übrigen alle noch weniger werth sind.

Der Verf. erklärt sich als einen entschiedenen Gegner, „in Rücksicht der Einschränkung der Messen sowohl, als aller sonstigen Vorkehrungen, die man zur Aufnahme der „Manufaktur-Industrie des preußischen Staats getroffen „hat, und noch treffen dürfte (??), weil von denselben die „Folgen für die Manufaktur-Industrie des preußischen Staats, „wie man solche beabsichtigt, keinesweges zu erwarten wä„ren."

Zugleich macht er uns mit dem eigentlichen Plane dieser Schrift, welche in 7 Abschnitte zerfällt, bekannt, und bestreitet zuletzt noch einige Stellen eines Aufsatzes, über das Defraudiren und Kontrebandiren, welcher in der neuen Berl. Monatsschrift, Februar 1800. stehet.

Rec. übergeht bey dieser Einleitung schon, etwas über die aufgestellten, zum Theil sonderbaren Grundsätze und Meinungen des Verfassers zu bemerken; nur glaubt er äußern zu müssen, daß der Vf. den angeführten Aufsatz in der neuen Berl. Monatsschrift ganz und gar mißverstanden zu haben scheint. Unstreitig war die Absicht desselben, das größere Publikum auf die unmoralischen Seiten der Kontrebande und

des Defraudirens aufmerksamer zu machen, als man es im gemeinen Leben ist. Dieser Zweck ist sehr edel und für die preußische Industrie sehr wichtig. Der ungenannte Verf. dieses Aufsatzes hatte aber, wie der Augenschein zeigt, gewiß nicht die Idee, den preußischen Fabriken eine unverdiente Lobrede zu halten, oder, wie der Vf. der vorliegenden Schrift sich ausdrückt, „die preuß. Fabriken auf ihren Lorbeeren „ausruhen zu lassen."

In dem 1sten Abschnitte S. 15 — 34 der vorliegenden Schrift spricht der Verf. „über den Ursprung und Fortschritt „von Frankreichs und Englands Manufaktur-Industrie, und „deren Einfluß auf die Preußische."

Rec. muß aufrichtig gestehen, daß er den Eingang dieses Abschnitts, wo von „physischen, politischen und intellek„tuellen Kräften einer Gesellschaft, deren Fortschritt mittel„bar oder unmittelbar geschieht, und vom Fortschritt der Staa„ten des neuern Europa unter einander und gegen einander" geredet wird, ganz und gar nicht versteht. Es scheint eine neue sublime Theorie der Kultur der europäischen Staaten zu seyn, wodurch der Verf. (S. 18) „diejenigen zurecht wei„sen will, die immer von den Fortschritten eines Staatskör„pers, ohne einen festen, bestimmten Begriff damit zu ver„binden, sprechen."

Die historische Entwickelung des oben bemerkten Gegenstandes dieses Abschnittes ist eben so unglücklich gerathen; und es wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. vor der Abfassung desselben, dieses oder jenes Werk, worin die Geschichte der Ausbildung des Kunstfleißes in den europäischen Staaten abgehandelt wird, nachgelesen hätte. Schon Fischers Geschichte des deutschen Handels würde den Verf. über vieles belehrt haben.

Im 2ten Abschnitte S. 35 — 48 handelt der Verf. „von „den Schwierigkeiten, welche dem Fortschritte der preußischen „Manufaktur-Industrie im Wege stehen," und will „diese „Hindernisse von ihrer moralischen, physischen und politischen „Seite auffassen."

Das moralische Hinderniß entspringt, nach der Bemerkung des Verf., „aus dem allgemeinen Nachahmungstriebe, „welcher alle in Kultur England und Frankreich untergeord-

„nete

„nete Staaten beseelt, und selbige in Rücksicht ihres Ge„schmacks alle den Kaprizen Englands und Frankreichs unter„wirft.“

Das physische Hinderniß besteht nach dem Verf. S. 38 darin: „daß Preußen außerdem, daß es ihm von allen Sei„ten an tüchtigen Arbeitern fehlte, an vollendeten Anla„gen, und an dem Schlüssel zu den tausenderley Vortheilen, „die ein jedes Talent besitzt, die sich nicht sagen lassen; son„dern abgesehen, abgefühlt werden müssen, es auch bey dem „Aufwande von Zeit, den es verwenden mußte, um die „Manufaktur-Industrie Frankreichs und Englands (wenn „auch nur dem Schatten nach) bey sich zu verpflanzen, bey „der Sorgfalt und Mühe, die es aufbieten mußte, da den „Saamen Wurzel fassen zu lassen, der bey jenen Nationen „schon zum Stamme gediehen war, und die besten Früchte „trug, immer um tausend Schritte zurück blieb, und „nachbleiben muß, und zwar um so mehr, als das Manu„faktur-System jener Völker während der Zeit seinen Pro„duktionen, durch Raffinerien aller Art, ein neues Ansehen, „und mit diesem ein lebhafteres Interesse, gegründet auf den „unter allen europäischen Nationen sich entwickelnden Gemein„geist, und den Weihrauch, den man dem Geschmack ihres „Vaterlandes streuete, zu schaffen vermochte.“

Das politische Hinderniß liegt, nach der Meinung des Verf. darin, daß „der auswärtige Verkehr Preußens immer „abgeschnitten gewesen ist, und es sich bloß durch einen Ver„kehr in Rücksicht der Produktionen, welcher es sich von „Frankreich und England erübrigen wollte, erhalten mußte.“

Rec. will nicht leugnen, daß etwas Wahres in diesen Bemerkungen liegt; allein sie sind theils so übertrieben, theils mit so vielen falschen und unbestimmten Behauptungen durchwebt, daß Rec. ein Buch schreiben müßte, um selbige zu widerlegen, und die eigentliche Lage der preußischen Fabriken darzustellen. Die Schreibart, worin der Verf. seine Meinungen vorträgt, ist überdem so weitschweifig, daß es oft schwer hält, den rechten Sinn zu fassen. Zum Beyspiel mag die eben angeführte Stelle dienen, worin er die physischen Hindernisse der preußischen Fabriken darstellt. Was kann verwirrter und weitschweifiger seyn!

Im

Im 3ten Abschnitte S. 49 — 66 spricht der Verf. „von „den Zwecken der preußischen Oekonomisten,“ und im 4ten Abschnitte S. 67 — 82 deckt er „die Schwächen des im „preußischen Staate eingeführten Manufaktur-Systems „auf.“

Nach dem Urtheile des Rec. sind diese beyden Abschnitte mit einer so oberflächlichen Kenntniß der Sache, in einem solchen widrigen anmaaßenden Tone, mit einer unlogischen verwirrten Ideenfolge geschrieben, daß Rec. nichts darüber sagen mag. Wer sich herausnehmen kann, ohne Beruf (der Patriotismus allein macht es nicht aus) vor dem Publikum aufzutreten, und ohne Sach- Ort- und Zeitkunde über eine so wichtige Angelegenheit des preußischen Staats, wie es das Manufaktursystem desselben ist, so schief und diktatorisch abzuurtheilen, verdient nicht, daß man ihm die Ehre der öffentlichen Widerlegung erweiset.

Sehr gerne hätte Rec. daher von seiner Seite dem Verf. die im 5ten Abschnitte S. 83 — 114 vorgetragenen „Ideen „zur Reformation des preußischen Manufakturwesens“ geschenkt. Rec. wünscht indeß den preußischen Fabriken Glück, daß sie nicht unter der Gewalt eines solchen Reformators stehen. Was würde aus ihnen werden!

Endlich im 6ten und 7ten Abschnitte S. 115 — 142 unternimmt der Verf. „einige Behauptungen der preußischen „Oekonomisten näher zu erörtern, und sich wider die Ein„schränkung des Transitoverkehrs zu Frankfurt an der Oder „zu erklären.“

Rec. scheinen diese Widerlegungen sehr wenig in das Wesen der Sache einzudringen. Bey der Seichtigkeit der Urtheile des Verf. fällt es sehr auf, wenn er sich mit einer gewissen Genügsamkeit auf seine vorgetragenen Raisonnements bezieht.

„Ich habe schon gezeigt, sagt der Verf. S. 129, daß, „gesetzt, es wäre kein Schleichhandel mit Baumwollen- und „Seidenwaaren vorhanden, doch die Manufakturen des preuß„ischen Staats nach ihrer dermaligen Einrichtung keinen „Fortgang finden dürften. Ich habe gezeigt, daß die Sei„denmanufakturen verhältnißmäßig mehr produciren, als von „dieser Gattung im preußischen Staate verbraucht wird; habe

„ge-

„gezeigt: daß die Baumwollen-Manufakturen bey weitem „nicht so viel von jeder Gattung und in dem Preise produci„ren, als der Staat bedarf und bezahlen kann; habe ge„zeigt: daß die Wollen-Manufakturen bey der geringsten „Veränderung, die der Geschmack erhält, nicht weniger die„sem Zustande ausgesetzt sind."

Gezeigt hat der Verf. es allerdings, und in seiner Manier, die Gegenstände verzerrt genug; aber auch bewiesen??

Uebrigens liefert der Verf. auch in diesem Abschnitte mehrere Beyspiele, daß er sich nicht einmal die ersten Begriffe der Dinge, worüber er raisonniren will, deutlich gemacht hat. Er spricht hier z. B. von „Einschränkung des Tran„sitoverkehrs zu Frankfurt a. d. O." — Nach dem allgemeinen Sprachgebrauche, ist Transitoverkehr der Durchfuhrhandel fremder Waaren nach einem andern weiter belegenen Staat, mit welchem der Speditionshandel in naher Verbindung steht. Von einem solchen Transitohandel ist bey der Einschränkung der Frankfurter Messe aber gar nicht die Rede; sondern von einem commerce d'entrepôt, welchen Büsch zuerst nach der allgemein angenommenen Benennung Zwischenhandel genannt hat. Zwischenhandel ist aber eine ganz andere Sache als Transitoverkehr.

Das Experiment mit der Messe in Frankfurt an der Oder, nach einigen Gesichtspunkten zur Erwägung der Sachkundigen und Resultaten-Beobachter anheim gestellt, von Cranz, Kriegs- und ehemaligem Steuerrath. Berlin, im achtzehnhunderten Sommer nach landüblicher Zeitrechnung. 32 S. 8. 4 gr.

Der Verf. dieser kleinen Schrift ist bereits seit vielen Jahren wegen seiner eigenen Neigung bekannt, Vorfälle, welche die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen, zu persifliren. Man kann ihm auch die Gabe der Persiflage nicht absprechen; nur sollte er derselben, wie er so oft gethan hat, doch nicht zu sehr den Zügel schießen lassen.

In dem vorliegenden Experimente geht die Absicht des Verf. keinesweges dahin, die Gründe, welche für und wider die Einschränkung der Frankfurter Messe sprechen, zu prüfen, und ein öffentliches Urtheil darüber dem Publikum vorzulegen.

Der Verf. will bloß, wie er S. 19 erklärt: „der Hingeschiedenen noch eine Parentation halten, den Leidtragenden ein Wort des Trostes sagen, und an die Pflichten erinnern, wozu dieser Sterbefall auffordert."

Man weiß, wie es in der Welt mit solchen Leichenreden überall hergeht; dem Verstorbenen werden Tugenden beygelegt, die er nicht gehabt hat, und die Fehler, die er gehabt hat, werden mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt.

Dieses ist denn auch der Fall mit der vorliegenden Trauerrede. Ihr Endzweck wird erfüllt seyn, wenn der Verf., welcher selbige auf eigene Kosten verlegt zu haben scheint, einen starken Absatz derselben findet. Diesen wünscht Rec. dem Verf. von ganzem Herzen; nur wünscht und hofft er nicht, daß die Leser die Sache selbst nach dieser oraison funèbre beurtheilen mögen. Der Erfolg nach acht oder zehn Jahren wird am sichersten für oder wider die genommene Maaßregel sprechen. Der Rec., ob er gleich in dem Falle ist, manche nicht oberflächliche Kenntnisse zu haben, welche zu Beurtheilung dieser Sache gehören, ist weit entfernt, ein entscheidendes Urtheil im Voraus wagen zu wollen; und um so weniger, da er die Gründe von beyden Seiten reiflich erwogen hat, und Schwierigkeiten sieht, auf welche alle die Schriftsteller, welche Flugblätter über diese Materie geschrieben haben, gar nicht einmal stießen, eben weil es ihnen an Kenntniß der innern Lokalverhältnisse fehlte. Aber nach reiflicher Ueberlegung der Gründe und Gegengründe, ist Rec. noch bis jetzt der Meinung, daß die nachtheiligen Folgen, welche bey einer Veränderung dieser Art, sonderlich in Absicht auf einzelne Gegenstände, freylich nicht ganz abgewendet werden können, dennoch durch die Vortheile für das Ganze der preußischen Indüstrie, bey weitem werden überwogen werden. Wie gesagt, der Erfolg muß abgewartet werden.

To.

I. Neue

I. Neu-eröffnete Akademie der Kaufleute, oder encyklopädisches Kaufmanns-Lexikon alles Wissenswerthen und Gemeinnützigen in den weiten Gebieten der Handlungswissenschaft und Handelskunde überhaupt; u. s. w. — vormals herausgegeben von Prof. Carl Günther Ludovici, und nun für das Bedürfniß jetziger Zeiten durchaus umgearbeitet von Johann Christian Schedel. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel 1800. Fünfter Theil. 2044 S. gr. 8. gespaltene Columnen oder: von Pernambuco bis Schwobach. 4 Rg.

Hiermit verbinden wir:

II. Das Ganze der Handlung, oder vollständiges Handbuch der vorzüglichsten Handlungskenntnisse für angehende Kaufleute, Mäkler, Manufakturisten, Handlungsbeflissene Jünglinge und Lehrer in Handlungsschulen, in systematischer Ordnung abgefaßt, von Gerhard Heinrich Buse Vorsteher der kaufmännischen Erziehungs-Anstalt in Erfurt. Des ersten Theils zweyter Band, welcher die Waarenkunde der Handelsgärtner und der Materialisten, soferne letztere mit Garten-Produkten handeln, enthält. Erfurt, in der Henningsschen Buchhandl. 1800. XXII und 576 S. gr. 8. 2 Rg.

Auch unter dem Titel:

Vollständiges Handbuch der Waarenkunde für angehende Kaufleute, u. s. w. Zweyter Band, die Waarenkunde der Handelsgärtner — — u. s. w. enthaltend.

Ueber beyder Werke vorherige Theile haben wir schon oben, und von ersterem mehrmals in der N. A. D. Bibl. Nachrich-

richt gegeben; ihren Zweck, Einrichtung und Beschaffenheit können wir daher als bekannt voraussetzen; nur nicht den Werth vorliegender Bände, wovon wir dem Publikum eine kritische Darstellung vorlegen wollen.

Es ist Zeit, unsere Leser und die ganze deutsche Literatur, wie den Buchhandel auf den Verfall und die erstaunliche Menge der Abschreiber ohne alle Kritik am Ende des XVIII. Jahrh. aufmerksam zu machen; den Buchhändler gegen hundert und mehrmalen nachgeschriebene Handschriften als Verleger zahlloser Copien zu warnen, und die Büchersammler, Leser und Literaturfreunde gegen den Ankauf mehr als zu oft gedruckter Abschriften zu sichern. Rec. hält es für Pflicht, hier laut zu gestehen, daß, wenn der Buchhandel und das Tribunal der öffentlichen Kritik, dem einreißenden Strome der oft geschmacklosen Viel- Ab- und Ausschreiberey mit vereinten Kräften nicht Gränzen setzt, unser deutscher Nationalruhm der zeitherigen Gelehrsamkeit, trotz unsrer vielen Original-Schriftsteller, dennoch Gefahr läuft, an der gefährlichen Klippe des zu Grunde gehenden Buchhandels und mehr anderen Hindernissen, deren Auseinandersetzung nicht hieher gehört, für In- und Ausland zu scheitern. Die N. A. D. Bibl. wird es, nach ihrer ursprünglichen Absicht, und nach dem, so viel wir wissen, nie außer Acht gelassenem Zwecke, in dem neuen Jahrhunderte daher mit solchen Schriften äußerst strenge nehmen, deren Verf., statt auf Erweiterung der Wissenschaften und Künste zu denken, sich damit begnügen, durch unangezeigte Abdrücke fremder Literatur-Produkte, im eigentlichen Sinne das Makulatur zu vermehren, und das Lager der Buchhändler unnützer Weise aufzuhäufen. Mit diesen Gesinnungen und im Vertrauen, das wahrheitliebende Publikum werde an einer unbefangenen Kritik Gefallen finden, wollen wir mit der Beurtheilung von

Nr. I. den Anfang machen.

Wir haben schon oben: N. A. D. Bibl. 40. Bd. 2. St. S. 528—548; und 47. Bd. 1. St. S. 256—263; und in des 56. Bd. 1. St. S. 289—297 bey Anzeige der vier ersten Theile des neuen Ludovicischen Werks eine Menge Irrthümer, Mängel und Unrichtigkeiten angezeigt, wovon wir glaubten, der jetzige Bearbeiter desselben

 wür-

würde darauf Rücksicht nehmen. Aber er hat auf die mannichfaltigen Winke gar nicht geachtet; nicht einmal das Unnütze, welches auf unsere Zeiten keinesweges paßt, weggestrichen, und dafür andere brauchbare Sachen eingeschaltet, die dem gegenwärtigen Zustande der Handlungswissenschaft angemessen sind. Vieles hätte wegfallen müssen, das gar nicht hieher gehört. Dadurch würde das Werk vielleicht um den vierten Theil kleiner geworden seyn. So werden auch in dem vorliegenden 5ten Theile, wie in den vorigen, weitläuftige, oft sehr unrichtige, und mit der Geographie und den neuern Reisebeschreibungen gar nicht mehr stimmende Beschreibungen von Städten und Ländern gegeben, die in ein Handlungs-Lexikon durchaus nicht gehören. Von einer Menge Sachen liefert er bey weitem nicht die neuesten und besten Nachrichten, und läßt vieles unnützes Geschwätz stehen, welches sich auf ganz unbrauchbare verlegene Chemie, Oekonomie, und andre wissenschaftliche Zweige gründet, wodurch nur die Bogenzahl zwecklos vergrößert wird. Um dieses durch Beyspiele zu belegen, wollen wir nur folgende Artikel ausheben.

Bekanntlich sind in den vorigen Bänden viele gute, brauchbare, und für die neuesten Zeiten völlig umgearbeitete Artikel anzutreffen. Auch in diesem werden verhältnißmässig noch ungleich mehr, wie in den vorigen Bänden, Sachen und Gegenstände angetroffen, die gerühmt zu werden verdienen. Dahin gehören vorzüglich die neuern Münzverhältnisse in Europa; die durch den Revolutionskrieg und die Auswanderung mancher Fabriken in vielen Gegenden veranlaßten Veränderungen im Handelsstande; der geänderte Zustand mancher, besonders französischer Provinzen, in Absicht ihrer geographischen Eintheilung, und viele andere Dinge mehr; wobey jedoch, wie wir gleich zeigen werden, verschiedene Unrichtigkeiten mit eingeschlichen sind, die wir dem Herrn Schedel, aus Mangel zuverläßiger Quellen und Hülfsmittel, nicht zur Last setzen. Aber die Flüchtigkeit, womit er die Umarbeitung dieses kostspieligen Werks unternahm, — der Mangel einer nothwendig werdenden Kritik, und die völlige Beseitigung des eigentlichen Zwecks dieses Lexikons, kommt auf seine Rechnung; hiervon zeugen folgende Artikel, die wir aus der großen Menge, zum Belege unserer Angabe darstellen wollen:

Col. 42 oben an heißt es: „Dieß Bergwerk (Guan„cabelica — auch Guancavelia in Peru, genannt) wurde „1564 in einem weitläuftigen Berge — — — eröffnet." — So steht in der ältern Ausgabe des Ludovici und im Savary; indessen sind es Druckfehler; dieß Bergwerk wurde um das Jahr 1566 und 67 entdeckt, als Castro Statthalter in Peru war. Henrich Garces oder Graces war der Finder, wie ihn die *Bibliotheca Lusitana*; na qual se comprehende a noticia dos authores Portuguezes — por *Diego Barbosa Machado*; Lisboa 1747. Fol. Tom II. p. 448 nennt. — Col. 43 fq. Art. Perugia Hier hätte bemerkt werden müssen, daß hieselbst unter Papst Pius II., wie M. B. Salon in Contr. de just. et iure; Tom. II. quaest. 88. Art. 2. Controv. 27. besonders aber die Perugia Augusta descritta da *Caesare Crispolti*; Perug. 1648. 4. p. 182 bezeugen, das erste italiänische Leihhaus errichtet worden sey, welches, wie *Wadding* in annal. minorum; Tom. XIV. p. 94 versichert, im J. 1467 von Papst Paulus II. seine Bestätigung erhalten. — Col. 112 in der Mitte, wird zwar des edlen Geschlechts der arabischen Pferde; aber nicht dabey gedacht, daß sich dieser Vorzug nach dem Stammbaum der Stuten richte. Auch fehlt hier der Umstand, daß Pferde von guter Abkunft, in Aegypten und in den Seestädten des mittelländischen Meers von 1000 bis 10,000 Franken im letzten Decennio des XVIII. Jahrh. verkauft, und die Stuten dabey noch immer ⅓ theurer gehalten wurden. So etwas Aehnliches hätte Herr Sch. aus dem Niebuhr, und wegen anderer, zu diesem Artikel Pferde gehöriger, aber übergangener Umstände, aus neuern Schriften über Pferdezucht 2c. lernen können. Aber die Lit. zu diesem Art. ist die nämliche, wie zu der vorigen Ausg. von 1768. — Col. 140 fehlt der Art. Pflanzen-Abdrücke, die in der neuern Waaren- und Handelskunde, wichtige Gegenstände des Commerzes für die Naturforscher geworden sind. — Col. 147 oben an, vermissen wir, daß die Pflaumen in Ungarn in großem Ueberflusse wachsen, und nach den Bemerkungen neuer Reisebeschreiber, hin und wieder in diesem Lande zu Branntewein benutzt werden. — Col. 154 ist Pharus übergangen, oder auf Seeleuchte, der wir im künftigen 6ten Th. entgegen sehen, zu verweisen, unbemerkt geblieben. — Col. 160 fg. Art Phosphorus hätte angezeigt werden können: daß unter den neuern Chemikern Guy-

von die Entdeckung gemacht, wenn man den Phosphor bis zu 36° erhitze, die Ausscheidung der Lebensluft, in einer engen Röhre binnen 2 Stunden geschehe; doch werde auch da das rückständige Gas, durch einen Theil des Phosphors, der sich darin auflöse, um $\frac{1}{40}$ Theil im Umfange vermehrt. Die Prüfung mit Phosphor, der nicht angezündet würde, sey noch immer die genaueste und bequemste. Von den von Humboldt und andern neuern Scheidekünstlern angestellten Versuchen, wird ebenfalls nichts erwähnt; noch weniger scheint der Vf. die Bereitung des Phosphors aus Zerlegung der Knochen zu kennen, wovon die Scheidung durch Schwefelsäure, im Verhältniß zu 100 Theilen, gemeiniglich 54 Theile Phosphor und 46 Theile Kalkerde bringt. Nicht einmal wird Rouelle Behauptung im Journ. de médecine, à Par. 1777. Oct. p 307 angeführt. — Col. 162 fehlt: *Piano forte;* hätte allenfalls aus Beckmann's Geschichte der Erfind. 1r Bd. S. 502 fg. und aus dem neuen musikal. Lex. berichtiget werden können. — Dem Art. Piaster geht Col. 163 ab, daß die spanischen, im J. 1796, durch Preußen zu 1 Rthlr. $10\frac{2}{3}$ Gr. in allen Kassen anzunehmen verordnet; nachdem aber diese Verordnung wieder aufgehoben worden sey. — In Pinte Col. 187 oben an fehlt: daß $1,^{0573}$ Pariser Pinte = $1,^{2606}$ Litron vom neuen französ. Maaßsysteme halte. — Bey Police Col. 240—43 vermissen wir Bode's und Bergbaus Anweisungen. — Von den Pomeranzen-Früchten Col. 246—53, die eigentlich in den Handel kommen, findet man verschiedene Abarten, die Ferrarius in seinen Hesperid sive de malor. aureor. cultura et usu lib. IV. Rom. 1646. Fol. p. 377—79 beschreibt, auch deren Abbildungen giebt, und von den neuern Reisebeschreibern für richtig erklärt, werden. Die Triester und Venetianischen Waaren-Preis-Courante bestimmen diesen Artikel genau; aber in diesem Lexik. kommt von dem Allen kein Wort vor. — Die Col. 345 fg. angeführte Ursache der blauen Glasur des chinesischen Porzellans, hätte aus Duhalde Descript. de la Chine; Tom. II. p 223, 230 et. 232; vielleicht besser aber aus der Abhandlung des Herrn Hofraths Gmelin: De caerul. vitro in antiq. monument. vid. Comment. societ. Goetting. ab Ao 1779. Vol. II. p. 41. und aus Pauw berichtiget werden können. — Col. 356 fehlt der Art. Porzellan-Schnecke, die von den Systematikern Cypreae genannt wird, und von verschiedenen indischen Völ-

kern,

fern, besonders in Bengalen, von den Chinesern, und den asiatischen südlichen Sibiriern als die geringste Scheidemünze gebraucht wird. — Von den Bemühungen der Deutschen zur Verbesserung des Postwesens im XVI. Jahrh., welche durch Sebast. Münster 1544, Daniel Winzenberg 1559, Georg Meyer 1563, und Hieronym. Pessel 1589 veranstaltet wurden; davon, so wie von den italiänischen Büchern: li poste per diverse parti del mondo, die noch älter als jene zu seyn scheinen, findet man Col. 358—64 gar keine Nachricht. — Col. 368—381 kommt nichts von der Gewinnung der Pottasche aus Erigeron canadense vor, die nun auch in mehreren Gegenden Deutschlands einheimisch ist. Bouillon la Grange hat darüber chemisch gehandelt in den Annales de Chemie; à Paris an VI. Piece II. Dissert. 3. — Um zu zeigen, mit wie wenig Schärfe und Genauigkeit er seinen Autor lieset, vergleiche man die Stelle Col. 413 Lin. 6 bis 15; diese hätte doch wahrlich für die gegenwärtige Ausgabe umgearbeitet werden sollen, da sie für den jetzigen Fall gar nicht paßt. — Col. 415 kommt nichts vom Alter der Preiscouranten vor, das doch aus Beckmann's Geschichte der Erfind. 1r Bd. S. 576 fg. und Berghaus Encyklop. der Handl. Wissensch. 2ter Bd. S. 172—175 berichtiget werden konnte. — Col. 449—452 wird des Alters vom Protestiren der Wechsel nicht gedacht. Darüber hätte das kostbare Werk: Memorias historicas sobre la marina commercio y artes de la antigua ciudad de Barcelona etc. por D. *Anton. de Capmany y de Montpalau*; Tom. II. p. 203 etc. (Madrid. 1779. 4.) und von Martens Vers. ein. histor. Entwickel. des wahren Ursprungs des Wechselrechts; S. 67 fg. und Anh. dazu S. 107 fg. Götting. 1797. gr. 8. hinlängliche und zuverlässige Auskunft gegeben. — Col. 481 fg. Art Purpur Nichts vom mineralischen Purpur, der von Cassius Zeiten bis auf Klaproth und alle Neuern, ein Präcipitat der Handels- und Waarenkunde geworden. — Bey Col. 497 fg. müssen wir billig fragen: War der Art. Quarantaine nicht durch Beckmann's Abhandlung in der Gesch. der Erfind. 2ter Bd. S. 575—82 und durch die neuern Verordn. welche die Seemächte geltend gemacht haben, zu verbessern? — Col. 514 heißt es: „die Goldschmiede — — — gebrauchen es (das Quecksilber) zum Vergolden." So etwas konnte Plinius sagen (s. lib. XXXIII. sect. 32. Tom. II. p. 622. ed. *Hard.*); aber

aber wem ist es nicht bekannt, daß wenn an die beste Vergoldung, nur das kleinste Tröpfchen Quecksilber kömmt, sofort das edle Metall zerfressen wird, und dadurch ein leerer Fleck entsteht? Ist es nicht eine Schande, in einem neuen Buch: solche grobe Fehler zu finden? An das Amalgamiren dachte wohl Herr Sch. nicht. — Der Art. Reiger Col. 691 fg. und dessen Federn, würde durch die Abhandlung in Beckmann's Waarenkunde, 1r Bd. S. 453 — 463 rühmlichen Zuwachs erhalten haben; wäre dieselbe nur zweckmäßig benutzt worden. — Vom Reisbau in Aegypten Col. 700 hätte landwirthschaftlich angemerkt werden sollen: daß wenn der Reis vom Lande ist, in die umgepflügten Stoppeln, zumal in niedern Gegenden noch Klee gesäet, in höhern aber Weitzen bestellt werde. Daß der ägyptische Reis, bevor er nach dem Auslande verschifft werden kann, gebleicht wird, behaupten Niebuhr, Savary, und ein französischer Augenzeuge, der mit Buonaparte aus Aegypten entkommen ist, und den Rec. vor einigen Wochen gesprochen hat. Von diesem hat er erfahren, daß die Reisausfuhr, bloß für Damiette, in den Jahren 1790 bis 1798, nach den Zolllisten, 228,357 Ardeles, jedes von 578 Pf., d. i. also jährlich 199,446 Centner betragen habe. — Col. 797 Lin. 10 fg. von oben, gehört das Färben des Rhabarbers mit Curcuma zu den Betrügereyen der Droguisten; diese Erinnerung fehlt hier. — Die Wäschereyen Col. 809 fg., die aus dem Rheinischen Antiquarius entlehnt sind, hätten füglich weggestrichen werden können, ohne dem Werthe dieses Artikels etwas dadurch zu nehmen. Ebend. Col. 814 kommen viele Schreib- und Druckfehler vor: wir wollen nur einige davon wörtlich anführen; es heißt daselbst: „Die Fahrt auf dem „Rhein (e) und den damit verbundenen Flüssen (,) ist mit „einer großen Anzahl Zölle beschwert.“ (Richtig, man lese weiter:) „Es sind ihrer a) von Amsterdam bis Kölln: „zu Arnheim, Lübek, Schinkenschanz, Emmerich, „Res, Urschau, Ruhr, Fedingen, Kaiserswert, Diesteldorf und Zuns.“ (Unrichtig, weil die Namen verschrieben sind;) es muß heißen: Arnheim (richtiger Arnhem), Malburg, Lobith, Schenkenschanz, Emmerich, Rees, Orsoy, Ruhrort, Oerdingen, Kaisers-Werth, Düsseldorf und Zons (der Ton auf dem o). Der Art Rheinwein Col. 816 — 19 hätte eine gänzliche Umarbeitung verdient; fast Alles ist aus der vorigen Ausgabe stehen geblie-

ben;

ben; die neuen guten Rheinweinsorten sind unrichtig angegeben, und das der Chemie widrige Geschwätz Col. 818 hätte wegbleiben müssen. — Der Art. Rhodis Col. 827 — 830, mußte, der Natur der darin vorkommenden zweyfachen Gegenstände nach, in Rhodis-Handlung und Rhodisches Seegesetz zerlegt, und dann Engelbrecht bey letzterm benutzt werden. Der Artikel Roer-Departement (lies Ruhr-Dep.) Col. 910 ist in den Hauptsachen durchaus unrichtig. Bis dahin wir dieses schreiben (Anfangs Decbr. 1800) sind die deutschen Provinzen dieses französ. Depart. noch nicht dem französ. Staate (die Republik existirt nicht) einverleibt, wie der Verf. behauptet. Die Assimilation, die den 2 Vendem. IX. J. (den 24. Septbr. 1800) erfolgt, ist keine Einverleibung; auch erfolgte dieser vorschnelle Entschluß des Gouvernem. ungleich später, als der Verf. diesen Art. schrieb. Eben so irrig ist die Angabe, daß dieß Depart. 310 Q. Meilen, 40 Kantone, und eine Volkszahl von 180,410 Seelen enthalten solle. Hier hätte sich Herr Sched. des Ruhrdep. Kalenders vom VII. J. (vom 22. Septbr. 1798 bis dahin 1799) Köln, bey Mathieux, 152 S. 8. (Preis 3 Liv. oder 20 Gr.); allenfalls, wenn er denselben nicht haben konnte, der Anzeige des Rec. davon in der N. A. D. Bibl. 46ter Bd. 1. St. S. 197 fg. mit Vortheil bedienen können. Auch giebt die Samml. aller französ. Gesetze, Beschlüsse und Verordn. XI. Th. 21ter Heft (Strasb. an VIII.) eine zuverläßige Auskunft. Am unverzeihlichsten ist aber der geographische Schnitzer, den Herr Sched. gegen das Ende dieses Art. macht, wenn er sagt: „Die Ruhr ist von Lengscheide (l. Langenscheid, „oder nach der Märkischen Volkssprache Lanschede) an, „1 Stunde von Anna (l. Unna), bis zu ihrer Vermischung „mit dem Rhein, schiffbar gemacht worden, wozu 16 Schleu„sen angelegt sind.“ — Richtig; aber hier ist die Rede von dem schiffbaren Ruhrflusse in der Grafschaft Mark, und nicht von der unschiffbaren Roer (lies Ruhr) im Herzogthum Jülich, die sich bey Roermünde in die Maas ergießt. Im Art. Rossoli oder Rosoglio Col. 969 fg. haben wir viel Falsches und Schiefes, Mangelhaftes und Unnützes angetroffen. Italien soll die vorzüglichsten Sorten liefern. Triest soll ihn nach — — — Rußland und dem Norden schicken, da es doch bekannt ist, daß diese ihn von Danzig beziehen; und von Danzig, Breslau, xc. ist nichts erwähnt.

Die Versendung in umflochtenen Flaschen ist zwar in Italien, nur nicht in Danzig und Schlesien üblich. Fast Alles, was Col. 970 vom Rossoli vorkommt, ist meist verlegene alte Schriftsteller-Waare, und völlig unnütz; auch dienen die alten Addressen zu nichts, da sie sich fast täglich und jährlich ändern. Besser hätte der Verf. auf das Weimarsche allgem. Handels-Addreßbuch dieserhalb Bezug genommen. Was Herr Sch. Col. 1018 fg. von dem Rubinflusse (Pseudo-Rubinus) beybringt, ist bloß aus Kunkel entlehnt. Es ist aber bekannt, daß dieser Gelehrte die Kunst, Glas zu färben, in seiner ars vitriaria nie vollständig beschrieben; sondern in seinen übrigen Schriften zerstreuete Anmerkungen darüber gegeben, die Lewis gesammelt hat im Zusammenhang der Künste; 1ster Bd. S. 279 fg. Zürich, 1764. 8. — Gründlicher würde er die Sachen darzustellen vermögend gewesen seyn, hätte er das treffliche Werk des Pat. le Viell Kunst auf Glas zu malen; 2 Bde. Nürnb. 1779. 4. benutzt. — Col. 1047. Lit. c) sagt Herr Sched.: „Diese Rupie (Rupia sicca) ist die bekannte bengalische und „der holl. ostind. Kompagnie Handelsmünze in Bengalen, „darin alle andre Rupien reducirt werden.“ — Das ist irrig. Wenn in Bengalen beym Handel die Münzsorte nicht besonders bestimmt wird: so werden allemal Courant-Rupien verstanden, deren jede 30 holländ. Stuiver Kassengeld, oder 20 Gr. Preuß. Cour. gilt. Eine Courant-Rupie ist 32 Pann (s. The compl. guide to the East-India trade, by *Rob. Stevens*; Lond. 1766. Fol. p. 120); eine Rupia-sicca gilt aber ungefähr 39 Pann. s. Ricard's Handb. der Kaufleute 2ter Th. S. 67. — Der Art. Rußland Col. 1054 — 1144 ist zwar im Ganzen gut gerathen; aber sein weitläuftiges Detail ist gewiß am unrechten Orte; viele und fast die meisten Sachen hätten in specielle Artikel, die von der Hauptüberschrift zu entleihen waren, zur besseren Uebersicht gehört. Hupel's Versuch rc. des russischen Reichs —, der Col. 1060 unrichtig neu genannt wird, hätte mit Georgi, Heym, Friebe, Storch, Meiners u. m. a. neuen und bessern Schriften verwechselt werden sollen. — Col. 1235 z. u., auch 1236, wo von der Bereitung des Saflors in Aegypten gehandelt wird, sagt der Verf. zuletzt: „Durch den Thau wird ihre (der Saflorpflanze) citronen-„gelbe Farbe in eine dunkelrothe verwandelt.“ Bertholet, ein französ. Chemiker, der den General Buonaparte nach

Aegypten

Aegypten begleitete, versichert dagegen in den Mémoires sur l'Egypte etc. p. 103, daß dem Saflor sein gelber Farbestoff durch Asche entzogen, welche etwas Natron enthält, und damit in die Mühle gebracht werde, welches alsdann die rothe Farbe durch Citronensaft erhöhe. Wer von beyden mag wohl recht haben, der Augenzeuge? oder Abschreiber? — Col. 1237 fg. woselbst der Saffer (richtiger Zaffer, von Zaffera, vom Griechischen σαπφειρος, wie Du Fresne glossar. med. Graecit. Lugd. 1688. Fol. p. 460 meint), nach Kunkel beschrieben wird, hätte billig erwähnt werden müssen, daß dieser Deutsche der erste gewesen, der von der Bereitung dieses kobaltischen Halbmetalls eine richtige und deutliche Darstellung geliefert habe. — Der Art. Sagu Col. 1253 — 59, konnte doch aus neuern Hülfsmitteln, als die zu Ende genannt sind, allenfalls aus Londoner, Amsterdamer und Hamburger Preis-Couranten, am besten aus *F. Russel* A short hist. of the East-India Compag. und Beckmann's Waarenk. 2ter Bd. S. 1 — 21 verbessert werden. — Der Art. Salz Col. 1323 — 1362 ist gar nicht nach der neuen Chemie verbessert, hat auch wenig Zweckmäßiges. — Daß Sandarach zur Verfälschung des Mastix diene, wie Neumann in seiner Chemie, 2r Th. S. 8 und Andre behaupten, davon weiß Herr Sched. Col. 1394 fg. nichts. — Sandelholz Col. 1396 in der Mitte heißt es: „Das von Timor handelt man an Ort und Stelle „nach Bahar von 460 Pf. u. s. w." — Alle Schriftsteller und Kaufleute, die selbst in Indien gewesen, und deren, zumal holländ. Nation, Rec. oft und noch neulich verschiedene zu sprechen Gelegenheit hatte, kommen darin überein, daß das Sandelholz von Timor, nach Pikols von 125 Pf. dorten gekauft, und mit 30 — 35 fl. holl. Währung (15 — 17½ Rthl. sächsisch) bezahlt würde; alsdann aber auch dasselbe von aller Rinde gereinigt, und ohne Mängel seyn müsse. Seit Rumphs Zeiten hat sich hier Manches geändert; als Naturforscher ist letzterer noch immer zu gebrauchen; aber als Kaufmann durchaus nicht mehr; und doch ist derselbe unserm Verf., oder vielmehr seinem ruhmwürdigen Vorgänger und Grunderbauer Ludovici, sein einziger Hauptführer in diesem Art. — Herr Sched. hätte aber nur *van Hogendorp's* Beschryv. van het Eiland Timor in den Verhandel. van het Bataavisch Genootschap der Konst. en Weetenschap. I. [illegible] p. 273 lesen sollen: so würde er jene Nachricht,

 und

und daß die allerdicksten und schwersten Stücke von Cochinchina kämen, wie *J. de Loureiro* Flora Cochinchinensis; Ulyssipone. 1790. 4. p. 87 versichert, schon bestätiget gefunden haben. — Im Art. Sandix Col. 1399. wird nur des mineralischen Pulvers, nur nicht der Färberröthe, die von den Knospen der italiänischen und dalmatischen so genannten kleinen Klette (lappa minor) gewonnen wird, gedacht. Daß schon die Alten diese Verschiedenheit kannten, beweisen viele Schriftstellen. *Dioscorid.* lib. V. c. 103. und *Strabo* lib. XII. p. 802. ed. Alm. halten den Sandix für eine Mennig ähnliche Farbe; Hesychius (voc. Σάνδυξ) behauptet, Sandix sey kein Kraut, sondern ein strauchartiges Gewächs, das eine Farbe wie Kokkus gebe. Damit stimmen auch ungefähr Salmaise in den Exercit. Plin. ad Solin. Tom. II. p. 810 und die Ausleger des Gratii Falisci cyneget. X. 86. p. 46 nach der Kemph. Ausg., auch Hr. Hofr. Heyne ad *Virg.* eclog. IV. 45, und Herrn Hofr. Beckmann's Gesch. der Erf. 4ter Bd. S. 44 in der Note (3). — Zum Art. Sapanholz Col. 1414 fg. war Beckmann's Waarenkunde, 2ter Bd. 1. St. S. 143—155 zu gebrauchen; vieles, zumal der Schluß des Art. wäre dadurch berichtiget worden. — Die neuere Natur- und Kunstgeschichte der ächten und falschen Sapphire Col. 1416—18 hätten diesen Artikel ungemein verbessern können. — Col. 1456 fg. kein Wort von Erfindung des Sattels, die doch wahrscheinlich den Persern gehört, wie aus Xenophon (de re equestri p. 596—602, und aus einer Zeichnung beym Montfaucon (Antiq. expliq. Vol. IV. lib. III. Cap. 75. Tab. 30) hervor zu gehen scheint. Sicher fällt die Zeit der Erfindung, in die letzte Hälfte des 4ten Jahrh., wie dieß eine Verordnung des Kaisers Theodosius vom J. 385 beweiset. (s. Cod. Theodos. lib. VIII. Tit. V. leg. 47. p. 554.) — Mit dem angezeigten Verf. Col. 1514, den Schagrin zu bereiten, vergleiche man jedes technolog. Compendium, besonders Beckmann's Anl. zur Technolog. 4te Ausg. S. 290—292. §. 15. Götting. 1796. 8. — Im Art. Scharlach, Col. 1527—1530, wo Hellot der einzige Führer ist, hätte bemerkt werden müssen, daß diese Farbe, welche man jetzt bereitet, große Vorzüge vor denjenigen habe, die man ehedem in Frankreich, Spanien und Venedig verfertigte. Vorzüglich habe man diese Wirkung der Zinnauflösung zu danken; eine Erfindung, die mit zu den ... wichtigsten

der

der neuern Färberey gehört, und allerdings erwähnt zu werden verdiente. Der Art. Scheidewasser Col. 1542—48 beruhet größtentheils auf verlegene Chemie. Von der Reinigung des Scheidewassers durch Silber, kommt gar nichts vor. Er scheint nicht zu wissen, daß Scheidewasser, welches auf dem Probirstein gebraucht wird, Kochsalzsäure in bestimmtem Verhältniß enthalten müsse, und daß 98 Theile reines Scheidewasser von einem eigenthümlichen Gewichte = 13,40; 2 Theile Kochsalzsäure aber von einem Gewichte = 11,63, 25 Theile Wasser erfordern. So etwas kannte *Biringoccio* nicht, aus welchem ältere Chemiker die Bereitung des Scheidewassers lernten (s. Pyrotechnia, lib. IV. ein Buch aus dem XVI. Jahrh., das viele Ausgaben und Uebers. erlebt hat), und aus welchem nachher unkundige Lexikographen ihre Artikel excerpirten. — Im Art. Schießpulver Col. 1578—81 verschweigt Herr Schedel sorgfältig den Entdecker und die Zeit der Erfindung. In einem wenig bekannten italiänischen Buche (Teatro de gl' inventori di tutte le cose. Del dottor fisico *Vincenzo Bruno di Melfi*. In Napoli 1603. fol. min. p. 32) findet Rec. einen gewissen Articel von Prag genannt, der im J. 1380 das Schießpulver erfunden haben soll. Diesen historischen Umstand hat Rec. in allen bisherigen Abhandlungen vom Schießpulver noch nicht gefunden. Caspar Sardi de rerum inventor. lib. duo; besonders in delle Istorie di Ferrarese, libro; 1646. 4. p. 136 nennt zwar den Peter Libs, setzt aber ebenfalls das J. 1380 fest; vergl. Gramm im allgem. Magaz. V. S. 169. — Der Art. Schiff Col. 1581—1596, konnte doch gewiß aus andern reichhaltigern und zuverläßigern Werken, als Col. 1588 aus Marperger's Handels-Correspond. und der ältern Ausgabe des wohlinstruirten Schiffers zu entleihen, verbessert werden. Wem ist in Ansehung der Seehandl. Bohns Kaufmann, nach der Büsch und Ebelingsch. Ausgabe 1789; 2 Bde, und Berghaus Encyklop. der Handl. Wissensch. 2 Bde 1796 und 1797 gr. 8; auch in Ansehung der technol. Verhältnisse und Terminologie der Schiffe: Du Hamel du Monceau Schiffbaukunst, nach der Müllerschen Uebersetzung — und Röding's Lexikon der Marine; 3 Bde Text und 1 Bd. Kupf. 1791 rc. gr. 4. nicht bekannt? — Auch finden sich in diesem Artikel viele Schreib- und Sprachfehler ausländischer Wörter; z. B. Col. 1582 Lin. 23 von oben, steht: *de Koopwaar dy*—

muß

würde darauf Rücksicht nehmen. Aber er hat auf die mannichfaltigen Winke gar nicht geachtet; nicht einmal das Unnütze, welches auf unsere Zeiten keinesweges paßt, weggestrichen, und dafür andere brauchbare Sachen eingeschaltet, die dem gegenwärtigen Zustande der Handlungswissenschaft angemessen sind. Vieles hätte wegfallen müssen, das gar nicht hieher gehört. Dadurch würde das Werk vielleicht um den vierten Theil kleiner geworden seyn. So werden auch in dem vorliegenden 5ten Theile, wie in den vorigen, weitläuftige, oft sehr unrichtige, und mit der Geographie und den neuern Reisebeschreibungen gar nicht mehr stimmende Beschreibungen von Städten und Ländern gegeben, die in ein Handlungs-Lexikon durchaus nicht gehören. Von einer Menge Sachen liefert er bey weitem nicht die neuesten und besten Nachrichten, und läßt vieles unnützes Geschwätz stehen, welches sich auf ganz unbrauchbare verlegene Chemie, Oekonomie, und andre wissenschaftliche Zweige gründet, wodurch nur die Bogenzahl zwecklos vergrößert wird. Um dieses durch Beyspiele zu belegen, wollen wir nur folgende Artikel ausheben.

Bekanntlich sind in den vorigen Bänden viele gute, brauchbare, und für die neuesten Zeiten völlig umgearbeitete Artikel anzutreffen. Auch in diesem werden verhältnißmäßig noch ungleich mehr, wie in den vorigen Bänden, Sachen und Gegenstände angetroffen, die gerühmt zu werden verdienen. Dahin gehören vorzüglich die neuern Münzverhältnisse in Europa; die durch den Revolutionskrieg und die Auswanderung mancher Fabriken in vielen Gegenden veranlaßten Veränderungen im Handelsstande; der geänderte Zustand mancher, besonders französischer Provinzen, in Absicht ihrer geographischen Eintheilung, und viele andere Dinge mehr; wobey jedoch, wie wir gleich zeigen werden, verschiedene Unrichtigkeiten mit eingeschlichen sind, die wir dem Herrn Schedel, aus Mangel zuverläßiger Quellen und Hülfsmittel, nicht zur Last setzen. Aber die Flüchtigkeit, womit er die Umarbeitung dieses kostspieligen Werks unternahm, — der Mangel einer nothwendig werdenden Kritik, und die völlige Beseitigung des eigentlichen Zwecks dieses Lexikons, kommt auf seine Rechnung; hiervon zeugen folgende Artikel, die wir aus der großen Menge, zum Belege unserer Angabe darstellen wollen:

Col. 42 oben an heißt es: „Dieß Bergwerk (Guan-„cabelica — auch Guancavelia in Peru, genannt) wurde „1564 in einem weitläuftigen Berge — — — eröffnet.“ — So steht in der ältern Ausgabe des Ludovici und im Savary; indessen sind es Druckfehler; dieß Bergwerk wurde um das Jahr 1566 und 67 entdeckt, als Castro Statthalter in Peru war. Henrich Garces oder Graces war der Finder, wie ihn die *Bibliotheca Lusitana*; na qual se comprehende a noticia dos authores Portuguezes — por *Diogo Barbosa Machado*; Lisboa 1747. Fol. Tom II. p. 448 nennt. — Col. 43 fq. Art. Perugia. Hier hätte bemerkt werden müssen, daß hieselbst unter Papst Pius II., wie M. B. Salon in Contr. de just. et iure; Tom. II. quaest. 88. Art. 2. Controv. 27. besonders aber die Perugia Augusta descritta da *Caesare Crispolti*; Perug. 1648. 4. p. 182 bezeugen, das erste italiänische Leihhaus errichtet worden sey, welches, wie *Wadding* in annal. minorum; Tom. XIV. p. 94 versichert, im J. 1467 von Papst Paulus II. seine Bestätigung erhalten. — Col. 112 in der Mitte, wird zwar des edlen Geschlechts der arabischen Pferde; aber nicht dabey gedacht, daß sich dieser Vorzug nach dem Stammbaum der Stuten richte. Auch fehlt hier der Umstand, daß Pferde von guter Abkunft, in Aegypten und in den Seestädten des mittelländischen Meers von 1000 bis 10,000 Franken im letzten Decennio des XVIII. Jahrh. verkauft, und die Stuten dabey noch immer ⅓ theurer gehalten wurden. So etwas Aehnliches hätte Herr Sch. aus dem Niebuhr, und wegen anderer, zu diesem Artikel Pferde gehöriger, aber übergangener Umstände, aus neuern Schriften über Pferdezucht &c. lernen können. Aber die Lit. zu diesem Art. ist die nämliche, wie zu der vorigen Ausg. von 1768. — Col. 140 fehlt der Art. Pflanzen : Abdrücke, die in der neuern Waaren- und Handelskunde, wichtige Gegenstände des Commerzes für die Naturforscher geworden sind. — Col. 147 oben an, vermissen wir, daß die Pflaumen in Ungarn in großem Ueberflusse wachsen, und nach den Bemerkungen neuer Reisebeschreiber, hin und wieder in diesem Lande zu Branntewein benutzt werden. — Col. 154 ist Pharus übergangen, oder auf Seeleuchte, der wir im künftigen 6ten Th. entgegen sehen, zu verweisen, unbemerkt geblieben. — Col. 160 fg. Art Phosphorus hätte angezeigt werden können: daß unter den neuern Chemikern Guy-

von die Entdeckung gemacht, wenn man den Phosphor bis zu 36° erhitze, die Ausscheidung der Lebensluft, in einer engen Röhre binnen 2 Stunden geschehe; doch werde auch da das rückständige Gas, durch einen Theil des Phosphors, der sich darin auflöse, um $\frac{1}{30}$ Theil im Umfange vermehret. Die Prüfung mit Phosphor, der nicht angezündet würde, sey noch immer die genaueste und bequemste. Von den von Humboldt und andern neuern Scheidekünstlern angestellten Versuchen, wird ebenfalls nichts erwähnt; noch weniger scheint der Vf. die Bereitung des Phosphors aus Zerlegung der Knochen zu kennen, wovon die Scheidung durch Schwefelsäure, im Bodensatz zu 100 Theilen, gemeiniglich 54 Theile Phosphor und 46 Theile Kalkerde bringt. Nicht einmal wird Rouelle Behauptung im Journ. de médecine, à Par. 1777. Oct. p 307 angeführt. — Col. 162 fehlt: *Piano forte;* hätte allenfalls aus Beckmann's Geschichte der Erfind. 1r Bd. S. 502 fg. und aus dem neuen musikal. Lex. berichtiget werden können. — Dem Art. Piaster geht Col. 163 ab, daß die spanischen, im J. 1796, durch Preußen zu 1 Rthlr. 10⅔ Gr. in allen Kassen anzunehmen verordnet; nächstdem aber diese Verordnung wieder aufgehoben worden sey. — In Pinte Col. 187 oben an fehlt: daß 1,0513 Pariser Pinte = 1,2616 Litron vom neuen französ. Maaßsysteme halte. — Bey Polize Col. 240 — 43 vermissen wir Bohn's und Bergbaus Anweisungen. — Von den Pomeranzen-Früchten Col. 246 — 53, die eigentlich in den Handel kommen, findet man verschiedene Abarten, die Ferrarius in seinen Hesperid sive de malor. aureor. cultura et usu lib. IV. Rom. 1646. Fol. p. 377 — 79 beschreibt, auch davon Abbildungen giebt, und von den neuern Reisebeschreibern für richtig erklärt, werden. Die Triester und Venetianischen Waaren-Preis-Courante bestimmen diesen Artikel genau; aber in diesem Lexik. kommt von dem Allen kein Wort vor. — Die Col. 345 fg. angeführte Ursache der blauen Glasur des chinesischen Porzellans, hätte aus Duhalde Descript. de la Chine; Tom. II. p 223, 230 et. 232; vielleicht besser aber aus der Abhandlung des Herrn Hofraths Gmelin: De caerul. vitro in antiq. monument. vid. Comment. societ. Goetting. ab Ao 1779. Vol. II. p. 41. und aus Pauw berichtiget werden können. — Col. 356 fehlt der Art. Porzellan-Schnecke, die von den Systematikern Cypreae genannt wird, und von verschiedenen indischen Völ-

kern,

kern, besonders in Bengalen, von den Chinesern, und den asiatischen südlichen Sibiriern als die geringste Scheidemünze gebraucht wird. — Von den Bemühungen der Deutschen zur Verbesserung des Postwesens im XVI. Jahrh., welche durch Sebast. Münster 1544, Daniel Winzenberg 1559, Georg Meyer 1563, und Hieronym. Pessel 1589 veranstaltet wurden; davon, so wie von den italiänischen Büchern: li poste per diverse parti del mondo, die noch älter als jene zu seyn scheinen, findet man Col. 358—64 gar keine Nachricht. — Col. 368—381 kommt nichts von der Gewinnung der Pottasche aus Erigeron canadense vor, die nun auch in mehreren Gegenden Deutschlands einheimisch ist. Bonillon la Grange hat darüber chemisch gehandelt in den Annales de Chemie; à Paris an VI. Piece II. Dissert. 3. — Um zu zeigen, mit wie wenig Schärfe und Genauigkeit er seinen Autor lieset, vergleiche man die Stelle Col. 414 Lin. 6 bis 15; diese hätte doch wahrlich für die gegenwärtige Ausgabe umgearbeitet werden sollen, da sie für den jetzigen Fall gar nicht paßt. — Col. 415 kommt nichts vom Alter der Preiscouranten vor, das doch aus Beckmann's Geschichte der Erfind. 1r Bd. S. 576 fg. und Berghaus Encyklop. der Handl. Wissensch. 2ter Bd. S. 172—175 berichtiget werden konnte. — Col. 449—452 wird des Alters vom Protestiren der Wechsel nicht gedacht. Darüber hätte das kostbare Werk: Memorias historicas sobre la marina commercio y artes de la antigua ciudad de Barcelona etc. por D. *Anton. de Capmany y de Montpalau*; Tom. II. p. 203 etc. (Madrid. 1779. 4.) und von Martens Vers. ein. histor. Entwickel. des wahren Ursprungs des Wechselrechts; S. 67 fg. und Anh. dazu S. 107 fg. Götting. 1797. gr. 8. hinlängliche und zuverlässige Auskunft gegeben. — Col. 481 fg. Art Purpur. Nichts vom mineralischen Purpur, der von Cassius Zeiten bis auf Klaproth und alle Neuern, ein Präcipitat der Handels- und Waarenkunde geworden. — Bey Col. 497 fg. müssen wir billig fragen: War der Art. Quarantaine nicht durch Beckmann's Abhandlung in der Gesch. der Erfind. 2ter Bd. S. 575—82 und durch die neuern Verordn. welche die Seemächte geltend gemacht haben, zu verbessern? — Col. 514 heißt es: „die Goldschmiede — — — gebrauchen es (das Quecksilber) zum Vergolden." So etwas konnte Plinius sagen (s. lib. XXXIII. sect. 32. Tom. II. p. 622. ed. *Hard.*); aber

aber wem ist es nicht bekannt, daß wenn an die beste Vergoldung, nur das kleinste Tröpfchen Quecksilber kömmt, sofort das edle Metall zerfressen wird, und dadurch ein leerer Fleck entsteht? Ist es nicht eine Schande, in einem neuen Buche solche grobe Fehler zu finden? An das Amalgamiren dachte wohl Herr Sch. nicht. — Der Art. Reiger Col. 691 fg. und dessen Federn, würde durch die Abhandlung im Beckmann's Waarenkunde, 1r Bd. S. 453—463 rühmlichen Zuwachs erhalten haben; wäre dieselbe nur zweckmäßig benutzt worden. — Vom Reisbau in Aegypten Col. 700 hätte landwirthschaftlich angemerkt werden sollen: daß wenn der Reis vom Lande ist, in die umgepflügten Stoppeln, zumal in niedern Gegenden noch Klee gesäet, in höhern aber Weitzen bestellt werde. Daß der ägyptische Reis, bevor er nach dem Auslande verschifft werden kann, gebleicht wird, behaupten Niebuhr, Savary, und ein französischer Augenzeuge, der mit Buonaparte aus Aegypten entkommen ist, und den Rec. vor einigen Wochen gesprochen hat. Von diesem hat er erfahren, daß die Reisausfuhr, bloß für Damiette, in den Jahren 1790 bis 1798, nach den Zolllisten, 228,357 Ardeles, jedes von 578 Pf., d. i. also jährlich 199,446 Centner betragen habe. — Col. 797 Lin 10 fg von oben, gehört das Färben des Rhabarbers mit Curcuma zu den Betrügereyen der Droguisten; diese Erinnerung fehlt hier. — Die Wäschereyen Col. 809 fg., die aus dem Rheinischen Antiquarius entlehnt sind, hätten füglich weggestrichen werden können, ohne dem Werthe dieses Artikels etwas dadurch zu nehmen. Ebend. Col. 814 kommen viele Schreib- und Druckfehler vor: wir wollen nur einige davon wörtlich anführen; es heißt daselbst: „Die Fahrt auf dem „Rhein (e) und den damit verbundenen Flüssen (,) ist mit „einer großen Anzahl Zölle beschwert." (Richtig, man lese weiter:) „Es sind ihrer a) von Amsterdam bis Kölln: „zu Arnheim, Lübek, Schinkenschanz, Emmerich, „Res, Urschau, Ruhr, Fedingen, Kaiserswert, Dü„ßeldorf und Zuns." (Unrichtig, weil die Namen verschrieben sind;) es muß heißen: Arnheim (richtiger Arnhem), Malburg, Lobith, Schenkenschanz, Emmerich, Rees, Orsoy, Ruhrort, Oerdingen, Kaisers-Werth, Düsseldorf und Zons (der Ton auf dem o). Der Art. Rheinwein Col. 816—19 hätte eine gänzliche Umarbeitung verdient; fast Alles ist aus der vorigen Ausgabe stehen geblieben;

ben; die neuen guten Rheinweinsorten sind unrichtig angegeben, und das der Chemie widrige Geschwätz Col. 818 hätte wegbleiben müssen. — Der Art. Rhodis Col. 827 — 830, mußte, der Natur der darin vorkommenden zweyfachen Gegenstände nach, in Rhodis-Handlung und Rhodisches Seegesetz zerlegt, und dann Engelbrecht bey letzterm benutzt werden. Der Artikel Roer-Departement (lies Ruhr-Dep.) Col. 910 ist in den Hauptsachen durchaus unrichtig. Bis dahin wir dieses schreiben (Anfangs Decbr. 1800) sind die deutschen Provinzen dieses franzöf. Depart. noch nicht dem franzöf. Staate (die Republik existirt nicht) einverleibt, wie der Verf. behauptet. Die Assimilation, die den 2 Vendem. IX. J. (den 24. Septbr. 1800) erfolgt, ist keine Einverleibung; auch erfolgte dieser vorschnelle Entschluß des Gouvernem. ungleich später, als der Verf. diesen Art. schrieb. Eben so irrig ist die Angabe, daß dieß Depart. 310 Q. Meilen, 40 Kantone, und eine Volkszahl von 180,410 Seelen enthalten solle. Hier hätte sich Herr Schedes Ruhrdep. Kalenders vom VII. J. (vom 22. Septbr. 1798 bis dahin 1799) Köln, bey Mathieux, 152 S. 8. (Preis 3 Liv. oder 20 Gr.); allenfalls, wenn er denselben nicht haben konnte, der Anzeige des Rec. davon in der N. A. D. Bibl. 46ter Bd. 1. St. S. 197 fg. mit Vortheil bedienen können. Auch giebt die Samml. aller franzöf. Gesetze, Beschlüsse und Verordn. XI. Th. 21ter Heft (Strasb. an VIII.) eine zuverläßige Auskunft. Am unverzeihlichsten ist aber der geographische Schnitzer, den Herr Sched. gegen das Ende dieses Art. macht, wenn er sagt: „Die Ruhr ist von Lengscheide (l. Langenscheld, „oder nach der Märkischen Volkssprache Lanschede) an, „1 Stunde von Anna (l. Unna), bis zu ihrer Vermischung „mit dem Rhein, schiffbar gemacht worden, wozu 16 Schleu„sen angelegt sind." — Richtig; aber hier ist die Rede von dem schiffbaren Ruhrflusse in der Grafschaft Mark, und nicht von der unschiffbaren Roer (lies Ruhr) im Herzogthum Jülich, die sich bey Roermünde in die Maas ergießt. Im Art. Rossoli oder Rosoglio Col. 969 fg. haben wir viel Falsches und Schiefes, Mangelhaftes und Unnützes angetroffen. Italien soll die vorzüglichsten Sorten liefern. Triest soll ihn nach — — — Rußland und dem Norden schicken, da es doch bekannt ist, daß diese ihn von Danzig beziehen; und von Danzig, Breslau, &c. ist nichts erwähnt.

aber wem ist es nicht bekannt, daß wenn an die beste Vergoldung, nur das kleinste Tröpfchen Quecksilber kömmt, sofort das edle Metall zerfressen wird, und dadurch ein leerer Fleck entsteht? Ist es nicht eine Schande, in einem neuen Buche solche grobe Fehler zu finden? An das Amalgamiren dachte wohl Herr Sch. nicht. — Der Art. Reiger Col. 691 fg. und dessen Federn, würde durch die Abhandlung in Beckmann's Waarenkunde, 1r Bd. S. 453 — 463 rühmlichen Zuwachs erhalten haben; wäre dieselbe nur zweckmäßig benutzt worden. — Vom Reisbau in Aegypten Col. 700 hätte landwirthschaftlich angemerkt werden sollen: daß wenn der Reis vom Lande ist, in die umgepflügten Stoppeln, zumal in niedern Gegenden noch Klee gesäet, in höhern aber Weitzen bestellt werde. Daß der ägyptische Reis, bevor er nach dem Auslande verschifft werden kann, gebleicht wird, behaupten Niebuhr, Savary, und ein französischer Augenzeuge, der mit Buonaparte aus Aegypten entkommen ist, und den Rec. vor einigen Wochen gesprochen hat. Von diesem hat er erfahren, daß die Reisausfuhr, bloß für Damiette, in den Jahren 1790 bis 1798, nach den Zolllisten, 228,357 Ardeles, jedes von 578 Pf., d. i. also jährlich 199,446 Centner betragen habe. — Col. 797 Lin. 10 fg. von oben, gehört das Färben des Rhabarbers mit Curcuma zu den Betrügereyen der Droguisten; diese Erinnerung fehlt hier. — Die Wäschereyen Col. 809 fg., die aus dem Rheinischen Antiquarius entlehnt sind, hätten füglich weggestrichen werden können, ohne dem Werthe dieses Artikels etwas dadurch zu nehmen. Ebend. Col. 814 kommen viele Schreib- und Druckfehler vor: wir wollen nur einige davon wörtlich anführen; es heißt daselbst: „Die Fahrt auf dem „Rhein (e) und den damit verbundenen Flüssen (,) ist mit „einer großen Anzahl Zölle beschwert." (Richtig, man lese weiter:) „Es sind ihrer a) von Amsterdam bis Kölln: „zu Arnheim, Lübek, Schinkenschanz, Emmerich, „Res, Urschau, Ruhr, Fedingen, Kaiserswert, Die„steldorf und Zuns." (Unrichtig, weil die Namen verschrieben sind;) es muß heißen: Arnheim (richtiger Arnhem), Malburg, Lobith, Schenkenschanz, Emmerich, Rees, Orsoy, Ruhrort, Oerdingen, Kaisers-Werth, Düsseldorf und Zons (der Ton auf dem o). Der Art Rheinwein Col. 816 — 19 hätte eine gänzliche Umarbeitung verdient; fast Alles ist aus der vorigen Ausgabe stehen geblie-

ben;

ben; die neuen guten Rheinweinsorten sind unrichtig angegeben, und das der Chemie widrige Geschwätz Col. 818 hätte wegbleiben müssen. — Der Art. Rhodis Col. 827 — 830, mußte, der Natur der darin vorkommenden zweyfachen Gegenstände nach, in Rhodis-Handlung und Rhodisches Seegesetz zerlegt, und dann Engelbrecht bey letzterm benutzt werden. Der Artikel Roer-Departement (lies Ruhr-Dep.) Col. 910 ist in den Hauptsachen durchaus unrichtig. Bis dahin wie dieses schreiben (Anfangs Decbr. 1800) sind die deutschen Provinzen dieses französ. Depart. noch nicht dem französ. Staate (die Republik existirt nicht) einverleibt, wie der Verf. behauptet. Die Assimilation, die den 2 Vendem. IX. J. (den 24. Septbr. 1800) erfolgt, ist keine Einverleibung; auch erfolgte dieser vorschnelle Entschluß des Gouvernem. ungleich später, als der Verf. diesen Art. schrieb. Eben so irrig ist die Angabe, daß dieß Depart. 310 Q. Meilen, 40 Kantone, und eine Volkszahl von 180, 410 Seelen enthalten solle. Hier hätte sich Herr Sched: des Ruhrdep. Kalenders vom VII. J. (vom 22. Septbr. 1798 bis dahin 1799) Köln, bey Mathieux, 152 S. 8. (Preis 3 Liv. oder 20 Gr.); allenfalls, wenn er denselben nicht haben konnte, der Anzeige des Rec. davon in der N. A. D. Bibl. 46ter Bd. 1. St. S. 197 fg. mit Vortheil bedienen können. Auch giebt die Samml. aller französ. Gesetze, Beschlüsse und Verordn. XI. Th. 21ter Heft (Strasb. an VIII.) eine zuverläßige Auskunft. Am unverzeihlichsten ist aber der geographische Schnitzer, den Herr Sched. gegen das Ende dieses Art. macht, wenn er sagt: „Die Ruhr ist von Lengscheide (l. Langenscheid, „oder nach der Märkischen Volkssprache Lanschede) an, „1 Stunde von Anna (l. Unna), bis zu ihrer Vermischung „mit dem Rhein, schiffbar gemacht worden, wozu 16 Schleu„sen angelegt sind.“ — Richtig; aber hier ist die Rede von dem schiffbaren Ruhrflusse in der Grafschaft Mark, und nicht von der unschiffbaren Roer (lies Ruhr) im Herzogthum Jülich, die sich bey Roermünde in die Maas ergießt. Im Art. Rossoli oder Rosoglio Col. 969 fg. haben wir viel Falsches und Schiefes, Mangelhaftes und Unnützes angetroffen. Italien soll die vorzüglichsten Sorten liefern. Triest soll ihn nach — — — Rußland und dem Norden schicken, da es doch bekannt ist, daß diese ihn von Danzig beziehen; und von Danzig, Breslau, rc. ist nichts erwähnt.

 Die

Die Versendung in umflochtenen Flaschen ist zwar in Italien, nur nicht in Danzig und Schlesien üblich. Fast Alles, was Col. 970 vom Rossoli vorkommt, ist meist verlegene alte Schriftsteller-Waare, und völlig unnütz; auch dienen die alten Addressen zu nichts, da sie sich fast täglich und jährlich ändern. Besser hätte der Verf. auf das Weimarsche allgem. Handels-Addreßbuch dieserhalb Bezug genommen. Was Herr Sch. Col. 1018 fg. von dem Rubinflusse (Pseudo-Rubinus) beybringt, ist bloß aus Kunkel entlehnt. Es ist aber bekannt, daß dieser Gelehrte die Kunst, Glas zu färben, in seiner ars vitriaria nie vollständig beschrieben; sondern in seinen übrigen Schriften zerstreuete Anmerkungen darüber gegeben, die Lewis gesammelt hat im Zusammenhang der Künste; 1ster Bd. S. 279 fg. Zürich, 1764. 8. — Gründlicher würde er die Sachen darzustellen vermögend gewesen seyn, hätte er das treffliche Werk des Pet. le Vieil Kunst auf Glas zu malen; 2 Bde. Nürnb. 1779. 4. benutzt. — Col. 1047. Lit. c) sagt Herr Sched.: „Diese Rupie (Rupia sicca) ist die bekannte bengalische und „der holl. ostind. Kompagnie Handelsmünze in Bengalen, „darin alle andre Rupien reducirt werden.“ — Das ist irrig. Wenn in Bengalen beym Handel die Münzsorte nicht besonders bestimmt wird: so werden allemal Courant-Rupien verstanden, deren jede 30 holländ. Stuiver Kassengeld, oder 20 Gr. Preuß. Cour. gilt. Eine Courant-Rupie ist 32 Pann (s. The compl. guide to the East-India trade, by *Rob. Stevens*; Lond. 1766. Fol. p. 120); eine Rupia-sicca gilt aber ungefähr 39 Pann. s. Ricard's Handb. der Kaufleute 2ter Th. S. 67. — Der Art. Rußland Col. 1054 — 1144 ist zwar im Ganzen gut gerathen; aber sein weitläuftiges Detail ist gewiß am unrechten Orte; viele und fast die meisten Sachen hätten in specielle Artikel, die von der Hauptüberschrift zu entleihen waren, zur besseren Uebersicht gehört. Hupel's Versuch rc. des russischen Reichs —, der Col. 1060 unrichtig neu genannt wird, hätte mit Georgi, Heym, Friebe, Storch, Meiners u. m. a. neuen und bessern Schriften verwechselt werden sollen. — Col. 1235 z. u., auch 1236, wo von der Bereitung des Saflors in Aegypten gehandelt wird, sagt der Verf. zuletzt: „Durch den Thau wird ihre (der Saflorpflanze) citronengelbe Farbe in eine dunkelrothe verwandelt.“ Bertholet, ein französ. Chemiker, der den General Buonaparte nach

Aegypten

Aegypten begleitete, versichert dagegen in den Mémoires sur l'Egypte etc. p. 103, daß dem Saflor sein gelber Farbestoff durch Asche entzogen, welche etwas Natron enthält, und damit in die Mühle gebracht werde, welches alsdann die rothe Farbe durch Citronensaft erhöhe. Wer von beyden mag wohl recht haben, der Augenzeuge? oder Abschreiber? — Col. 1237 fg. woselbst der Saffer (richtiger Zaffer, von Zaffera, vom Griechischen σαπΦειρος, wie Du Fresne glossar. med. Graecit. Lugd. 1688. Fol. p. 460 meint), nach Runkel beschrieben wird, hätte billig erwähnt werden müssen, daß dieser Deutsche der erste gewesen, der von der Bereitung dieses kobaltischen Halbmetalls eine richtige und deutliche Darstellung geliefert habe. — Der Art. Sagu Col. 1253—59, konnte doch aus neuern Hülfsmitteln, als die zu Ende genannt sind, allenfalls aus Londoner, Amsterdamer und Hamburger Preis-Couranten, am besten aus *F. Russel* A short hist. of the East-India Compag. und Beckmann's Waarenk. 2ter Bd. S. 1—21 verbessert werden. — Der Art. Salz Col. 1323—1362 ist gar nicht nach der neuen Chemie verbessert, hat auch wenig Zweckmäßiges. — Daß Sandarach zur Verfälschung des Mastix diene, wie Neumann in seiner Chemie, 2r Th. S. 8 und Andre behaupten, davon weiß Herr Sched. Col. 1394 fg. nichts. — Sandelholz Col. 1396 in der Mitte heißt es: „Das von Timor handelt man an Ort und Stelle „nach Bahar von 460 Pf. u. s. w." — Alle Schriftsteller und Kaufleute, die selbst in Indien gewesen, und deren, zumal holländ. Nation, Rec. oft und noch neulich verschiedene zu sprechen Gelegenheit hatte, kommen darin überein, daß das Sandelholz von Timor, nach Pikols von 125 Pf. dorten gekauft, und mit 30—35 fl. holl. Währung (15—17½ Rthl. sächsisch) bezahlt würde; alsdann aber auch dasselbe von aller Rinde gereinigt, und ohne Mängel seyn müsse. Seit Rumphs Zeiten hat sich hier Manches geändert; als Naturforscher ist letzterer noch immer zu gebrauchen; aber als Kaufmann durchaus nicht mehr; und doch ist derselbe unserm Verf., oder vielmehr seinem ruhmwürdigen Vorgänger und Grunderbauer Ludovici, sein einziger Hauptführer in diesem Art. — Herr Sched. hätte aber nur *van Hogendorp's* Beschryv. van het Eiland Timor in den Verhandel. van het Bataavisch Genootschap der Konst. en Weetenschap. I. D. p. 273 lesen sollen: so würde er jene Nachricht,

 und

und daß die allerdicksten und schwersten Stücke von Cochinchina kämen, wie *J. de Loureiro* Flora Cochinchinensis; Ulyssipone. 1790. 4. p. 87 versichert, schon bestätiget gefunden haben. — Im Art. Sandix Col. 1399. wird nur des mineralischen Pulvers, nur nicht der Färberröthe, die von den Knospen der italiänischen und dalmatischen so genannten kleinen Klette (lappa minor) gewonnen wird, gedacht. Daß schon die Alten diese Verschiedenheit kannten, beweisen viele Schriftstellen. *Dioscorid.* lib. V. c. 103. und *Strabo* lib. XII. p. 802. ed. Alm. halten den Sandix für eine Mennig ähnliche Farbe; Hesychius (voc. Σάνδυξ) behauptet, Sandix sey kein Kraut, sondern ein strauchartiges Gewächs, das eine Farbe wie Kokkus gebe. Damit stimmen auch ungefähr Saumaise in den Exercit. Plin. ad Solin. Tom. II. p. 810 und die Ausleger des Gratii Falisci Cyneget. X. 86. p. 46 nach der Kemph. Ausg., auch Hr. Hofr. Heyne ad *Virg.* eclog. IV. 45, und Herrn Hofr. Beckmann's Gesch. der Erf. 4ter Bd. S. 44 in der Note (3). — Zum Art. Sapanholz Col. 1414 fg. war Beckmann's Waarenkunde, 2ter Bd. 1. St. S. 143 — 155 zu gebrauchen; vieles, zumal der Schluß des Art. wäre dadurch berichtiget worden. — Die neuere Natur- und Kunstgeschichte der ächten und falschen Sapphire Col. 1416 — 18 hätten diesen Artikel ungemein verbessern können. — Col. 1456 fg. kein Wort von Erfindung des Sattels, die doch wahrscheinlich den Persern gehört, wie aus Xenophon (de re equestri p. 596 — 602, und aus einer Zeichnung beym Montfaucon (Antiq. expliq. Vol. IV. lib. III. Cap. 75. Tab. 30) hervor zu gehen scheint. Sicher fällt die Zeit der Erfindung, in die letzte Hälfte des 4ten Jahrh., wie dieß eine Verordnung des Kaisers Theodosius vom J. 385 beweiset. (s. Cod. Theodos. lib. VIII. Tit. V. leg. 47. p. 554.) — Mit dem angezeigten Verf. Col. 1514, den Schagrin zu bereiten, vergleiche man jedes technolog. Compendium, besonders Beckmann's Anl. zur Technolog. 4te Ausg. S. 290 — 292. §. 15. Götting. 1796. 8. — Im Art. Scharlach, Col. 1527 — 1530, wo Hellot der einzige Führer ist, hätte bemerkt werden müssen, daß diese Farbe, welche man jetzt bereitet, große Vorzüge vor denjenigen habe, die man ehedem in Frankreich, Spanien und Venedig verfertigte. Vorzüglich habe man diese Wirkung der Zinnauflösung zu danken; eine Erfindung, die mit zu den wichtigsten

der

der neuern Färberey gehört, und allerdings erwähnt zu werden verdiente. Der Art. Scheidewasser Col. 1542 — 48 beruhet größtentheils auf verlegene Chemie. Von der Reinigung des Scheidewassers durch Silber, kommt gar nichts vor. Er scheint nicht zu wissen, daß Scheidewasser, welches auf dem Probirstein gebraucht wird, Kochsalzsäure in bestimmtem Verhältniß enthalten müsse, und daß 98 Theile reines Scheidewasser von einem eigenthümlichen Gewichte = 13,405; 2 Theile Kochsalzsäure aber von einem Gewichte = 11,63, 25 Theile Wasser erfordern. So etwas kannte *Biringoccio* nicht, aus welchem ältere Chemiker die Bereitung des Scheidewassers lernten (s. Pyrotechnia, lib. IV. ein Buch aus dem XVI. Jahrh., das viele Ausgaben und Uebers. erlebt hat), und aus welchem nachher unkundige Lexikographen ihre Artikel excerpirten. — Im Art. Schießpulver Col. 1578 — 81 verschweigt Herr Schedel sorgfältig den Entdecker und die Zeit der Erfindung. In einem wenig bekannten italiänischen Buche (Teatro de gl' inventori di tutte le cose. Del dottor fisico *Vincenzo Bruno di Melfi*. In Napoli 1603. fol. min. p. 32) findet Rec. einen gewissen Anticel von Prag genannt, der im J. 1380 das Schießpulver erfunden haben soll. Diesen historischen Umstand hat Rec. in allen bisherigen Abhandlungen vom Schießpulver noch nicht gefunden. Caspar Sardi de rerum inventor. lib. duo; besonders in delle Istorie di Ferrarese, libro; 1646. 4. p. 136 nennt zwar den Peter Libs, setzt aber ebenfalls das J. 1380 fest; vergl. Gramm im allgem. Magaz. V. S. 169. — Der Art. Schiff Col. 1581 — 1596, konnte doch gewiß aus andern reichhaltigern und zuverlässigern Werken, als Col. 1588 aus Marperger's Handels-Correspond. und der ältern Ausgabe des wohlinstruirten Schiffers zu entleihen, verbessert werden. Wem ist in Ansehung der Seehandl. Bohns Kaufmann, nach der Büsch und Ebelingsch. Ausgabe 1789; 2 Bde, und Berghaus Encyklop. der Handl. Wissensch. 2 Bde 1796 und 1797 gr. 8; auch in Ansehung der technol. Verhältnisse und Terminologie der Schiffe: Du Hamel du Monceau Schiffbaukunst, nach der Müllerschen Uebersetzung — und Röddings Lexikon der Marine; 3 Bde Text und 1 Bd. Kupf. 1791 rc. gr. 4. nicht bekannt? — Auch finden sich in diesem Artikel viele Schreib- und Sprachfehler ausländischer Wörter; z. B. Col. 1582 Lin. 23 von oben, steht: *de Koopwaar dy* —

muß

muß heissen: ter Koopvaardy — u. a. O. m. — Der Art. Schiffahrt Col. 1637 — 42 ist äußerst dürftig gerathen. Zwar hat der Verf. eine zahlreiche Literatur aus neuern Zeiten, wiewohl Gutes und Schlechtes durch einander, ohne alle Ordnung angeführt; wir sind aber überzeugt, hätte Herr Sched. bloß nur Heeren, Berghaus und Röding gebraucht, und diese Schriften zweckmäßig benutzt: so würde was Gemeinnützigeres herausgekommen seyn. — Bey dem Art. Schildkröte Col. 1652 — 58 finden wir die Nachrichten der ältern Ausgabe wieder aufgewärmt. Das beste Schilpat von der Art, welche im Linneischen Systeme Testudo imbricata genannt wird, scheint der Verf. nicht zu kennen. Konnte, überhaupt genommen, dieser Art. nicht durch Beckmann's Waarenk. 1ster Bd. S. 68 — 72 verbessert werden? — Im Clevschen, Geldernschen, Meursischen und Cöllnischen Münzfuße neuerer Zeiten, sind keine Schillinge weder bekannt noch vorhanden, die 9½ Stbr. halten, und = 2 Gr. 10⅔ Pf. sächs. Geld sind; wie doch Col. 1659 und 1663 behauptet wird. — Die geographischen Nachrichten von Schneeberg Col. 1758 fg. sind, wie in allen Art. der Art, völlig unnütz; der Verf. hätte dafür die chronolog. Nachrichten von der Entdeckung und dem Betrieb der dasigen Bergwerke zum Vortheil der Handlung und Gewerbe, aus Christ. Melzer's Beschreibung der Stadt Schneeberg; ebd. 1684. 4. S. 400 — 408 fg. und die spätern mineralogischen Reisen bis zu unsern Zeiten durchführen sollen. Die neuesten, Col. 1761 angeführten Nachrichten, gehen bis zum J. 1788, und sind gut. Im Art. Schönebeck Col. 1775 fg. ist fast Alles aus voriger Ausgabe stehen geblieben; dagegen werden die Verbesserungen, die seit 20 Jahren diese Stadt gleichsam umgeformt haben, gar nicht erwähnt. — Wozu soll doch das Alles, was Col. 1778 — 1780 bis zu den Worten: In Europa liefern u. s. w. — von der Zubereitung der Chokolade gesagt wird, in einem Handelslexikon nutzen und frommen? — Der Kaufmann will ja keine Chokolade verfertigen lernen! Auch ist die übel angebrachte Meinung von der Gesundheits-Chokolade Col. 1778 zu unten folg. ein fruchtloses Geschwätz. Dahin gehöret auch die Col. 1782 in der Mitte von den Worten: und über derselben, recht vor dem Schlunde — — bis zu unten sub verbis: und dergl. große Fische. — Der Art. Schreibfedern fehlt gänzlich; diese sind doch ein wahres

res Bedürfniß für den gebildeten Kaufmann. — Im Art. Schwabach Col. 1859 — 63 meist alles nach altem Schnitt. Die Straßen der Stadt sollen nach der neuesten Baukunst (Hm!) erbauet seyn. Col. 1860 die gegenwärtigen (Wann?) Manufakturen ꝛc. — Die unbestimmte historische Skizze ist, da sie nichts beweiset, völlig unnütz. — Col. 1892 — 99 bey dem unverändert gebliebenen Art. Schwamm, vermissen wir Beckmann's Waarenk. 2ter Bd. S. 22 — 39. Aus dieser Abhandlung kann der Lexikograph Befriedigung finden. Im Art. Schwarz Col. 1901 — 7 heißt es Col. 1903 in der M. „Die alten — — — Farbe; Bücher verordnen, daß alles, was man schön „schwarz färben will, nachdem es vorher blau gefärbt „worden, zuerst mit Färberröthe, und hernach vollends schwarz gefärbt werden soll.“ Es steht aber nicht dabey, welche Verordnungen dieses Verfahren gebieten? Es hätten derselben einige citirt werden sollen. (Eine solche Verordnung trifft man von der Königinn Elisabeth in England an, in The statutes at large; Lond. 1735. Vol. II. p. 250 fol., und etwas Aehnliches in des guten Vielschreibers Marperger Beschreibung des Hutmacher-Handwerks; Altenb. 1719. 8. S. 85, —) Im Artik. Schwefel Col. 1992 — 2003 scheint es Col. 2002 Lin. 7 fg. von unt. das Ansehen zu haben, als ob die Methode der Seiden- und Florsfabrikanten — — mit Schwefeldampf die weiße Farbe zu erlangen, eine neue Entdeckung sey. Wem ist es aber nicht bekannt, daß dieser Gebrauch schon zur Zeit der Griechen (s. *Pollux* Onomast. lib. VI. c. 41. p. 715), und Römer (s. *Plin.* lib. XXXV. c. 15. p. 714, und c. 17. p. 719. ed. *Hard.* — *Apulej.* metamorph. lib. IX. p. 292; und *Isidor. Hisp.* Orig. lib. XVI. c. 1.) allgemein üblich war? Mehr dürfen wir, aus Beysorge, nicht allzu weitläuftig zu werden, ausheben; weil sonst unsere Kritik ein eigenes Buch werden dürfte. Aus den bereits über die 70 Artikel gemachten Bemerkungen, werden unsere Leser abnehmen, daß Herr Sched. noch vieles zurückgelassen, welches bey der vorgenommenen neuen Ausgabe umzuarbeiten gewesen wäre. Wir haben nicht nur aus Hochachtung für den Herrn Verf. und für manchen in dem vorliegenden Theile recht gut bearbeiteten Artikel, wie der Erfolg gezeigt, genau geprüft; sondern auch die Verleger, die vieles zur äußern Verschönerung des Werks beygetragen, auf einen Nachtrag

zu

zu dem Ganzen aufmerksam machen wollen; um wenigstens in diesem dasjenige für überflüßig zu erklären, was nicht hieher gehöret, und solches wieder aufzunehmen, was hier wesentlich fehlt. Freylich ist dieses eine traurige Remedur; aber was thut Mancher nicht, begangene Uebereilungen einigermaaßen wieder gut zu machen! Doch wir eilen nunmehr zu

Nr. II. Auch dieses wird, nach demjenigen zu urtheilen, was vor uns liegt, viel zu weitläuftig; was auch der Verf. dagegen in der Vorrede S. V. fg. erinnert. Denn, wenn die ganze Waarenkunde der Kaufleute, in dem Sinne, wie Herr B. dieselbe zu fassen scheint, hier aufgenommen werden soll: so wird, wie wir schon oben (N. A. D. Bibl. 48ter Bd. 2. St. S. 526 fg.) vermuthet haben, das Werk ein bändereiches Buch werden, um das Ganze der Handlung zu liefern. Wir wollen daher den wesentlichen Inhalt des 2ten Bandes hieher setzen. Er wird A. S. 3 — 236 in Küchengewächse, und B. in Obstgewächse S. 237 — 543 eingetheilt. Der Anhang S. 544 — 576 handelt vom Blumenhandel. Jeder dieser Hauptabschnitte wird in besondere Unterabtheilungen zerlegt. Der Verf. betrachtet daher S. 3 — 74 die verschiedenen Arten der Küchengewächse überhaupt, und deren mannichfaltige Gattungen insbesondere. Dann S. 75 — 84; A. die Kohlgewächse; S 85 — 102 B. die Salatgewächse; S. 103 — 132 C. die Wurzelgewächse; S. 133 — 136 D. die Zwiebelgewächse; S. 136 — 138 E die Spargelkräuter; S. 139 — 145 F. die Hülsenfrüchte; und die übrigen S. 145 — 236 G. bis K. betreffen Aepfelkräuter, Blumenfrüchte, Beeren, und Gewürzpflanzen; letztere nach 8 besondern Klassen des Linneischen Systems geordnet. Angehängt sind einige Nachträge vom Trocknen und Einmachen der Küchen- und Gartengewächse. — Von den Obstbaumfrüchten und ihren besondern Arten und Gattungen wird gehandelt S. 237 — 256. — Der Verf. theilt dieselben A. S. 257 — 291 in Kernobst; B. S. 292 — 340 in Steinobst; C. S. 341 — 354 in Nüsse; D. S. 355 — 426 in Beeren; und E. S. 427 — 461 in vielkernige Früchte ein. Die Nachträge von S. 462 — 543 erstrecken sich auf das Trocknen, Aufbewahren und Einmachen des Obstes. Letzteres ist sogar in mehrere Kapitel abgesondert. Im Anhange sind S. 545 fg. einige

Preis-

Preisverzeichnisse von Garten- Feld- und Blumensämereyen, und von einigen andern Produkten des Pflanzenreichs geliefert. Dieß hat einen wesentlichen Nutzen, obgleich auch dergleichen Preise einer fast täglichen Veränderung unterworfen sind; allein der gänzlich Unkundige lernt doch ungefähr den Preis der Dinge kennen. Das meiste, was der Verf. in naturhistorisch-ökonomischer Hinsicht hier vorträgt, ist, wie er S. VIII. fg. selbst gesteht, aus den besten neuern Schriftstellern entlehnt, und wird als Waaren-Materialkunde dargestellt. Der Verf. sagt: daß die von ihm gelieferte Handels-Produkten-Kunde keinesweges als eine specielle kaufmännische Waarenkunde; sondern bloß als Grundlage, oder als eine zweckmäßige Vorbereitung zu derselben anzusehen sey; daher er auch das ganze Werk lieber, wie Herr Beckmann seine vortrefflichen Beyträge — eine Vorbereitung zur Waarenkunde, als Waarenkunde selbst nennen möchte. Aber welcher Sachkenner wird nicht den himmelweiten Unterschied zwischen der Bearbeitung der Waarenkunde eines Beckmanns, und der eines Buse entdecken!! Letzterer schreibt oft ganz unzuverlässige Quellen, wie z. B. S. 544 u. m. a. O. Hrn. Schedels Werke, auch die neue Ausgabe des vorstehenden Ludovicischen Kaufmanns-Lexikon ab. Will Herr B. unsern Rathe folgen: so schränke er doch seinen Plan in etwas ein, und bediene sich in dessen Ausführung einer strengern Kritik und zweckmäßigerer Hülfsmittel.

Zj.

Haushaltungswissenschaft.

Auf dreyßigjährige Erfahrung sich gründender praktischer Unterricht der ganzen Landwirthschaft (,) zur Belehrung nicht nur für Anfänger in der Oekonomie, sondern auch für unerfahrne Landwirthe. Herausgegeben von C. F. Gaudich. Leipzig, bey Rein. 1800. Erster Band erste Abtheilung. 354 S. 8. Mit Kupfern. 2 Rh.

Also für Anfänger und unerfahrne Landwirthe (ist denn beydes nicht ziemlich einerley?) soll dieß kompilirte Werk seyn? Kaum für diese, geschweige für erfahrnere! Was noch mehr ist: so kann kein grösseres Plagiat geschehen, als dieses ist. Man sehe nur die Kupfer an. Alles besitzen Anfänger und unerfahrne Landwirthe längstens; sie müssen also doppelt bezahlen, wenn es ihnen keine baldige Recension sagt, wo sie solche antreffen. Man vergleiche daher Tab. I. mit dem Kupfer des Rindviehtrokars in Riems Schrift: Das aufgeblähete Vieh — — zu retten, und doch kennt der Verf. den verbesserten Trokar noch nicht, der einen Einschnitt hat; Tab. II. die Fegemaschiene, steht in Riems neuer Sammlung 12. Theile, Tab. III. die Hexelmaschine, ist in gedachter neuen Sammlung 5. Theile, und daraus ist auch nur die alte Zeichnung, die abgeschafft worden, genutzt; Tab. IV. die Malzdarre, ist eben daselbst ganz genau mit zu finden; Tab. V. die Buttermaschine, ist ganz gleichförmig in Riems Sammlung 12. Theile anzutreffen; und so ists auch mit Tab. VI. und VII. beschaffen. Man darf, um diese zu vergleichen, nur einen Sachtleben, zum Theil auch Westrumb und Gilly vor sich legen: so wird man solche Aehnlichkeit, sogar in den erläuternden Buchstaben finden, daß kein Ey dem andern gleicher sehen kann; woraus erhellet, daß der Verf. die Originale nur dem Kupferstecher geben durfte: so war all das Honorar leicht verdient, was der unwissende Verleger zahlen mußte! Daß der Verf., in und bey Dresden wohnend, so etwas unternehmen konnte, heißt die Freyheit weit ins Spiel setzen!! Ob der Verf. jemals von allem dem, was er hier vorträgt, einen, und den andern Gebrauch gemacht habe, muß er nun, wenn er Glauben verdienen will, dadurch er; und beweisen, daß er die Orte nennt, wo er gewirthschaftet, und dergleichen aufgestellet, oder nur nachgeahmet habe; welches er uns wohl schuldig bleiben wird!!! Bey allem diesem hatte er noch einen schlechten Kopisten der Kupfer; denn alle sind aus den Originalwerken verkehrt abkopirt. Kurz eine verwegnere Kompilation ist dem Rec. noch nicht vorgekommen! Mehr wird sich erst sagen lassen, wenn das Werk mit dem 2ten Bande kompletirt seyn wird. Wie leicht ists, auf diese Art ein — neu und interessant scheinendes Werk zu schreiben? Man darf nur 5 — 6 oder mehrere neue Werke vor sich legen, und aus jedem etwas nehmen und

zusam-

zusammensetzen; dann ist ein neues Buch für einen Verleger fertig, welcher eigentlich dadurch hintergangen wird, selbst wenn er einige Kenner fragt. Denn diese können nicht anders als sagen: das Werk ist gut; weil ihnen die guten Originale nicht gleich vor Augen schweben, aus denen Alles kompilirt ist.

Zum jetzigen Schlusse ist noch eine kleine Erinnerung und Frage übrig: ist denn der Verf. schon so berühmt, daß er seinen Lesern — zu besserm Zutrauen — seinen Wohnort und allenfallsigen Charakter nicht zusetzen dürfte?

Desgleichen ist von dieser Schrift zur Mich. Messe 1800 erschienen

Des ersten Bandes zweyte Abtheilung. 470 S. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Von diesem zweyten Bande, sey es auch ersten Bandes zweyte Abtheilung, läßt sich nicht mehr und nicht weniger, wie vom ersten Bande, oder des ersten Bandes erster Abtheilung sagen. Auch hier sieht man noch nicht, wozu die Kupfer gehören, die dem ersten Bande zugegeben worden; noch weniger einige Kupfertafelerklärung. Auf dem Titelblatte stehet: mit Kupfern; aber es sind diesem zweyten Bande keine zugegeben. Eine andere Unordnung ist noch darin, daß man errathen muß, ob dieß der zweyte Band sey. Nämlich auf den Bogen A—C steht nichts davon, da es hingegen von D bis Ff heißt: zweyter Band. Warum das? da doch auf dem Titelblatte die zweyte Abtheilung angemerkt worden. Aus dem Ganzen sieht man schon, daß der Verf. zwar stark kompilire; aber sein Kompiliren sehr verkehrt und widersinnig anfange. Wir müssen nun auf die Fortsetzung warten, ob man daraus etwas Näheres darüber erfahren kann.

Ch.

Vermischte Schriften.

1) Taschenbuch für 1801. Herausgegeben von Fr. Genz, Jean Paul und J. H. Voß. Braunschweig, bey Vieweg. 1801. Mit Kupfern und Musikalien. 12 Bog. 16. In rothen Korduan gebunden 2 Rg. 20 gr., geringer gebunden und mit weniger Kupfern 1 Rg. 12 gr.

2) Taschenbuch für 1801. Siama und Galmory und die Schöpfung des Weibes von D. J. G. Siegfried. Leipzig, bey Wolf. 1801. Mit Kupfern. 8 Bog. 16. 1 Rg. 12 gr.

3) Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden auf 1801. Von Lang, mit Kupfern von D. Chodowiecki und Andern. Frankfurt a. M., bey Guilhaumann. 1801. 14 Bog. 16. 1 Rg. 16 gr.

Nr. 1. liefert zuerst eine Geschichte der Unruhen in Frankreich, während der Gefangenschaft des Königs Johann von Valois, von Genz. Ein gehaltreicher und in einem männlichen historischen Styl geschriebener Aufsatz, der in uns den Wunsch erregt hat, daß es Herrn Genz gefallen möchte, der mit so vielem Rechte von ihm erwarteten Geschichte der französischen Revolution eine gedrängte Uebersicht der ältern französischen Geschichte vorangehen zu lassen. Was ließe sich nicht von einem Manne erwarten, der das gründlichste Quellenstudium mit einer solchen Darstellungsgabe verbindet!

Unter den hierauf folgenden neunzehn Gedichten des Herrn Hofrath Voß, zeichnen sich, nach des Rec. Gefühl, diejenigen, welche aus des Dichters früherer Periode herrühren, vorzüglich aus; doch sind auch unter den neuen sehr herrliche Stücke, wie sich dieses bey einem Manne von so großen Talenten nicht anders denken läßt. Die Versuche, griechische Sylbenmaaße der deutschen Sprache anzupassen, so fremd sie manchem ungriechischen Ohre scheinen möchten,

sind

sind doch wahrer Gewinn für unsere Sprache; und zeugen so sehr von derselben Biegsamkeit und Energie, als von des Dichters feinem Sinne in der Versifikation. Rec. rechnet dahin besonders Nr. VI. IX. und die sehr liebliche Versart Nr. XIII.

Darauf folgt ein, als historische Skizze gemeinter, obgleich nicht so überschriebener Aufsatz: Charlotte Corday von J. P. Fr. Richter. Was hätte aus dem herrlichen, in seiner Art einzigen Stoffe, unter den Händen eines Schriftstellers, der mit der historischen Kunst vertraut gewesen wäre, eines J. Müller — Schiller, u. a. m. werden können! Aber der Rec. gesteht offenherzig, daß Herr Richter ihm hier gar nicht Genüge gethan hat. Man findet hier zwar alles Gute dieses fruchtbaren Schriftstellers. Eine lebhafte Einbildungskraft, schöne Tiraden, empfindungsvolle Aufwallungen, u. s. w. aber auch alle Auswüchse, welche sich in seinen andern Schriften finden: die heterogensten Zusammenstellungen, das beständige Haschen nach dem Seltsamen, die beständige Jagd nach poetischen Bildern und nach ganz fremden Gleichnissen, die genialisch seyn sollenden Uebergänge vom Platten und Gemeinen zum Erhabenen und Schauererregenden. Zuweilen bringt sogar die Begierde, Alles, wer weiß wie neu und witzig zu sagen, Herrn Richter zu Concetti, welche nahe ans Sinnlose gränzen. So sagt er z. B. S. 139 „Daß durch die französische Revolution, ein zugleich „verfeinerter und moralisch vergifteter Staat, (dessen „Kubikwurzel Paris ist, wird in einer Note hinzugesetzt) „— seinen Galeerenring zerbrach." Solche bunte und affektirte Schreibart dient sicherlich nicht zu einer guten historischen Darstellung! Diese muß ernsthaft und lebhaft, die Schreibart muß natürlich seyn, und sich gleichbleiben. Die Geschichte zu schreiben, ist ein sehr ernsthaftes Geschäfft; denn sie ist die Lehrerinn der Menschheit, und ganz etwas anders, als Hundsposttage, oder ein spaßhafter kleinstädtischer Quintus Fixlein.

Das Durchlesen dieser, bey allen nicht zu verkennenden einzelnen schönen Stellen, doch im Ganzen mißrathenen historischen Skizze, hat auf den Rec. einen so unangenehmen Eindruck gemacht, eben weil er einen Mann von Talent immer straucheln sah; so daß er nicht umhin kann, über die Art Bücher zu schreiben, eines Verfassers, den man gern lieben

 möchte,

möchte, und welcher doch so oft zurückhält, hier ganz offenherzig seine Meinung zu sagen.

Herr Richter hat sich eine Manier gemacht, worin er Alles aufs Papier werfen kann, was und wie es ihm eben einfällt, gut oder schlecht, weitschweifig oder körnig, platt oder edel, selbstgedacht oder aus dem Kollektaneenbuche zusammengesucht; Alles gilt bey ihm, und er kümmert sich gar nicht um Ordnung, Zusammenhang und klaren Sinn. Dieser Schriftsteller gleicht einem Manne, der Alle, die zu ihm kommen, im Schlafrock ungekämmt, und mit der Nachtmütze auf dem Kopfe empfängt. Nun sieht man freylich bey einem interessanten Manne nicht auf die Kleidung; sondern nimmt ihn, wie man ihn eben findet. So hat denn auch das deutsche Publikum Herrn R. von Anfang an als einen wirklich sehr interessanten Mann wohl aufgenommen, ohne auf manche in die Augen fallende Unschicklichkeiten zu sehen. Aber eben diese Nachsicht hätte ihn erinnern sollen, die Unschicklichkeiten sich nach und nach abzugewöhnen. Wenn jemand nicht nur in seinem Zimmer vor seinen Bekannten sich unangekleidet zeigen, sondern auch öffentlich immer im Schlafrock und Pantoffeln erscheinen wollte — was würde man von dem denken? Herr Richter ist bisher beständig vor dem Publikum en negligé erschienen; das fängt an so auszusehen, als glaubte er, es wäre das ganze deutsche Publikum nichts mehr werth. Das würde einen Mangel der Achtung gegen dasselbe anzeigen, der einem Schriftsteller, der auf die Achtung des Publikums seinen Ruhm gründet, nicht ziemen würde. Wenigstens wenn es nicht Selbstgenügsamkeit, sondern nur Mangel an Aufmerksamkeit auf sich selbst wäre: so wird er es um so weniger übel nehmen, daß einer der Umstehenden ihn an etwas erinnert, worauf er selbst nicht denkt, daß der Schlafrock und besonders die Nachtmütze, durch langen Gebrauch etwas unscheinbar zu werden anfängt, und also wenigstens wohl einmal könnte ausgewaschen werden! Wenn Herr Richter übrigens auch zuweilen — z. B. wenn er sich mit historischen Skizzen beschäfftigen will — irgend ein ganz simples Kleid anzüge, wie andere ordentliche Menschen: so würde es ihm vermuthlich recht wohl anstehen, selbst wenn es ihn anfänglich ein wenig geniren sollte; er würde wenigstens dadurch dem Verdachte entgehen, als setze er einen Werth darauf, auch in der besten Gesellschaft sich äußerlich eine ganz

andere

andere Gestalt zu geben, als andre Menschen, und glaube etwa gar im Ernste, Jean Paul, ohne weiteres, bedeute mehr als Johann Paul Richter. Ein Späßchen wird leicht ungeschmackt, wenn es oft wiederholt wird. Es ist Herrn Richter gelungen, durch seine fremde Gestalt Aufsehen bey einem gewissen Theile des Publikums zu erregen. Das Aufsehen war nun erregt; man lief ihm nach. Sollte er bloß denen gefallen wollen, welche ihm bloß wegen des fremden Ansehens nachliefen? Das ist ihm nicht zuzutrauen. Er würde sich aber nicht durch blosse Seltsamkeiten, deren selbst die Gaffer durch die beständige Vervielfältigung müde werden möchten, bey dem schätzbarern Theile des Publikums in der Achtung erhalten, welche er durch seine übrigen Talente und guten Eigenschaften wirklich verdient.

Und doch möchte man zuweilen glauben, Herr Richter setze auf ein fremdes Ansehen viel zu viel Werth, und wende deshalb zu seinen Zwecken oft die unrechten Mittel an. Er sagt S. 143 „die Weiber leben eigentlich mehr in Ideen „als wir; sie denken mehr mit dem Herzen, wir mehr „mit dem Kopfe, und sie irren oft durch ihr ganzes Leben, „um die versperrte Wirklichkeit herum.“ Wenn der Rec. nicht ganz irrt: so beurtheilt hier Herr Richter das weibliche Geschlecht ganz falsch. Daß es von Seiten des Herzens zarter ist, als das männliche, ist gewiß; aber die Frauenzimmer sind wirklich nicht so verkehrt, mit dem Herzen denken — das heißt ungefähr, mit den Händen gehen zu wollen; und wenn ein einzelnes Frauenzimmer etwa in der Idee lebt, wird sie von Männern und Frauen viel geschwinder für eine Närrinn erkannt, als eine phantastische Mannsperson. Aber man möchte wohl Herrn Richter zurufen: Mutato nomine *de te* fabulam narras. Denn wenn man seine Schriften einige Tage hintereinander lieset, (ein nicht leichtes Geschäfft, dem sich aber der Rec. unterzogen hat, um diesen wunderbar scheinen wollenden Mann von allen Seiten zu kennen und zu vergleichen): so kann man sich kaum enthalten zu glauben, daß Herr Jean Paul zu den Leuten gehöre, welche mit dem Kopfe Leidenschaften erregen, mit dem Herzen demonstriren, durch die Nägel transpiriren, durch das Zellgewebe verdauen, kurz in der Natur nichts da lassen wollen, wohin es die Natur gesetzt hat. Es ist Schade, daß ein Mann von so guten Anlagen

die Grille im Kopfe hat, in seinen Schriften Alles fremd und seltsam zu kehren, und immer um die von ihm selbst versperrte Wirklichkeit einer guten Schreibart herumzuirren! Je weniger er solcher Grille künftig Raum geben will, desto mehr wird er seine guten Anlagen wirklich ausbilden; desto mehr wird er seinen Ruhm aufrecht erhalten, welcher sonst unvermerkt sinken dürfte, und schneller, als er sich vielleicht selbst vorstellt.

Noch sind der besser eingebundenen Ausgabe dieses Taschenbuchs beygefügt: Acht Kupfer zu Butlers Hudibras auf Coeur-Karten, von D. W. Soltau gezeichnet, und D. Berger gestochen. Herr Soltau hat bekanntlich eine vorzügliche Uebersetzung des Hudibras geliefert, aus welcher hier die acht Bilder erläutert werden. Die drolligte Art, in die Herzen der Coeur-Karten komische Gesichter, und darunter die zu einer Scene in Hudibras gehörigen Figuren zu zeichnen, läßt sich nicht beschreiben; die Blätter müssen angesehen werden. Sie sind voll Hogarthscher Laune.

Zuletzt folgen noch Tabellen, d. h. 12 leere Blätter, allerley in jedem Monate einzuschreiben; auf jedem Blatte oben ein niedliches, sich auf jeden Monat beziehendes Kupferchen. Die Tabellen und die Soltauschen Kupferstiche sind in der geringer eingebundenen, folglich wohlfeilern Ausgabe nicht vorhanden; aber die zwischen dem Kalender befindlichen Kupfer, befinden sich in beyden. Es sind Fortuna nach Guido Reni, der heil. Grimoaldus nach Andreas Sacchi, die Transfiguration nach Raphael, der Hieronymus nach Dominichino, der todte Christus nach Hannibal Caracci. Sie sind in Paris von Herrn Franz Catel (aus Berlin) gezeichnet, und von Petit, Bucquoy und Heß recht hübsch gestochen. Hübsch ist das rechte Wort; denn die Bilderchen lassen sich recht hübsch ansehen; aber freylich vom Geiste der großen Maler, welche die Bilder entwarfen, ist hier wenig zu finden. Um das vergangene und neu angefangene Jahrhundert zu bezeichnen, ist auf dem Titelkupfer der theurern Ausgabe der alte und junge Kopf des Janus, und eben so in der wohlfeilern Ausgabe der vereinte Kopf Friedrichs des Großen und des jetzt regierenden Königs von Preußen zu sehen. Die Musikalien bestehen aus vier

Melo-

Melodien des verewigten J. A. P. Schulz zu vier Liedern von Voß.

Nr. 2. macht uns mit einem jungen Dichter bekannt, dessen Erstlingswerke, unsers Wissens, die hier gelieferten Gedichte sind; dessen lebhafte Imagination, edle Sprache und ziemlich reine Versifikation künftig zu nicht geringen Erwartungen berechtigen, wofern er nur gegen sich selbst künftig streng seyn will. Das den größten Theil dieses Büchleins füllende Gedicht: Siama und Galmory in zwey Gesängen, welches die Liebe zweyer edlen Peruaner und ihr, durch Pizarro's und seiner Gefährten Grausamkeit veranlaßtes trauriges Ende schildert, ist reich an Stellen, welche ein zartes Gefühl athmen, und eben so edel empfunden, als angemessen ausgedrückt sind. Wir schreiben zum Belege unseres Urtheils nur folgende Zeilen S. 40 ab.

— — In stummer Verwirrung
Wandelt er langsam hin. Die schöne Führerinn eilte
Leicht vor ihm her, wie Blüthen im Winde. Da dachte der Jüngling,
Fühlte: sie ist es! — Sein Geist war Ein Gedanke geworden,
Dieser eine: sie ist es!
— Flutend und ebbend
Stürmt ihm die Seele von Hoffnung und ahnendem Zweifel getrieben.

Eine gewisse Ueppigkeit in der Schreibart, welche ans Hochtrabende gränzt, desgleichen unrichtige und ungewöhnliche Wortfügungen, als: „erwünschlich, laut anbrandendes „Meer, zu der Schönen entbrennen, — bin ich in meinem „Vermögen so häßlich?“ u. dergl. wird der Verf. künftig hoffentlich zu vermeiden bemüht seyn.

Das hierauf folgende Fragment: die Schöpfung des Weibes, ist eine liebliche morgenländische Dichtung in einem blühenden, mitunter etwas pomphaften Styl geschrieben. Auch die Zuschrift an Melliphone ist nicht ohne poetischen Werth.

Nr. 3. glauben wir zu den vorzüglichen für dieß Jahr erschienenen vielen Taschenbüchern zählen zu können. — Die gelieferten Erzählungen sind eben so lehrreich als gut geschrieben; die Sittensprüche und Anekdötchen, welche Allerley überschrieben sind, zeichnen sich durch ihre praktische Anwendbarkeit

keit aus. Die Poesien sind der schwächste Theil dieses Taschenbuches. Die von Haug (dessen Bildniß dem Titel vorsteht) Friedrich und Buri behaupten den Vorzug. — Die beygefügten Kupfer gehören zu den wenigen aus der neuesten Zeit, welche D. Chodowiecky's Namen entsprechen. Druck und Papier sind vorzüglich.

Fz.

Swift's und Arbuthnot's vorzüglichste prosaische Schriften satirischen, humoristischen und andern Inhalts. Fünfter und sechster Band.

Auch unter dem Titel:

Lemuel Gullivers Reisen zu verschiedenen entfernten Nationen. Leipzig, bey Weygand. 1799. Erster und zweyter Theil. 17 und 18 Bog. 8.

In dem ersten Bande ist die Reise nach Lilliput und Brobdignog, und im zweyten die nach Laputa, Balnibarbi, Luggnogg, Glubbdubdrib, Japan, und nach dem Lande der Houyhnhnms enthalten. Die witzige Dichtung selbst ist zu bekannt und von zu entschiedenem Werth, um darüber hier irgend etwas sagen zu dürfen; und die Uebersetzung scheint die mehrern bisherigen Versuche wenigstens zu übertreffen, wenn darin gleich die ganze Eigenheit und Schärfe der Swiftischen Laune nicht überall wiederzufinden seyn möchte.

Ih.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey dem Buchhändler Kummer in Leipzig ist in Commission, das Exemplar à 18 Gr. zu haben:

Leidensgeschichte Pius VI. Römischen Papstes. In einer Trauerrede auf dessen Tod entworfen von Cäsar Brancadoro, Erzbischof von Nisibien, und Sekretär der Congregation de propaganda fide etc. nach dem lateinischen Original frey bearbeitet, und mit einigen historischen Noten aus dem Französischen begleitet von Placidus Muth, Prälaten der Benedikt. Abtey auf dem Petersberge, Erzb. Maynz. geistl. Rathe, der heil. Schrift Doct. und Prof. zu Erfurt.

nebst dem in Kupfer gestochenen Bildnisse des Verewigten.

An Prediger und Erzieher.

Ankündigung eines praktischen Handwörterbuchs über alle Hauptbegriffe der christlichen Moral, mit Hinsicht auf ihre Fortbildung durch die neuere Philosophie, als Hausbedarf für Prediger und Erzieher. In alphabetischer Ordnung. gr. 8. Leipzig, bey Salomo Lincke.

Die philosophische und christliche Moral hat in unsern Tagen in der That eine neue Gestalt erhalten. Mehrere ihrer Begriffe sind durch bestimmte Entwickelungen verändert, und in sich selbst in einen andern Zusammenhang gebracht worden. Sie selbst ist als Wissenschaft erweitert, und in ihren Principien der Vollendung näher geführt worden. Aber von

 der

der einen Seite, liegen diese Fortschritte der Moral in zu vielen einzelnen Schriften der ersten Denker unserer Nation zerstreut, und ihr Sammlen ist eben ein so mühsames Geschäfft, als der wenig bemittelte Prediger und Erzieher sich diese Schriften nicht sämmtlich anschaffen kann, für die also die reiche Ausbeute dieser Untersuchungen beynahe ganz verloren gehen würde; und von der andern Seite gehört auch in der That zur Zusammenstellung des großen Ertrags der neuern Untersuchungen in der Moralphilosophie eine sorgfältig geordnete Auswahl des allgemein Praktischen und Anwendbaren, um nicht aus Vorliebe für irgend ein gangbares philosophisches System (z. B. das Kantische) Dinge aufzunehmen, die wohl für das Katheder, aber nicht für den Vortrag ans Volk, und für den Zweck des Erziehers gehören.

Diese große Ausbeute, die die Fortschritte der Moralphilosophie in den letzten 12 Jahren ungefähr darbietet, mit Sorgfalt, Geschmack und genauer Kenntniß aller hierher gehörigen Schriften zusammenzustellen, und alle Hauptbegriffe der Moral in alphabetische Ordnung zu bringen, damit jeder Prediger und Erzieher, sobald er den Buchstaben, unter welchen der moralische Begriff gehört, aufschlägt, sogleich die ganze Summe der hierher gehörigen Materialien in vollständigen Definitionen und logischen Sätzen übersehen könne; ist der Zweck des unter obigem Titel angezeigten Werkes.

Der Herausgeber ist es sich bewußt, die Schriften, die dabey zweckmäßig benutzt werden müssen, zu besitzen, und gehörig studirt zu haben; sein Werk wird das Resultat dieses Studiums seyn. Es wird keinen, der es gebraucht, in seinem Amte und Verhältnissen verlassen, und das, was Predigtentwürfe und ähnliche ascetische Schriften nur zerstreut und unvollständig enthalten können, im wissenschaftlichen Zusammenhange liefern und enthalten.

Bey der Reichhaltigkeit der hierher gehörigen Materialien wird das Ganze in 2, höchstens 3 Theilen, jeder Theil zu 1 Alphabet gr. 8. erscheinen. — Der erste Theil erscheint 1801, der zweyte zur Michaelismesse 1801; und ist ein dritter Band erforderlich: so erscheint dieser zur Ostermesse 1802.

Um

Um allen denen, welche sich dieses Werk gern billig anschaffen wollen, einige Erleichterung zu verschaffen, offerire ich, wer von dato an bis zum 30sten April dieses Jahres auf den ersten Band 18 Gr. sächsisch bey mir oder jeder ihm zunächst gelegenen Buchhandlung voraus bezahlt, diesen Pränumerationspreis; der nachherige Ladenpreis ist 1 Thlr. bis 1 Thlr. 4 Gr. für den 1sten Band. Bey Erscheinung und Empfangnehmung des 1sten Bandes zahlt jeder Interessent, welcher dieses Werk fortsetzen will, auf den 2ten Band, als für welchen ich keinen längern Pränumerationstermin statt finden lasse, sogleich 18 Gr. sächsisch voraus; eben so bey einem 3ten Bande, wenn solcher erforderlich ist.

Ich ersuche meine sämmtlichen Herren Collegen, hierauf gefällige Pränumeration anzunehmen, und mir ihre Interessenten in der bevorstehenden Jubilatemesse mit Erlegung der Pränumeration gefälligst anzuzeigen, indem ich späterhin den bestimmten Pränumerationspreis, davon ich ihnen noch einige billige Provision gestatte, nicht statt finden lassen kann.

Ferner ist bereits bey mir erschienen:

Anreden bey der allgemeinen Beichte zur Vorbereitung auf die Abendmahlsfeyer, theils mit Rücksicht auf die Evangelien der gewöhnlichen Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, theils über freye Themata für Familienandachten bearbeitet. — 1stes Heft vom 1sten Advent 1800 bis 6ten Epiphanias 1801. — 2tes Heft vom Feste Mariä Reinigung bis zum 3ten Osterfeyertage. Das 1ste Heft kostet 16 Gr. — Das 2te Heft 12 Gr. Auf das 3te Heft wird bey mir und in allen Handlungen bis ultimo März 8 Gr. Pränumeration angenommen, und dann nach Erscheinung dieses auf das 4te Heft bis ultimo April. — Das 5te Heft, welches binnen hier und Johannis erscheinen wird, enthält die Themata für Familienandachten.

Der Herr Verfasser sagt am Schlusse der Vorrede des 1sten Hefts:

„Was die Art der Bearbeitung betrifft: so maaße ich mir „nicht an, jedem Religionslehrer, der dieses lieset, für seine „Bedürfnisse eben vorgearbeitet zu haben. Ueberhaupt sind „alle Arbeiten dieser Art nicht für diejenigen Prediger, die

„extem-

„extemporiren oder einen gedruckten Predigtentwurf wörtlich „nachhalten wollen. Nur zur Weckung neuer Ideen, zum „Durchdenken eines moralischen hierher gehörigen Stoffes „sollen sie dienen, und dazu kann sie der Stadtprediger und „Landpfarrer benutzen. Will er sie noch weiter gebrauchen: „so muß ihm sein Lokale sagen, wie weit er dabey gehen „darf ꝛc."

„Man wird darin keine ausschliessende Anhänglichkeit an „irgend einem philosophischen Systeme finden; der Geist des „Christenthums ist ein Geist der Freyheit, und nicht ein Geist „der Meinungen; den, der ein philosophisches System dem „Christenthume aufdringen will, hat jener Geist noch nicht „frey gemacht."

Ein Urtheil über das 1ste Heft dieser Anreden finden diejenigen, denen zuvor daran gelegen ist, in dem Jahrbuch der neuesten Literatur (oder Fama) 96tes St. S. 30. 4. Leipzig, bey Beygang.

Ferner ist bey mir erschienen:

Der Schullehrer, oder gemeinnütziges Handbuch für Schullehrer und Freunde der Schulen, von Mag. G. A. Horrer, 1stes Heft, als Fortsetzung seines Almanachs für Schullehrer. 8. 6 Gr.

Hiervon sollen jährlich, je nachdem es die Materialien gestatten, 2, 3 bis 4 Hefte von gleicher Stärke und Preis in farbigem Umschlag brochirt erscheinen. Zu Ostern erscheint das 2te Heft.

Die günstige Aufnahme der vorherigen Jahrgänge des Almanachs für Schullehrer, und der Eifer, mit welchem der würdige Herr Verf. seine gewiß unverkennbar guten und löblichen Absichten unterstützt, lassen ihn und mich, nicht nur die beyfälligste Aufnahme, sondern auch den besten Fortgang dieses Werkes erwarten. Leipzig, den 1sten Februar 1801,

Salomo Lincke.

Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die churmainzische Akademie der Wissenschaften zu Erfurt hat in ihrer Versammlung vom 2ten Februar 1801 den

chur-

churbraunschweigischen Herrn Minister Resident v. Schwarzkopf zu Frankfurt am Main zu ihrem Mitgliede ernannt.

Die naturforschende Gesellschaft in Zürch, hat, unter Hirzel's Präsidium, den Doktor der Arzneywissenschaft, Hrn. Stoll in Alsfeld zum Mitgliede ernannt.

Der Pastor und Senior zu Großglogau, Herr Johann Samuel Bail, ist Consistorialrath daselbst geworden.

Herr Probstey-Rath und Kanonikus Donndorf zu Quedlinburg ist dirigirender Bürgermeister der dasigen Altstadt geworden.

Der Herr General-Major von Tempelhoff ist von der Akademie der Künste in Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt worden.

Der bisherige Titular-Forstrath, Herr J. M. Bechstein, ist von dem Herzoge zu Sachsen-Meinungen zum wirklichen Forstrathe mit Sitz und Stimme ernannt, und ihm die Direktion einer zu Dreyßigacker bey Meinungen errichteten Lehranstalt der Forst- und Jagdkunde übertragen worden.

Der wirkliche Ruß. Kaiserl. Etatsrath, Herr von Razumowsky, ist mit 1000 Rubeln jährlichen Gehalts als Vice-Präsident der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg angestellt worden.

Herr Prof. Castillon zu Berlin ist an die Stelle des verstorbenen Selle Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften geworden.

Der Königl. Leibarzt und geheim. Rath, Herr D. Joh. Christ. Andr. Mayer in Berlin ist an des verstorbenen Roloff Stelle zum Dekan des Ober-Collegii medici ernannt worden.

Herr Dr. Consbruch zu Bielefeld hat von dem König von Preußen den Hofraths-Charakter erhalten.

Der Hof- und Domprediger, Herr Carl Ludwig Conrad sen. in Berlin ist an die Stelle des verstorbenen Meierotto zum Kirchenrath beym evangelisch-reformirten Kirchendirektorium ernannt worden; dagegen hat die Inspektion über die reformirten Gemeinen in Berlin und in der

der [illegible], die zuvor Herr Conrad gehabt hat, der Hof- und Domprediger Herr Stosch erhalten.

Herr Alexander Philippson in Berlin ist von der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften daselbst zum akademischen Künstler ernannt worden.

Herr Schumann, dessen Gemälde aus der Brandenburgischen Geschichte bey der letzten Ausstellung der Akademie der Künste in Berlin allgemeinen Beyfall fanden, ist von der gedachten Akademie zu ihrem Mitgliede aufgenommen worden.

Todesfälle.

1800.

Im Junius starb zu Alten-Oettingen, Herr Adam Wennig oder Wenning, Weltpriester, Kanonikus am churfürstlichen Collegiatstifte das. und Pfarrer zu Eggenfelden, 65 Jahre alt; Verfasser zweyer Volksschriften: Historische und moralische Erzählungen für den gemeinen Mann rc. 1784 2te Aufl. 1788, und: Leben, Reisen und Schicksale Georg Schweigharts, eines Schlossers. 3 Bdchn. 1791 und 1792.

Am 2ten August zu Landshut Herr Philipp Fischer, Dr. der AG. Churfürstl. Pfalzbayrischer Medicinalrath und Leibwundarzt, auch ordentlicher Professor der AG., 60 Jahre alt. Als Schriftsteller ist er nur durch einige kleine akademische Schriften bekannt.

In demselben Monat zu München Herr Franz Xaver von Scherer, Exjesuit, D. der Gg., Patricier zu München, Kanonikus und Stiftspfarrer zu U. L. Fr. zu München. Seine Schriften sind ascetischen Inhalts: die erste führte den Titel: Triduana Spiritus renovatio. 1770.

Am 9ten September zu Lauban Herr Immanuel Friedrich Gregorius, Magister der WW. und Pastor primarius das. 70 Jahre alt. Seine schriftstellerischen Arbeiten bestehen durchaus in kleinen Aufsätzen, deren Erscheinung vorzüglich in die Zeiten fällt, wo G. als Conrektor am Gymnasium zu Lauban (bis 1758) angestellt war. Die

neuern

neuern widmen sich fast alle Gegenständen der vaterländischen Geschichte und literarischen Bemerkungen; dagegen die zahlreichen ältern mehr philosophischen, theologischen und biblisch-philologischen Inhalts sind.

Den 10ten September zu Duisburg Herr Christ. Gottfried Otterbein, Prediger bey der dortigen reformirten Gemeinde, 69 Jahre alt. — Er hat sich durch mehrere Schriften, unter andern durch Predigten über den Heidelberger Katechismus, bekannt gemacht.

Den 13ten Januar 1801. zu Hamburg Herr Ch. L. Gerling, Dr. der Theologie, Senior des Ministeriums, Pastor der Kirche zu St. Jakob, und Ephorus der Schulen daselbst, im 56sten Jahre seines Alters.

Zu Ulm den 17ten Januar Herr Johann Kern, Prediger am Münster, und Professor der Philosophie am Gymnasium, im 45sten Jahre. Er hatte seit mehrern Jahren Antheil an der N. A. D. Bibl. besonders im theologischen Fache.

Der nach Weissenfels als Superintendent berufene ehemalige Domprediger zu Naumburg, Herr F. G. Förster, starb vor kurzem, nachdem er kaum sein Amt angetreten hatte, in Weissenfels.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Dresden. Am 28sten May 1801. und den folgenden Tagen, soll in Dresden die, von dem in Trier verstorbenen churfürstl. Leibarzte, Herrn Geheim. Rathe Haupt nachgelassene sehr ansehnliche Münz-Sammlung, in welcher sich sehr viele, zum Theil große und seltene Münzen, goldne und silberne Medaillen, auch Goldgülden befinden, öffentlich verauktionirt werden. — Das Verzeichniß dieser schätzbaren Sammlung kann man durch Herrn Magister Heusinger in Dresden erhalten, welcher auch, so wie der churfürstl. Sekretair, Herr Lipsius, und der Herr Finanz-Calculator Pohle daselbst, unter gehöriger Sicherheit zu derselben gegebne Aufträge anzunehmen bereit sind.

Durch

Durch ein Königl. Rescript vom 6ten Jan. d. J. an das Magdeburgische Konsistorium, ist die bisherige Kaliskysche Töchterschule zu Magdeburg als eine öffentliche Anstalt konfirmirt, und der erste Lehrer derselben, Herr Carl Friedrich Wenk, (der bisher als Erzieher bey der dortigen Handlungsschule gestanden) zum Inspektor obiger Töchterschule ernannt worden.

Der bekannte Baron Glave-Kolbielsky ist Verf. der in deutscher und französischer Sprache erschienenen Druckschrift über die Aussichten der Proprietäre in Frankreich 1801. 8. Quelle perspective offre l'an X. de la Rep. françoise aux Proprietaires? (Octob.)

Die Stadt-Bibliothek in Hamburg hat seit 2 Jahren beträchtliche Vermehrungen an französischen Werken erhalten. Aus der Büchersammlung eines Arztes sind derselben ferner viele naturhistorische und medicinische Hauptwerke einverleibt; auch ist ihr von einem Unbekannten eine vollständige Sammlung der Werke aller alten Aerzte geschenkt worden. Seit kurzem sind auch für dieselbe das Journal des Sçavans, verschiedene historische Sammlungen und neue Ausgaben griechischer Klassiker angekauft. Ferner ist ihr die ehemals in der Petrikirche aufbewahrte Sammlung von einigen 60 alten Handschriften zu Theil geworden. Desgleichen ist sie im Besitz eines Gemäldes von Klopstock, von Anton Hickel gemalt. — Eben so hat das Münzkabinet mit Hamburgischen Münzen aus einem Nachlasse vermehrt werden können.

Herr Levezow, Lehrer am Friedrich-Wilhelmsgymnasium in Berlin, hat eine Denkschrift auf den geschickten, zu früh verstorbenen Architekten, Fr. Gilly, herausgegeben.

Druckfehler.

Im LVI. Bd. 2. St. S. 400. Z. 23. st. Schwange l. Schwunge.

Register
über das Intelligenzblatt
zum sechs und funfzigsten Bande der N. A. D. Bibliothek.

1. Ankündigungen.

2. Berichtigungen.

3. Beförderungen und Veränderungen des Aufenthalts.

4. Todes-

4. Todesfälle.

5. Chronik deutscher Universitäten.

6. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

7. Anzeige kleiner Schriften.

8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Denis,

Register
über das Intelligenzblatt
zum sieben und funfzigsten Bande der N. A. D. Bibliothek.

1. Ankündigungen.

2. Berichtigungen.

3. Beförderungen u. Veränderungen d. Aufenthalts.

4. Todesfälle.

5. Chronik deutscher Universitäten.

6. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

7. Anzeige kleiner Schriften.

8. Bücherverbote.

9. Korrespondenz.

10. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Blochs

